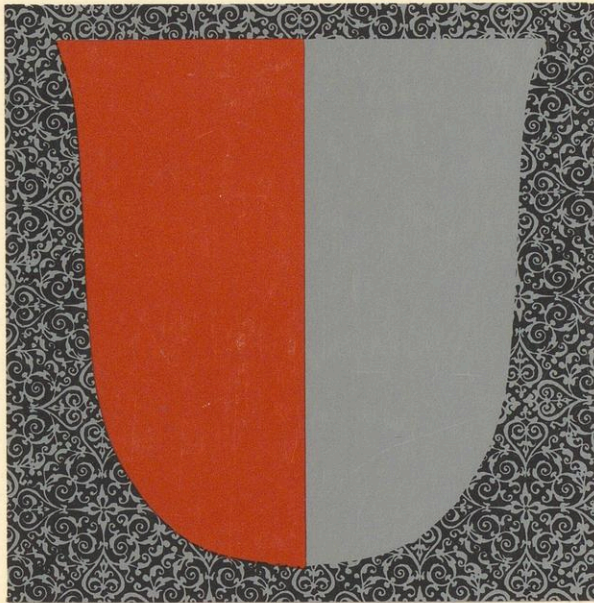


Jahrbuch des Vereins
für Augsburger
Bistumsgeschichte e.V.

32. Jahrgang



MCMXCVIII



N12<509628804 021



UB Tübingen

Jahrbuch
des Vereins für Augsburger
Bistumsgeschichte e. V.

Jahrbuch des Vereins
für Augsburger Bistumsgeschichte

32. Jahrgang

32. Jahrgang

MCMXXVIII

© 1997 by Verein für Augsburger Bistumsgeschichte e. V., 16 32

1997

Schulstr. 17, D-86039 Augsburg

Für den Inhalt der Aufsätze sind die Verfasser verantwortlich

© 1997 by Josef Fuchs Verlag GmbH, Augsburg

Alle Rechte vorbehalten

Herausgeber: Josef Fuchs Verlag GmbH, Augsburg

Printed in Germany

Herausgeber:

Verein für Augsburger Bistumsgeschichte e. V., Schulstr. 17, D-86039 Augsburg

Jahrbuch des Vereins
für Augsburgs Bistumsgeschichte

Jg. 32

(Jahrbuch des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte e. V.; Jg. 32.
1998)

Schriftleitung Prof. Dr. Peter Rummel

Für den Inhalt der Aufsätze zeichnen die Verfasser verantwortlich

© 1998 by Sankt Ulrich Verlag GmbH, Augsburg

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ludwig Auer GmbH, Donauwörth

Printed in Germany

ISSN 0341-9916

Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V.

32. Jahrgang

MCMXCVIII

Herausgeber:
Verein für Augsburger Bistumsgeschichte e.V., Fronhof 4, 86152 Augsburg

Inhaltsverzeichnis



Vorwort	7
In memoriam Msgr. Heinrich Winterholler	8
Peter Rummel St. Salvator in Nördlingen. Die ursprüngliche Kloster- und heutige Pfarrkirche im Spannungsfeld einer 575jährigen Geschichte	10
Werner Schiedermaier Zur Geschichte der Zisterzienserinnen von Kloster Oberschönenfeld ...	28
Rasso Ronneburger Kanonikus Wolfgang Gebhard von Langenmantel (1775–1847) Pfarrer, Distriktschulinspektor und Förderer der Passionsspielgemeinde Waal	39
Peter Rummel Zur 400-Jahr-Feier der St. Annabruderschaft in Augsburg	57
Josef H. Biller Die Wappenwandkalender des Hochstifts Augsburg 1519–1803.....	66
Ulrich Stoll Geschichte der männlichen Jugendvereine und des Katholischen Jungmännerverbands in der Diözese Augsburg von den Anfängen bis 1932/33. 2. Teil	136
Johannes Schaber OSB Die OTTOBEURER STUDIENWOCHE als Forum des kirchlichen Dialogs. Karl Rahner und Ottobeuren	166
Max Ziegelbauer Vierjahresbericht des Referats Kirche und Kultur 1994–1998	180

ZA 5638-32

Franz Josef Merkl Kunst und Konfessionalisierung – Das Herzogtum Pfalz-Neuburg 1542–1650	188
Andreas Tacke Johann Georg Melchior Schmittners Hochaltarbild für St. Martin in Lamerdingen	212
Karl Kosel Die selige Crescentia Höß von Kaufbeuren (1682–1744) Zur Ikonographie ihrer Visionen, 2. Teil	219
Hans Albrecht Oehler Franz Anton Rebsamen (1715–1790) – Zur Wiederentdeckung eines Freskantens	242
Rudolf G. Weißenhorn Der Enderle-Zyklus im Pfarrhof zu Zaisertshofen (Unterallgäu)	261
Thomas Röder und Theodor Wohnhaas Die <i>Stella musicae</i> des Benediktiners Veit Bild. Eine spätmittelalterliche Musiklehre aus Augsburg	305
Hans-Bruno Ernst Zum neuentdeckten „Sing-Fundament“ des Dillinger Kirchenmusikers Joseph Anton Laucher	326
Buchbesprechungen	
Alfred Juhl, Institutum Mariae Virginum. Ein Beitrag zur Geschichte des Englischen Institutes zu Augsburg von den Anfängen bis 1830. (W. Wallenta)	358

Walter Pötzl, Kreuze, Bildstöcke und Feldkapellen (N. Leudemann)	359
Hans Bauer, Schwabmünchen (Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben). (W. Wüst)	361
Ottmar Engelhardt und Manfred Schindler (Redaktion), 900 Jahre Benediktinerabtei Neresheim (Th. Wohnhaas)	363
Rieser Kulturtage. Dokumentation Bd. XI. (W. Ansbacher)	364
Hellmut Waller (Bearb.), In Vorderösterreichs Amt und Würden. Selbstbiographie des Johann Baptist Martin von Arand (1743–1821). (W. Wüst)	367
Achim Sing, Die Memoiren König Maximilians II. von Bayern 1848–1864. (Stefan Miedaner)	369
Norbert Bayerle-Sick, Katholische Aufklärung als staatsbürgerliche Erziehung. Leben und Werk des Karl Aloys Nack OSB von Neresheim (P. Fried)	370
Fred Horstmann, Aloys Merz, Dom- und Kontroversprediger von Augsburg als Opponent der Aufklärung (P. Rummel)	373
Abbildungsverzeichnis	374
Mitarbeiter	378
Verstorbene Mitglieder	379
Vorstandschaft	380
Mitgliederstand	380
Register	381

Vorwort

Trotz finanzieller Engpässe nicht nur im Bereich des Diözesanhaushalts ist die Vorstandschaft des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte dank der großen Spendenbereitschaft seiner Mitglieder und dank der Bezuschussung durch die Bischöfliche Finanzkammer in der glücklichen Lage, auch heuer wieder ein stattliches Jahrbuch herauszubringen. Es umfaßt etwa 400 Druck- und 32 Bildseiten.

Dieser 32. Jahresband bietet unseres Erachtens eine gute Mischung von allgemeiner Bistums- und spezieller Kunst- und Musikgeschichte und kann nicht zuletzt durch das umfangreiche Register für wissenschaftliche, heimatkundliche und pfarrgeschichtliche Arbeiten eine Fundgrube von historischen Daten und Fakten sein. Allen Autoren, aber auch den Mitarbeitern im Büro, im Sankt Ulrich Verlag und in der Druckerei in Donauwörth sei an dieser Stelle ein herzliches Wort des Dankes für die gewissenhafte, zuverlässige und pünktliche Fertigstellung des Jahresbandes 1998 gesagt.

Danken aber möchte die Vorstandschaft auch den zehn neuen Mitgliedern, die aufgrund einer Werbeaktion im Amtsblatt der Diözese Augsburg gewonnen werden konnten, und vor allem den Förderern des Diözesanmuseums St. Afra. Gerade der Bistumsgeschichtsverein ist zu einem „Motor“ für die Errichtung des Museums geworden, und unter den Vereinsmitgliedern befinden sich die größten Spender, die bisher ca. 75 000 DM einbezahlt haben.

Schnell naht das Jubiläumsjahr 2000, und noch weit und beschwerlich ist der Weg zu einer Eröffnungsfeier des Diözesanmuseums. Doch bin ich gewiß, daß dieses Werk gelingen und damit zur größeren Ehre Gottes, aber auch zum Ansehen unseres Bistums beitragen wird, das einen kulturellen und historischen Mittelpunkt innerhalb der schwäbisch-bayerischen Geschichte bildet. Das sollte man auch in unserer schnellebigen und oft nur auf die Gegenwart ausgerichteten Zeit nicht übersehen. Bitte helfen Sie alle mit.

Augsburg, Oktober 1998

Für die Vorstandschaft
Dr. Peter Rummel
1. Vorsitzender

In memoriam Msgr. Heinrich Winterholler

*„Aus Gottes Hand empfang ich mein Leben,
unter Gotteshand gestaltete ich mein Leben,
in Gottes Hand gebe ich mein Leben zurück.“*

Dieses Augustinuswort auf dem Sterbebild charakterisiert treffend die Persönlichkeit von Monsignore Heinrich Winterholler, der am 15. September 1997 in die Ewigkeit abgerufen wurde. Herr Pfarrer Winterholler, stets historisch interessiert, zählte zu den ersten Mitgliedern des Bistumsgeschichtsvereins. Er trug die Mitgliedsnummer 22 und gehörte zwischen 1971 und 1976 der Vorstandschaft an.

1931 in Geltendorf geboren, 1957 zum Priester geweiht, übernahm er 1964 die Pfarrei Windach und erbaute dort die neue Pfarrkirche „Maria am Wege“. 1978 übertrug ihm Bischof Dr. Josef Stimpfle die Pfarrei Dießen, deren herrliches Gotteshaus dringend der Restaurierung bedurfte und ernannte ihn zum Dekan. Pfarrer Winterholler nahm diese Herausforderung an, und ihm gelang es unter großen Anstrengungen, innerhalb von neun Jahren das Dießener Marienmünster, eines der bedeutendsten Baudenkmäler Süddeutschlands, mit Winterkirche St. Stephan, Saal, Museum und Pfarrhof in neuem Glanz erstrahlen zu lassen. Ein Zeichen bleibender Erinnerung ist der 75 m hohe Turm, den Winterholler nach den Originalplänen Johann Michael Fischers wieder errichten ließ. Papst Johannes Paul II. ernannte ihn 1985 zum „Kaplan seiner Heiligkeit“ mit dem Titel Monsignore.

Der Verein wird dem verdienstvollen Seelsorger stets ein ehrendes Gedenken bewahren.

ALLGEMEINE BISTUMSGESCHICHTE

St. Salvator in Nördlingen// Die ursprüngliche^d Kloster- und heutige Pfarrkirche im Spannungsfeld einer 575jährigen Geschichte*

Peter Rummel

Vor fast genau 330 Jahren, am 23. November 1667, besuchte Prinz Cosimo III. von Toscana auf einer damals üblichen Kavaliereisen die Reichsstadt Nördlingen¹. Diese zählte gemäß dem von seinem Mundschenk Filippo Corsini niedergeschriebenen Tagebuch ca. 6000 Seelen und war von einem gut erhaltenen Mauerring umgeben, der die Häuser kreisförmig einschloß. Weiter berichtete Corsini, daß sein Herr „Sankt Georg“ besuchte, das vormals als Dom im Besitz der Katholiken war und schöne Gewölbe und einen überaus hohen Turm besaß. Fast nur noch am Rand erwähnte schließlich der Tagebuchschreiber eine Dreifaltigkeitskirche, die für Begräbnisgottesdienste benützt wurde. Es handelte sich hierbei um Sankt Salvator, dessen Name der Chronist verwechselt hat.

Diesen Reisebericht von 1667 möchte ich sinnbildlich verstehen und ausdeuten. Fast weitschweifig werden die Stadtkirche St. Georg beschrieben und der Daniel als ein Wahrzeichen der Riesmetropole gerühmt. Was aber erfahren wir von St. Salvator, von dem schlichten Gotteshaus, das anstelle eines mächtigen Turmes nur einen bescheidenen Dachreiter besitzt, dessen Glöcklein im Zusammenklang mit den großen Glocken von St. Georg kaum zu hören war, und dessen Existenz über Jahrhunderte hin kaum erwähnenswert schien? Viele Besucher der alten Reichsstadt fanden St. Salvator mit keiner Silbe einer Andeutung wert, und doch ist diese Kirche, um ein Schriftwort des Propheten Michäas abzuwandeln², keineswegs die unbedeutendste Gebetsstätte innerhalb Nördlingens oder des Riesessels. Allein schon vom Alter her gebührt ihr hohes Ansehen, begehen wir doch die 575-Jahr-Feier der Kirchweihe der

* Überarbeiteter Vortrag, gehalten anlässlich der 575-Jahr-Feier der Kirchweihe von St. Salvator in Nördlingen am 21. November 1997.

1 H. Dussler (Hg.), Reisen und Reisende in Bayerisch-Schwaben Bd. 1². 1980, 162–181, hier 172.

2 Michäas Kap. 5, Vers 1.

ursprünglichen Kloster- und heutigen Pfarrkirche. Allerdings ist mit einer solchen Aussage der Bedeutung dieses Gotteshauses noch nicht Genüge getan. Das zeigt die lange Geschichte von St. Salvator, die ich wenigstens in einigen Schwerpunkten darstellen möchte, und zwar nicht isoliert, sondern eingebettet in die jeweilige Zeit mit ihren Problemen und geistigen Strömungen. Zum besseren Verständnis sei dieses Referat in drei Kapitel gegliedert:

- I. Der Ursprung von St. Salvator im Spätmittelalter
- II. Das Karmelitenkloster in der Reformationszeit
- III. Die katholische Pfarrgemeinde im 19. und 20. Jahrhundert.

I. Der Ursprung von St. Salvator im Spätmittelalter

Man schrieb das Jahr 1381. Die kleine Reichsstadt Nördlingen³, die u. a. vom Handel lebte und damit auch in geistiger Verbindung mit der großen weiten Welt stand, war damals schon von einem Mauerring umschlossen. Wohl höchstens 4000 Gläubige zählte die Pfarrei „Sant Görgen“, deren Gotteshaus sich bereits am Platz der heutigen Georgskirche erhob. Ohne große Abwechslungen verlief der Alltag der Bürger. Das galt auch für Mittwoch, dem 17. April 1381. An diesem Tag ereignete sich ein Zwischenfall, zunächst kaum erwähnenswert. Doch sehr bald sollte dieses Geschehnis das historische Bild der Stadt auf Jahrhunderte hin mitprägen:

In einem alten Haus des heutigen Salvatorgäßchens lag ein Mann namens Ulrich Mayinger im Sterben⁴. Wie damals üblich, kam ein Pfarrgeistlicher in

3 A. Steichele, Das Bisthum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben Bd. III. 1872, 929–1074 (= Steichele, Augsburg III). – K. Gröber u. A. Horn, Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Schwaben Bd. II. Stadt Nördlingen. 1940 (KDB Nördlingen). – K. Bosl (Hg.), Handbuch der Historischen Stätten Deutschlands, Bayern Bd. VII. 1961, 496–500. – E. Keyser, H. Stroob (Hg.), Bayerisches Städtebuch Teil 2. 1974, 492–500 (G. Wulz). – D. Kuhdorfer, Nördlingen (= Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben 8) 1974. – D. H. Voges, Die Reichsstadt Nördlingen, 12. Kapitel aus ihrer Geschichte 1988 (= Voges, Reichsstadt). – G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bayern III. Schwaben. Bearbeitet von B. Bushart u. G. Paula. 1989, 768–786. – D. Golombek, C. Völkl (Hg.), Die Stadt, 1100 Jahre Nördlingen, Geschichte und Geschichten. 1997 (volkstümlich, ohne besonderen historischen Wert). – D. H. Voges, Nördlingen seit der Reformation. Aus dem Leben einer Stadt. 1998 (Voges, Nördlingen 1998).

4 D. E. Dolp, Gründlicher Bericht von dem alten Zustand und erfolgter Reform der Kirchen, Clöster und Schulen in der Hl. Reichs Stadt Nördlingen. 1738, Anhang Nr. 89. – Steichele, Augsburg III, 1020–1021. – E. Schmid, Nördlingen, die Georgskirche und St. Salvator. 1977, 139 (= Schmid, Nördlingen).

Begleitung einer Schar betender Gläubigen in das Haus, um dem Schwerkranken die letzte Wegzehrung zu bringen. Unter der Last dieser Leute aber gab der Fußboden nach, und alle stürzten in den Keller. Personen schienen sich nicht verletzt zu haben, doch einige konsekrierte Hostien aus dem kleinen Ziborium lagen unauffindbar im Schutt. Schließlich fand man sie wieder bis auf eine. Um diese vor einer möglichen Verunehrung zu schützen, machte man im Schutt ein Feuer, und nun leuchtete auf einmal das „Heilig Sacrament so gantz klar, lauter und unversehrt auf“, daß man es bergen konnte. Das Anwesen wurde daraufhin abgebrochen und eingeebnet. Wollte man aber künftig das Vieh über diesen Platz treiben - so berichtet der unbekannte Chronist -, dann machte es einen Bogen. Deshalb errichteten Magistrat und Gläubige um 1385 eine kleine Kapelle an diesem Ort, wo fortan „so große Wunder geschahen, daß deshalb viele fromme Leut von fern herr walleten“.

Soweit die Gründungsgeschichte von St. Salvator, deren schriftliche Fixierung aus dem Jahr 1447 stammt, und die ich jetzt wenigstens andeutungsweise in einen größeren theologischen Rahmen stellen möchte. Ein auffallendes Merkmal des ausgehenden Mittelalters ist u.a. die verstärkt einsetzende Eucharistieverehrung⁵. In der Auseinandersetzung mit der damals verbreiteten religiösen Bewegung der Albigenser und Waldenser, welche die Realpräsenz Christi im Meßopfer leugneten, kam es zu einer verstärkten Betonung des Eucharistiekultes. Davon zeugen u. a. die Einführung des Fronleichnamfestes oder die Anbetung der konsekrierten Hostie in der Monstranz. Man wollte sinnfällig bekunden: Christus ist wahrhaftig unter der Gestalt des Brotes gegenwärtig, wie es in dem von Thomas von Aquin verfaßten Sakramentshymnus heißt. Taten sich damals schon viele Kleriker mit solchen theologischen Aussagen schwer, so waren diese für die ungebildeten Gläubigen vollends unfaßbar. Deshalb suchte man Bilder und augenfällige Erscheinungen, z. B. blutähnliche Verfärbungen der Brote, oder Hostien, die strahlten und somit den überirdischen Charakter betonten. Vielerorts vermeldete man solche Hostienwunder, z. B. in Augsburg, Heilig Kreuz, in Deggendorf und Benningen bei Memmingen. Das bekannteste Mirakel ereignete sich 1383 - also zwei Jahre später als in Nördlingen - in Wilsnack bei Schwerin.

Heute ist an der Historizität, d.h. an der Tatsächlichkeit solcher Hostienwunder nicht mehr festzuhalten. Doch sollte man diese Wundergläubigkeit

5 P. Browe, Die eucharistischen Wunder des Mittelalters (= Breslauer Studien zur historischen Theologie N. F. 4) 1938. - Theologische Realenzyklopädie Bd. 15, 604 (A. Döring).

nicht überheblich belächeln, sondern - wie es ein Liturgiker formuliert hat - in diesen Berichten „ein in der realistischen Sprache des Volkes abgelegtes ... Glaubensbekenntnis sehen“⁶. So ist auch das Nördlinger Hostienwunder als ein Credo des mittelalterlichen Menschen zur Gegenwart Christi im Altarssakrament zu verstehen. In diesem Zusammenhang ist ferner die überlebensgroße Statue des Schmerzensmannes in der heutigen Pfarrkirche St. Salvator zu betrachten, die schlechthin als Darstellung des eucharistischen Christus angesehen wird. Möglicherweise wurde diese steinerne Skulptur schon vor 1400 von der Familie Rießmann für die damalige Kapelle gestiftet.

Starke Belebung erfuhr die einsetzende Wallfahrt zur „wunderbaren Hostie“ 1401 durch die Errichtung einer Ordensniederlassung der „Frauen Brüder vom Berge Karmel“ oder, wie sie gewöhnlich heißen, der Karmeliten, die Papst Bonifaz IX. für einen Prior und dreißig Brüder gestattete⁷. Diese bildeten neben den Franziskanern und den nur vorübergehend in der Stadt weilenden Antonitern⁸ die dritte männliche Ordensgemeinschaft in Nördlingen. Ein Vertrag regelte das Verhältnis der Karmeliten zu der Pfarrgeistlichkeit, deren Rechte keineswegs beschnitten werden durften, und zu den Patronatsherren, den Zisterziensern von Heilsbronn bei Ansbach. Streng wurde darin den „Frauenbrüdern“ jegliche Sakramentenspendung oder sonstige Ausübung der Seelsorge untersagt.

Sehr bald nahm der Konvent die Errichtung eines schlichten Gotteshauses in Angriff, das wohl nach Plänen aus der Parlerschule, möglicherweise sogar von Wenzel Parler erbaut wurde⁹. Am 19. November 1422 konsekrierte dann der Augsburger Weihbischof Wilhelm von Wildenholz¹⁰, selbst ein Minorit, den langgezogenen Chor und das einschiffige Langhaus. Aus dieser Zeit stammen im heutigen Gotteshaus u. a. die Chorfresken, die den Gläubigen das Leiden Christi bildhaft erzählten, das Holztafelbild, das die Entstehung der Nördlinger Wallfahrt schildert, ferner im Langhaus die gotischen Heiligenstatuen, die

6 J. A. Jungmann, *Missarum Sollemnia* Bd. I. 1952, 157.

7 Dolp, Anhang Nr. 93 (vgl. Anm. 4). - *Monumenta Boica* Bd. 11, 238.

8 Steichele, *Augsburg III*, 1033. Der Rat übergab den Antonitern 1384 vorübergehend die Synagoge (Judenschule) nebst einigen Häusern in der späteren Judengasse. Vgl. Voges, *Reichsstadt* 162.

9 Schmid, *Nördlingen* 142.

10 A. Schröder, *Die Augsburger Weihbischöfe*, in: *Archiv für die Geschichte des Hochstifts Augsburg* Bd. 5 (1916-1919) 428. - F. Zoepfl, *Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Mittelalter*. 1955, 377. Zoepfl verweist auf ein Bildnis mit Wappen dieses Weihbischofs im Totenbuch des Nördlinger Barfüßer-Klosters im StANö.

in Silber gefaßten Reliefs am derzeitigen Marienaltar, das eindrucksvolle Kreuz über dem Nordeingang der Kirche, und verschiedenen Vasa sacra und Reliquien in der Sakristei¹¹.

Bereits fünf Jahre nach der Konsekration von St. Salvator beschloß die Kirchenpflegschaft von St. Georg ihrerseits, „dem Allmächtigen unserem Herrn zu Lobe“ eine neue „Pfarrkirchen zu bauen“. War die Klosterkirche gleichsam zu einem Stachel im Fleisch der Pfarrgemeinde geworden, die damals mit einer kleineren und unscheinbareren Kirche vorlieb nehmen mußte?¹²

Sehr bald erhielten die Karmeliten nicht nur Zulauf aus der Stadt, sondern auch aus der Landbevölkerung. Außerdem kam es zur Gründung zweier Bruderschaften. Die eine war die Confraternitas der Blinden, Armen und Lahmen, die der Nördlinger Prior ins Leben gerufen hatte, vor allem um die reichlich fließenden Almosen besser verteilen zu können; die andere aber war die Bruderschaft der angesehenen „Geschlachtwandergesellen“ oder Tuchmacher. Deren Mitglieder stifteten zu Beginn des 16. Jahrhunderts den sogenannten „Geschlachtwandleraltar“, den der Nördlinger Künstler Sebastian Dayg anfertigte¹³. Einzelne Teile dieses Kunstwerkes befinden sich heute im Nördlinger Stadt- bzw. im Bayerischen Nationalmuseum in München.

Wie aber stand es zu Beginn des 16. Jahrhunderts um die gesamtkirchliche Lage in der Reichsstadt? Die Pfarrkirche St. Georg war nach fast achtzigjähriger Bauzeit im großen und ganzen fertiggestellt, die Wallfahrt zur „wunderbaren Hostie“ von St. Salvator erfreute sich großer Beliebtheit, die Franziskaner im Klösterle, die Seelsorger der „kleinen Leute“, lebten vor allem von reichlichen Almosen, während z. B. die Kollegiatsherren und Zisterzienser in den Nördlinger Stadthäusern etwas vom gediegenen Wohlstand der alten Stifte und Orden ausstrahlten. Nicht zu vergessen sind auch das Spital, das zwar zu Beginn der Neuzeit unter städtischer Hoheit stand, aber doch vom Ursprung her stark geistlich geprägt war, und das Haus der Schwestern von der Dritten Regel des heiligen Franziskus¹⁴. Haben wir heute viel zu wenige Seelsorger und Klosterfrauen in der Diözese, so herrschte damals ein Überschuß an Welt- und

11 G. H. Zipperer, Die katholische Pfarrkirche Sankt Salvator in Nördlingen, hrsg. vom Pfarramt St. Salvator. 1970.

12 Schmid, Nördlingen 25.

13 Steichele, Augsburg III, 1025. – St. Kleidt, Sebastian Dayg und der „Karmelitaltar“ von Nördlingen, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst Bd. 49. 1997, 86–119.

14 Steichele, Augsburg III, 948–952, 1010–1040. – Voges, Reichsstadt 70–93. – Voges, Nördlingen 1998, Register.

Ordensgeistlichen. Ohne eine genaue Zahl nennen zu können, darf man doch aufgrund der ehemaligen Benefizien und Konventsangaben auf mindestens 50 Priester in der Reichsstadt schließen, die z. T. aus Arbeitsmangel den Müßig-gang pflegten oder unstandesgemäße Nebengewerbe ausübten, um die kärg-lichen Lebensbedingungen aufbessern zu können. Die Stadtbevölkerung war nicht gerade erbaut über dieses wachsende geistliche Proletariat, zumal vor allem die Ordensgeistlichen alle Rechte und Vorteile der Kommunen genossen, selbst aber kaum Pflichten zu erfüllen und keine Steuern zu zahlen hatten. So nahmen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts vielerorts die Spannungen zwi-schen dem Klerus und den Bürgern zu, die mit kritischen Augen diese geist-liche Mißwirtschaft beobachteten. Immer lauter wurde der Ruf nach einer reformatio an Haupt und Gliedern, nach einer Erneuerung des kirchlichen Le-bens. Immer mehr nahm die Kritik an der Hofhaltung der römischen Päpste und der Bischöfe im Land zu, immer mehr Zündstoff sammelte sich an; und es bedurfte nur noch eines Funkens, der dann einen großen Flächenbrand aus-lösen sollte¹⁵. Auslöser, nicht Ursache der nachfolgenden Glaubensspaltung aber war die Verkündigung der 95 Thesen, die Dr. Martin Luther vor 480 Jah-ren am 31. Oktober 1517 gegen die irrige Ablassverkündigung eines Johann Tetzel proklamierte. Welch ungeahnte Auswirkungen diese ursprünglich aka-demische Disputationsvorlage für die Reichsstadt Nördlingen, vor allem für St. Salvator hatte, soll in einem zweiten Kapitel anskizziert werden.

II. Das Karmelitenkloster im Zeitalter des Konfessionalismus

Etwa seit Beginn des 16. Jahrhunderts gehörte dem Karmelitenkonvent von St. Salvator der Nördlinger Bürgersohn Kaspar Kantz¹⁶ an, der um 1482 oder 1484 als Sohn eines hiesigen Lodwebers geboren worden war. Nach Abschluß seines Studiums und Empfang der Priesterweihe übernahm Kaspar Kantz um 1512/13 als Prior die Leitung des Konvents. Er scheint schon damals ein kriti-

15 M. Simon, *Evangelische Kirchengeschichte Bayerns*. 1952, Register (= Simon, *Evang. Kirchengeschichte*). – H. Jedin (Hg.), *Handbuch der Kirchengeschichte* Bd. IV, 1967, 3–10. – W. Brandmüller, *Handbuch der bayerischen Kirchengeschichte* II, 1993, 65–100 (= HBayKG). – *Die Geschichte des Christentums* Bd. 7 1995, 723–744.

16 G. Wulz, *Caspar Kantz*, in: *Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben* Bd. IV, 1955, 100–119. – A. Schlagbauer, W.-D. Kavasch (Hg.), *Rieser Biographien*. 1993, 189 (G. Simon), (= *Rieser Biographien*).

scher Kopf gewesen zu sein, der frühzeitig mit der neuen Lehre des Wittenberger Augustinereremiten Dr. Martin Luther sympathisierte. Wohl deshalb versetzte der Ordensprovinzial im Sommer 1518 ganz überraschend Prior Kantz nach St. Anna in Augsburg und verwies dessen Confratres Martin Monninger und Paul Warbeck aus der Ordensgemeinschaft¹⁷. Letztgenannte wirkten übrigens später als Prädikanten in Oettingen. Kantz aber sollte im Augsburger Karmelitenkonvent wieder im römischen Glauben bestärkt und gefestigt werden. Doch das Gegenteil trat ein. Im Oktober 1518 begegnete er dem Wittenberger Mönch, der, zur Verantwortung vor Kardinal Cajetan geladen, in St. Anna wohnte. Zugleich fand Kantz im Augsburger Karmelitenprior Johannes Frosch¹⁸ einen Mitbruder, der zu den eifrigsten Parteigängern Luthers zählte. Als Kantz 1519 nach Nördlingen zurückkehrte und erneut die Leitung von St. Salvator übernahm, legte er fortan auf der Kanzel der Klosterkirche das Evangelium im Sinn des sächsischen Reformators aus. Damit wurde Kantz zum ersten und eigentlichen Reformator der Reichsstadt Nördlingen.

Sehr bald schlossen sich auch hier, wie in fast allen schwäbischen Reichsstädten, Rat und Bevölkerung der lutherischen Lehre an. Nur stichwortartig sei die nachfolgende Entwicklung im allgemeinen und spezifisch ortsbezogen in Erinnerung gerufen: Es war eine turbulente Zeit, die die Menschen vor 480 Jahren im Reich und in der Reichsstadt Nördlingen miterlebten. Die Gläubigen waren verunsichert, sie besaßen nur geringe katechetische Grundkenntnisse. Viele merkten gar nicht, wenn auf der Kanzel die frohe Botschaft in Form der „neuen Lehre“ verkündet oder die heilige Messe ohne Wandlung zelebriert wurde. Viele Pfarrer und Benefiziaten gaben ihren geistlichen Beruf auf und heirateten. Vor allem in den Bettelorden zogen Mönche und Nonnen den Habit aus und verließen die Klöster, die schließlich verödeten. Eindringlich hat ein unbekannter Augsburger Bürger diese geistige Verwirrung charakterisiert: „Ihr sollt wissen, daß es übel bei uns steht, dann große Ketzerei ist bei uns: Etliche predigen, es sei Christus kein got gewest sunder ein prophet. Die anderen sagen, das Brot oder sacrament sei nit Christi leib und blut; etliche taufen jedermann wider ... und es ist ein solcher jammer, daß die ganze Stadt betrubt ist“¹⁹.

17 G. Wulz, Caspar Kantz 106 (vgl. Anm.16).

18 M. Simon, Johann Frosch (um 1480–1533), in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben Bd. II, 1953, 181–196.

19 P. Rummel, Kirchliches Leben in der Reichsstadt Augsburg vom ausgehenden Mittelalter bis 1537, in: Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 108. Jahrg., 1988, 359–378, hier 373.

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so verworren, war die Lage in Nördlingen. Hier hatte der Rat gegen den Willen des präsentationsberechtigten Zisterzienserklosters Heilsbronn 1522 Theobald Gerlacher, genannt Billicanus²⁰, zum Prediger von St. Georg bestellt. Und der Augsburger Bischof Christoph v. Stadion²¹ verlieh dem Präsentierten die Pfründe in gutem Glauben, dieser werde die römisch-katholische Lehre verkünden. Doch Billicanus „verlästerte bald die Meßpriester als Hauf des Widerchrists“ und verwarf den Opfercharakter der Eucharistiefeyer. Damit schwenkte er ganz auf die Linie des Karmelitenpriors Kaspar Kantz ein. Dieser veröffentlichte 1522 unter dem Titel: „Von der Evangelischen Maß. Mit schönen christlichen gebetten vor und nach der empfangung des Sacraments“, als Flugblatt gedruckt²², das erste Formular für eine deutsche Messe mit der Kommunionsspendung unter beiderlei Gestalten. Als Grundlage scheinen wohl entsprechende Meßfeiern gedient zu haben, die Kantz selbst in St. Salvator zelebriert hat.

Dort war die einstmals geübte strenge Klosterdisziplin in Auflösung begriffen. Ende Januar 1523 beklagte sich der Karmelitenprovinzial beim Rat der Stadt über die „empörlischen“ Widersetzlichkeiten der Patres, über die Veränderung und Vernachlässigung des Gottesdienstes und über die Veräußerung von Kirchengütern. Der Obere war so verärgert, daß es ihm fast lieber gewesen wäre, wenn die Klostergrundstücke der Stadt zufielen, als daß „die schändlich munnich und buben“²³ sie verzehrten. Dieser Brief trug vielleicht mit dazu bei, daß Kaspar Kantz den Konvent verließ und im Juni 1523 heiratete. Da zum damaligen Zeitpunkt eine solche geistliche Eheschließung noch als ungebührlich und ärgerniserregend galt, ordnete der Rat der Stadt an: der einstige Prior sollte „von stund an aus dieser stat geen und nit mer herein kommen“. Doch bald wurde dieser Ausweisungsbeschuß wieder aufgehoben²⁴.

Inzwischen machte die Reformation im Reich wie in der Reichsstadt Nördlingen schnelle Fortschritte. Hier wie dort wandte sich die Bevölkerung, meistens von Ordens- oder Weltgeistlichen angeeifert, dem „neuen Evangelium“ zu. Die Ratsherren dagegen zögerten eher aus politischen als aus religiösen

20 Die Religion in Geschichte und Gegenwart (RGG) Bd. I, 1957, Sp. 1292. – H. Ch. Rublack, Eine bürgerliche Reformation: Nördlingen. 1982.

21 F. Zoepfl, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert. 1969, 1–172 (= Zoepfl, Reformationsjahrhundert). – E. Gatz (Hg.), Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1448–1648. 1996, 678–679 (P. Rummel). (= Gatz B 1428).

22 Simon, Evang. Kirchengeschichte 159.

23 Steichele, Augsburg III, 1026.

24 G. Wulz, Caspar Kantz 107 (vgl. Anm. 16).

Gründen. Sie fürchteten, die Gunst des Kaisers zu verlieren. In Nördlingen hatte der Magistrat zwischen 1523 und 1525 vom Zisterzienserkloster Heilsbrunn alle Patronatsrechte der Pfarrkirche St. Georg abgelöst²⁵. Zwar erhob Rom, das die Folgen eines solchen Rechtsgeschäfts sehr wohl kannte, Einspruch, doch der Augsburger Oberhirte Christoph v. Stadion bestätigte diese Übertragung mit der Begründung: Er wollte damit alle Ärgernisse und Gefahren aus dem Weg räumen und zumindest das *ius confirmationis*, d. h. das Recht der Bestätigung des jeweiligen Stadtklerus für die Zukunft sichern²⁶. Tatsächlich konnte Bischof Stadion noch für kurze Zeit seine Jurisdiktion ausüben. So kam es zu dem damals öfter praktizierten seltsamen *usus*, daß ein katholischer Bischof einen ihm präsentierten neugläubigen Prädikanten auf eine dem Recht nach noch katholische, in Wirklichkeit aber schon evangelische Pfarrei bestellte und bestätigte²⁷.

In St. Salvator aber setzten sich die Auflösungserscheinungen rasch fort. 1525 wohnten nur noch vier Karmeliten im Kloster, drei von ihnen bereits im höheren Alter. Diese boten dem Rat unter der Bedingung einer lebenslangen Rente die Klostergüter an; auch wollten sie den Habit ablegen und in St. Georg Dienst tun. Zehn Jahre später gehörte fast die gesamte Bevölkerung der augsbургischen Konfession an. Dennoch anerkannten die Ratsherren theoretisch immer noch die Jurisdiktion des Augsburger Bischofs in den Kirchenangelegenheiten der Stadt, auch wenn sie sich faktisch bereits zum neuen Evangelium bekannten²⁸.

Noch verworrener wurde die Situation für den einfachen Stadtbürger, als auf dem Augsburger Reichstag von 1548 das sogenannte Interim – d. h. Zwischenlösung bis zum Abschluß eines Konzils – beschlossen wurde, das im Grunde die katholische Kirchenordnung im ganzen Land wieder einführte. Der Nördlinger Stadtschreiber Wolfgang Vogelmann kommentierte auf seine Weise die Durchführung des Interims in der Riesmetropole: In St. Georg werde nicht nur an den Sonn- und Feiertagen „ein gesungenes ampt in lateinischer Sprache mit all seinen bisher gehaltenen Ceremonien zelebriert“. Und komme ein Bischof, um zu weihen oder zu firmen, so werde ihm das nicht verwehrt. Es bleibe auch jedem Bürger unbenommen, sich zu derlei „unnotdürftigen“ Dingen zu begeben. Man sei sich sicher, daß doch niemand davon Ge-

25 Voges, Nördlingen 1998, 21–23.

26 Zoepfl, Reformationsjahrhundert 43–45 (vgl. Anm. 21).

27 a. a. O. 69–70.

28 Steichele, Augsburg III, 1026–1028.

brauch mache. Im übrigen aber halte man sich hier gut evangelisch und lebe in der Hoffnung, daß der Herr selbst seine Ehre retten werde²⁹.

Ob der Augsburger Fürstbischof, Otto Kardinal Truchseß v. Waldburg³⁰, über diese Auslassungen informiert wurde, wissen wir nicht. Auf jeden Fall aber wollte der Kardinal selbst eine Visitation in Nördlingen halten. Erschreckt über diese Unheilsbotschaft, schickte der Rat schnell eine Nachricht nach Dillingen: In Nördlingen sei alles in Ordnung, die Gottesdienste würden lateinisch gefeiert, und sogar in der Karmelitenkirche werde wieder eine Frühmesse gehalten³¹. Bevor Otto Truchseß v. Waldburg sich von der Wahrheit dieses Berichts überzeugen konnte, kam am 5. Juli 1550 Kaiser Karl V. persönlich in die kleine Reichsstadt, und er oder seine Begleitung durchschauten sehr wohl das „geistliche Theater“, das in St. Georg aufgeführt wurde: Was da beim Gottesdienst lateinisch gelesen oder gesungen wurde, war nichts anderes als das, was man zuvor in deutscher Sprache im evangelischen Gottesdienst vorgetragen hatte. Der Kaiser war empört. Bevor er jedoch Gegenmaßnahmen ergreifen konnte, war das Interim durch den Passauer Vertrag von 1552 und vor allem durch den Augsburger Religionsfrieden von 1555 überholt. Jetzt galten die katholische und evangelische Konfession als gleichberechtigt im Reich.

In Nördlingen bekannten sich nun alle Bürger – abgesehen von den Insassen einzelner klösterlicher Stadthäuser, die z. B. zur Deutschordenskomturei Ellingen oder zum Zisterzienserstift Kaisheim gehörten – zur Augsburgischen Konfession. Nachdem bereits vor längerer Zeit die Franziskaner das Barfüßerkloster der Stadt übereignet hatten, übergab 1562 der letzte noch lebende Karmelit Gastel Leitz im Alter von 83 Jahren den gesamten Besitz von St. Salvator an die Reichsstadt. Dafür erhielt er eine Leibrente. Zwar versuchte der Straubinger Karmelitenprovinzial Leonhard Gamann wenig später beim Reichshofrat die Rückgabe dieser Klostergüter einzuklagen, doch blieben alle Bemühungen vergebens. In der Karmelitenkirche wurden fortan evangelische Kinderkatechesen, Frühpredigten und Leichenreden gehalten, im ehemaligen Konventsgebäude aber, dem heutigen Pfarrhof, wohnte der jeweilige Klosterprediger³².

29 Zoepfl, Reformationsjahrhundert 230–231. – Voges, Nördlingen 1998, 42.

30 Zoepfl, Reformationsjahrhundert 173–463. – Gatz, Bischöfe (vgl. Anm. 21) 707–710 (P. Rummel).

31 Zoepfl, Reformationsjahrhundert 232–233.

32 Steichele, Augsburg III, 1028–1030. – Kuhdorfer, Nördlingen 148 (vgl. Anm. 4) . – Voges, Nördlingen 1998, 21–45.

Das Rad der Geschichte drehte sich weiter. Die einst angesehene Reichsstadt verlor allmählich ihre Bedeutung; aber auch die religiöse Konfrontation, die im Reich wie in den kleinsten Orten zu Streitereien und Feindschaften geführt hatte, ebte ab. Die Zeit der Aufklärung, die gerade in kirchlichen Kreisen lange Zeit negativ beurteilt wurde und heute eine neue Deutung erfährt, führte zu einer anderen Sicht des religiösen Zusammenlebens. Eine irenische Einstellung in der Begegnung der Konfessionen setzte sich langsam durch. Nicht unmaßgeblich beteiligt an diesem Umschwung war Professor Johann Michael Sailer³³ in Dillingen und Landshut, der nicht nur in engem Kontakt mit dem reformierten Pfarrer Johann Kaspar Lavater in Zürich oder mit dem evangelischen Dichter Matthias Claudius, sondern auch mit dem Regierungspräsidenten Johann Bapt. v. Ruoesch in Oettingen³⁴ stand, einem aktiven Vertreter der gemäßigten Aufklärung und abhold jeglichem religiösen Fanatismus. Solche Persönlichkeiten haben wesentlich mit dazu beigetragen, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit dem Erlaß des sogenannten „Toleranzedikts“ ein neuer Abschnitt in der Konfessionsgeschichte eingeleitet wurde. Das gilt auch für Nördlingen.

III. Die katholische Pfarrei im 19. und 20. Jahrhundert

Durch das am 10. Januar 1803 erlassene staatliche „Toleranzedikt“ wurde die freie Religionsausübung für Katholiken, Lutheraner und Reformierte gewährt und bei hinreichender Anzahl von Angehörigen einer Konfession die Gemeindebildung garantiert³⁵.

Das war die Geburtsstunde der katholischen Pfarrei Sankt Salvator zu Beginn des 19. Jahrhunderts, mochten auch noch Jahrzehnte vergehen, bis die offizielle Errichtung erfolgte³⁶. 1807 registrierte das Stadtkommissariat 76 Katholiken, die „ihre gemeinsamen Hausandachten“ im königlichen Rentamt in der Reimlinger Straße abhielten³⁷. 1814 waren es bereits 200 katholische

33 G. Schwaiger, Johann Michael Sailer, der bayerische Kirchenvater. 1982.

34 Rieser Biographien 340–341 (P. Rummel).

35 Simon, Evang. Kirchengeschichte 555. – M. Spindler (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte Bd. IV, 2. 1972, 883–887.

36 Steichele, Augsburg III, 1056–1074. – P. Rummel, 550 Jahre Kloster- und Pfarrkirche St. Salvator in Nördlingen, in: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte Bd. VIII, 1974, 217–240 (= JABG). – Voges, Nördlingen 1998, 224–227.

37 PfANö, Abschrift eines Berichtes vom Stadtkommissariat vom 5. 11. 1807.

Bürger, die rechtlich zum evangelischen Pfarramt St. Georg gehörten und deren Eheschließungen, Taufen und Sterbefälle dort in den Matrikelbüchern eingetragen wurden³⁸. Noch immer aber fehlte ein Gottesdienstraum. Zwar lag bereits ein Ratsbeschluss vor, die wenig einladende Karmelitenkirche gegen eine jährliche Miete und unter Zusicherung des Simultaneums zu überlassen, doch vermochten die katholischen Bürger weder die erforderliche Summe aufzubringen, noch wollten sie sich mit dem Simultangebrauch einverstanden erklären. Außerdem verhielt sich die evangelische Geistlichkeit ablehnend³⁹. Jahre vergingen, die Verhandlungen zogen sich in die Länge. 1820 forderte die Regierung des Rezatkreises erneut, die Herrgottskirche mietfrei zu überlassen. Doch der Magistrat hatte immer wieder Einlassungen vorzubringen. Wollten einige Ratsherren das ganze Areal mit Kirche, Kloster und Garten abgeben, so wünschten andere nur die Abtretung des Gotteshauses; einer wollte sogar eine Holzwand in St. Salvator einbauen und nur einen Teilbereich für den katholischen Gottesdienst freigeben⁴⁰. Neue Vorschläge kamen auf den Tisch⁴¹: Man sollte die Spitalkirche abtreten oder das Klösterle – Aufbewahrungsort der Feuerspritzen und von Getreide – räumen und für den katholischen Kultus notdürftig herrichten. Auch plante man, einen bescheidenen Neubau in der Bergergasse bzw. vor dem Baldinger Tor zu erstellen. Katholischerseits hielt der Wortführer, Major Ritter Carl v. Enhueber, Vater des bekannten Malers Karl v. Enhueber⁴², den Bau einer Kirche auf dem Brettermarkt für die beste Lösung. Doch scheiterten alle Pläne nicht zuletzt am Widerstand des evangelischen Dekans Johann Philipp Beck⁴³.

Nachdem aber der Augsburger Bischof Ignaz Albert v. Riegg⁴⁴ bei König Ludwig I. interveniert und dieser finanzielle Mittel für die „Herstellung einer katholischen Kirche in Nördlingen“ hatte bereitstellen lassen, schienen die bestehenden Hindernisse endgültig aus dem Weg geräumt zu sein. Im November 1825 bestellte das Generalvikariat den bisherigen Studienlehrer in Wallerstein, Severin Zipfel⁴⁵, zum Pfarrprovisor. Am 9. November gleichen Jahres

38 PfANö, Schreiben des Generalkommissariats des Rezatkreises vom 27. 7. 1814.

39 Archiv Bistum Augsburg Bo 2563 (ABA).

40 StANö, Ratsprotokoll die Abstimmung betreffend Überlassung der vormaligen Carmeliterkirche an kath. Cultus vom 1. 1. 1820.

41 PfANö, Schreiben vom 14. 7. 1825.

42 Rieser Biographien 96 (A. Schlagbauer).

43 Rieser Biographien 14 (H. Vogel).

44 Gatz B 1803, 620–621 (P. Rummel).

45. Rieser Biographien 469 (P. Rummel).

wurde von den Bevollmächtigten die Schenkungsurkunde der ehemaligen Klosterkirche unterzeichnet und am 2. Mai 1826 mit Genehmigung des Münchener Oberkonsistoriums übergeben. Sie beinhaltet folgendes⁴⁶:

Die protestantische Kirchengemeinde überläßt die Herrgottskirche den Katholiken unter der Bedingung, daß diese nicht veräußert werden kann. Sollte die katholische Gemeinde die Herstellung der Kirche unterlassen oder die Pfarrei sich auflösen, dann fällt das Gotteshaus an die protestantische Kirchengemeinde zurück. Würde die evangelische Hauptkirche aus irgendeinem Grund für den Kultus unbenützlich, so hätten die Protestanten das Recht, ihren Gottesdienst in der Karmelitenkirche abzuhalten; den Katholiken aber stünde es frei, sich für den Simultangebrauch oder für eine zeitweise Übersiedlung in die Hospitalkirche zu entscheiden. Die unentgeltliche Übergabe der Klostergebäude als Wohnung für Pfarrer, Mesner und Lehrer erfolgt erst später.

Damit war die Schenkung vollzogen, doch befand sich die Kirche von St. Salvator in einem so verfallenen Zustand, daß sie vorläufig nicht benützt werden konnte. Die katholischen Bürger mußten sich zum Meßbesuch weiterhin mit einem kleinen Raum im Rathaus begnügen. Da kam – wie es in einem Bericht des Kammerers Christian Gerhard von Kleinerdingen wörtlich heißt – „Herr Obermautbeamter Carl Ritter von Enhueber, Vorsitzender des katholischen Gemeindeausschusses, der alles Aufsehererregende liebte, auf den Gedanken, den Antrag zu stellen, am Namensfest des Königs, das war der 25. August 1826, den katholischen Hauptgottesdienst in der protestantischen Hauptkirche St. Georg halten zu dürfen“⁴⁷. Dekan Beck, der sich bisher den Wünschen der Katholiken gegenüber wenig nachgiebig gezeigt hatte, erteilte wider Erwarten und zu aller Überraschung bereitwilligst die Erlaubnis und fügte hinzu, daß bei ähnlichen feierlichen Anlässen St. Georg auch in Zukunft zur Verfügung stünde, bis die Herrgottskirche hergestellt sei⁴⁸. So zelebrierte Pfarrverweser Zipfel am Freitag, dem 25. August 1826, nach dem evangelischen Gottesdienst in St. Georg ein festliches Hochamt, das die Wallersteiner Hof-

46 Wortlaut bei Steichele, Augsburg III, 1059. – Voges, Nördlingen 225.

47 ABA Bo 2369, Bericht des Kammerers Gerhard vom 3. 10. 1826. Carl v. Enhueber scheint durch einen anderen bereits am 15. 8. 1806 gehaltenen katholischen Gottesdienst in St. Georg zu seinem Vorhaben angespornt worden zu sein. Damals zelebrierte der ehemalige Abt von Mönchsdeggingen, Willibald Zinsmeister, ein Hochamt anlässlich der Geburtstagsfeier von Kaiser Napoleon. Vgl. Voges, Nördlingen 1998, 224.

48 Bericht der Zeitschrift „Flora – Ein Unterhaltungsblatt“, München 1820–1933, hier 1826 Nr. 155.

trompeter musikalisch umrahmten. Der Meßfeier aber wohnten u. a. die Offiziere der Landwehr und die Beamten beider Konfessionen in Galauniformen bei. Für diese kühne ökumenische Initiative erhielt Severin Zipfel allerdings kein hohes Lob. Vielmehr erteilte ihm das bischöfliche Generalvikariat wegen Mißachtung bestehender Gesetze und unerlaubter Meßfeier in einer evangelischen Kirche einen ernsten Verweis und verbot jegliche Wiederholung⁴⁹.

Doch scheint dieser Tadel die Aktivitäten des Pfarrverwesers Zipfel nicht gebremst zu haben. Zunächst kümmerte er sich um die Instandsetzung von St. Salvator⁵⁰. Das Gotteshaus, in den napoleonischen Kriegen als Magazin und Unterkunft für Kriegsgefangene verwendet, befand sich in einem trostlosen Zustand, hatte man doch das Inventar z. T. verschürt. Zipfel ließ die Säulen im Kirchenschiff einziehen, erwarb um 1290 Gulden den heute unbezahlbaren neuen Hochaltar und erbettelte Gewänder und Geräte. U. a. schenkte die Stadt Augsburg die wertvolle Barockmonstranz⁵¹. Die Kreisregierung dagegen zeigte sich sehr zugeknöpft: Sie genehmigte zur Eröffnung lediglich den Ankauf eines Meßgewandes, zweier Ministrantenröcke und eines guten Kehrbesens nebst Zubehör⁵².

Gleichsam als geistliche Einführung zur bevorstehenden Kirchweihe verfaßte Zipfel außerdem eine Festschrift, die allerdings kein bischöfliches Imprimatur erhielt. Begründung: Der Verfasser habe sehr viel Wundersames aufgeführt, außerdem gebräuche es diesem Opus an Gründlichkeit in Inhalt und Form⁵³.

Schließlich mußte Severin Zipfel noch einen jahrelangen Kampf um die Ernennung zum Pfarrer und damit um eine bessere Besoldung führen. Immer wieder richtete er Eingaben nach Augsburg und begründete seine Bitte u. a. damit, daß seine protestantischen Kollegen schon bedeutend bessere Einkünfte hätten. Er selbst könne unter diesen Umständen nicht standesgemäß repräsentieren, wie es sich für einen katholischen Geistlichen in einer evangelischen Stadt schickt. Endlich durfte sich ab 1834 der jeweilige Seelenhirte von St. Salvator bis zum heutigen Tag Stadtpfarrer nennen⁵⁴. Die angestrebte Intention war erreicht.

49 ABA Bo 2369 Ordinariatssitzung vom 18. 9. 1826; Schreiben vom 10. 10. 1826.

50 KDB Stadt Nördlingen 19 ff. u. 123 ff.

51 PfANö, Verzeichnis dessen, was die katholische Kirchengemeinde in Nördlingen von Augsburger Innungen und Privatguttättern an Kirchen-Paramenten erhalten haben unter Leitung des H. Doll, Magistratsrat.

52 PfANö, Schreiben vom 24. 5. 1829.

53 PfANö, Manuskript. – ABA Bo 2223, Schreiben vom 10. 6. 1829.

54 ABA Bo 2353, Schreiben vom 27. 8., 6. 10., 25. 11., 1. 12. 1830; 21. 10. 1831.

Nicht allerdings erreichte der hohe Magistrat von Nördlingen sein Ziel. Er wollte nämlich in diesem Zusammenhang für alle Zukunft das Präsentationsrecht auf die katholische Pfarrei und auf die neu geschaffene Schulstelle erlangen. Die Regierung lehnte dieses Ansinnen strikt ab⁵⁵, und so blieb die Vergabe von St. Salvator im Gegensatz z. B. zu Dinkelsbühl beim König, bzw. später beim Diözesanbischof.

Inzwischen hatte Bischof Ignaz Albert v. Riegg in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste am 24. Juni 1829 die ehemalige Kloster- und neue Pfarrkirche konsekriert⁵⁶. Sie entwickelte sich für eine stetig wachsende Zahl von katholischen Bürgern zu einer geistigen Heimstatt. U. a. durch den Bau der Eisenbahn und die beginnende Industrialisierung veranlaßt, zogen immer mehr Arbeitssuchende aus katholischen Gegenden nach Nördlingen. So registrierten die Schematismen von 1840 etwa 500, von 1870 über 900, von 1933 ca. 2100 und schließlich von 1960 gegen 6800 Katholiken⁵⁷.

Standen sich anfangs – von Ausnahmen abgesehen – in den konfessionell gemischten Gebieten die evangelischen und katholischen Christen fast feindlich, zumindest reserviert gegenüber, so wuchs ganz langsam das gegenseitige Verständnis. Viele Faktoren, z. B. das tägliche Zusammenleben, eine kluge Gesetzgebung, gemeinsame Interessen auch in der Konfrontation mit antichristlichen Bewegungen und nicht zuletzt der politisch bedingte Kirchenkampf in unserem Jahrhundert führten zum Abbau von Vorurteilen; und aus dem Gegeneinander und späteren Nebeneinander erwuchs allmählich ein Miteinander.

In Nördlingen haben mit Sicherheit auch geistliche Persönlichkeiten diesen Prozeß in Gang gebracht und gefördert. Von katholischer Seite möchte ich zwei Stadtpfarrer nennen, ohne dabei die Verdienste der anderen Seelsorger schmälern zu wollen. Es sind Geistlicher Rat Michael Wildegger und Prälat Josef Hoser, die beide, jeweils in ihrer Zeit, Weichen für die künftige Fortentwicklung gestellt haben und eigentlich auch innerhalb der Stadt irgendwie Würdigung und Ehrung verdienten.

Beinahe 40 Jahre lang hat Michael Wildegger⁵⁸ St. Salvator pastoriert, zugleich auch außerhalb der Pfarrei als Land- und Reichstagsabgeordneter für das

55 PfANö, Antrag von 12. 4. 1834.

56 JABG VIII (1974), 230–231.

57 Schematismen der Diözese Augsburg für die genannten Jahre. Die Angaben sind hier meistens zu hoch angesetzt worden.

58 Rieser Biographien 451 (L. Gschwind).

bonum commune gewirkt. 1826 in Augsburg geboren, nach der Priesterweihe als Garnisonsprediger und Religionslehrer in Lindau und Dillingen tätig, ernannte ihn König Ludwig II. 1866 zum katholischen Stadtpfarrer in Nördlingen. Mit Eifer widmete sich Wildegger zunächst der Sicherung des einsturzgefährdeten Gotteshauses. Fast 15000 Gulden kostete diese Baumaßnahme. Aber noch wichtiger erschien dem neuen Stadtpfarrer die Errichtung katholischer Einrichtungen und Vereine. 1868 gelang es ihm, Schwestern von Maria Stern in Augsburg für eine Arbeits- und Fortbildungsschule in Nördlingen zu gewinnen⁵⁹. Aus diesen Anfängen entwickelte sich eine Lehranstalt, die heute die städtische Schullandschaft entscheidend mitprägt. 1874 gründete Wildegger den Gesellenverein, der im Geiste Adolf Kolpings zu einer Stütze des gemeindlichen Lebens wurde. 1902 schließlich zogen auf Initiative des aktiven Pfarrers die ersten Barmherzigen Schwestern im Haus der Hinteren Reimlinger Straße ein, das, zur Klinik ausgebaut, der Bevölkerung viel Segen gebracht hat und heute als Altenheim hohes Ansehen besitzt. Als Geistlicher Rat Wildegger 1912 starb, gedachten katholische und nichtkatholische Bürger eines Mannes, der bei aller Betonung des eigenen konfessionellen Standpunktes stets mit Güte und Toleranz den evangelischen Mitchristen begegnet ist.

Vierzig Jahre später ernannte Bischof Dr. Josef Freundorfer⁶⁰ den im benachbarten Deiningen geborenen Priester Josef Hoser⁶¹ zum Nachfolger des nach Augsburg versetzten Franz Xaver Schönmetzler. Josef Hoser, in einer konfessionell gemischten Umgebung aufgewachsen, als Kriegspfarrer im Fronteinsatz und in sibirischer Gefangenschaft mit unendlicher seelischer und körperlicher Not konfrontiert, besaß bei aller persönlichen Strenge und Disziplin ein weites Herz nicht nur für die Gemeindemitglieder von St. Salvator. Trotz angeschlagener Gesundheit unermüdlich tätig, restaurierte er die Pfarrkirche, baute die gemeindlichen Strukturen aus und leitete mit dem Neubau der Josefskirche eine bis heute bestehende Neuordnung der Gemeindeorganisation ein. Besonders lag ihm der konfessionelle Frieden in der Stadt am Herzen. Als Hoser 1957 lebensbedrohlich erkrankte, betet man gleichermaßen in

59 P. Rummel, 100 Jahre Maria Stern Nördlingen. 1968.

60 P. Rummel, Die Augsburger Bischöfe, Weihbischöfe und Generalvikare, in: JABG XXIV (1990) 69–71.

61 Prälat Joseph Hoser, geb. am 16. 3. 1910 in Deiningen, zum Priester geweiht am 26. 6. 1938, Stadtpfarrer von St. Salvator 30. 8. 1951 bis 1. 12. 1962, anschließend Direktor des Exerzitienhauses St. Paulus in Leitershofen bis 1. 5. 1975. Gestorben am 25. 8. 1994, begraben in Deiningen.

St. Salvator und St. Georg um seine Genesung. Nach 11jähriger Seelsorgstätigkeit zwischen 1951 und 1962 übernahm Prälat Hoser die Leitung des Exerzitienhauses in Leitershofen. Doch hielt er bis zu seinem Tod 1994 die Erinnerung an sein geliebtes Nördlingen wach. Persönlich aber möchte ich bei dieser Gelegenheit meinem einstigen Prinzipal von Herzen danken, nie möchte ich die Nördlinger Kaplansjahre missen.

Damit nähern wir uns dem Ende dieses Vortrages, der Ihnen wenigstens andeutungsweise die reiche, spannungsgeladene, oft beklagenswerte, gelegentlich auch hoffnungsfrohe Konfessionsgeschichte Nördlingens vom Mittelalter bis zur Gegenwart aufgezeigt hat. Vielleicht haben wir gerade in den Details, gleichsam in der Perspektive einer alten Guckkastenbühne, manche Einzelheiten erkannt, die das Zeitalter des Konfessionalismus, der Aufklärung und des nachfolgenden Staatskirchentums für uns einsichtiger und verständlicher machen.

Wir haben viele Schattenseiten gesehen, Menschlichkeiten und Lieblosigkeiten, verübt von Angehörigen beider christlichen Konfessionen, verübt sogar subjektiv guten Willens im Namen unseres Herrn. Vielleicht aber haben wir auch erkannt, daß es ebenso Idealisten gab, die versucht haben, trotz aller konfessionellen Schranken einander im Geiste Christi zu begegnen und daß auch in Nördlingen Christen wohnten, die in kleineren oder größeren Schritten den Weg zur Einheit hin begonnen haben. Für diese irenische Haltung wollten wir ihnen heute danken.

Doch kann ich auch diejenigen verstehen, denen dieser Prozeß zu langsam voranschreitet. Sie drängen ungestüm auf die volle Einheit von Verkündigung und Mahlgemeinschaft. Sie beklagen die Barrieren, die – zumindest ihrer Meinung nach – von knöchernen und engstirnigen Theologen aufgerichtet werden. Ihnen möchte ich – weniger unter theologischen vielmehr unter historischen Aspekten – noch folgende Überlegungen zu bedenken geben:

1. Was in fast einem halben Jahrtausend in den verschiedenen christlichen Konfessionen gewachsen ist, läßt sich nicht über Nacht beiseite schieben und auslöschen.
2. Auch manche divergierenden Entwicklungen der Gegenwart tragen wenig zur Einheit im Glauben bei.
3. Einer von vielen Gläubigen gewünschten Mahlgemeinschaft, die nicht in einem gemeinsamen Glaubensverständnis begründet ist, fehlt letztlich das Fundament. Es besteht die Gefahr, daß dieser Weg nicht zur Einheit im Glauben, sondern zum Indifferentismus führt.

4. Wenn auch das Bemühen um die Einheit zu den Hauptaufgaben aller Christen gehört, so ist diese Einheit doch letztlich das Werk Gottes, um das wir alle beständig beten wollen.

Haben wir bis zur Erreichung dieses Zieles sicher noch eine lange Wegstrecke zurückzulegen, so könnte doch das Zusammenleben der Kirchen gerade in dieser ehemaligen Reichsstadt Nördlingen für uns Zeichen, Symbol und zugleich Wegweisung sein. In einem von mittelalterlichen Mauern umgrenzten Raum leben heute Christen verschiedener Konfessionen zusammen, ertragen gemeinsam die Sorgen des Alltags, helfen einander in sozialen Bereichen, leben zusammen in den Familien, tragen miteinander Spannungen aus und beten das eine Vaterunser. Wird auf diese Weise nicht jetzt schon, wenn auch noch unvollkommen und bruchstückhaft, die Bitte des Herrn verwirklicht, die uns allen stets Auftrag und Anliegen sein sollte: Daß alle eins seien.

Zur Geschichte der Zisterzienserinnen von Kloster Oberschönenfeld

Werner Schiedermaier

Oberschönenfeld liegt, wie jeder Besuch immer wieder von neuem deutlich macht, einsam am Rande der Staudenlandschaft bei Gessertshausen in Bayerisch-Schwaben, 20 km südwestlich von Augsburg. Seine Gebäude wirken vor allem durch ihre Größe und Proportionen, nicht durch aufwendigen Schmuck oder pompöse Architektur. In dieser knappen Beschreibung des Klosters, wie es sich dem heutigen Besucher noch immer darbietet, offenbart sich zugleich ein Großteil seiner Geschichte. Seine Lage im wasserreichen, waldumsäumten Schwarzachtal erinnert an seine Gründung im Mittelalter und vermittelt zugleich die Leistungen der Kultivierung und Urbarmachung des Bodens. Die beherrschte, nüchterne Architektur der Klostergebäude mit der Kirche dokumentiert den Geist zisterziensischer Schlichtheit und Ordnung. Die Abgeschlossenheit des Ortes macht das über Jahrhunderte hinweg kontemplativ geführte Leben in Schweigen und Stille, in der Klausur, erahnbar. Wesentliches seiner Gründung und Eckdaten seiner Existenz sowie entscheidende Zielsetzungen des ganzen Zisterzienserordens offenbaren sich also bereits bei flüchtiger, äußerlicher Betrachtung des Klosters. Wie kaum ein anderer Ort in Bayern bot sich deshalb Oberschönenfeld für die heute zu eröffnende Ausstellung „900 Jahre Zisterzienserorden“ an, mit der zugleich die erstmalige urkundliche Erwähnung der Zisterze vor 750 Jahren gewürdigt werden kann, deren Geschichte im folgenden, in enger Anlehnung an die Ausstellungsexponate, dargestellt werden soll.

* Vortrag anlässlich der Eröffnung der Sonderausstellung „Die Zisterzienserinnen in Oberschönenfeld – Geschichte, Klösterliches Leben, Kunst“ am 15. März 1998 im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld

I.

Beschäftigt man sich näher mit Oberschönenfeld, so ergibt sich, daß das Stift die oben skizzierten Eckdaten über die lange Zeit seiner Existenz hinweg nie verlassen hat. Ein urkundlich gesichertes Gründungsdatum fehlt zwar, doch stimmen sämtliche Legenden, die sich um die Anfänge der monastischen Gemeinschaft ranken, in ihrem Kern überein. Alle berichten von frommen Frauen, von Beginen, die sich im frühen 13. Jahrhundert in der Gegend des heutigen Oberschönenfeld, am Fluß Schwarzach, zusammentaten, um fern von den üblichen Beschäftigungen als Gattin, Hausfrau und Mutter eine neue, von der Gottsuche in der engen Nachfolge Christi geprägte Lebensform zu wählen. Die erste Urkunde, in der das Kloster erwähnt wird – sie liegt in der Ausstellung als Faksimile auf –, datiert vom 28. August 1248. Sie setzt ein schon bestehendes Zisterzienserinnenkloster in „Schonenweld“ voraus. Die Gründungsphase, die mit dem Tod der Äbtissin Adelheid II. im Jahre 1286 ihrem Ende zugeht, ist von einer steten Mehrung des Besitzes durch Stiftungen und Zukäufe gekennzeichnet. Unter den Gönnern ragen zwei Personen entscheidend hervor, Volkmar II. von Kemnath (um 1230 – nach 1282), einer der damals einflußreichsten Grundherren Schwabens, sowie Bischof Hartmann von Augsburg aus dem Hause der mit verschiedenen Klostergründungen hervorgetretenen Grafen von Dillingen. Beständigkeit und gleichmäßiges Wachstum kennzeichnen die Entwicklung bis zur Reformation. Als bedeutendstes Ereignis ist die entsprechend der zisterziensischen Ordensregel durchgeführte Rodung des dem Kloster gehörenden Waldes bei Violau hervorzuheben. Mit ihr wurde ein neues Dorf, Neumünster, Gemeinde Altenmünster, geschaffen, das heute noch besteht. Hervorragende Kunstwerke, wie insbesondere die monumentale Plastik des Heilig-Grab-Christus, der im Nonnenchor steht und in der dramatischen Form seiner Darstellung zu den wichtigsten Beispielen mittelalterlicher Frömmigkeit in Bayerisch-Schwaben zählt, sowie glänzende Handschriften, von denen sich eine aus der Hand vermutlich Hans Holbeins des Älteren in der Pierpont-Morgan-Library in New York befindet, lassen ahnen, welche Blütezeit die Zisterze im späten Mittelalter erlebte.

Die Zeit vom Beginn der Bauernkriege bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges wurde vor allem von drei Ereignissen geprägt: Dem Wandel vom adeligen Damenstift zum bürgerlich geprägten Kloster, von äußeren und inneren Reformen nach der Beendigung der Reformationskriege und schließlich vom Dreißigjährigen Krieg selbst. Um den Bestand des Stifts auf Dauer zu sichern, setzten die Äbtissinnen Ursula II. von Tanneck (reg. 1522–1552) und

Agnes V. von Burtenbach (reg. 1553–1571) die Aufnahme bürgerlicher Kandidatinnen als Chorfrauen durch. Der ersten bürgerlichen Äbtissin Barbara II. Elchinger (reg. 1571–1601) gelangen durchgreifende innere und äußere Reformen. Diese zeigten sich beispielsweise nach innen in der Wiederherstellung des Armutsgebotes innerhalb der Kommunität sowie nach außen im Abschluß von Gebetsverbrüderungen und Gebetsverschwisterungen mit befreundeten männlichen und weiblichen Konventen. Der Dreißigjährige Krieg, der die Schwestern zu einer mehrjährigen Aufgabe ihres Hauses und zur Flucht ins Exil nach Schloß Thurnfeld bei Hall in Tirol zwang, schenkte Oberschönenfeld seine fähigste Äbtissin, Elisabeth II. Herold (reg. 1633–1657). Sie rettete das ihr anvertraute Haus über die Schrecken des vieljährigen Krieges hinweg und schuf darüber hinaus mit der Sammlung aller für Oberschönenfeld wesentlichen Urkunden, der sorgfältigen Ausarbeitung einer Chronik sowie mit der Anlegung der Äbtissinnengalerie einen festen Boden an Selbstbewußtsein und Selbstsicherheit, an Corporate identity, wie wir heute sagen würden, auf dem sich die monastische Gemeinschaft in den nachkommenden Jahrhunderten, trotz aller Fährnisse, nicht nur behaupten, sondern immer wieder aufs neue entfalten konnte. Die folgenden etwa 150 Jahre bis zur Aufhebung 1803 bildeten für Oberschönenfeld eine Zeit außerordentlichen Glanzes. Von ihr berichtet die gesamte Klosteranlage, die Kirche ebenso wie der Konventbau und die Ökonomiegebäude. Der Architekt, Franz II Beer von Bleichten (1660–1726), zog mit der Klosterkirche von Oberschönenfeld die Summe seines Schaffens. Er verlieh ihr mit einer „einfach-durchsichtigen, hellen und fast zarten Stimmung eine charakteristische schwäbische und wesentlich zisterzienserinnenhafte Haltung“. Die Kirche zählt zu den schönsten des ausgehenden Rokoko in Bayerisch-Schwaben. Beim Konventgebäude, also dem eigentlichen Kloster, versuchte der Meister, durch architektonische Einheitlichkeit nicht nur dem zisterziensischen Bauideal der Schlichtheit und Zweckmäßigkeit gerecht zu werden, sondern darüber hinaus die strenge Zentralität des Ordens selbst am Baukörper des Stiftes bewußt zu machen. Zisterziensische Ideale kommen also in der gebauten Erscheinung von Kloster Oberschönenfeld in einer für die Bauzeit, das 18. Jahrhundert, geradezu überraschenden Klarheit zur Geltung.

Mit der Säkularisation 1803 begann die größte Bewährungsprobe für die klösterliche Gemeinschaft, da eine neue Äbtissin nicht gewählt und Novizinnen nicht aufgenommen werden durften. Mit außerordentlichen Kraftanstrengungen gelang es aber, das Kloster im Jahre 1836 zu rekonstituieren. Zielstrebigter Aufbau prägte die Jahre bis zur Gegenwart. 1899 wurde die Kommunität

wieder in den Zisterzienserorden aufgenommen, 1918 erhob König Ludwig III. von Bayern (reg. 1912–1918) das Kloster erneut zur Abtei. Der heutige Personalbestand mit 36 Schwestern, bei einem Durchschnittsalter unter 50 Jahren, die Instandsetzung der Gesamtanlage von 1973 bis 1995 und die Errichtung eines zeitgemäßen Meditationsraumes unterstreichen die durchweg positive Entwicklung, welche die Kommunität bis zum heutigen Tage kennzeichnet.

Betrachtet man dieses kursorische Bild der Historie von Oberschönenfeld, so fallen, bei allen zeitbedingten Drangsalen und Wirrnissen, die Kontinuität der Entwicklung und das dabei bewahrte Gleichmaß in besonderer Weise ins Auge. Der reizvollen Frage, welche Gründe hierfür vermutlich mitentscheidend waren, soll im folgenden wenigstens ansatzweise nachgegangen werden. Zunächst seien aber zwei Themenkreise aus der Geschichte von Oberschönenfeld vertiefend angesprochen: Seine Gründung und seine Stellung als Grundeigentümer und Territorialherrschaft.

II.

Die Gründungsgeschichte von Kloster Oberschönenfeld ist bis heute nicht restlos geklärt. Der älteren klösterlichen Überlieferung nach errichteten etwa im Jahre 1211 zwei Mitglieder der Familie der Grafen von Dillingen auf dem Gelände des in der Nähe gelegenen Weiherhofes, damals Obernhofen bezeichnet, ein Haus, das vermutlich Urzelle einer Beginengemeinschaft wurde, die nach der Tradition Vorläuferin des Klosters gewesen ist. Ihre erste Vorsteherin wird nach dieser Überlieferung „Alt-Äbtissin“ genannt; ihr Name ist der älteren klösterlichen Geschichtsschreibung nicht bekannt. Unter der zweiten Vorsteherin Anna Metter (reg. 1220–1251), die auch von der Chronistin des Klosters, Elisabeth Herold, erwähnt wird, übersiedelten die Schwestern vermutlich nach Oberschönenfeld, dem heute noch bestehenden Ort der Kommunität. Herausragendes Ereignis der Gründungsphase war die Inkorporation in den Zisterzienserorden, die in einem ersten Schritt vermutlich vor 1248 stattfand, deren genaues Datum aber nicht mehr feststellbar ist, die aber mit päpstlichen Urkunden vom 28. August 1248 und vom 23. März 1255 bestätigt wurde. Das Kloster Oberschönenfeld hat sich also, das kann man zusammenfassend sagen, aus einer Sammlung frommer Frauen in einem mehrjährigen Entstehungsprozeß entwickelt. Einen ausdrücklichen Gründungsakt, wie das etwa bei der Zisterze Kaisheim in den Jahren 1133/1135 der Fall war, gab es nicht.

Schon frühzeitig versuchte das Kloster, das offensichtlich als Mangel empfundene Fehlen eines Gründungsaktes durch die ausdrückliche Benennung wenigstens einer Stifterpersönlichkeit auszugleichen. Es warf sein Auge auf Volkmar II. von Kemnath, den damals größten Grundherrn der Gegend, der dem Kloster am 11. Dezember 1254 das volle Patronatsrecht an der Kirche in Dietkirch gestiftet hatte, als seine Tochter Adelheid, die spätere Äbtissin Adelheid II., in das Kloster eintrat. Damit hatte er die junge klösterliche Gemeinschaft auf Dauer wirtschaftlich abgesichert, ohne die Schenkung wäre die endgültige Inkorporation in den Zisterzienserorden kaum gelungen. Dazu kam, daß Volkmar II. von Kemnath, entsprechend dem Usus des Zisterzienserordens, etwa zur gleichen Zeit die Schutzherrschaft, also die sogenannte Schirmvogtei, für das Kloster schon übernommen hatte. Alle diese Gründe sprachen dafür, ihn als Gründungspersönlichkeit zu gewinnen. Dies gelang auch. Mit Urkunde vom 1. Juli 1256 legte Bischof Hartmann von Augsburg nicht nur fest, daß die Nonnen nach den Gewohnheiten und Rechten des Zisterzienserordens leben sollen, vielmehr bestimmte er zugleich Volkmar von Kemnath, dessen Frau Mechthild und dessen Sohn sowie deren Erben zu Schutzherrn von Oberschönenfeld, damit sie – wie die Urkunde formuliert – „veri fundatores“, also eigentliche Gründer des Klosters werden könnten. Ganz offensichtlich handelt es sich hier um die nachträgliche Festlegung einer Stifterpersönlichkeit. Diese Schlußfolgerung wird dadurch noch erhärtet, daß man die erwähnte Urkunde des Bischofs Hartmann in zwei Originalen, mit geringfügigen Unterschieden am Siegel, ausfertigte. Eine wurde in Oberschönenfeld, die andere im Kloster Kaisheim aufbewahrt. Das Kloster hatte also mit seinen Bemühungen, den Mangel eines exakten Gründungsaktes durch die Benennung einer mächtigen Stifterpersönlichkeit auszugleichen, Erfolg.

Die Gründungsgeschichte und die damit zusammenhängenden Ungewißheiten beschäftigten die Zisterze aber noch weiter. So versuchte die Geschichtsschreibung des späten 17. Jahrhunderts, das Jahr 1168 als Gründungsjahr von Oberschönenfeld durchzusetzen. Nach ihr soll Graf Mangold IV. von Werd in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bei einer Jagd im Schwarzachtal einen Eremiten aufgefunden haben. Nach dessen Tod um 1168 habe seine Frau, Gräfin Würga, über dem Grab eine Kapelle errichtet, die alsbald Mittelpunkt einer Gemeinschaft von Frauen geworden sei. Aus ihr habe sich dann die Zisterze Oberschönenfeld entwickelt. Mit dem Entstehen dieser Gründungslegende wird auch die erste Äbtissin der Gemeinschaft, die, wie schon erwähnt, in der früheren Tradition des Klosters als „Alt-Äbtissin“ bezeichnet wurde, namentlich benannt. Sie wird „Hildegundiß von Brennbere“ bezeichnet. Die Glaubwürdig-

keit dieser Gründungsgeschichte ist gering. Zwar sind alle Personen, die sie namentlich aufführt, geschichtlich faßbar, doch kennt die ältere, in der Chronik der Äbtissin Elisabeth II. Herold festgehaltene Überlieferung des Klosters den Beginn der monastischen Gemeinschaft schon um das Jahr 1168 nicht. Auch starb Graf Mangold IV. von Werd bereits um 1148. Alle historisch gesicherten Daten sprechen also gegen die These, Oberschönenfeld sei schon um 1168 entstanden. Für die Entfaltung des Klosters, zumal für sein Selbstbewußtsein und für seine Autorität, spielte das Gründungsdatum 1168 oder 1211 jedenfalls keine erkennbar wichtige Rolle.

III.

Bis zur Säkularisation im Jahre 1803 kam Oberschönenfeld eine Doppelfunktion zu. Das Stift war spirituelle Niederlassung des Zisterzienserordens und zugleich wirtschaftlich-sozialer Machtfaktor im heutigen Bayerisch-Schwaben. Von der geistlichen Komponente der Zisterzienserinnen kündten Kirche und Konventgebäude, von der weltlichen die ehemaligen Wirtschaftsbauten. Die geistliche Seite entfaltet sich in aller erster Linie in der Abgeschlossenheit des Konventgebäudes und der Klosterkirche. Mit der profanen Komponente war dagegen ein dichtes Netz an Außenkontakten verbunden. Die Zisterze fungierte als Grundbesitzer und Grundverpächter, als Rechtsinstanz und Normgeber, als Wirtschaftsunternehmen und als Teil eines Sozialverbundes. Hervorragende Bedeutung kam dem Kloster als Grundherrschaft und Gerichtsherrschaft zu. Diese beinhalteten die Berechtigung, polizeiliche Befugnisse wahrzunehmen und Recht zu sprechen. Das Kloster war Hoheitsträger. Gegenüber Bauern, Bürgern und den Grundholden stand es im Verhältnis der Obrigkeit zu den Untertanen. Kloster Oberschönenfeld kam also staatsähnliche Autorität zu.

Das Herrschaftsgebiet der Zisterze war allerdings, entsprechend den verstreut liegenden Besitzungen, zersplittert. Mit außerordentlicher Beharrlichkeit und Beständigkeit, mit einer über Jahrhunderte hinweg verfolgten Kauf- und Tauschpolitik gelang es den Zisterzienserinnen im Laufe der Zeit aber, ihre heterogenen Güter, Einkünfte, Zehnten und sonstigen Rechte zusammenzufassen und abzurunden. Sie schafften es zwar nicht, bedingt durch die Lage der verschiedenen Besitztümer, ein geschlossenes Territorium zu formen. Die Konsolidierung ihres Besitzes mündete aber in die Ausgestaltung zweier ausgeprägter Verwaltungskomplexe, die eine erfolgreiche Herrschaftsausübung

und Wirtschaftsführung zuließen, das „Obere Gericht“ mit Gessertshausen als Mittelpunkt, und das „Untere Gericht“ mit Altenmünster und Violau als Zentren.

Begünstigt wurde diese Entwicklung durch eine kluge Verteilung der das Kloster umgebenden politischen Machtverhältnisse. Oberschönenfeld lag zwar in der Markgrafschaft Burgau. Diese beanspruchte als Hochgerichtsherren, unbeschadet der staatsähnlichen Autorität der Zisterze in ihrem Gebiet, die Landeshoheit über das Kloster und seine Untertanen. Sie versagte aber in Zeiten der Not, zumal bei kriegerischer Bedrohung. Aus diesem Grunde verpflichtete sich Oberschönenfeld andere Schutzherrn, so etwa im Jahre 1417 den Kaiser, später die Reichsstadt Augsburg und schließlich, vom Ende des 15. Jahrhunderts an, das Hochstift Augsburg. Entsprechendes spielte sich im Bereich der geistlichen Obrigkeit ab. Oberschönenfeld unterstand in geistlicher Hinsicht unmittelbar dem Vaterabt von Kaisheim – damals Kaisersheim genannt. Das Hochstift Augsburg, dem das Kloster die Schutzherrschaft angetragen hatte, beanspruchte verständlicherweise, auch an der geistlichen Aufsicht über Oberschönenfeld beteiligt zu werden, etwa bei den Äbtissinnenwahlen. Hiergegen wehrten sich die Zisterzienserinnen sowie die Reichsabtei Kaisheim erfolgreich, was sie nicht davon abhielt, gleichzeitig, mit ebenso großem Einsatz, dafür zu sorgen, daß die Schutzherrschaft des Augsburger Bischofs ungeschmälert andauerte. Es blieb bei der Verteilung der Schutzmächte im weltlichen wie im geistlichen Bereich bis zur Säkularisation 1803.

IV.

Wie schon verschiedentlich angedeutet, scheint die Beständigkeit ein besonderes Merkmal für die Historie von Oberschönenfeld zu sein. Das gilt auch bei intensivem Eindringen in die Detailgeschichte des Klosters. Sie offenbart sich eindrucksvoll, wenn man der Kontinuität in zeitrafferischer Weise die Klippen entgegenstellt, die zu überwinden waren, und die Stürme, die ertragen werden mußten. Natürlich gab es im Laufe der Jahrhunderte immer wieder schwere Schicksalsschläge und außerordentliche Notzeiten. Das gilt vor allem für die mehrfache Vertreibung aus dem Kloster, etwa während des Schmalkaldischen Krieges im Jahre 1546, oder von 1632 bis 1635 während des Dreißigjährigen Krieges und schließlich 1703 und 1704 im Laufe des Spanischen Erbfolgekrieges. Der Rückgang von Mitgliedern des Konvents brachte Oberschönenfeld verschiedentlich an den Rand seiner Existenz. So zählte die Kommunität

nur noch drei Konventualinnen, als Äbtissin Ursula II. von Tanneck im März 1547 wieder in das Schwarzachtal zurückkehren konnte. Die Säkularisation zehrte das geistliche Personal des Hauses in den Jahren 1803 bis 1836 fast vollständig aus. Als König Ludwig I. von Bayern das Stift rekonstituierte, umfaßte der Konvent noch sechs Schwestern, die von zwei Mitgliedern des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters St. Agnes in Lauingen unterstützt wurden. Überfälle mußten verkräftet werden. So plünderten die Bauern Oberschönenfeld im Jahre 1525. Im Juli 1546 nahm Sebastian Schertlin von Burtenbach die Stiftsgebäude für die protestantischen Bundesfürsten in Besitz. Der Obrist Thomas Sigismund von Schlammersdorf vereinnahmte das Kloster 1635. Der letzte Überfall schließlich fand am 6. Dezember 1703 statt, als Franzosen Oberschönenfeld ausgeraubten. Gemessen an der fast 800jährigen Geschichte treten all diese Ereignisse aber deutlich in den Hintergrund. Ja, man möchte meinen, daß sie die Beständigkeit der Entwicklung nur unterstreichen. Nirgendwo in der Geschichte des Stifts taucht jemals ernstlich das Wort „Resignation“ auf. Selbst in Zeiten größter Depression, wie etwa während des Dreißigjährigen Krieges, oder nach der Säkularisation, als keine Novizinnen aufgenommen werden durften, zweifelten die Schwestern nie am Fortbestand ihres Hauses. Immer ging es ihnen um dessen Erhalt und Weiterleben. Sie empfanden ihr Kloster stets als hortus claustralis, als Garten Gottes, als Haus des Herrn, dessen Existenz ungefragt bejaht wurde und um dessen Bestand ebenso ungefragt zu kämpfen war, wenn dies notwendig erschien.

Einer der Gründe für die starke, auch große Schicksalsschläge überwindende Stabilität mag in einer auffallenden Selbstbeschränkung des Klosters, einer die Öffentlichkeit meidenden Bescheidenheit, zu suchen sein. Diese zeigt sich beispielsweise auch darin, daß historische Beschreibungen und Selbstdarstellungen von Oberschönenfeld nur spärlich gesät sind. Das Kloster findet sich nicht in den großen Weltchroniken und Kosmographien von Hartmann Schedel oder Sebastian Münster. Es fehlt auch in dem Werk von Abraham Saur aus dem späten 16. Jahrhundert, das sich neben der Beschreibung der Städte ausdrücklich die Deskription der Klöster vorgenommen hatte. Dasselbe gilt für Matthäus Merian und Philipp Apian. Bildliche Darstellungen und Beschreibungen finden sich erst ab dem 17. Jahrhundert, so beispielsweise auf der Karte der Markgrafschaft Burgau, welche Johann Andreas Rauch im Jahre 1613 zeichnete. Den präzisen Besitzstand des Klosters zeigt eine von dem Wettenhausener Kartographen Johann Caspar Klickh gezeichnete Karte von 1727. Beide Darstellungen wurden nicht vervielfältigt und erreichten deshalb keinen hohen Bekanntheitsgrad. Aus dem Jahre 1698 stammt die erste

bekannte Vedute. Es handelt sich um eine Federzeichnung von J. S. Hueber, die sich im Archiv des Klosters als Entwurf erhalten hat und die für die Erstellung eines Kupferstichs, der auch das Gnadenbild von Violau zeigt, Verwendung fand. Mit dieser - sehr klein gehaltenen - Ansicht trat das Kloster zum ersten Mal an eine größere Öffentlichkeit. Offensichtlich strebte die Zisterze Oberschönenfeld zu keiner Zeit danach, das fromme, kontemplative Leben und die fleißige und erfolgreiche Tätigkeit in Landwirtschaft und Wirtschaftsführung gegen ein der Repräsentation, der Wissenschaft, der Pädagogik oder gar dem politischen Wirken verpflichtetes Dasein einzutauschen. Repräsentative Darstellungen, welche die große Welt erreichen sollten, waren offenbar nicht erwünscht.

Was über die historischen Beschreibungen und Selbstdarstellungen, also die Präsentation des Klosters nach außen, gesagt werden konnte, kann gleichsam spiegelbildlich über die Spiritualität, also die Präsentation der Schwestern nach innen, mitgeteilt werden. Aus der Fülle der erhaltenen Bildzeugnisse mit Darstellungen aus der Passionsgeschichte Jesu sowie aus dem Leben der Gottesmutter Maria, also den zentralen Themen mystischer Versenkung des hl. Bernhard, aus der Vita des Ordensgründers selbst und schließlich der hl. Luitgardis, der großen Zisterzienserin, kann zwar geschlossen werden, daß in Oberschönenfeld Jahrhunderte lang traditionelle, benediktinisch-zisterziensische Frömmigkeit gepflegt wurde. Auch weist manches Fatschenkind auf spezifisch frauliche Erbauung hin. Die Pflege der von Oberschönenfeld betreuten Wallfahrten zur Gottesmutter von Violau und zum Prager Jesulein in der Klosterkirche lassen etwas vom spirituellen Reichtum ahnen, der in den Klostermauern blühte. Abgesehen von Feststellungen und Vermerken dieser Art entzieht sich aber das geistliche Leben der Schwestern im wesentlichen einer Dokumentation. Aus diesem Grund kann man auch die individuelle Spiritualität der einzelnen Nonne, die den wohl wichtigsten Aspekt bei der Betrachtung Oberschönenfelds bilden mußte, so gut wie nicht, auch nicht exemplarisch, an einer einzelnen Konventualin archivalisch gesichert darstellen. Bezeichnend ist die klösterliche Überlieferung, daß bis 1803, also bis zur Säkularisation, nach dem Tod einer Schwester alle ihre persönlichen Unterlagen verbrannt worden sind.

Mit dem Gleichmaß der Entwicklung scheint schließlich noch ein weiteres Moment zusammenzuhängen, das bei der näheren Betrachtung von Oberschönenfeld auffällt, der Zusammenhalt der Nonnen. Die Drangsale der Kriege und der Vertreibungen sowie die Mühen der Wiedererrichtung nach der Säkularisation waren ohne ausgeprägten Gemeinschaftssinn nicht zu bewältigen. Jede

Schwester trug hierzu nach ihrem Können und Wissen, nach ihren Ämtern und Funktionen bei. Augenfällig wird dieser Zusammenhalt auch, wenn man das historische Erscheinungsbild der Nonnen, zumal im Verhältnis der einzelnen Schwestern zur jeweiligen Äbtissin als Repräsentantin des ganzen Konvents von Oberschönenfeld, näher betrachtet. Obwohl jede Schwester, sei es als einzelne Person oder in der Gemeinschaft des Konvents, ihren Teil in die Geschichte des Klosters einbrachte, erscheinen dennoch nur die Äbtissinnen als die Oberinnen, die kraft ihrer Stellung in der Kommunität das ihnen anvertraute Stift gegenüber der Welt, dem Staat und der Wirtschaft, den kirchlichen Institutionen, den Behörden, Gemeinden und Gerichten zu vertreten hatten, nach außen auf. Von ihnen berichtet die Chronik ausführlich und intensiv, sie porträtierte man, zahlreiche von ihnen gefertigte Schriftstücke teilen uns ihre Interessen und Ziele mit und verraten, womit sie sich beschäftigten. Von ihnen kann deshalb auch heute noch ein lebendiges Bild gezeichnet werden. Im Gegensatz hierzu sind von den sonstigen Mitgliedern des Konvents meist nur der Name und die wichtigsten Lebensdaten bekannt, selbst dann, wenn sie klösterliche Funktionen wahrnahmen, wie etwa die der Wirtschaftlerin oder der Novizenmeisterin. Ihr Leben hat, so scheint es, keine Geschichte. Leben und Leistungen der „normalen“ Klosterfrauen bleiben gleichsam unsichtbar. Erst die Verpflichtung, schulische und karitative Aufgaben zu übernehmen, öffnete die Mauern der kontemplativen weiblichen Orden stärker und ermöglichte ihren Angehörigen einen intensiveren Kontakt nach außen. Der Zusammenhalt der Schwestern untereinander wurde offenbar dadurch gewährleistet, daß die einzelne Nonne hinter den hervorragenden Gemeinschaftssinn, der in den Personen der jeweils regierenden, stets verehrten Äbtissinnen kulminierte und von ihnen gleichsam repräsentiert worden ist, als Individuum zurücktrat. Ihr Leben war Hingabe - auch für die Institution „Kloster Oberschönenfeld“.

V.

Die Ausstellung „900 Jahre Zisterzienserorden – 750 Jahre Kloster Oberschönenfeld“ versucht, die Geschichte des Klosters, ausgehend von den großen Ordensstiftern Benedikt von Nursia († 547) und Bernhard von Clairvaux (ca. 1090–1153), nachzuzeichnen und anschaulich zu vermitteln. Die dazu herangezogenen Exponate stammen fast ausschließlich aus dem Kloster selbst, in dem sie bis heute einen festen Platz im täglichen Leben der Schwestern einnehmen. Mit dieser Beschränkung der Ausstellungsgegenstände auf den

vorhandenen Bestand soll nicht nur die – äußere – Geschichte der Zisterze sichtbar, sondern zugleich die in ihr herrschenden – inneren – geistlichen Überzeugungen spürbar gemacht werden. Eindrucksvolles Zeugnis der reichen Geschichte und der zisterziensischen Ideale sind auch der denkmalgeschützte Baubestand und die historisch geprägte Kulturlandschaft der Umgebung. Dieses historisch-geographische Erbe, für dessen Erhaltung und Pflege in den letzten 20 Jahren zahlreiche Behörden und Institutionen hervorragend mit der Abtei zusammengearbeitet haben, vermittelt ein anschauliches Bild von der prägenden Raumwirksamkeit des Ordens und der Gestaltung der Landschaft. Mit der Einrichtung des Schwäbischen Volkskundemuseums in den ehemaligen Ökonomiegebäuden unter der Trägerschaft des Bezirks Schwaben ist auch die zukünftige kulturelle Nutzung sichergestellt. Hoffen wir, daß es Oberschönenfeld auch weiterhin gelingt, mit den bewährten Eckdaten seiner Existenz in den sich wandelnden Zeitläufen seine Identität zu bewahren und mit dem Erbe nachhaltig zu wirtschaften.

Kanonikus Wolfgang Gebhard von Langenmantel (1775–1847)

(Pfarrer, Distriktschulinspektor und Förderer der Passionsspielgemeinde Waal

Rasso Ronneburger

Die Familiengeschichte der Langenmantel

Bernhardin Lins schreibt über die Geschichte Klosterlechfelds: „Kirche, Kloster und Dorf verdanken ihr Dasein der Untermeitingener Linie des weitverzweigten Patriziergeschlechtes der Imhof, das hauptsächlich in Nürnberg und Augsburg blühte und in diesen beiden Städten mit den bekanntesten Geschlechtern z. B. der Tucher, Welser, Langenmantel usw. vielfach verwandt war“¹. Wie sehr dies zutrifft, ergibt sich u. a. aus der Geschichte des Hurlacher Zweiges dieser Familie. Beim nämlichen Autor liest man über das Besitztum Hurlach: „Maria Elisabeth Fugger trat kurz vor ihrem Tod durch Kaufsabrede ihren Zwei-drittel-Anteil ab an Johann Paul Langenmantel von Westheim, und ihr Gemahl Karl Fugger vollzog nach ihrem Tode den Kauf am 26. 12. 1652, wobei jedoch Langenmantels Frau Mechthild, geb. Füll von Kammerberg, als Käuferin erscheint. Am 10. 12. 1674 eignete der Kurfürst seinen Hofkammer-Rat Langenmantel die Ritterlehen in Hurlach, ... und bewilligte ihm die durchgehende Niedergerichtsbarkeit und alle anderen Edelmansfreiheiten ... 1681 fiel Hurlach an Paul Langenmantels Tochter Anna Katharina, die mit einem Pemler verheiratet war“². Die früheste Erwähnung der Langenmantel bringt hingegen Anton Steichele. Bei ihm heißt es: „Den Kirchensatz von Agawang finden wir im Jahre 1291 in den Händen Ulrichs von Zusameck, der ihn in diesem Jahre, 1. Februar, mit dem Dorfrecht an die Brüder Hartmann und Heinrich die Langenmantel und ihren Schwager Markwart Lauginger ver-

1 B. Lins, Geschichte der Wallfahrt und des Franziskanerklosters Lechfeld, in: AGHA V (1916–1919) 7.

2 A. Steichele, A. Schröder, Das Bistum Augsburg, historisch und statistisch beschrieben Bd. VIII (1912–1932) 268 (Bistum Augsburg).

kaufte“³. Im Jahre 1348 hinwiederum „verkauften die Gebrüder Sifrid, Eberhard und Heinrich, Truchseßen von Reichen, Hans Bertholds Sohn und ihre mit Gerold dem Geiß von Gusenberg verbeistandete Schwester Elzbeth, Wertingen mit Zugehörden als herzoglich bayerischen Lehen 4450 Pfd. halber an Johann Langenmantel, Rudgers Sohn, Bürger in Augsburg und dessen Frau Catharina“⁴. In den Akten von Westheim finden die Langenmantel bereits in den Jahren ab 1556 Erwähnung: „1556 – Ist das Deichel Wasser gehn Westheim vom Alten Wolfgang Langenmantel durch Maister Moritz Mayr gericht und zu dem Schloß Hof gefiert worden ...“⁵. Dem „Diarium über das Guet Westheim von Carel Langenmantel“⁶ kann man unter der Jahreszahl 1587 folgende Lagebeschreibung entnehmen: „In Paragrapho Othmarshausen: Bottmessigkeit ober der Herrschaft aufzeigen. – Noch gegen Westheim fange an bey drei Pfälen an der Schmutter stehend, hinter der Mühl an Steppacher Mäder (Wiesen) bis auf die Steg innerhalb der Straß und scheidts ein grab (Graben), der schwortz grab genannt, zwischen des Langenmantels und Baron Antoni Fuggers guett (Gut) bis auf die Schmutter ...“

Bei derart zahlreichen Verbindungen zwischen den Augsburger Ratsgeschlechtern der Fugger, Welser, Imhof und Langenmantel konnte es nicht ausbleiben, daß auch die letztgenannten in den Adelsstand erhoben wurden. Ihr Adelsbrief wurde von Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1568 ausgefertigt. Eine Abschrift findet sich im Staatsarchiv Augsburg⁷. In ihr heißt es unter anderem: „Wann wir nun guettlich angesehen, wargenommen und betracht das alt Adenlich Herkommen des Geschlechts der Langenmantel vom R (Rat?). Auch die sonderlich Geschicklichkeit, Redlichkeit, guet Adenlich Sitten, Tugent und Vernunft damit unsere und des Reichs lieben Getreuen Wolff Hainrichen und David die Langenmantel vom R. Gebrueder vor uns beruemt werden ... So haben wir demnach mit wolbedachtem Muet, guetem Rath und rechtem Wissen gemelten Langenmantln vom R., Gebruedern, sollichen I(h)ren Adellenstandt darin sy wie wir bericht bey Dreyhundert Jahren herkhommen. Auch I(h)r alt erblich Wappen und Hornaut (Ornat), so sy bisher geführt haben, gnediglich konfirmiert und bestettigt“ (Abb. 2).

3 Bistum Augsburg Bd. II (1864) 12.

4 V. Raiser, Denkwürdigkeiten des Ober-Donau-Kreises 1824/25.

5 Staatsarchiv Augsburg (StAA) Adel, v. Langenmantel Nr. 46.

6 StAA Adel, v. Langenmantel Nr. 27.

7 StAA Adel, v. d. Leyen, Urkunde Nr. 4104.

Dieses „alt erblich Wappen“ findet sich noch heute über dem Chorbogen des „Kobel-Heiligtums“ in Westheim, womit ich bei jenem Zweig der Adelsfamilie angelangt bin, aus dem im Jahre 1775 der spätere Kanonikus und Doktor der Theologie „Wolfgang Gebhard von Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen“ hervorgegangen ist. Wie tief die Langenmantelsche Familie mit dem Loreto-Kirchlein auf dem Kobelberg verbunden war, ergibt sich unter anderem aus den Epitaphien, die in die Wände des 1728 angebauten Langhauses eingelassen sind. Über die Entstehungsgeschichte dieses ‚Familienmittelpunktes‘ schreibt Anton Steichele:

„Im Jahre 1582 erbaute Anton Fugger im Garten seines Schlosses zu Hainhofen eine Kapelle und stellte in derselben ein aus Holz gechnitztes Bild Marias mit dem Jesuskind auf. Sein Nachfolger im Gutsbesitze, der protestantische Wolfgang Paller, beseitigte anfänglich dieses Bild, und schenkte es später seinem Nachbarn Karl von Langenmantel zu Westheim. Dieser ließ nun auf dem nahen Kobelberge eine Strecke Wald ausreuten, baute daselbst mit Beihilfe seiner Schwäger, der Gebrüder Welser, eine kleine Kapelle nach der Form des heiligen Hauses von Loreto und stellte das Bild in derselben auf, im Jahre 1602“⁸. Die Bestätigung dafür findet man auf einer außen in die Südwand eingelassenen Tafel. Auf ihr steht: „Karl von Langenmantel, Gutsherr von Westheim hat im Jahre 1602 dieses Kirchlein genau nach dem Muster des Hauses zu Loreto Gott dem Allmächtigen und der allerseligsten Jungfrau Maria zu Ehren erbaut. Dankbares Gedenken der Wallfahrer und Gottes Lohn sei sein ewiger Antheil.“ – Bei Anton Steichele ist weiter zu erfahren: „Seit 1679 besteht bei der Wallfahrt ein Manual Benefizium, auf das ein Vorschlagsrecht, wie die Administration des auf ungefähr 7000 fl. geschätzten Kirchenvermögens bis auf heute bei der Familie v. Langenmantel geblieben ist ...“. Letzteres bestätigt folgender Eintrag im Urkataster von Westheim: „Freies Eigenthum zur von Langenmantelschen Stiftung am Kobel. – Im Monat April 1809 nach Aufhebung der Fideikommissse von Joseph Anton von Langenmantel im Aufschlage von 30 000 fl. übernommen“⁹. Dieser Joseph Anton von Langenmantel war ein Onkel des Wolfgang Gebhard von Langenmantel.

Kann Westheim als der religiöse Mittelpunkt dieses Zweigs der Familie angesehen werden, so waren, neben dem Haus- und Grundbesitz in Augsburg, Schloß und Domäne Ottmarshausen die wichtigsten weltlichen Besitzungen: „Der Ort war altbischöfliches Gut, und wurde von dem Bischof lehensweise

8 Bistum Augsburg Bd. II (1864) 66.

9 StAA, Rentamt Augsburg-Land Nr. 151, Urkataster Westheim HsNr. 43.

vergeben. Hienach finden wir als Besitzer von Gütern im 14. Jahrhundert die Langenmantel, nach ihnen die Paller, wieder die Sulzer, welche den Ort an die Reichsstadt Memmingen überließen. Gegen den Langenmantelschen Anteil am Dorfe Erkheim kam hierauf der Memming'sche Besitz von Ottmarshausen tauschweise an die Langenmantel'sche Familie, welche endlich allmählich den ganzen Ort mit Vogtei, Gericht und aller Zubehörde an sich brachte. Die neuere Zeit hat diese Verhältnisse gänzlich abgeändert, und auch der letzte Rest Langenmantelschen Eigentums kam im Jahre 1854 durch Verkauf an Rittmeister Gandauer in andere Hände¹⁰. Über den letzten Langenmantel, der Schloß und Gut Ottmarshausen ungeschmälert in sein Eigentum übernommen hat findet sich im Urkataster folgender Eintrag: „Laut Privatkaufsvertrag vom 28 t. Febr. 1824 ... wurde dieses Lehens-Gut erkaufte um 20 000 fl. von Ignatz Wolfgang von Langenmantel ... Das Gesamtlehen hat einen Lehenswerth von 23 144 fl. 18 xr. 1 hl. und eignet sich deshalb zur 4ten Klasse.“

Dieser Ignatz Wolfgang war der älteste Bruder des Wolfgang Gebhard von Langenmantel. Jener nahe Verwandte aber, welcher ihm das Gut verkauft hatte, war der königliche Kämmerer und Rittergutsbesitzer Jacob Wilhelm von Langenmantel. Über letzteren gibt das ‚Hof- und Staatshandbuch‘ des Königreichs Bayern folgende Auskunft:

„Oberst-Kämmerer Stab, 1810 Die Herren: ... Jakob Wilhelm von Langenmantel von und zu Westheim“. Dasselbe Nachschlagewerk nennt im übrigen im Jahre 1833 unter Distrikts-Schul-Inspektionen, Landgericht Buchloe: „Hr. Wolfgang Geb. (hard) v. Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen, Dekan und Pfarrer in Waal“. – Alles in allem eine beeindruckende Geschichte dieses adeligen Zweigs der Familie, der seinen Anfang bei den Gebrüdern „Wolff Hainrichen und David die Langenmantel vom R.“ nahm und über jenen Wolfgang Langenmantel, welcher die Wasserleitung in sein Schloß Westheim richten ließ und in seinen Akten mit „Wolfgang Langenmantel vom R. zu Westheim“ zu zeichnen pflegte, bis hin zum Kanonikus und Dr. theol. Wolfgang Gebhard von Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen. Daß die Familie bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts wohlhabend war, davon zeugen nicht zuletzt die Ämter und Posten, die sie im Laufe dreier Jahrhunderte ihren Abkömmlingen erkaufte hat. Der obengenannte Kämmererposten ist dafür ein Beweis. Albert Hämmerle¹¹ hat weitere Mitglieder der

10 Bistum Augsburg Bd. II, 80.

11 A. Hämmerle, Die Canoniker der Chorherrenstifte St. Moritz, St. Peter und St. Gertrud in Augsburg bis zur Saecularisation. Privatdruck 1938 Nr. 310, 313, 317.

Familie aufgelistet: „Franz Anton Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen, Canonicus von St. Peter ab 31. 3. 1756“;

„Leopold Ignaz Langenmantel von Westheim und Ottmarshausen, Patrizius Augustanus, geboren am 2. 11. 1675, Sohn des Johann Wilhelm Langenmantel..., Canonicus von St. Moritz ab 30. 6. 1692 ...; Dekan von St. Moritz ab 21. 11. 1715 ..., Epitaph für ihn und seinen Bruder Wolfgang Anton Langenmantel in der Langenmantel-Kapelle von St. Moritz“ und „Wolfgang Gebhard Langenmantel von Westheim, geboren in Augsburg am 8. 1. 1775, Sohn des Ignaz Wolfgang von Langenmantel; Canonicus von St. Moritz ab 27. 7. 1793 auf Ableben des Melchior Ignaz Peter Alois Joachim von Rehlingen, Priester am 23. 12. 1797, Dekan des Landkapitel Kaufbeuren.“

Wolfgang Gebhard Langenmantel

Wolfgang, Gebhard, Johannes, Nepomuk war das jüngste von neun Kindern. Seine Eltern sind im Taufmatrikel der Augsburger Dompfarrei wie folgt angegeben: „Illustris D. Wolfgang Ignatius Langenmantel de Westheim et illustris D. Maria Anna Francisca Antonia Walburga Langenmantel de Westheim.“

Die Taufeinträge seiner Geschwister finden sich in der nämlichen Matrikel. Ihre Namen und Geburtsdaten sind:

Josepha, geb. 5. 8. 1764; Ignaz-Wolfgang, Franz, Sales, Rochus, geb. 16. 8. 1765; Jakob-Mathäus, Wolfgang, geb. 21. 9. 1766; Johann-Wolfgang, Andreas, geb. 4. 2. 1768; Wolfgang-Jakob, Johann, geb. 17. 2. 1769; Maria-Helena, Aloisia, geb. 23. 5. 1770; Wolfgang-Anton, Lorenz, geb. 11. 8. 1772; Wolfgang-Franz-Xaver, Gebhard, geb. 13. 8. 1773.

Joseph Sieber, ehemals Pfarrer und Dekan in Dösingen bei Kaufbeuren faßt das Leben des jüngsten Sproßes Wolfgang-Gebhard, erstmals zusammen¹². Die Darstellung ist deshalb besonders wertvoll, weil sich heute von dem Genannten im Bistumsarchiv keine Personalakte mehr findet:

„Dr. theol. Wolfgang Gebhard von Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen, Kanonikus bei St. Moritz. Er war geboren am 8. Januar 1775, studierte zu Rom im deutschen Kolleg, wurde auch dort ordiniert am 23. 12. 1797, war auf Wunsch des Bischofs Clemens Wenzeslaus auf zwei Jahre teils im Seminar, teils in der Seelsorge zu Pfaffenhausen und wurde in Waal instituiert

¹² J. Sieber, Die Pfarrer im Kapitel Kaufbeuren. 1932.

am 10. 2. 1810 ... Am 27. 4. 1829 wurde er in Ketterschwang in Gegenwart des Herrn Kommissairs Krück von Kaufbeuren, und des Bischöfl. Kommissairs, des Herrn Dekan Blank in Ruderatshofen gewählt und, nachdem von weltlicher und kirchlicher Seite die Genehmigung eingetroffen war, vom letztgenannten Dekan am 26. Juli 1829 bei Gelegenheit des St. Annafestes, nachdem er vor versammeltem Kapitel den Eid der Treue geleistet hatte, in feierlicher Weise installiert. Nicht weniger als 32 Gäste waren beim Mahle, das der Neugewählte bezahlen mußte, doch schoß ihm das Kapitel 27 fl. hinzu. Am 14. September 1840 bat er um Befreiung vom Dekanate und am 17. März 1841 wurde er davon erlöst. Am 6. September 1845 wurde der bisherige Kaplan Gg. Augustin als Vikarius in spiritualibus angestellt und am 25. Januar 1847 (?) starb von Langenmantel, 72 Jahre alt“ (Abb. 1).

Diesen Lebenslauf bestätigt im wesentlichen auch eine in die Wand des Vorzeichens der St. Anna-Kirche, Waal, eingemauerte Grabplatte. Dort liest man:

„Denkmal des Hochwürdigen wohledel gebornen Herrn Wolfgang Gebhard von Langenmantel, geboren zu Augsburg am 8. 1. 1775, Canonicus St. Moritii daselbst vom Jahre 1793–1801, Pfarrer in Lamerdingen bis 1810, Pfarrer und freiresignierter Kapitel-Dekan zu Waal bis 18. 1. 1847.“ – Der Eintrag in der Sterbematrikel der Pfarrei St. Anna, Waal, lautet: „Herr Wolfgang Gebhard von Langenmantel, freiresignierter Dekan des Kap. Kaufbeuren, Distr. Schulinspektor, Landrath u. Pfarrer in Waal, seit 1810 den 10. Februar; Sterbeort: Stube, Waal-Pfarrhaus, Sterbegrund: (Arzt: Dr. Hillenbrand von Kaufbeuren) Gehirn-Desorganisation und Altersschwäche; Zeit: 1847, den 18. 1. Morgens 2¹/₄, Beerdigung 20. 1. ...“

Zu den wesentlichen Stationen im Leben des Wolfgang Gebhard von Langenmantel und zwar vor seiner Installation als Pfarrer in Waal, seien nachfolgend einige Ergänzungen angebracht:

Am 28. 11. 1802 erließ Kurfürst Max Joseph knapp drei Monate vor dem Reichsdeputationshauptschluß, sein „Churfürstlich-baierisches Besitznahmedekret“. Bereits am 1. 12. 1802 traf das Dekret auch das Stift St. Moritz. Der kurfürstliche Hof und die Reichsstadt Augsburg übernahmen an diesem Tag unter Leitung des Commissairs von Eppler den jeweiligen Anteil seiner Besitzungen. Folgende Aufstellung ist erhalten¹³:

„... die Gefälle inner dem reichsstädtischen Gebiete betragen mit Ausschluß 28 ansehnlicher und noch unangeschlagener (nicht geschätzter) Gebäude, nach Abzug der Ausgaben 1254 fl. 3 xr. 3 hl.

13 StAA Klöster, Akt 255.

Der Ertrag des Kollegiatstifts zu St. Moritz, ohn(e) Gebäulichkeiten, Kirchenfabrik, Kirchenkustodie, Benefizien ... 15 963 fl. 35 xr. 1³/₄ hl.

Benefizien: Ihrer sind 10 vorhanden. Ihr Betrag ausser dem reichsstädtischen Gebiete 5011 fl. 38 xr. 5 hl. Inner dem reichsstädtischen Gebiete 9 fl. 56 xr. 5 hl.“

Dieser Aktivseite standen die erwarteten Besoldungsverpflichtungen gegenüber. In der nämlichen Aufstellung heißt es diesbezüglich: „So ergibt sich der ganze Betrag der Pensionen für die Geistlichkeit mit 15 699 fl. 37 xr. 1³/₈ h. Woran das höchste Kurhaus betheiligt würde mit 11 233 fl. 7 xr. 7 hl. Die Reichsstadt Augsburg aber mit 1466 fl. 24 xr. 1 hl.“

Zuvor war die Bedeutung von St. Moritz und der anderen Augsburger Chorherrenstifte in politischer Hinsicht verhältnismäßig gering; sie ging über einen engeren Rahmen kaum hinaus, der in erster Linie durch die Besitzungen der drei Stifte gezogen wurde. „Immerhin bilden die drei Stifte aber im Rahmen der Augsburger Stadtgeschichte – vor allem des Mittelalters und der Reformation – ein beachtenswertes und wesentliches Potential. Als Inhaber einer größeren Anzahl inkorporierter Pfarreien sowie der niedern Gerichtsbarkeit in verschiedenen Besitzungen kommt ihnen auch außerhalb von Augsburg Bedeutung zu“¹⁴.

Die Beamten von Commissair Eppler listen für St. Moritz etwa 60 Besitzungen außerhalb des Gebiets der Stadt Augsburg auf. Lamerdingen, der Ort, an dem Wolfgang Gebhard von Langenmantel seine erste Pfarrstelle einnehmen sollte, war jedoch zum Großteil im Besitz von St. Peter. Zwischen den Stiften gab es allerdings enge Bindungen. Die obengenannte Aufstellung der Commission Eppler nennt zum Beispiel in Bezug auf das Kollegiatstift St. Moritz von elf Chorherren drei, welche zugleich auch Chorherren von St. Peter waren. Unter ihnen „den Dekan, welcher zugleich Probst des Stiftes zu St. Peter in Augsburg ist, Joseph Anton von Imhoff, 79 Jahre alt“. Und sie listet als siebenten auf: „Wolfgang Johannes v. Langenmantel, Kanoniker, 28 Jahre alt“. Als jährliche Abfindung sieht sie für ihn ein „einfaches Kanonikatspräband als Pension 877 fl. 19 xr. 3 hl.“ vor. In der Aufstellung weist zudem eine Spur ins Priesterseminar nach Pfaffenhausen, der zweiten Station im geistlichen Amte des Wolfgang Gebhard von Langenmantel. Sie nennt unter den vier Kanonikern, welche ihr Karrenzzjahr noch nicht erfüllt und demzufolge eine Pension erst später zu erwarten haben, an erster Stelle: „Ludwig Rößle, Regens in Pfaffenhausen, 64 Jahre alt, aufgeschworen 8ten May 1797, tritt in Genuß der

14 Vgl. Anm. 11.

Präbende auf Jakobi 1803.“ Das Seminar in Pfaffenhausen bestand vom Jahre 1734 bis zum Jahre 1804¹⁵. Bei Ludwig Rößle handelte es sich um dessen letzten Regens.

Die Übernahme des dritten geistlichen Amtes, nämlich der Pfarrei Lamerdingen, durch Wolfgang Gebhard Langenmantel erfolgte wohl am 25. Februar 1804. Zweierlei dürfte sie begünstigt haben: Zum einen gehörte die Pfarrei Lamerdingen bis zur Säkularisation zum Stift St. Peter, zum zweiten und wichtigsten, fiel nach dem „Reichsdeputationshauptschluß“ mit der Übernahme eines neuen geistlichen Amtes die Canonicats-Pension weg, sobald „sie (die Geistlichen) etwa auf andere geistliche Stellen versorgt werden“ (vgl. §§ 52 und 53 des Vertrages). Bis dahin aber, das heißt bis zum 25. 2. 1804 gewährte der Kurfürst dem Kanonikus des ehemaligen Kollegiatstifts St. Moritz, Wolfgang Gebhard von Langenmantel, welcher am 27. 7. 1793 im Alter von 18 Jahren „aufgeschworen“ hatte, „huldvollst“ eine jährliche Pension von 877 fl.

Aufgrund obiger Daten ist auch klar, daß Wolfgang Gebhard von Langenmantel nach Schule und Eintritt ins Kanonikat sehr bald nach Rom zum Studium kam. Dort erwarb er mit dem Abschluß auch den Doktorgrad in Theologie, den Joseph Sieber als einziger nennt. Wie zögerlich der kurfürstliche Ärar mit der Auszahlung der Pension war und welche Probleme sich damit für einzelne Kanoniker, nicht aber für den 28jährigen Wolfgang Gebhard von Langenmantel, ergaben, welcher offensichtlich in seiner Familie auch eine starke finanzielle Stütze hatte, erhellt sich aus dem folgenden Gesuch vom 17. 6. 1803 des 58jährigen Kustos von St. Moritz Johann von Weltin¹⁶. Der Bittsteller gewährt dabei gleichzeitig einen Einblick in das Leben und die Sorgen eines Kanonikers von St. Moritz vor und nach der Säkularisation:

„Schwer drückende Noth, und äusserste Hilflosigkeit muß allein meinen gewagten Schritt ... entschuldigen. ... Ich stehe als Canonicus bey dem Collegiatstift St. Moritz in Augsburg; gleich bei meinem Antritte meines Canonicats war ich gezwungen, meine Mutter als Witwe, und eine ledige Schwester zu mir zu nehmen. Kurz darauf nahm eine Tante auch als Witwe in ihren betrüben Umständen ihre Zuflucht zu mir, endlich wurde mir von meiner verheurathen Schwester in Oberkirch die jüngste aus ihren Töchtern, ein Kind von 5 Monaten zugeschiedt, das schon über 14 Jahre, und noch bis auf diese Stunde bey mir

15 Th: Specht, Geschichte des ehem. Priesterseminars Pfaffenhausen, in: JHVD 30 (1917) 1–78; 31 (1918) 41–48; 32 (1919) 1–16; 33 (1920) 1–31.

16 StAA Klöster, Akt 255.

ist. Diese dürftige Familie sah mich bisher als ihren Brod- und Nährvater an, ich that auch bisher alles, und mehr, als es meine Kräfte zuließen, so wie es stadtkundig ist. Nun aber sind meine häuslichen Umstände längere Zeit so drückend, daß ich bey aller Sparsamkeit öfters bis auf den letzten Kreuzer auskomme, weil bald acht ganzer Monate verflossen, ohne einen Kreuzer von meinem Kollegiatstift zu sehen. Ich der ich oft so bedürftig auf die vierzehntägige Austheilung deren Präbenz-Gulden warthete, sollte nun so lange Zeit eine so starke Familie in allen möglichen Bedürfnissen ohne Einkommen erhalten? Ich borgte auf, ich versetzte meine besten Habseligkeiten, und walte Gott; ich hätte noch etwas beträchtliches wodurch ich meine Noth steuern könnte, gerne würde ich es angreifen ...“.

Nicht nur, daß sich die Staatskasse mit der Auszahlung der Pensionen Zeit ließ, sie fand darüber hinaus auch Praktiken wie Gulden eingespart werden konnten. So erscheint im Jahre 1804, in dem Wolfgang Gebhard von Langenmantel zum Pfarrer in Lamerdingen bestellt wurde, folgender Eintrag in den Büchern: „Kuen, resignierter Pfarrer zu Lamatingen, nun Canonicus ...“. Da wurde ganz offensichtlich ein „junger“ Pensionär gegen einen betagten Herrn ausgetauscht, mit dessen Ableben in absehbarer Zeit gerechnet werden konnte.

Die Pfarrei „Lamatingen“, heute Lamerdingen wird 1801 wie folgt charakterisiert:

„Bemerkungen des zur Probstey St. Peter in Augsburg, gerichtbare Dorf Lamatingen betr.: Dieses Dorf hat in circa drei bis vier und sechzig Feuerstätten. Darunter sind 14 Bauernhöf mit Hofstätten, und die Mühle. Davon ist nur $\frac{1}{5}$ zur Probstey giltbar, $\frac{4}{5}$ sind fremde Giltherrschaften Viele Lamertinger besitzen Mäder in der Herrschaft Türkheim, wohin sie Steuer und Grasgeld entrichten. So auch nach Lang-Eringen“¹⁷.

Der junge Pfarrer Wolfgang Gebhard von Langenmantel war offensichtlich nach Meinung seiner Oberen in der Seelsorge seiner ersten Pfarrei nicht genügend gefordert, „denn schon als Pfarrer von Lamerdingen war er Distriktschulinspektor und blieb dies auch als Pfarrer von Waal. Die noch vorhandenen Schriftstücke aus dieser Zeit, namentlich seine Lehrpläne für die Volksschulen, verraten sein vortreffliches pädagogisches Wissen und seine reichen praktischen Erfahrungen“¹⁸.

17 StAA Klöster, Stift St. Peter: „Taxographische Beschreibung des Dorfes Lamatingen, welches bey dem feindlichen Einmarsch unnd 11 Monath Besitzstand des Schwäbischen Kreis in der Gewalt der Franzosen anno 1800 und 1801 erfasset worden ist.“

18 Vgl. Anm. 12.

Diese Lehrpläne sind allerdings erst in seiner Zeit als Pfarrer von Waal entstanden. Als „Distriktsschulinspektor“, ein Amt, auf das wegen der Bedeutung, welches ihm im Leben von Wolfgang Gebhard von Langenmantel zukommt, im folgenden noch näher eingegangen werden wird, bezeichnen ihn auch zwei weitere Werke Joseph Siebers¹⁹. In ihnen heißt es.

„Durch letzteres Dekret (Organisationsdekret vom 15. 9. 1808) erhielten auch die bisherigen provisorischen Distriktsschulinspektoren in unserem Bezirke ihre endgültige Bestellung. Das waren im Landgericht Kaufbeuren Kosmas Damian Dopfer, Pfarrer in Oberbeuren, Placidus Natter, Pfarrer in Ingenried, Ignaz Delaschad, Pfarrer in Baisweil: im Landgericht Buchloe und Türkheim, die jetzt zum Bezirke Kaufbeuren gehören, werden Pfarrer Ebentheuer in Asch und besonders Pfarrer Gebhard von Langenmantel in Lamerdingen als Distriktsschulinspektoren genannt.“

Über die Zustände die Wolfgang Gebhard von Langenmantel bei seinen Inspektionen in seinem Bezirk antraf, berichtet der nämliche Autor: „Der Schulinspektor für das Landgericht Buchloe, Pfarrer Gebhard von Langenmantel in Lamerdingen, fand in seinem Bezirke meistens schlechte, baufällige, mehr Höhlen als menschliche Behausungen gleichende Schulhäuser“.

Wie sehr sich Wolfgang Gebhard von Langenmantel für die Belange der Schule eingesetzt hat und welche Erfolge er erzielen konnte, soll im folgenden Kapitel eingehender dargestellt werden.

Pfarrer in Waal

Pfarrer Joseph Meichelböck von Kaufbeuren schrieb im Jahre 1798 einen kurzen Abriss der Waaler Ortsgeschichte²⁰. Er begann: „Waal, ein ansehnlicher Markt – versehen mit einem herrschaftlichen Schloß, zwischen Kaufbeuren und von dieser Stadt nordöstlich 4 Stund; dann der baierischen Gränz-Stadt Landsberg und von dieser 2 Stund westlich, an dem Ursprung der Synkel (Singold) gelegen ... Der ganze Marktflecken ist mit einem ziemlich tiefen Graben und Brustwehr umgeben, zum deutlichen Zeichen, daß hier sich Römer einstens müßten angesiedelt haben ...“

Der Artikel schließt wie folgt: „Die Kirche zu Waal hat die heil. Mutter Anna zur Schutzpatronin. Das Patronatsrecht über diese Kirche hat der Besit-

19 J. Sieber, Beiträge zur Schulgeschichte des Landkapitels und der Reichsstadt Kaufbeuren bis zum Jahr 1803. 1922, 76.; Ders., Das Schulwesen in Stadt und Land Kaufbeuren im Anfang des 19. Jahrhunderts. 1938, 13.

20 StAA Adel, v. d. Leyen Nr. 1221 (n).

zer der Herrschaft (das ist im Jahre 1810 Graf Casimir Schenk zu Castell und ab dem Jahre 1820 Fürst Erwein von der Leyen) ... Diese Kirche hat nebst dem Pfarrer noch einen Benefiziaten, oder Frühmesser. In dem Ort befindet sich noch eine Kapelle zum heil. Nikolaus dem Bischof. Es enthält dieser Ort ein herrschaftliches Schloß ... Zugleich sind in diesem Ort herrschaftliche Gebäude mit einem Bräuhaus, vier Mühlen und etwas entfernt liegende Ziegelstadel. Die Seelenzahl bestünde im Jahr 1796 in 723“ (Abb. 3).

Richtungweisend an diesem Artikel ist unter anderem, daß er mit keinem Wort eine Passionsspieltradition erwähnt. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß die Aufführung von 1791, betitelt: „Trauerspiel betteutet die übergroße Liebe Gottes gegen das menschliche Geschlecht. Vorgestellt durch das Leben und Sterben Jesu Christi. – Von ein(er) Löblichen Bürgerschaft in Waal. Dimo (soll wohl Divina heißen) Commedie, 1791“²¹, bis zum Jahre 1798 ein einmaliger Vorgang war. Es ist somit das Verdienst von Pfarrer von Langenmantel, sich an diesen Anfang erinnert, ihn zum Wohle der Gemeinde ausgebaut und fortgeführt zu haben.

Über den Artikel von Pfarrer Meichelböck hinaus weiß Alfred Schröder noch folgende Besonderheiten zu berichten²²: „Der Ort hat zwei Friedhöfe, der eine um die Pfarrkirche für Anwesensbesitzer und ihre Angehörigen, der andere um die Kirche St. Nikolaus für ‚Leerhäusler‘ und Fremde. Auf dem Pfarrfreithof stand ehemals eine St. Michaelskapelle, die beim Einsturz des Pfarrkirchenturms (Anmerkung: 1775) zerstört wurde... Der Pfarrhof, im Jahre 1774 erbaut, liegt 4 Minuten von der Kirche entfernt, ist geräumig, unten feucht ...“

Am 10. 2. 1810 wurde Wolfgang Gebhard von Langenmantel in Waal als Pfarrer eingeführt, wobei er sein Amt als Distriktsschulinspektor mit an seine neue Wirkungsstätte nahm. Fünfundzwanzig Jahre später, genau am 16. 1. 1835, erschienen vor dem am Ort befindlichen Patrimonialgericht „im Namen hiesiger Gemeinde-Verwaltung der Gemeinde-Vorsteher Andreas Frey und der Gemeindepfleger Xaver Sutor und bringen vor:

Der Herr Kanonikus, Dekan und Pfarrer von Langenmantel dahier, ist seit dem 3. Januar 1810, sohin volle 25 Jahre lang unser Pfarrer. – Während dieser langen Zeit hat derselbe so viel Gutes dahier gewirkt, daß wir und unsere Nachkommen ihm zum höchsten Danke verpflichtet sind. Sein 25jähriges,

21 Mskr. in Pfarrarchiv Waal.

22 Bistum Augsburg Bd. VI (1896–1904) 604–609.

gemeinnützlich, weltliches Wirken unter uns, ist überdies von einer ununterbrochenen Kette wohlthätiger Handlungen begleitet, welche der hiesigen Gemeinde durch diesen unsern würdigen Mitbürger zugeflossen sind. Wenn derselbe schon dadurch unsern Dank in hohem Grade verdient, daß er der hiesigen Kirche durch jährliche bedeutende persönliche Opfer ihre gegenwärtige würdevolle Ausschmückung verschafft, daß er während dieser Zeit die Schule fortwährend verbessert, und den Schulunterricht ungemein gehoben, daß er während seines Hierseins die Preisbücher jährlich aus eigenen Mitteln anschafft, und dadurch die Jugend zum Lernen und zum Guten angespornt hat, daß er ein wahrer Vater der Armen und Kranken ist, welchen er sich vorzüglich in den Jahren der Theuerung so wohlthätig erwiesen hat, so verpflichten seine gemeinnützigen und wohlthätigen Handlungen uns und unsere Nachkommen noch zum besonderen Danke ...“

Die Gemeinde beschritt zum 25jährigen Jubiläum den Amtsweg. Sie wollte erreichen, daß ihrem verdienten Seelsorger die Zivil-Verdienstmedaille nach dem Gesetz des kgl. Zivil-Verdienst-Ordens der Bayerischen Krone vom 19. 5. 1808 verliehen werde. Doch Pfarrer Langenmantel ging dieses Mal leer aus, weil die königlichen Beamten ihre Vorschriften buchstabengetreu ausgelegt hatten. „Vorzügliche Dienste“ für den Staat, hieß es im Gesetz. – Nun, die konnte Langenmantel in seiner Amtsführung als Distriktsschulinspektor (vergleichbar mit Schulrat) vorweisen. Joseph Sieber²³ faßt in seinem Werk „Das Schulwesen in Stadt und Land Kaufbeuren im Anfang des 19. Jahrhunderts“ die Tätigkeit der Geistlichkeit mit Recht wie folgt zusammen: „Und die Geistlichen? Sie können jeder Prüfung standhalten. Welch großen Eifer, welch bereitwilliges Eingehen auf den Willen der Behörden und die Bedürfnisse der Schule haben doch die geistlichen Distriktsschulinspektoren jener Zeit bekundet, ein Natterer in Ingenried, ein Delaschad in Baisweil, ein Miller in Irsee und besonders Herr Gebhard von Langenmantel in Waal!“ – Es war das Pech des Letzteren, daß seine Mitbürger in der Petitionsschrift seine Tätigkeit als Distriktsschulinspektor mit keinem Wort erwähnt hatten. Sie glaubten wohl fest daran, daß ihnen ein Urteil zu diesem Thema schlecht anstünde. Die Beamten aber waren ihrerseits der Meinung, was nicht im Gesuch steht, ist auch nicht zu bewerten. Deshalb teilte am 28. 3. 1835 die Königliche Regierung des Ober-Iller-Kreises abschließend mit: „Dem k. Landgerichte wird auf den Bericht vom 22. Januar d. Js. erwidert, daß nach den bestehenden Grundsätzen,

23 Vgl. Anm. 19.

obschon man die Verdienste des Dekans von Langenmantel nicht verkenne, dem gestellten Gesuche nicht entsprochen werden kann.“ – Die Waaler hatten eben nur die Verdienste von Langenmantels um ihren Ort gepriesen. Das war zu wenig, da auch der oberste Grundsatz „(Taten) zum Ruhm des Vaterlandes“ aus der Petition beim besten Willen nicht herausgelesen werden konnte. Dafür listeten die Waaler auf: „1.) Die hiesige Marktgemeinde hatte früherhin weder ein Rath- oder Gemeinde-Haus, noch ein Schulhaus und gegenwärtig besitzen wir in einem eigenen großen Gebäude vereinigt, eine schöne Gemeindestube und zwey sehr zweckmäßige Schulzimmer (in dem Haus, in welchem heute die Gemeindeverwaltung untergebracht ist), den nöthigen Raum zur Unterbringung der Feuerlösch-Requisiten und zwey Wohnungen, welche in Noth-fällen als Krankenzimmer benutzt werden können.

Dieses Gebäude verdanken wir lediglich dem Herrn Dekan Pfarrer von Langenmantel, der es mit dem Aufwande einer unbeschreiblichen Mühe und stattlichen Geldopfern im Jahre 1815 übernahm, die Leidensgeschichte Jesu mit vielen hiezü abgerichteten hiesigen Gemeindeanhörigen theatralisch aufzuführen. Die Erträgnisse dieser theatralischen Darstellung waren so bedeutend, daß wir nicht nur 3000 fl. zum Baue des erwähnten Schul- und Gemein-dehauses erübrigten, sondern daß wir auch noch 500 fl. an der Gemeindegeldschuld abzahlen konnten“ (Abb. 4).

Über das Verdienst von Langenmantels in Bezug auf die Passion schreibt Sieglinde Filchner²⁴: „Am 10. Februar 1810 war ein neuer Pfarrer Wolfgang Gebhard von Langenmantel in Waal aufgezo-gen. Dieser scheint viel Interesse am Theater gehabt zu haben; er gab seiner hohen Auffassung vom Bildungswert des religiösen Schauspiels öfters beredten Ausdruck und vertrat die Ansicht, daß ein gutes, geistliches Schaustück den Wert vieler Predigen übertreffe. Er mag es wohl gewesen sein, der eine Anregung zur Wiederaufnahme der Passionsspiele, die jedenfalls infolge der Kriegsunruhen nicht gespielt werden konnten, gegeben hat. Zu den idealen Beweggründen gesellten sich aber noch solche realer Art. Waal war damals in Geldnöten, denn die mannigfachen Einquartierungen, Belieferungen und Kontributionen hatten den Gemeindegeldsäckel sehr geleert ... Da man sah, wie andere Passionsorte fleißig besucht wurden, reifte in den Waalern die Idee, durch das Passionsspiel die schlechte finanzielle Lage zu verbessern. Sie reichten bei der Kreis-Kommunal-Administration ein Gesuch ein mit der Bitte, ihnen die Erlaubnis zum Passionsspiel zu geben. Sie

24 Archiv d. Passionsspielvereins Waal: Textausgabe Passionsspiel 1921.

beriefen sich auf die Ammergauer, denen kurz vorher die Genehmigung zum Spiel aus denselben Gründen erteilt worden war und baten, dieses Mittel anwenden zu dürfen, um ‚sich in ihren Bedrängnissen‘ auf eine so leichte tunliche Art Hilfe verschaffen zu können‘. Das Schreiben datiert von 1811. Es wurde abschlägig beschieden. 1812 wurde in einem der Kirche gehörigen Stadel eine kleine Bühne errichtet und unter Anleitung des Ortspfarrers Gebhard von Langenmantel von den Feiertags- und Werktagsschülern das kleine Kinderschauspiel von Christian Felix Weiße ‚Eine Hand wäscht die andere‘ fünfmal gegeben. Im selben Jahre am 2. September spielten die Erwachsenen das ‚schwere‘ Stück: ‚Die Hussiten vor Naumburg‘ unter sechsmaliger Wiederholung ...“

Unter den 22 Theaterstücken, die von 1813 an in den folgenden 33 Jahren in Waal unter Mitwirkung von Pfarrer Wolfgang Gebhard von Langenmantel aufgeführt wurden, war zweimal die sogenannte „große Passion“, bei der eine Aufführung jeweils einen Vor- und Nachmittag dauerte. Erwähnt sei auch, daß das große Echo, welches die Aufführungen von 1812 erzeugt hatten, dazu führte, daß Graf Casimir Schenk von Kastell im Jahre 1813 die Einrichtung des ehemaligen Ottobeurer Schultheaters²⁵ für 800 Gulden aus dem Oberdorfer Nachlaß des Kurfürsten und Fürstbischofs von Augsburg Clemens Wenzeslaus erwarb. Dabei setzte Graf Schenk vertraglich fest, daß der inzwischen gebildeten Theatergesellschaft der Gebrauch des Theaters auf unbestimmte Zeit freistehe und daß dort jährlich wenigstens zwei Stücke aufgeführt werden sollten. Für diese Theatereinrichtung errichteten die Waaler noch im selben Jahr mit den Steinen des „Waalhaupter Tors“ ein 54 Fuß langes, 47 Fuß breites und 28 Fuß hohes Theatergebäude. Die Passion von 1815 allerdings spielten sie in den Graspärten des „Hopfenwürth“ und seines „Angränzer“ des „Winkelbauern“, wo extra zu diesem Zweck Ende des Jahres 1814 ein „Passionstheater, samt den nöthigen Zuschauerplätzen“ erbaut werden mußte.

Achtundzwanzig Jahre später, am 27. 6. 1842, erhielt die Theatergesellschaft über das Fürstlich von der Leyensche Patrimonialgericht Waal vom Landrichter in Buchloe die Weisung „in Zeit von drei Tagen ein genaues Verzeichnis der Gesellschaftsmitglieder anzufertigen und vorzulegen“²⁶. Die Bürokraten waren zum wiederholten Male in großer Sorge, daß in den öffentlichen Vorstellungen „die guten Sitten“ verletzt würden, „Werk- und Sonntagsschul-

25 Vgl. SMGB 54 (1936) 95–184.

26 StAA Herrschaft Waal, Akt 29.

pflichtige Kinder“ anwesend wären und die „öffentliche Sicherheit“ nicht gewährleistet sein könnte. Der letzte Satz des Antwortschreibens des Patrimonialgerichts ist für das Wirken von Pfarrer von Langenmantel besonders bezeichnend. Er lautet. „Vom Jahre 1812 an, da das Theater erbaut worden ist, wurde die Gesellschaft immer unter Aufsicht und Leitung des Pfarrers Wolfgang Gebhard von Langenmantel geführt.“ – Damit wollte der Patrimonialrichter zum Ausdruck bringen, daß das Waaler Theaterwirken über jeden Zweifel erhaben war. Die kgl. Bayer. Regierung in Augsburg, der der Vorgang zugeleitet werden mußte, schrieb denn auch an das Landgericht zurück: „die Vorlage des Berichts ... geht mit dem Auftrage zurück, das Gesuch der Privattheater-Gesellschaft in Waal um fernere Erlaubnis zu öffentlichen Vorstellungen ... zu bescheiden und dabey auf den jetzigen physischen und geistigen Zustand des Pfarrers von Langenmantel geeignete Rücksicht zu nehmen.“ –

Der Siebenundsechzigjährige litt offenbar zu diesem Zeitpunkt, also drei Jahre bevor Kaplan Georg Augustin als Vikar angestellt wurde, bereits unter gesundheitlichen Problemen. Die Theatersache endete mit dem Beschluß des Königl. Landgerichts Buchloe „daß dem gestellten Ansuchen der Theater-Gesellschaft im Waal um ferneren Fortbestand derselben, stattzugeben sey.“ – Man kann somit wohl mit Fug und Recht behaupten, daß ohne Pfarrer von Langenmantel der „Theater-Gesellschaft Waal“ wahrscheinlich schon lange vor dem Jahre 1842, spätestens aber zu diesem Zeitpunkt die Lizenz zum Weiterspielen entzogen worden wäre. Ohne seine Hilfe hätten die Waaler Bürger in ihr Gesuch um die Verleihung der Zivil-Verdienstmedaille aber auch den folgenden, mit dem Theaterwesen in Verbindung stehenden, Punkt nicht aufnehmen können: „Im Jahre 1828 unternahm er sich nochmal der theatralischen Darstellung der Passion, wozu die bedeutenden Geldmittel nur unter seiner persönlichen Haftung aufgebracht werden konnten. Das Ergebnis dieses Unternehmens verschaffte uns einen sehr schönen Ornat in unserer Kirche, wofür eine Summe von 475 fl. verwendet wurde, ein Kapital von 300 fl., von dessen Zinsen das Schulholz beygeschafft werden kann, und weitere 143 fl., welche zur Herstellung des Industrie-Gartens und zur Verschönerung des Ortes verwendet wurden.“

Zum Ornat ist zu sagen, daß dieser sowie manch andere Kirchengerätschaft, welche von Langenmantel aus eigenen Mitteln angeschafft hat, mehr als nötig waren, denn 1801 war „der Kirchenschatz“, zwei Monstranzen, ein Ciborium, drei Kelche, zwei Opferkännchen und ein Meßgewand mit zwei Levitenröcken, um ihn vor der Besetzung in Sicherheit zu bringen, nach Augsburg gebracht, dort aber gestohlen worden. Zurück kam nur ein Levitenrock.

Was den Industriegarten (Lehrgarten für die Schuljugend) betrifft, so war dieser seinerzeit am Wohnort des Distriktsschulinspektors ein unbedingtes Muß. Seine Anlage durch Pfarrer von Langenmantel und den Schulgehilfen Norbert Schuster wurde denn auch lobend im Kreis-Intelligenzblatt Nr. 28 von 1830 erwähnt. Die Würdigung enthält viele interessante Details, so zum Beispiel das folgende: „Der für die Obst-Kultur ausgeworfene Theil hat jedoch zur Zeit noch keine Resultate aufzuweisen, indem die bedeutende Saat vom Jahre 1828 und selbst über 100 eingesetzte Maulbeerpflanzen gänzlich ein Opfer des ungewöhnlich kalten Winters 1828/29 geworden sind. Die Jugend empfängt besonderen praktischen Unterricht in der Obstbaumzucht von dem verständigen Schulgehilfen Norbert Schuster, und dürfte sich von der Thätigkeit des K. Distrikts- und Lokal-Schul-Inspektors Erfreuliches für die Obst-Kultur erwarten lassen.“

Auch der folgende Punkt des Gesuches um Verleihung der Zivilverdienstmedaille steht in direktem Zusammenhang mit dem Theaterwesen:

„Hat der Herr Dekan sich wohl auch einen bleibenden Anspruch auf unsern Dank dadurch erworben, daß wir vorzüglich durch einen bedeutenden Geldbetrag von seiner Seite ein sehr schönes, geräumiges und zweckmäßiges Theatergebäude mit allen Vorrichtungen aus den Ersparnissen unserer theatralischen Produktion erbauen konnten, ein Gebäude, welches selbst auch zu andern öffentlichen Zwecken, unbeschadet seiner eigentlichen Bestimmung verwendet werden kann.“

Bei diesem Theaterbau handelte es sich um den des Jahres 1828. Die fürstliche Herrschaft hatte sich seit der Neugestaltung ihres Schloßgartens durch das Gebäude aus dem Jahre 1812 gestört gefühlt, da jenes nunmehr in den erweiterten Park hineinreichte. Man mußte es demzufolge im Jahre 1826 abreißen. Das „neue“ Theater entstand in der Nähe der Einsiedelkapelle. Beim großen Brand im Jahre 1885 wurde dieses Haus sowie der gesamte Fundus vernichtet. Die Waaler bauten unverdrossen neu und als dieser „Neubau“ in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts nicht mehr den Brandschutzvorschriften entsprach, taten sie das nämliche ein vorläufig letztes Mal. Einem Brief an das fürstliche Patrimonialgericht zur Folge nahm von Langenmantel im Jahre 1828, weil keiner aus der Theatergesellschaft sich auf die Gefahr des Mißlingens hin mit seinem Vermögen verbürgen wollte und konnte, allein die Verantwortung für den Bau von 1828 auf sich. – Hierin zeigt sich deutlich der Unternehmensgeist, aber auch der Wagemut dieses Sprosses des alten Augsburger Ratsgeschlechts derer von Langenmantel. Wie gut er die fürstliche Ortsherrschaft zu nehmen verstand und welcher vertraute Umgangston zwi-

schen Dekan Wolfgang Gebhard von Langenmantel und Fürst Erwein von der Leyen herrschte, bekunden etliche private Notizen im von der Leyen-Archiv, so etwa wenn der Fürst zu später Abendstunde schreibt: „Müßte ich nicht morgen abreisen, so würde ich Ihnen selbst meine Bemerkungen freundschaftlich und mündlich mitgeteilt haben.“ Es ging in diesem Fall um den erwähnten Theaterneubau und die Tatsache, daß der erste Entwurf eine solche Firsthöhe vorsah, daß der Fürst zu der Überzeugung kam, der Neubau würde seiner Familie selbst vom Obergeschoß des Schlosses aus, die Aussicht nach Süden nehmen. Der Fürst schlug deshalb vor, die „Schlüsse“ (Bühnenvorhang) statt aufzuziehen aufzurollen, wodurch der Neubau um einiges niedriger werden könnte²⁷. Im übrigen einigte man sich gewohnt freundschaftlich.

Zum Abschluß seien noch zwei Punkte angefügt, die keiner weiteren Erklärung bedürfen. Die Pfarrkinder bedankten sich für die Errichtung der hiesigen Armenanstalt und den laufenden finanziellen Unterhalt derselben, für die Tatsache, daß der Herr Dekan „Bürgersöhnen auf seine Kosten Handwerke lernen“ und weiterführende Schulen besuchen ließ, daß er die Kirchenmusik derart gehoben hat „wie keine in hiesiger Gegend, selbst nicht in den kleineren Städten“ und daß er die Errichtung einer weiblichen Industrie- (= Handarbeitsschule) und Zeichnungsschule am Ort ermöglicht hat; letzteres ein Anliegen, welches direkt aus seinem Pflichtgefühl als Distriktsschulinspektor entsprungen sein dürfte. Ein weiterer Punkt des Gesuchs lautete schließlich:

„Die alte Kirche zum heiligen Nikolaus war ihrem gänzlichen Verfall nahe. Der Herr Dekan hat sie aber mit einem nicht unbedeutenden Kostenaufwand aus eigenen Mitteln erhalten.“ – Dies und die folgenden Ausführungen zeigen, daß Dekan Wolfgang Gebhard von Langenmantel, obwohl die Pfarrstelle Waal zu jener Zeit gut, jedoch nicht üppig dotiert war, um seine großzügigen Schenkungen zu finanzieren viele Male auf sein ererbtes Privatvermögen zurückgegriffen haben muß.

„Die hiesige Frühmeßstiftung hatte seit vielen Jahren kein eigenes Haus, da entschloß sich der Herr Dekan und Pfarrer von Langenmantel zum Baue eines solchen. Er stellte dasselbe im Jahre 1824 mit einem Kostenaufwand von 2500 fl. aus eigenen Mitteln her, schenkte es der hiesigen Frühmeßstiftung und gab dazu auch noch ein besonderes Legat von 200 fl., von dessen Zinsen die Baureparaturen bestritten werden können.“

Das Frühmeßbenefizium zu den Heiligen Drei Königen in Waal wurde von

27 StAA Adel, v. d. Leyen 1338 n.

Magdalena von Freyberg am 7. 12. 1472 auf den entsprechenden Altar in der Pfarrkirche gestiftet. Weil durch den Schwedenkrieg der Stiftungsfonds zum größten Teil verloren gegangen war, wies die Gemahlin des Grafen Konrad Sigmund von Muggenthal dem Benefizium neue Einkünfte zu. Als im Jahre 1775 der Turm der Pfarrkirche einstürzte, wurde dabei neben den Schäden am Kirchenschiff auch das Benefiziatenhaus zerstört. Graf Schenk von Castell erbaute zwar im Jahre 1794 ein neues Wohnhaus für den Benefiziaten, sein Nachfolger in der Herrschaft zog es jedoch im Jahre 1824 ersatzlos wieder ein. Damit war der Bestand des mit etwa 500 fl. Jahreseinkommen gering dotierten Benefiziums gefährdet. Weil von seiten des Schlosses jede Baupflicht bestritten wurde, sprang von Langenmantel mit dem obigen Betrag in die Bresche. Als Gegenleistung verlangte er lediglich eine Jahresmesse. Da Alfred Schröder im Jahre 1904 das Frühmeßbenefizium noch erwähnt²⁸, ist diese jährliche Messe eine der wenigen wirklichen Früchte, die Johann Gebhard von Langenmantel auf Westheim und Ottmarshausen aus seinem Bemühen, den Mitmenschen zu helfen, zugeflossen sind. Deren Stiftung findet sich mit folgendem Eintrag in der Pfarrakte²⁹: „Stiftungsjahr 1824; abzuhalten im August; Stifter: Gebhard von Langenmantel, Pfarrer und Dekan von Waal; Jahresmesse dem Beneficium incorporiert“. Als er bei seinem Amtsantritt in Waal großzügig bereit war, die „Last von 600 fl.“³⁰, die dem Gräflichen Haus für den Bau einer Schule in Unterdießen entstanden war, in drei Jahren von seinem Pfarreinkommen zu tilgen, da wurde dies zwar am 18. 6. 1814 vom Königlichen General-Kommissariat des Illerkreises mit den Worten anerkannt³¹: „Was man unterm heutigen ... an den Pfarrer von Langenmantel in Waal verlesen hat, wird dem kgl. Schulinspektorat zur Notiz und mit dem besonderen Auftrage zugesprochen, zum Andenken an diesen Wohltäter und Schulfreund eine jährliche Erinnerungsfeier von Seite der Schulinspektion und Schuljugend in Unterdießen anzuordnen.“

Doch kaum war der „Wohltäter und Schulfreund“ verschieden, ging diese Erinnerung an ihn in den Umwälzungen und Organisationsänderungen der Jahre nach 1848 unter. So erinnern heutzutage eigentlich nur noch eine nüchterne Grabplatte im Vorzeichen der St. Anna-Kirche in Waal und dieser Aufsatz an den Kanonikus, Pfarrer und Dekan, Lokal- und Distriktsschulinspektor, Gönner und Förderer Wolfgang Gebhard von Langenmantel.

28 Bistum Augsburg Bd. VI, 606–608

29 ABA Pfarrakte Waal.

30 J. Sieber, Die Pfarrer im Kapitel Kaufbeuren, 1932.

31 Beylage ad 2 zum Gesuch um Verleihung des Zivil-Verdienst-Ordens.

Zur 400-Jahr-Feier der St. Annabruderschaft in Augsburg*

Peter Rummel

Seit 400 Jahren besteht die Augsburger Bäcker-, Müller- und Huckerbruderschaft St. Anna, deren Entwicklung wenigstens stichwortartig im Rahmen einer allgemeinen Geschichte des kirchlichen Bruderschaftswesens dargestellt werden soll.

I. Das Bruderschaftswesen in der Gesamtkirche

Bis in das frühe Mittelalter reichen die Confraternitates, auf deutsch Bruderschaften, in ihrem Ursprung zurück. Die Anfänge bildeten sogenannte Gebetsverbrüderungen. Benachbarte Klöster vereinbarten, gegenseitig für ihre verstorbenen Mönche zu beten. Bald übernahmen Weltgeistliche diesen frommen Brauch und schließlich taten es ihnen die Laien nach. Aus diesen anfangs nur losen Gemeinschaften entwickelten sich kirchlich anerkannte Vereinigungen, die eine Vertiefung und Festigung des Frömmigkeitslebens zum Ziel hatten. Diesem Zweck dienten bestimmte tägliche Gebete, öfterer Gottesdienstbesuch, die Teilnahme an Wallfahrten oder an Betstunden. Sehr bald kamen soziale Komponenten hinzu: bestimmte gesellschaftliche Verpflichtungen, Beiträge in die Bruderschaftskasse und gegenseitige Hilfe im Krankheitsfall und das fürbittende Gebet für die verstorbenen Mitglieder. Vor allem bei den

* Vorliegendes Kurzreferat wurde am 26. Juli 1997 anlässlich des 400jährigen Gründungsjubiläums der Bäckerbruderschaft St. Anna in Augsburg gehalten.

Vorangegangen war ein feierlicher Abendgottesdienst im Dom, zelebriert vom H. H. Apostolischen Protonotor Georg Beis, langjähriger Dompfarrer und Präses der Bruderschaft. Der Chor der Bäckerinnung hatte, unterstützt von einem kleinen Orchester, die Krönungsmesse von W. A. Mozart aufgeführt. Im Anschluß an das Hochamt, bei dem eine kunstvolle Jubiläumskerze geweiht wurde, versammelten sich die Mitglieder zu einer festlichen Stunde im Kolpingshaus, wo der Verfasser diesen Überblick über die Bruderschaftsgeschichte vortrug.

Handwerkern entstanden solche religiösen Vereinigungen in engem Anschluß an die Zünfte, doch entwickelten sie eigene Strukturen. So lag die Leitung in Händen des weltlichen Präfekten und geistlichen Präses, dem Assistenten und Konsultoren zur Seite standen, auch erwählten sich die einzelnen, immer öfter beruflich untergliederten Bruderschaften eigene Schutzheilige, deren Fest besonders feierlich begangen wurde.

Dieses Bruderschaftswesen hatte sich bis zum Vorabend der Reformation zu einem bedeutenden Gestaltungsfaktor der abendländischen Christenheit entwickelt. So unterschiedlich sich auch die einzelnen kirchlichen Bündnisse darstellten, ihnen allen waren die Bemühungen gemeinsam, untereinander ein Band des Friedens, der Liebe, der Brüderlichkeit und der gegenseitigen Hilfe zu stiften. Diese Entwicklung wurde durch den Ausbruch der Glaubensspaltung jäh unterbrochen. Zwar bildeten in zahlreichen Städten die dort aktiven und lebendigen Bruderschaften ein z.T. unüberwindbares Bollwerk gegen das Vordringen der Protestanten, vielerorts aber gingen die Bruderschaften im Zeitalter des Konfessionalismus zugrunde, oder sie wurden verboten. Schon 1519 hatte Martin Luther in seiner Schrift über die Bruderschaften gefordert: Werft sie beherzt ins Wasser und schafft sie ab, denn sie sind unnütz. Das ist eine falsche Frömmigkeit mit Festgelagen und Saufereien.

Auch im katholischen Raum wuchs die Kritik an den Confraternitates: Diese entzogen sich der Aufsicht der Bischöfe und Pfarrer und führten oftmals ein Eigenleben. Ihr Vermögen werde nicht selten schlecht verwaltet und zum größten Teil für Festmähler ausgegeben. Bei ihren Veranstaltungen würden mißbräuchlich profane und sakrale Formen vermischt. Besonders aber warf man den weltlichen Vorständen vor, sie maßten sich eine Vorrangstellung gegenüber dem Klerus an und störten das pfarrliche Leben. All diese Ursachen trugen dazu bei, daß das Bruderschaftswesen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen eklatanten Niedergang zu verzeichnen hatte.

Welche Stellung aber bezog das Reformkonzil von Trient, das zwischen 1545 und 1563 tagte, zu diesen religiösen Vereinigungen? Die Konzilsväter scheinen im allgemeinen die Bruderschaften wenig geschätzt zu haben. Während eine Textvorlage sogar die offizielle Abschaffung beantragte, begnügte sich das Plenum mit der Bemerkung: Die Bischöfe sollten diese frommen Vereinigungen regelmäßig visitieren. Trotz dieser negativen Einstellung der Kirchenleitung setzte ab der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine erneute Blütezeit ein. Die Initiatoren waren – von Ausnahmen abgesehen – weniger die Bischöfe, vielmehr die Seelsorgeorden der Jesuiten, Kapuziner und Franziskaner. Sie erkannten frühzeitig die Bedeutung der verschiedenen,

nicht zuletzt der berufsständischen Bruderschaften für die katholische Reform und für die Vertiefung der Volksfrömmigkeit, führten sie doch meistens zu einer über die übliche Norm hinausgehenden kirchlichen Bindung.

Ferner aber erlangten die Bruderschaften auch im gesellschaftlichen Raum erhöhtes Ansehen. Sie bildeten neben den Zünften eine konfessionell geschlossene Gruppierung, die als organisierte, z.T. mit erheblichem Vermögen ausgestattete kirchlich anerkannte Vereinigung auch im öffentlichen Leben der Städte gewisse Reputation genoß. Gerade in der paritätischen Reichsstadt Augsburg bildeten die Bruderschaften ein bestimmtes Potential, das auch Einfluß auf die kommunale Verwaltung nehmen konnte. Die Bruderschaftsfeste stellten z.T. gesellschaftliche Ereignisse dar, und bei den öffentlichen Prozessionen im Kirchenjahr hatten die einzelnen Confraternitates ihren bestimmten Platz in der Zugfolge, der den Stellenwert der jeweiligen Vereinigung im pfarrlichen Gefüge andeutete. Dokumentiert wird diese Ordnung für Augsburg z.B. in einem alten Kupferstich von 1762, der die Reihenfolge der verschiedenen Bruderschaften genau aufzeigt. Großen Wert legte man auch auf die Ausstattung der Bruderschaftsaltäre, an denen die hl. Messen für die verstorbenen Mitglieder oder die jeweiligen Pflichtämter an bestimmten Festtagen zelebriert wurden; dazu schaffte man wertvolle Paramente an, die vereinzelt heute noch vorhanden sind.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber war der Zenit überschritten; eine neue Zeit kündigte sich an: die Aufklärung. Obwohl sie zumindest im kirchlichen Raum keineswegs so negativ beurteilt werden darf, wie es lange geschehen ist, bedeutete sie dennoch das Ende vieler Bruderschaften, die man als altmodisch und überholt einstufte. Dazu kam am Beginn des 19. Jahrhunderts die Säkularisation, die zur Aufhebung der Hochstifte, Stifte und Klöster führte und auch viele Bruderschaften ihrer finanziellen Grundlagen beraubte. So zog beispielsweise die Bayerische Regierung 1806 das gesamte Vermögen der Augsburger Bruderschaften in Höhe von 106 460 Gulden ein und schlug es dem neuen katholischen Kulturfonds zu.

Dennoch brachte das 19. Jahrhundert nochmals eine gewisse Konsolidierung des Bruderschaftswesens. Die Confraternitates galten jetzt z.T. als Vorläufer und sogar als Vorbilder der neuen katholischen Vereine, die allerdings eher politische und sozialcaritative Ziele verfolgten. Man sah gerade in den Standesbruderschaften mit ihrer traditionell geprägten katholischen Grundhaltung eine Bastion gegen die verhaßte staatliche Kirchenpolitik, die die Freiheit der Kirche beschnitt. So gesehen, kann man die Bruderschaften sogar als einen Wegbereiter des politischen Katholizismus im 19. Jahrhundert sehen.

Dieser erste Teil des Referats mündet nun in die Gegenwart ein, in der die Bruderschaften im allgemeinen nur noch wenig Bedeutung besitzen. In den Dekreten des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht mehr erwähnt, haben jetzt neue kirchliche Gemeinschaften und Bewegungen z.T. die Zielsetzungen des alten Bruderschaftswesens aufgegriffen und versucht, sie dem Zeitgeist anzupassen.

II. Das Bruderschaftswesen in Augsburg unter besonderer Berücksichtigung der St. Annabruderschaft

In der Reichsstadt Augsburg existierten in der Barockzeit über 50 Bruderschaften. Diese verteilten sich auf die sechs Pfarreien und acht Klosterkirchen in der Altstadt. Die älteste von ihnen war die sogenannte St. Magnus-Bruderschaft der Domvikare, erstmals erwähnt 1466. Unter den weiteren elf Bruderschaften, die zwischen 1506 und 1729 im Dom, bzw. in der Pfarr- und Taufkirche St. Johann errichtet wurden, zählte die Bruderschaft der Bäcker, Müller und Hucker keineswegs zu den geringsten. Im Gegenteil, sie genoß bald hohes Ansehen. Hatte um 1560 der Jesuitenprovinzial und Augsburger Domprediger Petrus Canisius, dessen 400. Todestag wir 1997 begingen, die Rekatholisierung der zwinglianischen und den lutherischen Reichsstadt eingeleitet, so setzten die Augsburger Fürstbischöfe im Geiste des Tridentinums dieses Unterfangen zielstrebig bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges fort. Mit Hilfe der Jesuiten und Kapuziner, aber auch der Dominikaner aktivierten sie die Pfarrseelsorge und initiierten die Neugründung bzw. die Wiedererrichtung schon vor der Reformation bestandener Bruderschaften, deren Mitglieder der katholischen Konfession angehören mußten. Gerade in der Regierungszeit der drei Oberhirten Marquard v. Berg, Johann Otto v. Gemmingen und Heinrich v. Knöringen entstanden zwölf Confraternitates, z.B. 1589 die erste Marianische Kongregation der Jesuiten, 1590 die Gürtelbruderschaft der Franziskaner, oder – wie diese auch volkstümlich genannt wurde – der „Strickgürtel Sancti Francisci“, und 1593 die Augustinerbruderschaft für die katholischen Bierbrauer, Kornmesser und Metzger, die in der Martins- und Vitaliskapelle des Domes – heute Augustinuskapelle – einen Altar zur Verfügung gestellt bekamen.

Was nun die „Beckenbruderschaft“ und ihre Gründung betrifft, so sollte eigentlich etwas mehr Licht in das Dunkel der Anfangszeit gebracht werden. Das aber ist nicht gelungen, im Gegenteil, noch mehr offene Fragen sind hinzugekommen. In dem Manuskript von 1962 ist als Gründungsdatum der 15. Juli 1597 angegeben. Nun aber fand sich im Katholischen Wesensarchiv und

in einer Handschrift der Augsburger Staats- und Stadtbibliothek, die über die Anfänge und Wiedererrichtung der reichsstädtischen Bruderschaften bis 1617 berichtet folgende Notiz: Im Jahr 1596 haben die Bäcker und Müller ihre vor vielen Jahren abgeschaffte Bruderschaft in der Kathedrale wiedererrichtet. Diese Bemerkung könnte darauf hindeuten, daß die Beckenbruderschaft um Jahrzehnte älter ist und in ihren Anfängen in die vorreformatorische Zeit zurückreichen könnte.

Allerdings läßt sich diese Aussage bis jetzt nicht belegen, ebensowenig eine weitere Nachricht, die sich laut Theodor Rolle in den Berichten des Augsburger Jesuitenkollegs St. Salvator findet. Hier ist die Rede von einer Marianischen Bäckerkongregation, die 1597 errichtet worden sein soll. Als Grund wurde folgendes angegeben: Die evangelischen Bürger der Stadt hätten die katholischen Bäcker boykottiert. Diese standen vor der Alternative, entweder Abfall vom Glauben oder wirtschaftlicher Ruin. Um beides zu vermeiden, hätten sie sich zur Bäckerkongregation zusammengeschlossen. Handelte es sich hierbei nun um eine Confraternitas oder um eine Marianische Kongregation? Ohne die Frage heute lösen zu können, sei doch festgestellt, daß sich diese geistliche Institution – wie das Statut von 1603 ausweist – stets als eine Bruderschaft verstanden hat.

Ihr überließ das hohe Domkapitel zunächst die Siebenschläferkapelle im östlichen Chorumgang der Kathedrale. Hier errichteten die Mitglieder mit tatkräftiger Unterstützung der Brüder Oktavian Secundus und Philipp Eduard Fugger, die zu den größten Wohltätern der katholischen Kirche in Augsburg zählten, einen Anna-Altar. Daran sollten an allen Quatembermontagen, am Annafest, am Allerheiligentag und bei einem Todesfall jeweils eine hl. Messe gelesen werden.

Dieser Altar mußte 1681 dem frühbarocken Ostchoraltar weichen, der in die Siebenschläferkapelle versetzt wurde. Wahrscheinlich von diesem Zeitpunkt an hielt die Bruderschaft ihre geistlichen Zusammenkünfte in der Martinsschule am Kesselmarkt, ab 1758 aber in der 1808 abgebrochenen Taufkirche St. Johann südlich des Domes. Danach erhielt die Bruderschaft ihr Heimatrecht bis zum heutigen Tag wieder in der Annakapelle. Um 1860 ließ Bischof Pankrätius v. Dinkel im Zug der Domrestaurierung den heutigen Altar mit der spätgotischen Anna Selbdritt aufstellen. Leider ging damals das 1850 inventarisierte Eigentum der Bruderschaft an Vasa Sacra und Paramenten zum Großteil verloren. Dazu gehörte auch ein kostbares Meßgewand, das Franz Xaver Fürst von Breuner, 1738 Domherr in Augsburg, dann Fürstbischof von Chiemsee, nach seinem Tod am 1. März 1797 der Bruderschaft vermacht hatte. In der

Anna-Kapelle nahm seit 1808 der Präses, der oftmals dem Domkapitel angehörte, am Bruderschaftsfest die Angelobung der Mitglieder vor, während er das Hochamt am Hoch-, später Volksaltar zelebrierte.

Erstmals nachweisbar umrahmten 1761 Trompeter musikalisch das Annafest. Ab 1895 finden sich in der Chronik wiederholt Hinweise auf die musikalische Gestaltung der Bruderschaftsfeste. Damals beantragte Domkapellmeister Josef Decker eine Aufbesserung seines Honorars von 20 auf 30 Mark, die ihm anstandslos gewährt wurde. Als Decker jedoch drei Jahre später erneut eine Erhöhung um zehn Mark erbat, erhielt er abschlägigen Bescheid. Die Vorstandschaft bemerkte: Bei geringerem Honorar hatten wir immer ein schönes musikalisches Amt. Jetzt aber bekommen wir nur noch cäcilianischen Gesang. Mit anderen Worten ausgedrückt: Für diese neue moderne Kirchenmusik wollen wir nicht mehr bezahlen, denn wir mögen sie nicht.

Ein anderes Problem drückte Domkapellmeister Kassian Reiser beim Annafest 1923. Wegen der Inflation erbat er für sich und seine elf Sänger als Bezahlung insgesamt 12 kg Weißbrot, das die Herren Bäckermeister gern lieferten, kostete es doch ihnen nur 840 000 M.

Was war das schon im Verhältnis zu einem Meßstipendium, für das vier Monate später $7\frac{1}{2}$ Milliarden Mark bezahlt werden mußten! Erstmals 1975 übernahm dann der Augsburgener Bäckerchor die musikalische Umrahmung des Bruderschaftsgottesdienstes, so wie es auch 1997 der Fall war. Dafür sei ihm an dieser Stelle herzlich gedankt.

Von einem ordentlichen Bruderschaftsmitglied aber erwartete man sich in der Vergangenheit nicht nur den Besuch des Gottesdienstes am Bruderschaftsfest. Darüber hinaus hielt man es für selbstverständlich, daß es an den Totenmessen für verstorbene Sodalen, an der Fronleichnamsprozession, an allen Jubiläen und Fahnenweihen teilnahm und die Mitgliedsbeiträge pünktlich und großzügig beglich. Nicht immer war es allerdings um die Beobachtung dieser Mahnungen und Wünsche zum Besten bestellt.

So kritisierte z. B. der Präfekt, daß beim Annafest im Jahr 1885 fast nur Frauen in die Kirche gekommen seien, während die Herren Meister und Gesellen daheim geblieben waren. 1925 konnte man ähnliches lesen: Die Bruderschaftsmessen seien schlecht besucht, kein Mensch habe mehr Zeit.

Noch weniger war der jeweilige Präfekt mit der Teilnahme an den Fronleichnamsprozessionen zufrieden. 1922 fiel vor allem die schwache Beteiligung der Gesellen auf, und 1931 und 1933 beklagte der Chronist ganz allgemein das geringe Interesse der Mitglieder an dieser Glaubensfeier. Vorsichtig bemerkte er dazu: „Die sehr veränderten Zeiten dürften dazu beigetragen haben“.

Im Gegensatz zum Gottesdienstbesuch mobilisierten die Bruderschaftsmitglieder stets ihre Kräfte, wenn es darum ging, eine neue Fahne als sichtbares Zeichen ihrer Vereinigung zu erwerben. Insgesamt lassen sich seit der Barockzeit sechs Neuanschaffungen nachweisen. 1720 kostete die sicher reich bestickte Bruderschaftsfahne 653 Gulden; bereits nach 34 Jahren folgte eine weitere zum Preis von 413 Gulden. Im 19. Jahrhundert wurden 1824 und 1877 zwei neue Banner in Auftrag gegeben, während 1906 der Bäckergehilfenverein eine kirchliche Fahne in Form einer Standarte bei Maria Stern in Augsburg bestellte. Eine neue Fahne, das war auch das Thema der Bruderschaftsversammlungen 1927/28. Gestickt wurde dieses Banner dann nach einem Entwurf des damaligen Alumnus und späteren Bischofssekretärs Joseph Kunstmann bei den Wagnerschen Werkstätten in Dillingen. Die Weihe fand am 26. Mai 1929 statt; die Patenschaft hatte die Bäckerinnung der Stadt übernommen. Was aber geschah mit den alten Fahnen? Diese übergab man 1933 dem Paramentenverein zur weiteren Verwendung. Noch vorhanden sind die Fahnen von 1929 und die von 1824 (Abb. 5, 6).

Wie die Fahnenweihen, so begingen die Mitglieder auch das 300jährige Bruderschaftsjubiläum 1897 in würdiger, doch bescheidener Form. Während Domkapitular Johann Michael Haslinger das Amt zelebrierte, hielt Domprediger Max Steigenberger die Festansprache. Zur bleibenden Erinnerung sollte ein Kranz am vermeintlichen Grab der heiligen Anna in Jerusalem niedergelegt werden. Außerdem spendete die Bruderschaft 50 Mark zum Canisiusdenkmal im Dom, das der Domprediger initiiert hatte, und das heute noch zu sehen ist. Schloß diese Feier mit einem Festmahl im Katholischen Kasino, so begnügte man sich bei der 350-Jahr-Feier 1947 wegen der herrschenden Not allein mit dem Gottesdienst. Außerdem beteiligte sich die Bruderschaft, wie alte Kupferstiche von 1762 und 1805 ausweisen, beispielsweise an der Translatio der Ulrichsgebeine unter Fürstbischof Joseph v. Hessen-Darmstadt und am 1500jährigen Afra-Jubiläum 1805. Desgleichen war sie aktiv an der 900-Jahr-Feier des Todestages von St. Ulrich beteiligt. Interessant ist in diesem Zusammenhang die kurze Notiz in der Bruderschaftschronik von 1873: In der Zeit des Kulturkampfes waren die Wallfahrtszüge vom Umland in die Stadt verboten. Die Prozessionen mußten sich an der Stadtgrenze oder am Bahnhof auflösen, und die Pilger hatten privat bis zur Kirche St. Ulrich und Afra zu gehen.

Damals herrschte auch in der Bruderschaft Krisenstimmung. Nicht nur, daß man eine staatliche Aufhebung befürchtete, ebenso war man über den starken Rückgang der Mitglieder und der Bruderschaftsbeiträge besorgt. So überstiegen 1874 erstmals die Ausgaben die Einnahmen. Der Grund für diese negative

Entwicklung war u. a. in der gesamten Umschichtung der städtischen Handwerkerschaft zu suchen. So wurde 1868 die altherwürdige Bäckerzunft aufgelöst, dessen katholische Mitglieder größtenteils automatisch der Bäcker- und Müllerbruderschaft angehörten. Der 1873 errichtete Bäckerverein, der sich wenig später in einen Meister- und Gesellenverein aufgliederte, war liberaler eingestellt, so daß sich die einst enge Verbindung zwischen Zunft und Confraternitas lockerte. Doch zeigt die nachfolgende Entwicklung trotz großer Schwankungen das positive Beharrungsvermögen in dieser Bruderschaft. Betrug die Zahl der Mitglieder im Jahr 1894 etwa 91, so stieg sie kontinuierlich bis 1932 auf 177 an und erreichte 1964 mit 64 einen Tiefstand. 1980 dagegen betrug sie wieder 108. Ähnlich verhält es sich mit den Beiträgen, die ab 1889 teilweise für gute Zwecke ausgegeben wurden, z.B. für die Augsburgener Kirchenneubauten St. Anton, St. Josef und Herz Jesu, ebenso für das Lehrlingsheim St. Georg und auch für Verwundete im Ersten Weltkrieg. Damit seien der kurze Überblick über das Bruderschaftswesen und der Rückblick auf die 400jährige Geschichte der Augsburgener Bäcker- und Müllerbruderschaft beendet und den Mitgliedern noch ein paar Gedanken auf den Weg ins künftige dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung mitgegeben.

III. Zusammenfassung und Ausblick

Die Chronik der Augsburgener St. Annabruderschaft, deren Statuten 1985 neu gefaßt worden sind, bildet in der Gesamtschau der Bistums- und Stadtgeschichte nur einen winzigen Mosaikstein. Hier spiegelt sich allerdings – um ein anderes Bild zu gebrauchen – wie in einem Brennpunkt ein Stück Frömmigkeitsgeschichte wider. Als wesentliche Merkmale treten die gläubige Grundhaltung, die Beständigkeit und Ausdauer und ein bestimmtes Traditionsbewußtsein hervor. Weder der Dreißigjährige Krieg, die Säkularisation und der Kulturkampf, noch die Zeit des Nationalsozialismus vermochten diese Gemeinschaft auszulöschen. Im Gegenteil, nahm auch die Zahl der Mitglieder bedrohlich ab, die Bruderschaft blieb bestehen. Wo aber lagen die Gründe für diese Beständigkeit und das Durchhaltevermögen? Bei den Präfekten oder bei den Präsides? Sicher haben diese ihren Teil zum Fortbestand beigetragen, aber der Hauptgrund scheint in der Institution der Bruderschaft selbst zu liegen, in der Gemeinschaft der Mitglieder. Gerade in den Notzeiten schlossen sich diese enger zusammen. Zwar jammerte man immer wieder über die wachsende Gottlosigkeit, die mangelnde Ausdauer und das fehlende Verantwortungsbe-

wußtsein der Jugend, dennoch gab man nie auf; im Gegenteil, die harten Zeiten stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Bruderschaft wurde gleichsam zu einem Kristallisationsobjekt, auch wenn sie an äußerer Bedeutung verloren hat.

Lassen Sie sich deshalb nicht durch solche Theologen verunsichern, die heute das Bruderschaftswesen als überholt und altmodisch abtun. Die Bruderschaften werden als eine eigenständige Form der Volksfrömmigkeit neben anderen kirchlichen Vereinigungen auch in Zukunft Bestand haben. Denn nicht die Statuten und die äußeren Andachtsformen sind entscheidend, sondern der Inhalt, die Glaubenstreue, die eine Gemeinschaft entfaltet und prägt. Und so möchte ich mit den ein wenig umformulierten Wünschen des langjährigen Präfekten Josef Stieglmayer schließen, der 1897 zum 300jährigen Jubiläum der Bruderschaft schrieb: Mögen unsere Nachkommen mit demselben Eifer ein gemeinsames Band bilden, damit diese ehrwürdige Bruderschaft, welche schon öfter von drohendem Untergang zum neuen Leben sich aufraffte, auch das 500jährige Jubiläum feiern kann. Das gebe Gott!

Verwendete Archivalien und Literatur

- St. Bibl. Augsburg Cod 20 346. De initiis ac progressu omnium fraternitatum ... narratio 1617.
 STAA, KWA J 23⁴
 Protokollbuch der Anna-Bruderschaft 1873–1980, mit kurzen Hinweisen aus den alten verschollenen Protokollbüchern. Begonnen von J. Stieglmayer. 1873.
 MS. H. Geißler und J. Nusser, Vortrag über 365 Jahre St. Anna-Bruderschaft.
 A. Guilielminetti, Klemens Wenzeslaus und die religiöse Reformbewegung, in: AGHA Bd. I. Augsburg 1909–1911, 498–598.
 L. Haider, Geschichte des Bäckergerwerbes der Stadt Augsburg. Augsburg 1925.
 L. Lenk, Augsburger Bürgertum im Späthumanismus und Frühbarock. Augsburg 1968, 45–47.
 P. Rummel, Katholisches Leben in der Reichsstadt Augsburg 1650–1806. Augsburg 1984, 106–111.
 Bruderschaften, in: Augsburger Stadtlexikon. Augsburg 1985, 58 f.
 Statuten der Sankt-Anna-Bruderschaft der Bäcker im Hohen Dom zu Augsburg. Augsburg 1985.
 P. Fassl, Konfession, Wirtschaft u. Politik. Sigmaringen 1988, 334–352.
 Th. Rolle, Die Anfänge der Marianischen Kongregationen in Augsburg, in: JABG 23 (1989) 47.
 Geschichte des Christentums Bd. 8. Freiburg 1992, 1015–1024 (Bruderschaften).

Die Wappenwandkalender des Hochstifts Augsburg 1519–1803

Josef H. Biller

Einführung

Es war ein Charakteristikum führender geistlicher und weltlicher Institutionen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, sich durch auffallend großformatige, aufwendig gestaltete und alljährlich verteilte Wandkalender zu profilieren. Vorangegangen waren die Fürstbistümer, für die – soweit bisher nachzuweisen – teilweise schon ab 1508 (Würzburg) solche Kalender überliefert sind. Diesem Beispiel folgten auch einige Fürstabteien und Fürstpropsteien, viele – zumeist adelige – Kollegiat- und Ritterstifte sowie Ritterorden. Neben diese geistlichen Gremien traten im Lauf der Zeit auch weltliche Kollegien wie die Räte Freier Reichsstädte und einiger Bischofsstädte, die Freien Reichsritterschaften, verschiedene kaiserliche Land- und Stadtgerichte, vereinzelt Territorialregierungen, der Wiener Reichshofrat und Wiener Stadtrat sowie als einzige privatwirtschaftliche Körperschaft der Banco publico in Nürnberg. Insgesamt haben sich 115 Emittenten im Gebiet des Alten Reiches, der Schweiz und Ungarns diesem Brauch angeschlossen: Geographisch einen Einzugsbereich zwischen Lüttich im Westen, Breslau im Osten, Flensburg im Norden und Trient im Süden umspannend¹.

Trotz der Wertschätzung, deren sich die anspruchsvoll ausgestatteten Wappenwandkalender bei den Zeitgenossen erfreuten, und des ideellen, juristischen, administrativen und finanziellen Engagements, das die einzelnen Herausgeber dabei bewiesen, gingen nicht nur die meisten dieser graphischen und typographischen Erzeugnisse im Laufe der Zeit unter, sondern auch das Wis-

1 Hier können nur die wichtigsten Aspekte angesprochen werden. Eine allgemeine Einführung bringt der Verfasser in Biller 1979 und Biller 1986, zahlreiche wesentliche Details in Biller 1982. Zur Vermeidung von Wiederholungen wurde hier der Nachdruck auf andere Gesichtspunkt dieser facettenreichen Materie gelegt.

sen darum². So sucht man in den allgemeinen wie auch speziellen Nachschlagewerken wie etwa dem „Lexikon für Theologie und Kirche“ vergebens nach Stichworten wie Domherrenkalender oder Hochstiftskalender mit all ihren Namensvarianten. Auch in der Reihe der „Germania sacra“ kam dieser Begriff lange Zeit nicht vor: Erst im 1989 erschienenen Band über das Kollegiatstift Neumünster in Würzburg ist dieses Thema behandlungsreif geworden³. Etwas besser ist es mit der Augsburger historischen und kirchengeschichtlichen Literatur bestellt. Hier hat zwar Josef Maria Friesenegger 1930 die Londoner Fragmente eines Domherrenkalenders von 1528 veröffentlicht, jedoch nicht kommentiert und mit der vagen Bezeichnung eines „Augsburger Diözesankalenders“ belegt⁴. Gebele 1933⁵ kannte sie und erwähnte sie knapp, ohne sie jedoch zu behandeln. Auf Friesenegger griff Albert Haemmerle 1935 zurück und zitierte noch einige weitere Exemplare als Belegstücke für die Zusammensetzung des Domkapitels, ohne auf die Besonderheit dieser Quellenart einzugehen oder sie zu erklären⁶. Einzelne Jahrgänge zitierten ebenfalls Bucher 1960⁷ und Zoepfl 1969⁸. Erst Joachim Seiler erkannte 1989 die Kalenderführung des Domkapitels als *Specificum sui generis*, ordnete sie aber unverständlicherweise in das Kapitel „Auszeichnungen der Augsburger Domherren“ ein und ließ es mit sieben Zeilen bewendet sein⁹. Zuletzt, und mit drei Druckseiten sogar relativ ausführlich, ist Wüst 1997¹⁰ auf die hochstiftischen

2 Nicht unbeteiligt daran sind die Graphikhändler des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, die für die Vedutensammler die Ansichten von kompletten Wandkalendern abschnitten, die wegen ihrer religiösen Thematik weniger gefragten Kopfteile mit dem „Himmel“ billig verkauften und den Mittelteil mit Almanach und Wappensäulen wegwarfen.

3 Wendehorst 1989, S. 224 f.; allerdings bleibt diese knappe Erwähnung mit 23 Zeilen noch lapidar genug. – Auch der bisher einzige weitere Band über ein kalenderführendes Institut (Damenstift Buchau am Federsee) behandelt den Stiftskalender, wenn auch zumeist äußerst knapp: Theil 1994, S. 17, 19, 29, 162, 181, 274.

4 Friesenegger 1930, Abb. 10.

5 Gebele 1933, S. 108.

6 Haemmerle 1935, S. 280, erwähnt die Jahrgänge 1660, 1706, 1745 und 1783 der Staats- und Stadtbibliothek Augsburg. Das Londoner Fragment von 1528, offensichtlich über Friesenegger 1930 kennengelernt, hat er bei der Behandlung von Johann Christoph von Stadion (S. 159) *expressis verbis* zwar ausgewertet, aber nicht nach seinem Standort nachgewiesen.

7 S. 219, Nr. 578: Jahrg. 1587 (ohne Erwähnung des fragmentarischen Zustands).

8 S. 561: Jahrgang 1576; zitiert in Zusammenhang mit dem Bergschen Fürstbischofswappen.

9 Seiler 1989, S. 81. Hier auch die Erwähnung des Wappenkalenders des Kollegiatstiftes St. Moritz in Augsburg unter Berufung auf Rummel 1985, S. 24. Eine weitere Erwähnung des „Hochstiftskalenders“ auf S. 1024 meint offensichtlich nicht den Wandkalender, sondern den seit 1748 erscheinenden kleinen „Kirchen- und Hofkalender“.

10 Wüst 1997, S. 250–253; dazu Erwähnungen auf S. 90, 184, 267 und 329.

Kalender eingegangen, doch schafft die kursorische Behandlung von großen Wandkalendern (ohne Trennung von Holzschnitt und Kupferstich¹¹) und kleinen Hofkalendern sowie hier nicht einschlägigen Schreib- und Sackkalendern¹² beim uneingeweihten Leser mehr Verwirrung als Klarheit.

Die Entstehung dieser offiziellen oder zumindest halboffiziellen Wandkalender steht in engem Zusammenhang mit der Entwicklung des Buchdrucks und seiner vergleichsweise raschen Verbreitung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Entgegen dem Stellenwert der Printmedien im heutigen Kultur- und Wirtschaftsleben war damals der Anwendungsbereich der Schwarzen Kunst relativ beschränkt, nicht zuletzt wegen der vergleichsweise hohen Kosten, die die meisten umfangreicheren Druckerzeugnisse für die breite Bevölkerung unerschwinglich machten. Insbesondere fehlte es vor allem an einer kontinuierlichen Auftragsdecke, so daß die meisten Drucker eine schwankende Kapazitätsauslastung und dementsprechend unsicheres Auskommen hatten. Gerade für Augsburg hat Künast 1997 nachgewiesen, daß die Mehrzahl der Offizinen zwischen 1468 und 1555 nicht über den Rang eines Kleinbetriebes hinausgelangen konnte und deren Inhaber zumeist unter die Steuerkategorie der „Habnits“ fielen¹³.

So war es nicht verwunderlich, daß sich die Buchdrucker von Anfang an auch als Verleger betätigten und darauf bedacht waren, sich durch Entwicklung neuer Produkte weitere Verdienstmöglichkeiten zu verschaffen. Vor allem in der Form des Wandkalenders ergaben sich große Vorteile: die Beschränkung auf den Umfang nur eines – oder zweier zusammengeklebter – einseitig bedruckter Blätter ergab einen günstigen Verkaufspreis und damit ein bedeutendes Interesse bei einem allmählich mündig werdenden, vor allem städtischen Publikum, was wiederum einem wachsenden Bedarf und damit einer steigen-

11 Bei der Wiedergabe eines Ausschnitts mit der Vedute von Dillingen aus dem vorletzten, 1747 entstandenen und 1748 erstmals ausgegebenen Kupferkalender ist der Einblattdruck als „Grafik zu den Sehenswürdigkeiten im Territorium, 1749“ bezeichnet (S. 176).

12 Wüst 1997, S. 251. Der von dem Dillinger Hofbuchdrucker Johann Ferdinand Schwertle herausgebrachte und am 15. Mai 1728 von Fürstbischof Alexander Sigismund privilegierte „Neu Verfertigte Catholische Schreib-Calendar deß Hoch-Fürstlichen Hoch-Stüffts Augspurg“ war trotz seines Titels keine offizielle Ausgabe des Fürstbischofs oder Domkapitels, sondern ebenso wie das „Catholische Sack-Calendarlein“ ein kommerzielles Verlagsprodukt (StAA, Hochstift Augsburg, NA, Akten Nr. 110 passim; ein Titelbogen beider Kalender als f 37 r bis 72 v beigegeben).

13 Künast 1997, S. 34 ff. (14 reiche oder wohlhabende Drucker), 45 ff. (9 in bescheidenen Verhältnissen lebende Drucker und 18 „Habnits“).

den Auflage und Gewinnmaximierung des Druckerverlegers zugutekam. Der Hauptvorteil dieses allmählich zum Massenartikel heranreifenden Produkts aber lag in der regelmäßigen Wiederkehr der Nachfrage zum Jahreswechsel. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein war der Kalender in all seinen Varianten das profitabelste Erzeugnis der Buchdrucker.

Vor allem die Ausstattung mit ornamentalen oder figuralen Elementen erweiterte seit 1472 die Gestaltungsmöglichkeiten des Kalenders und seine Beliebtheit und führte im Laufe der Zeit zu einer breiten Angebotspalette für alle Schichten der Bevölkerung. Dementsprechend stiegen die Auflagenzahlen dieser zum unabdingbaren Alltagsbedarf avancierten Druckerzeugnisse in beeindruckende Höhen: 22 000 Exemplare umfaßte beispielsweise die Wandkalender-Lieferung des Nürnberger Druckers Valentin Geißler im Jahre 1557 an den Augsburger Buchführer Georg Willer¹⁴. So ist es sicher nicht überschätzt, wenn man die Jahresauflage aller Drucker in Deutschland zu jener Zeit als in die Hunderttausende gehend annehmen darf.

Gemessen an diesen exorbitanten Zahlen ist die Quote der erhaltenen Exemplare vor allem von Wandkalendern verschwindend gering. Dies ist nicht überraschend, wenn man bedenkt, daß der Kalender damals wie heute am Jahresende vom unverzichtbaren Alltagsrequisit zum Wegwerfartikel mutierte.

Diese minimale Überlieferung, der vielleicht eine noch höhere Quote untergangener und heute nicht mehr nachweisbarer Erzeugnisse gegenübersteht, ist auch typisch für die offiziellen Wappenwandkalender im Hochstift Augsburg. Sie waren nur für eine kleine Elite bestimmt und dementsprechend in einer Jahresauflage zwischen etwa 75 bis 100 Stück und maximal 300 bis 500 Exemplaren gedruckt worden. So nimmt es nicht wunder, daß von den im Laufe der Zeit sich wandelnden Typen auch des Augsburger Hochstiftskalenders meist nur ein oder zwei Exemplare überkommen sind, manchmal aber nur Fragmente, die zufällig bei Auslösungen aus alten Einbanddeckeln ans Tageslicht gekommen sind und nur durch den Kenner bestimmt und zugeordnet werden können. In einigen Fällen wissen wir nur aus archivalischen Quellen von der Existenz einer solchen Kalenderschöpfung, von der sich bislang kein einziger Abdruck auffinden läßt.

Dem Einfallsreichtum der auf Produktdiversifizierung und Absatzsteigerung bedachten Drucker des beginnenden 16. Jahrhunderts entsprang auch die Idee, den Wandkalender, der mit Ornamenten verziert, mit Bibelszenen und Motiven der Sonntagsevangelien, Zehn Gebote, Vaterunserbitten oder Mo-

14 Hoffmann 1983, S. 141 f.

natsarbeiten versehen sowie mit Allegorien, Stern- und Planetenbildern bereichert war, ebenfalls mit Wappen auszustatten, eine Innovation, die in der geradezu wappenbesessenen frühen Neuzeit ins Schwarze treffen mußte. Von der Wiedergabe von Länder- und Städtewappen, oft nach dem Quaternionensystem der Reichsstände und -herrschaften angeordnet, zur Verwendung von Wappen der Mitglieder des ortsansässigen oder nächstgelegenen Domkapitels, dem höchsten Gremium eines Hochstifts neben dem Fürstbischof, war nur ein kleiner Schritt. Und so erscheint die Entwicklung des Domherren- oder Hochstiftskalenders zunächst als Initiative der Buchdrucker, die sich mit dieser Kreation und deren Dedikation an den durchlächtigsten Fürsten und sein hohes Domkapitel einen weiteren Absatzmarkt erschlossen, der zwar auflagenmäßig nicht üppig war, aber deren Klientel dafür zahlungskräftig und vor allem von höchster Reputation war. Und selbst wenn anfangs die Drucker dem Fürstbischof und seinen Kapitularen eine bestimmte Anzahl von Exemplaren gratis überreichten, so zeigte man sich doch meist mit Gewährung einer großzügigen Douceur erkenntlich. Daneben gingen aber auch Teile der Auflage in den freien Verkauf, bot doch dieser Wappenkalender nicht nur neben seiner Funktion als Jahresweiser mit besonderer Hervorhebung der lokalen Heiligenfeste und seiner Verwendbarkeit als „Laßtafel“ mit seinen Angaben für das zeitlich und örtlich günstige Aderlassen auch einen Einblick in die Zusammensetzung des Domkapitels mit Nennung von Namen, Rang und Titel der einzelnen Kapitularen, mit denen man etwa als Lehensträger hin und wieder zu tun hatte.

Im Lauf der Zeit wurden sich die einzelnen Hochstifte der Bedeutung dieses Druckerzeugnisses für die Selbstdarstellung bewußt, das ihnen die Buchdrucker da in die Hände gespielt hatten, und so nahmen sie Druck und Verteilung dieser Wappenwandkalender allmählich in die eigene Regie, zumal sich auch im Hinblick auf die Verwendung von Wappen ein gewisses hoheitsrechtliches Denken entwickelt hatte. Fürstbischof und Kapitel bestimmten nun von sich aus das Aussehen ihres Kalenders, vergaben selbständig den Auftrag zu Schnitt oder Stich des Frontispizes, ließen von einem Jatro-mathematiker den Kalender nach den Regeln der Astronomie auf die Polhöhe des eigenen Ortes kalkulieren, durch einen Vikar die Kalendereinteilung nach dem jeweiligen Festkreis konzipieren und erteilten schließlich die Anweisung zu Druck und buchbinderischer Verarbeitung nicht selten nach marktwirtschaftlichen Grundsätzen. Ja die Kapitel betrachteten im Lauf der Zeit die Ausgabe ihres Wappenkalenders geradezu als Privileg, über dessen Wahrung sie ebenso eifersüchtig wachten, wie sie die Einhaltung des vereinbarten Auflagenlimits durch

die jeweiligen Buchdrucker penibel überprüften und zur Vermeidung von Mißbrauch die Druckplatten nach Herstellung der Jahresauflage oftmals selbst in Verwahr nahmen. So konnte es schließlich dazu kommen, daß auf dem Höhepunkt dieser Kalenderpraxis im 18. Jahrhundert das selbstbewußte Domkapitel von Eichstätt aus dieser lang gepflegten Tradition sogar ein eigenes Kalenderrecht ableitete und als „*ius calendarii*“ etablierte.

In allen Fällen aber wurde dem stiftischen Kalenderwesen eine solche Bedeutung beigemessen, daß jeder damit verbundene Vorgang – Einführung und Veränderung des Frontispizes, Festlegung und Bestellung der Jahresauflage, Preisabsprache und Honorierung, Beachtung der Wappenabfolge genau nach der Anciennität der Kapitularen und vieles mehr – als Tagesordnungspunkt bei den Kapitelsitzungen diskutiert und zur Abstimmung gestellt werden mußte. Damit aber erscheinen diese Deliberationen und abschließenden Resolutionen mit hoher Regelmäßigkeit in den Sitzungsprotokollen der federführenden Gremien. Die verwaltungstechnische und finanzwirtschaftliche Abwicklung aber schlägt sich – nicht selten mit einer geradezu frappierenden Pedanterie – im Rechnungswesen nieder, wobei die überlieferten Rechnungsbände und im Idealfall die dazugehörigen Originalbelege eine weitere willkommene Quelle für die Forschung darstellen.

Diesem Umstand ist es zu verdanken, daß Genese und Geschichte der offiziellen Wappenwandkalender in den überwiegenden Fällen meist gut zu erforschen und in Einzelfällen sogar minutiös zu rekonstruieren sind. Auf diese Weise kann sich die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Genre auf zwei Säulen stützen: einmal auf die Erfassung der in Archiven und Bibliotheken, Museen und Sammlungen überkommenen Originale, zum anderen auf die Auswertung der archivalischen Überlieferung. Beides zusammen ergibt das mehr oder weniger vollkommene Bild von dieser Jahrhunderte währenden Kalendertradition, für welche die Herausgeber Zeit, Mühe und Geld aufwendeten und für welche gerade in Augsburg die besten Zeichner und Maler, Formschneider und Kupferstecher tätig waren. Auf einen Nenner gebracht: Die offiziellen Wappenwandkalender sind die einzige Spezies in der gesamten Druckgraphik, deren Entstehungsbedingungen, technische und ökonomische Abwicklung, Typenabfolge und Laufzeit, Auflagenfestlegung und Verteilung sich mittels archivalischen Schriftgutes in freilich unterschiedlicher Genauigkeit eruieren und dokumentieren lassen. Dies ist der nicht hoch genug einzuschätzende Vorteil gegenüber allen anderen Sparten der Druckgraphik, sei es anspruchsvolle Künstlergraphik oder populäre Verlegergraphik. Schier uner-schöpflich sind dadurch auch die Erkenntnisse über die rein kalendariologi-

schen Aspekte hinaus zu bisher unbekanntem Tätigkeiten von Künstlern und Druckern sowie ganz allgemein zu kultur- und wirtschaftsgeschichtlichen Prozessen, und dies über einen Zeitraum vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur Säkularisation von 1803, die das Ende fast aller dieser traditionsreichen offiziellen Prunkkalender brachte.

Auffallend ist die zum Teil weite Streuung der überlieferten Exemplare und Fragmente, unter denen sich nicht selten Unikate befinden. So liegen die einzigen Belege für den frühen Zustand der Kopfleiste von 1528 in London und Paris, sind die einzigen kompletten Exemplare des zweiten Typs (1552) und des dritten Typs (1568) in Wien (Abb. 7) bzw. Weimar (Abb. 8) verwahrt, die einzigen beiden Jahrgänge (1618 und 1619) des fünften Typs sind nur im schweizerischen Pruntrut nachweisbar und allein in Paris kann man einen kompletten Kupferkalender des zweiten Typs (1680) studieren. Aus alledem erhellt, daß eine rein lokale Forschung hier zu keinem befriedigenden Ergebnis zu führen vermag: Ohne diese in beinahe drei Jahrzehnten zusammengetragenen Trouvaillen wäre die Geschichte der Augsburger Hochstiftskalender nicht in der hier gebotenen Vollständigkeit zu schreiben gewesen.

Wenn in der Einführung zu einer dem Augsburger Hochstiftskalender gewidmeten Studie der bislang weithin unbekanntem Frühgeschichte dieses Genres breiter Raum gewidmet wurde, so hat dies seinen Grund im besonderen Rang des Augsburger Domkalenderwesens: Steht doch das schwäbische Fürstbistum nach Würzburg zeitlich an zweiter Stelle unter allen Herausgebern offizieller Wappenwandkalender. Bereits 1519 findet sich der erste Beleg überliefert, und die Anfänge mögen sogar noch einige Jahre früher liegen. Aber auch das Ende des Augsburger hochstiftischen Kalenderwesens hat sein Spezifikum: Der letzte im Jahre 1790 eingeführte Typus ist der reichsweit überhaupt letzte seiner Art vor der Säkularisation. Er huldigt als einer der wenigen offiziellen Wappenwandkalender dem Zeitstil des Klassizismus, während die Kalendertradition fast aller sonstigen Emittenten mit dem Rokokotypus zu Ende geht. Das rührt zumeist daher, daß im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts diese barocke Usance zunehmend in Frage gestellt wurde – zumal der Wandkalender meist durch einen handlichen Hof- und Staatskalender im Oktavformat Konkurrenz bekommen hatte – und schließlich in den geldklemmen Zeiten der achtziger und neunziger Jahre als unnötiger Luxus betrachtet wurde, so daß man sich die hohen Ausgaben für eine zeitgemäße Erneuerung des Frontispizes – was damals an die 2000 fl verschlingen konnte – sparte. Lieber nahm man eine Qualitätsminderung durch die Weiterverwendung längst ausgedruckter und brüchiger Platten in Kauf wie beispielsweise in Eichstätt oder Salzburg.

Nicht so aber in Augsburg, wo man sogar ein neues Frontispiz in Auftrag gab, das als einziges in der gesamten Geschichte des offiziellen Wandkalenders im Breitformat angelegt war und nicht einmal mehr ein Feld für den jährlich einzuklebenden Almanach aufwies. Damit hatte sich der letzte Augsburger Hochstiftskalender praktisch zur Wappentafel zurückgebildet, die in einigen Fürstbistümern mit ein Ausgangspunkt für die Einführung eines Wappenkalenders gewesen war.

Ein wesentlicher Grund für das so frühe Auftreten eines Domkapitel-Wappenkalenders in Augsburg war sicher der außerordentliche Rang der Reichsstadt als einer der frühesten und wichtigsten Wiegendruckorte sowie bedeutendster Kalenderproduzent des Reiches im 15. Jahrhundert. Außerdem vollzogen sich in der schwäbischen Metropole bedeutende Phasen in der Entwicklung des Wandkalenders. Nach den noch unvollkommenen Erzeugnissen Gutenbergs von 1457 bis 1459 und dem ältesten erhaltenen, gleichfalls noch rudimentären Wiener Aderlaßkalender Ulrich Hans von 1462 war es der Augsburger Erstdrucker Günther Zainer, der 1470 den ersten periodisch erscheinenden Einblatt-Almanach auflegte und damit zwei wichtige Neuerungen verband: Parallelausgaben in deutscher und lateinischer Sprache sowie ab 1472 die Verzierung mit Holzschnitten. Daneben war zwischen 1475 und 1492 Anton Sorg in der Stadt tätig, der als der erfolgreichste Almanachdrucker der Inkunabelzeit gilt. Den Vorrang, den ersten annähernd neuzeitlich gestalteten Jahreskalender mit Monatstabellen, Mondphasen und Aderlaßangaben herausgebracht zu haben, muß man allerdings der Konkurrentin Nürnberg einräumen. Ebenso ist die Ausformung des Domherrenkalenders eine Domäne des Hochstifts Würzburg gewesen, wo bereits 1508 ein lateinisches Direktorium unter dem Titel „Ordo divinorum“ erschienen ist, das bereits zwei Jahre später mit Holzschnitten ausgestattet wurde und 1514 erstmals die Wappen der Domherren aufwies. Allerdings darf man diese Jahreszahlen nicht absolut nehmen, da die Überlieferung dieser Exemplare weitgehend dem Zufall unterliegt und ein späterer Fund diese Beweiskette korrigieren kann. Aber schon 1515 finden wir einen Augsburger Drucker als Lieferanten des Würzburger Hochstiftskalenders: Hans Schönsperger d. J. Er war es auch, der damit den ersten und einzigen Typus mit zweifarbig gedruckten Wappen schuf.

Mit diesem Ausgriff eines Augsburger Druckers in ein benachbartes Hochstift wurde der Grund gelegt zu der nun stetig wachsenden Bedeutung der Reichsstadt als Produzentin von offiziellen Wappenwandkalendern. Zu dieser Entwicklung trug nicht zuletzt bei, daß hier neben tüchtigen Buchdruckern auch geschickte Formschneider und seit Ende des 16. Jahrhunderts auch her-

vorragende Kupferstecher tätig waren, welche die immer wichtiger werdende dekorative und figürliche Bildausstattung übernehmen konnten. Mit dieser fast monopolartigen Stellung konnte Augsburg eine gewisse Kompensation für den seit Beginn des 16. Jahrhunderts rückläufigen populären Kalenderdruck erreichen, eine Erscheinung, die bislang von der offiziellen Buchdruck-Historiographie noch nicht wahrgenommen worden ist. So ist es nur natürlich, daß die meisten offiziellen Wappenkalender-Kreationen in Augsburg entstanden sind. Der „Augsburger Geschmack“ – primär ein Begriff der Aufklärungszeit und als Synonym für die vermeintliche Geschmacksverirrung und formale Dekadenz des Rokokos verwendet – war auf dem Gebiet der Kupferkalender schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts führend und vorbildhaft. Praktisch jedes kalenderführende Gremium stand irgendwann mit Augsburg in Verbindung. Jedes Stift, das auf sich hielt, wandte sich an die schwäbische „Bildfabrik“, wenn es um die Einführung eines repräsentativen, nach der neuesten Stilentwicklung gestalteten, meisterhaft gestochenen und hohe Auflagen garantierenden Frontispizes ging. Überall im Heiligen Römischen Reich schätzte man die große Erfahrung in der Entwicklung, die Kompetenz in der Komposition, die Professionalität in der technischen Ausführung und die Zuverlässigkeit in der Lieferung, welche die Augsburger Kunstverleger im Verein mit ihren hochspezialisierten Mitarbeitern und Zulieferern – Malern und Freskantenn, Zeichnern und Delineatoren, Stechern und Radierern, Druckern und Buchbindern – immer wieder unter Beweis stellten. So wird es erklärlich, daß nicht nur benachbarte und relativ nahegelegene Hochstifte wie Eichstätt, Freising, Konstanz, Passau, Salzburg, Bamberg und Würzburg zur Augsburger Klientel zählten, sondern auch so entfernte Fürstbistümer wie Basel, Mainz, Köln, Paderborn und Osnabrück oder gar Breslau, Olmütz und Wien. Auf dem Höhepunkt der künstlerisch-stilistischen wie technisch-wirtschaftlichen Entwicklung des offiziellen Wappenkalenderwesens im Rokoko belieferte die renommierte Firma der Gebrüder Klauber – die sich durch den Beisatz „Catholici“ gezielt für eine katholische Auftraggeberschaft empfahlen – nicht weniger als dreizehn Hoch- und Kollegiatstifte, Ritterorden und Stadträte.

Übrigens war der Hochstiftskalender nicht das einzige offizielle Chronologikon, das Augsburger Institutionen geführt haben. Auch der Stadtrat gab seit 1643 einen großen Wappenkalender heraus – übrigens sogar den frühesten aller Ratskalender – und das Kollegiatstift von St. Moritz schloß sich dieser Übung 1690 an¹⁵. Aus Anlaß des 200jährigen Reformationsjubiläums folgte schließlich

15 Zur Stiftskalendergeschichte von St. Moritz vgl. Biller 1991.

1717 noch ein „Augsburgischer Kirchenkalender“, der jedoch nur halboffiziellen Charakter hatte, statt Wappen die Porträts der evangelischen Pastoren aufwies und wohl nur wenige Jahre erschien.

In ihrer über dreihundertjährigen Geschichte – der letzte Frankfurter Ratskalender erschien 1856! – spiegeln die offiziellen Wappenwandkalender nicht nur die Regierungszeiten der Staatsoberhäupter und die Zusammensetzung des Kapitels- oder Ratsgremiums wider, sondern ebenso die technische Entwicklung der Druckverfahren und den stilistischen Wandel im Kunstgeschmack. Dementsprechend sind die Bildelemente anfangs in Holzschnitt ausgeführt, dessen Komposition und relativ grobe Linienführung die nur auf das notwendigste beschränkte Illustration – Kopfleiste mit Diözesanpatronen und Bischofs- sowie Bistums-, Kapitels- und Domherrenwappen, dazu Laßmann und in seltenen Fällen auch Stadtansicht – bis weit ins 17. Jahrhundert hinein bestimmen. Erst um die Mitte des Jahrhunderts¹⁶ erfolgt der Übergang zur Kupferstichtechnik, die eine differenziertere Bildgestaltung, feinere Zeichnung und harmonischere Gesamtwirkung ermöglicht: In Augsburg war dies 1656. Damit werden zunehmend malerische Prinzipien und illusionistische Vorstellungen bestimmend, so daß vornehmlich Historienmaler und Freskantzen zum Entwurf herangezogen werden. So entstanden auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung im Rokoko im Sinne des spätbarocken Gesamtkunstwerks Kalenderschöpfungen von hinreißender Komposition, phantasiesprühender Formenvielfalt und ausgeklügelter Programmatik, die in ihrer stecherischen Perfektion, künstlerischen Vollendung und bestechenden Eleganz mit zum Besten gehören, was der Augsburger Kupferstich, ja die gesamte deutsche angewandte Graphik überhaupt hervorgebracht haben.

Ein Spezifikum des stiftischen Kalenderwesens ist aber, daß mit dem Übergang zum Kupferstich die Rolle des Holzschnitts nicht erschöpft war. Hatte der Stich eminente Fortschritte im Hinblick auf künstlerisch-kompositorische Effekte gezeitigt, so war er in Anbetracht des komplizierteren und aufwendigeren Druckvorgangs erheblich teurer und außerdem mit der erzielbaren Auflagenzahl dem Holzschnitt weit unterlegen. Der hohe Druck, mit dem die relativ „weiche“ Kupferplatte abgezogen werden mußte, beschränkte die Zahl der guten bis brauchbaren Abzüge auf etwa 3000 bis 5000 Drucke, während von einem Formschnitt an die 10000 bis 15000 Abzüge zu erzielen waren. Zwar gab es für eine ausgedruckte Kupferplatte die Möglichkeit des Aufstichs,

16 Den Anfang machte das Hochstift Bamberg bereits 1619.

doch waren diesem Tieferstechen der Zeichnung allein schon durch die Stärke der Kupferplatte von üblicherweise nur anderthalb bis zwei Millimetern enge Grenzen gesetzt, so daß eine solche Renovation höchstens zwei- bis dreimal durchführbar war.

Aus alledem erhellt, daß das verfeinerte Kupferstichverfahren eine sehr kostspielige Angelegenheit war und die auf Sparsamkeit bedachten Domkapitel alles zu vermeiden suchten, die wertvollen Platten durch zu hohe Auflagen vorzeitig abzunützen oder gar zu ruinieren. So druckte man jene Kalenderausgaben, die für eine weniger anspruchsvolle, breitere Schicht bestimmt waren, weiter in der Holzstichtchnik. Dies betraf vor allem das Direktorium, das in der überwiegenden Zahl an den niederen Klerus, an die Landkapitel und Pfarreien verteilt wurde. In dieser Sparform – mit nur sporadisch neugeschnittener Kopfleiste, nach Bedarf erneuerten Wappen und zeittypisch veränderter Ornamentik – erschienen diese Holzschnittkalender also parallel zum Kupferkalender bis zum Ende in der Säkularisation – eine weithin unbekannte und auch unvermutete historische Praxis.

Als Besonderheit kommt dazu, daß diese Holzschnittausführung des Wapenkalenders je nach der Zielgruppe sowohl in deutscher Sprache – für die Amtsstuben der Verwaltung und die Beamtenschaft – als auch in lateinischer Fassung für die Geistlichkeit und die Sakristeien gehalten war. Dies gilt vor allem für das 16. und frühe 17. Jahrhundert bis zur Einführung der Kupferkalender. Danach ist die Kupferstichfassung in der Regel in deutsch gehalten, der Holzschnittkalender in lateinisch. Aber auch hier nimmt Augsburg wieder eine Sonderstellung ein, indem es den 1656 erstmals ausgegebenen Kupferkalender zunächst in deutsch und lateinisch herausgab, dann 1690 den letzteren einstellte und durch das bereits 1656 eingeführte Direktorium ohne Wappen ersetzte: wohl nur ein Einblattdruck im Typensatz, der auch Chorkalender genannt wurde und von dem sich anscheinend kein Exemplar erhalten hat. Die Tradition des deutschen Holzschnittalmanachs setzte jedoch der inoffizielle „Augsburgische Kirchenkalender“ – vielleicht ab 1656 – fort, für den nicht mehr das Domkapitel zuständig war, sondern der Fürstbischof oder sein Hofbuchdrucker. Auf diese Weise erschienen insgesamt fünf Einblattkalender-Ausgaben, von denen zeitweise bis zu vier parallel liefen: der deutsche Holzschnittkalender (spätestens 1519 bis wahrscheinlich 1655, dann als inoffizieller „Augsburgischer Kirchenkalender“ bis wohl 1803), der große deutsche Kupferkalender (1656-1803), der lateinische Holzschnittkalender (von wohl ebenfalls spätestens 1519 bis 1655), der große lateinische Kupferkalender (1656 bis 1690) und der Chorkalender ohne Wappen (1656 bis wohl 1795). Letzterer

scheidet allerdings für unsere nähere Betrachtung aus, weil er nicht der Kategorie der Wappenkalender zugehört. Das gleiche gilt für den Taschenkalender, den seit 1748 ausgegebenen „Hochfürstlich-Augsburgischen Kirchen- und Hofkalender“, der nur das Wappen des jeweils regierenden Fürstbischofs als Frontispiz, nicht aber die Wappen des Domkapitels aufweist.

Es fehlte nicht an Bestrebungen, das im Laufe der Zeit als unpraktisch empfundene lange Format des lateinischen Direktoriums durch eine handlichere Ausgabe in Heftform zu ersetzen. Ein erster Vorstoß der Domherren erfolgte 1690, wurde aber alsbald gestoppt, als den gnädigen Herren drastisch vor Augen gestellt wurde, welche technischen Schwierigkeiten und höhere Kosten ein solches Unterfangen bereite¹⁷. Ähnlich erging es erneuten Initiativen in den Jahren 1726¹⁸ und 1783¹⁹. Erst 1795 scheinen solche Bestrebungen endlich Erfolg gehabt zu haben²⁰. Deshalb erfolgte 1796 der Vorschlag, den deutschen Kupferkalender wegen seiner hohen Gestehungskosten und Unhandlichkeit durch einen Taschenkalender – nach dem Vorbild des Hofkalenders – zu ersetzen, was jedoch nicht zur Ausführung kam²¹.

Wie ersichtlich, gab es in ihrer Zeit keinen eindeutigen Namen für diese offiziellen Wappenkalender. Sie werden auch in Augsburg entweder nach dem Herausgeber genannt (Hochstifts- oder nur Stiftskalender, Domkapitel- oder Domherrenkalender, auch Hoch- und Domstiftskalender sowie Hohe Domstifts-Wappenkalender) oder nach ihrem Aussehen (anfangs: Lange Kalender, dann Große oder Kleine Kalender), nach ihrer Technik (Holzschnitt- oder Kupferkalender), nach ihrer Sprache (Deutsche oder Lateinische Kalender), nach ihrer Bestimmung (anfangs auch Laßtafel, später Kirchenkalender) oder schließlich nach ihrer Funktion als liturgische Kalender (Ordo divinorum, Heiligenordnung, Direktorium, Directorium chorale, Directorium Augustanum, Chorkalender, auch Proprium chori oder Chorproprium). Dazu kommt die Besonderheit, daß das 1656 eingeführte lateinische Direktorium ohne Wappen ebenfalls als Chorkalender, Chorproprium oder Betzettel bezeichnet wurde. Das Inzipit – der in gewissem Sinn titellose Textbeginn – lautet in der Frühzeit bei den deutschen Kalendern „Als man zelt [oder: zalt = zählt] nach

17 DKP 13. 10. 1690 (Antrag) und 16. 10. (Ablehnung); Nr. 5597.

18 DKP 2. 9. 1726 (Antrag) und 9. 9. (Ablehnung); Nr. 5629.

19 DKP 10. 10. 1783 (Antrag) und 3. 11. (Vertagung); Nr. 5683.

20 DKP 4. 11. 1795 (Nr. 5695): Erstmals Zahlungen für das Direktorium an den *Buchbinder* erwähnt; 6. 10. 1802 (Nr. 5701): Ablieferung der Bogen zum *Binden* der Direktorien.

21 DKP 2. 11. 1796 (Nr. 5696).

[oder: von] Christi Geburt ...“ (1519, 1552, 1590), bei den lateinischen: „Annus Domini ...“ (1568, 1576, 1617/18, 1632). Erst mit der Einführung des Kupferkalenders taucht dann als eigentlicher Titel der Begriff „Augsburger [oder: Augsburgerischer] Kirchenkalender“ mit seinen verschiedenen Schreibvarianten auf, der auch vom Holzschnittkalender übernommen wird. Zusätzlich folgt aber immer noch – am Anfang sogar durch größeren Schriftgrad hervorgehoben – ein erklärender Text mit dem Inzipit: „Almanach auf das Jahr...“ Erst nach 1697 verschwindet der zusätzliche Begriff „Almanach“ aus dem Einsatzkalender des Kupferfrontispizes.

Während anfangs die deutsche Holzschnittfassung hauptsächlich in den verschiedenen Bischofsresidenzen, Kanonikerhäusern und Amtsstuben hing, war die lateinische Version für die Geistlichkeit bestimmt und wurde in den Sakristeien und manchmal in der Kirche oder – wie in der Augsburger Kollegiatstiftskirche St. Moritz²² – in den Chorstühlen affingiert. Einige wenige Vorzugsexemplare wurden – vor allem in der Frühzeit der Holzschnittausgabe: auf Pergament abgezogen und zum Teil zusätzlich illuminiert – dem Fürstbischof dediziert. Ein koloriertes Blatt wurde in der Kapitelstube an hervorgehobener Stelle angebracht, wozu meist ein eigener reich geschnittener Holzrahmen zur Verfügung stand. Dieser mußte allerdings mit dem sukzessiven Anwachsen des Formates bei Typänderungen jedesmal erneuert werden²³.

Mit der Einführung des kostbareren Kupferstichs stieg die Repräsentationswirkung des Hochstiftskalenders: Seine deutsche Fassung blieb im profanen Bereich den höheren Dikasterien vorbehalten, wurde auch zu Neujahr an benachbarte weltliche und geistliche Fürsten versandt und sogar noch während des Jahres an hochgestellte Besucher als Gastgeschenk vergeben. Koloriert wurden diese Kupferkalender in der Regel nicht mehr, da ihre malerische und kontrastreiche Wirkung keiner farblichen Steigerung bedurfte.

Herausgeber der Hochstiftskalender war der Fürstbischof im Zusammenwirken mit seinem Domkapitel, das sich überwiegend um die organisatorische Seite kümmerte. So kommt es, daß sich fast ausschließlich alle einschlägigen Vorgänge in den Domkapitelsprotokollen oder Rezessionalien, wie sie in Augsburg auch genannt wurden, widerspiegeln. Entsprechend der gemeinsamen Verantwortung kamen auch beide Herausgeber für die Kosten auf. Das

22 Biller 1991, S. 77.

23 Z.B. bei Einführung des letzten, in der Proportion abweichenden Kupferkalenders: DKP 15. 9. 1790 (Nr. 5690).

bezog sich einmal auf die Grundkosten für die Anfertigung von Holzstöcken oder später Kupferplatten, die zunächst im Verhältnis von zwei Dritteln zu einem Drittel zwischen Fürstbischof und Domkapitel geteilt²⁴, dann ab 1748 aber hälftig übernommen wurden²⁵. Die laufenden Kosten für Druck und Papier trug das Kapitel. Für die Personalwappen kamen teils die Domherren selber auf, teils die Burs. Im Gegensatz zur wiederholt in der Literatur abweichend vorgetragenen Meinung wurden nicht nur die Almanache, also das reine Kalendarium, sondern in der Regel auch die Frontispize für den Kupferkalender Jahr für Jahr neu gedruckt, selbst wenn sich in der Zusammensetzung des Kapitels und damit der Abfolge der Wappen keine Veränderungen ergeben haben. Für Augsburg aber sind davon zwei Ausnahmen zu konstatieren: Einmal wurden unverkäufliche Exemplare durch Einkleben eines neuen Einsatzkalenders und eventuell Verändern der Wappenabfolge für das folgende Jahr aktualisiert, zum anderen wurde 1796 beschlossen, zur Kostenentlastung der Burs nur alle drei Jahre eine Neuauflage des Frontispizes zu veranstalten, eine Sparmaßnahme, die wegen der Ungunst der Zeit und der alsbald eintretenden Säkularisation nicht mehr voll zum Tragen kam²⁶.

Von den bischöflichen Hofämtern bezogene Exemplare wurden von diesen bezahlt, daneben zeitweise kleinere Teile der Auflage frei verkauft. Für die Finanzierung zuständig war das domkapitelische Bursamt oder wie es im Augsburger Idiom hieß: die „Bursch“, für die der „Burschner“ verantwortlich war. Für den fürstbischöflichen Anteil kam das Siegelamt auf, dessen Rechnungen sich freilich nur höchst dezimiert erhalten haben: ganze sieben Bände!

Die interne Verteilung erfolgte nach einem genauen Schlüssel, der öfter revidiert und vor allem im Lauf des 18. Jahrhunderts wiederholt reduziert wurde. So erhielten beispielsweise 1655 die Domherren nur je einen lateinischen und

24 1690, 1697, 1719 und 1732 bezahlte das hochf. Siegelamt die obere und untere Kupferplatte, also Kopf- und Fußteil (= $\frac{2}{3}$) und das domkapitelische Bursamt das Mittelteil mit den Domherrenwappen (= $\frac{1}{3}$); vgl. DKP 21. 8. 1697 (Nr. 5603), 3. 7. und 14. 7. 1719 (Nr. 5623) sowie 30. 1. 1732 (Nr. 5634). – Das von Seiler 1989 (S. 81) für eine solche Kostenteilung erwähnte Jahr 1737 muß auf Irrtum beruhen, da in dem betreffenden Protokollband kein entsprechender Eintrag zu finden ist und auch in jenem Jahr keine Frontispizveränderung zur Debatte stand.

25 DKP 1. 4. 1748 (Nr. 5649); DKP 2. 11. 1761 (Nr. 5661); DKP 18. 7. 1788: „der gewöhnliche Cameralbeitrag“ (Nr. 5688); DKP 9. 9. 1790 (Nr. 5690).

26 DKP 2. 11. 1796 (Nr. 5696). Die Druckauflage des Frontispizes von 1796 war die letzte; für die folgenden Jahre wurden offensichtlich die vorhandenen Exemplare – nach Ausweis der für alle Jahre bis 1803 vorliegenden Kalender mit aktueller Wappenabfolge – auf den jeweils neuesten Stand gebracht.

deutschen Wappenkalender sowie je zwei Direktoria ohne Wappen; andere geistliche Chorpersone[n] bekamen je einen lateinischen Kalender mit und ohne Wappen²⁷. 1688 empfing jeder Kapitular neben den gewöhnlichen lateinischen vier deutsche Kupferkalender²⁸. 1690 bezogen die Domherren statt eines lateinischen einen deutschen Kupferkalender mehr²⁹. 1761 wurden diese insgesamt fünf Kupferkalender auf drei reduziert³⁰ und den Domzellaren wurde je einer verabfolgt³¹. 1790 schließlich wurden den Dignitäten je drei, den Domherren je zwei und den Domzellaren je ein Kupferkalender zugestanden³².

Verständlicherweise ging man mit der Auflagenfestsetzung vor allem des kostenintensiven Kupferkalenders sehr sorgsam um: Die Auflagenzahlen wurden zwar oft auf volle Zehner aufgerundet, manchmal aber exakt auf Einerstellen festgelegt. Nicht verkaufte und liegengebliebene Exemplare des teuren Kupferkalenders wurden im Folgejahr korrigiert: Mit neuem Kalendarium versehen und im Bedarfsfall in der Abfolge der Domherrenwappen verändert, wurden sie dann an die Landbeamten verteilt, denen man offensichtlich solch mindere Exemplare zumuten konnte³³.

Insgesamt war die Herstellung des großen Kupferkalenders eine arbeitsaufwendige Prozedur. Der Kupferdrucker hatte die bestellte Anzahl von Abzügen von den drei großen Platten anzufertigen, dazu die in einer Sammelform von ein oder zwei Platten vereinigten Domherrenwappen sowie das Fürstbischöfswappen und allenfalls auch dessen Porträt abzuziehen und an den Buchbinder zu liefern. Ähnlich mußte der Buchdrucker den Almanach nach dem von einem Vikar oder Vierherrn erstellten Manuskript setzen bzw. den vom Vorjahr her vorhandenen Stehsatz entsprechend ändern, in Schwarz- und Rotform trennen und in der Presse in zweimaligem Durchgang paßgerecht abziehen. Der Buchbinder hatte dann den Buchdruck-Almanach knapp zu beschneiden, in den Mittelteil des Frontispizes „einzupappen“, die einzelnen Wappen aus dem Sammeldruck oval auszuschneiden und nach vorgeschriebener Reihenfolge in die entsprechenden Leerfelder einzukleben, was in ähnlicher Weise auch mit dem größeren Fürstbischöfswappen und -porträt erfolgte. Zum

27 DKP 4. 10. 1655 (Nr. 5560).

28 DKP 10. 9. 1668 (Nr. 5577).

29 DKP 16. 10. 1690 (Nr. 5597).

30 DKP 30. 3. 1761 (Nr. 5561).

31 Ebenda: 14. 9. 1761.

32 DKP 18. 8. 1790 (Nr. 5690).

33 DKP 17. 9. 1762 (Nr. 5662).

Schluß wurden die drei großen Bogenteile an einer bzw. zwei Ober- oder Unterkanten bis zum Bildansatz beschnitten und so exakt aneinandermontiert, daß der Stoß – zumindest von einiger Entfernung – optisch nicht in Erscheinung trat und die Gesamtwirkung nicht störte. Aus zahlreichen Quellen wissen wir, daß die Schneidearbeiten meist von Frauen – und wie zu vermuten: auch von geschickten Kindern – verrichtet wurden.

Über die jeweils wechselnde Zahl von Freixemplaren hinaus konnte man auch weitere Kalender käuflich erwerben: 1734 und 1741 betrug der Abgabepreis für Domherren 22 Kreuzer, für sonstige Interessenten 30 Kreuzer³⁴, 1748 wurden diese Preise auf 40 Kreuzer bzw. einen Gulden angehoben³⁵. Im Jahre 1731 erlöste man auf diese Weise 21 fl 15 x³⁶. Später wurde z. B. 1759 sowie 1760 keinerlei Sonderverkauf vorgenommen, 1790 schließlich beschlossen, überhaupt keine Kalender mehr frei zu verkaufen³⁷.

Diese äußerst komplexe Differenzierung in Art, Ausführung, Zusammensetzung und Veränderung insbesondere der Hochstiftskalender macht es verständlich, daß die herkömmlichen Kriterien für die exakte ikonographische Beschreibung, die eindeutige Zuschreibung und verlässliche Einordnung der verschiedenen nachweisbaren Typen, Fassungen und Zustände nicht ausreichen. Aus diesem Grunde hat der Verfasser ein verfeinertes Schema zur Nomenklatur entwickelt, das sich bereits bei der Bearbeitung der Eichstätter Hochstiftskalender³⁸ bewährt hat und nun auch im Falle von Augsburg für Analyse und Klassifizierung zugrundegelegt wird. Demnach werden die verschiedenen Blätter nach folgenden Kriterien unterschieden und beschrieben:

- | | |
|------------------------|--|
| 1. Manier oder Technik | entsprechend der Ausführung der illustrativen Teile in Holzschnitt oder Kupferstich. |
| 2. Typus oder Art | gemäß der über einen längeren Zeitraum hin verwendeten grundlegenden Komposition: Bei Holzschnitten im wesentlichen auf die Kopfleiste beschränkt, bei Kupferstichen das gesamte Frontispiz umfassend. |

34 DKP 17. 9. 1734 (Nr. 5636); 22. 11. 1741 (Nr. 5642).

35 DKP 24. 1. 1748 (Nr. 5649).

36 DKP 17. 9. 1734 (Nr. 5636).

37 DKP 18. 8. 1790 (Nr. 5690).

38 Biller 1981.

- | | |
|---------------------------|---|
| 3. Edition oder Ausgabe | im Hinblick auf die Neuanfertigung von Druckformen, also von Holzschnitten oder Kupferplatten, nach der unveränderten oder nur geringfügig veränderten bzw. aktualisierten Grundkomposition des betreffenden Typs; bei Holzschnitt-Kopfleisten auch im Fall veränderter Zusammensetzung loser oder abgeschnittener Teile der Ursprungsleiste (nur selten und nicht in allen Hochstiften vorkommend, jedoch für Augsburg von Bedeutung). |
| 4. Version oder Fassung | je nach der Sprache des Almanachs: deutsch oder lateinisch. |
| 5. Etat oder Zustand | entsprechend der manchmal wiederholt vorgenommenen Renovation (Aufstich) derselben Platten; beim Holzschnitt, der praktisch nie überarbeitet, sondern meist gleich neu geschnitten wird, entfällt diese Rubrik bzw. ist sie identisch mit der Edition oder Ausgabe. |
| 6. Variante oder Abart | gemäß der über einen gewissen Zeitraum gültigen Ausstattung mit einem bestimmten Fürstbischofswappen und/oder -porträt sowie |
| 7. Exemplar oder Jahrgang | in bezug auf die für ein bestimmtes Jahr gewählte Titelfassung und die dafür geltende Abfolge der Domherrenwappen. |

Verdankung

Bei den archivalischen, bibliothekarischen und musealen Recherchen durfte der Verfasser von zahlreichen Institutionen im In- und Ausland vielfältige Unterstützung erfahren. In besonderer Weise sei dabei der entgegenkommenden Hilfe durch Dr. Erwin Arnold von der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, die Direktoren Dr. Reinhard H. Seitz vom Staatsarchiv Augsburg und Dr. Helmut Gier von der Stadt- und Staatsbibliothek Augsburg gedacht, deren allzu früh verstorbener ehemaliger Leiter Dr. Josef Bellot mit den Grund für die Beschäftigung mit diesem Forschungsgebiet gelegt hat. Dr. Hans-Jörg Künast und Wolfgang Mayer von derselben Bibliothek halfen bei der Bestimmung von Drucktypen. Wertvolle Hinweise auf entlegene Exem-

plare steuerten Bruno Appl vom Diözesanarchiv Eichstätt, Prof. Dr. Roger Paas vom Carleton College in Northfield, Minnesota (USA), Dr. Helmut Richter vom Stadtarchiv Fürth und Dr. Leo Neuhaus, der frühere Leiter der Archives de l'Ancien Evêché de Bâle in Porrentruy, bei, die auch unter ihrem derzeitigen Archivar Ph. Froidevaux wertvolle Auskünfte gaben. Wichtige Hinweise steuerten in letzter Minute noch Dr. Sibylle Appuhn-Radtke vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte in München, Dr. Gode Krämer von den Städtischen Kunstsammlungen Augsburg, Dr. Norbert Ott von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München und Helmut Rischert vom Stadtarchiv Augsburg bei. Besonders aber sei der engagierten Wegbereitung durch den Leiter des Bistumsarchivs Augsburg, Dr. Stefan Miedaner, Erwähnung getan, der dem Autor mit Rat und Tat bei vielen zuletzt auftretenden Problemen und der abschließenden Recherche zur Personengeschichte Augsburger Drucker beistand. Aufrichtiger Dank gilt schließlich Prof. Dr. Peter Rummel für die Aufnahme dieser Arbeit in das Jahrbuch.

Der Holzschnitt- oder Kleine Kalender

1. Der erste Typus von wahrscheinlich 1518 bis mindestens 1526 oder längstens 1527

Die deutsche Version

Zur Entstehung

Der früheste Beleg von der Existenz eines Domherren-Wappenkalenders für das Fürstbistum Augsburg stammt aus dem Jahre 1519 (Abb. 9). Es handelt sich um ein Fragment und stellt nur etwa ein Viertel der Gesamthöhe eines kompletten Exemplars dar. Obwohl das erste vollständige Kalenderblatt erst von 1552 erhalten ist und für die Zwischenzeit drei Jahrgänge in Bruchstücken auf uns gekommen sind, so müssen wir gerade für dieses bislang älteste Stück besonders dankbar sein: Beruht es doch nur auf einem glücklichen Zufall, wenn bei einer – meist nur aus konservatorischen Gründen notwendigen – Auflösung alter Einbände solch ein rares und dazu so altes Blatt wieder ans Licht kommt. Gewiß mögen noch manche Zeugnisse früher Kalenderführung

in den Einbänden verborgen sein und in der Zukunft hin und wieder entdeckt werden. Ob jedoch dabei ein wesentlich älterer Jahrgang auftauchte, muß füglich bezweifelt werden, da der Augsburger Hochstiftskalender von 1519 der zweitälteste seiner Art überhaupt ist. Er stammt noch aus einer Zeit, in der sich das stiftische Kalenderwesen erst zu entwickeln begann.

Üblicherweise ist die Einführung eines offiziellen Wappenkalenders durch einen entsprechenden Beschluß des Kapitels und den relevanten Eintrag im Sitzungsprotokoll dokumentiert, wie die Beispiele von Salzburg (1545), Freising (1561/1564), Eichstätt (1562) oder Konstanz (1566) zeigen. Im Fall von Augsburg haben wir sogar den großen Vorteil, daß die Domkapitelsprotokolle ungewöhnlich weit zurückreichen: Sie setzen bereits 1462 ein, weisen allerdings anfangs große Lücken auf und sind dann ab 1503 mit wenigen Ausnahmen vollständig bis 1802 überliefert³⁹. Entgegen unserer vagen Hoffnung findet sich jedoch kein einschlägiger Eintrag in den Bänden vom Beginn des 16. Jahrhunderts, wie auch überhaupt bis 1573 des Kalenders keine Erwähnung getan wird. Dies ist eine Erfahrung, die sich auch in anderen Stiften mit früher Kalendereinführung bestätigt: In der Frühzeit wurde den Kalenderangelegenheiten noch nicht jene große Aufmerksamkeit gewidmet wie in späteren Jahren. Zudem ist die Protokollführung in jener Epoche oftmals sehr nachlässig gehandhabt worden und beginnt sich erst um die Jahrhundertmitte zu bessern. Nur Bamberg hebt sich mit seinen 1525 einsetzenden Kalendernachrichten von dieser anfänglichen allgemeinen Nonchalance vorteilhaft ab.

Feststeht jedenfalls, daß der vorliegende erste Augsburger Kalendertyp in dieser Form ehestens 1518 erstmals erschienen sein kann, da das nahtlos in die Kopfleiste integrierte und zusammen mit dieser geschnittene Regentenwappen dem Fürstbischof Christoph von Stadion angehört und also frühestens nach dessen Weihe am 15. Juli 1517 für diesen Zweck verwendet werden und ab 1518 auf einem Wappenkalender erscheinen konnte. Es muß freilich offenbleiben, ob der damals knapp vierzigjährige Kirchenfürst nur eine – sicher nicht lange – Tradition seines Vorgängers fortgeführt oder dem Vorbild Würzburgs nacheifernd, die Einführung eines solchen Kalenders veranlaßt hat, oder ob sie gar der Initiative des rührigen Druckers entsprang, der den Bischofswechsel als willkommenen Anlaß benützte, dem neuen Landesherrn und seinem Domkapitel untertänigst eine Neuschöpfung zu präsentieren, die zumindest eine großzügige Remuneration, wenn nicht gar einen lukrativen Dauerauftrag er-

39 StAA, Hochstift Augsburg, NA (= Neuburger Abgabe), Akten Nr. 5482–5701.

warten ließ. Nachdem aber von Hans-Jörg Künast und Wolfgang Mayer auf Grund des Typenvergleichs Hans Werlich von Erfurt⁴⁰ als Drucker des Kalenderfragments von 1519 identifiziert werden konnte, liegt die Vermutung nahe, daß er auch der Ideengeber war, zumal er gerade in seiner Eigenschaft als Neuling in Augsburg darauf bedacht sein mußte, sich mit neuen Initiativen und innovativen Druckerzeugnissen gegenüber den alteingesessenen Buchdruckern durchzusetzen. Andererseits ist es aber auch schwer verständlich, daß ausgerechnet dieser Zugereiste diese Marktlücke eines fehlenden Domherrenkalenders entdeckt haben sollte, um sich mit dieser Kreation bei Bischof und Kapitel zu empfehlen, zumal der jüngere Hans Schönsperger (tätig 1502–1530) im Jahre 1515 bereits einen – noch dazu typographisch sehr anspruchsvollen – Wandkalender mit Domherrenwappen für Würzburg geliefert hatte, der in Augsburg sicher nicht unbeachtet geblieben sein dürfte. Es wäre also nicht abwegig anzunehmen, daß Schönsperger schon um 1515 einen Versuch unternommen hat, ein solches Produkt seiner Presse dem durchlächtigsten Fürstbischof und hochwürdigsten Domkapitel anzudienen⁴¹.

Wie auch immer: Ob nun Ratdolt, Schönsperger, Hans von Erfurt oder gar einem vierten der Rang der Priorität zukommen würde, könnte nur ein archivalischer Zufallsfund oder ein neu auftauchendes Kalenderblatt erweisen. Bis dahin wollen wir uns an die Realität halten und das Fragment des Hans von Erfurt aus dem Jahre 1519 als ersten Typus des Augsburger Domherrenkalenders postulieren.

Beschreibung

Erfreulicherweise ist uns vom Kalender 1519 der wichtigste Teil überkommen, nämlich das Kopfstück mit Kopfleiste, Titelzeilen, Zeichenerklärung und Be-

40 Hans (Werlich) von Erfurt erscheint seit 1516 in den Augsburger Steuerbüchern, ist seit 1517 als Drucker und 1518–20 als Eigentümer einer kleinen Offizin nachgewiesen, bevor er 1520 nach Worms abwanderte, wo mit dem bevorstehenden Reichstag von 1521 wohl mehr Aufträge lockten als in dem übersetzten Augsburg. Ende 1522–1524 in Stuttgart und 1525–1532 in Reutlingen tätig, wo er auch starb. Vgl. Künast 1997, S. 50, 57, 109 und 147 mit weiterer Literatur.

41 Auch Erhard Ratdolt (tätig 1486–1522) wäre für eine solche Innovation in Frage gekommen, da er vor allem für kirchliche Auftraggeber und insbesondere für Fürstbischof Friedrich von Zollern tätig war, allerdings von Heinrich von Lichtenau (1505–1517) nicht mehr favorisiert wurde. Dies hätte ein Grund sein können, sich beim Regierungsantritt von Christoph von Stadion, 1517 mit einem Kalendervorschlag in Erinnerung zu bringen. Es wäre auch nicht das erste Mal gewesen, daß zwei Konkurrenten für dasselbe Jahr dem Fürstbischof oder Domkapitel ihre Wappenkalender dediziert hätten, wie es beispielsweise schon 1516 in Würzburg vorgekommen war.

ginn der Monatstabellen, so daß wir uns vom Aussehen des kompletten Blattes – nach Vergleich mit dem frühesten vollständigen Jahrgang 1552 (Abb. 1) – eine ziemlich genaue Vorstellung machen können⁴².

Die Monatstabellen sind in drei Kolumnen angeordnet und hatten demnach jeweils vier Monate untereinander aufgewiesen: links Januar bis April, in der Mitte Mai bis August und rechts September (Herbstmonat) bis Dezember. Nachdem das unregelmäßig beschnittene Fragment nur bis 19. Januar bzw. 20. Mai und 14. September reicht, ist also nur rund ein Viertel der ursprünglichen Höhe erhalten geblieben. Ausgehend von den gegebenen Maßen des Fragments ($20,7 \times 29,8$ cm), der Kopfleiste ($4,4 \times 29,5$ cm) und der Satzspiegelbreite von 29 cm können wir das Gesamtformat des Satzspiegels in etwa auf 82×29 cm hochrechnen, so daß das komplette Kalenderblatt eine Größe von ca. 86×33 cm gehabt haben dürfte. Dabei ist zu unterstellen, daß dieses hohe schlanke Format nur durch das Zusammenmontieren von zwei oder mehreren Bogenteilen erreicht werden konnte, wie die späteren kompletten Exemplare erweisen.

Im Fuß wird man in der Mitte den Laßmann vermuten dürfen, begleitet wahrscheinlich von zwei Textspalten mit Praktik und/oder astronomisch-astrologischen Angaben, vielleicht dem Namen des Kalenderkalkulators – damals überwiegend einem Jatromathematiker⁴³ – und dem Impressum, nämlich Namen, Druckort und manchmal sogar Adresse des ausführenden Druckers. Gemäß dem verwendeten Typenmaterial muß dies Hans von Erfurt gewesen sein. Dagegen entzieht sich der Name des Formschneiders, der die Kopfleiste, die wohl insgesamt 40 Wappen der Kapitularen und den vermuteten Laßmann geschnitten hat, unserer Kenntnis. Diese Formschneider verbergen sich – ganz im Gegensatz zu den Stechern der späteren Kupferfrontispize – in der Regel in der Anonymität und werden im Kalendertext grundsätzlich nicht genannt. Nur in seltenen Fällen geben – vor allem gegen Mitte des Jahrhunderts – Initialen oder Monogramme über den Schöpfer solcher Formschnitte Auskunft. Die Zuschreibung unseres Holzschnitts bedarf einer eigenen Analyse, die der Lokalforschung⁴⁴ überlassen bleiben muß: Es dürfte sich dabei um einen mehr

42 Provenienz: München, Bayerische Staatsbibliothek, Handschriftenabteilung, Einblattkalender 1519 r.

43 Dieser Begriff bezeichnet die für die damalige Zeit charakteristische Berufsverbindung von Arzt, Mathematiker und Astronom bzw. Astrologe. Daneben ist auch die Bezeichnung Astrophysikus gebräuchlich. Vgl. dazu Sudhoff 1902.

44 Die Erforschung der handwerklich arbeitenden Augsburger Formschneider ist ein Desiderat der Augsburger Druck- und Kunstgeschichte. Es gibt kein Nachschlagewerk, anhand von dessen Angaben, Monogramm- und Sigelverzeichnis sowie Musterbeispielen ein stilistischer Vergleich und damit eine Zuschreibung möglich wäre.

handwerklich tätigen Kleinmeister gehandelt haben, der zwar eine gewisse Routine aufweist, im Formalen aber nachlässig war und wohl schnelle Arbeit zu liefern hatte.

Die Zierleiste weist bereits die wesentlichen Bestandteile auf, wie sie solchen Kopfholzschnitten von Domherrenkalendern oft bis weit ins 18. Jahrhundert hinein eigen sind. In der Mitte erscheint das Wappen des regierenden Fürstbischofs Christoph von Stadion, der am 5. Juli 1517 zur Herrschaft gelangte, so daß die Kopfleiste erst nach diesem Datum entstanden sein kann.⁴⁵ Wahrscheinlich ist sie im letzten Viertel des Jahres 1517 geschnitten worden, um im Dezember zum Druck des Kalenderjahrgangs 1518 vorzuliegen. Zu Seiten des Wappens sind die Hauptpatrone der Diözese in Ganzfigur nach ihrer Bedeutung von innen nach außen angeordnet und jeweils von stark gestutzten Bäumchen⁴⁶ getrennt: Links (aber in heraldischem Sinne rechts und damit an bevorzugter Stelle) die Madonna mit Kind, begleitet weiter nach links von St. Narzissus mit seinem Attribut, einem angeketteten Drachen,⁴⁷ und St. Digna⁴⁸; rechts St. Ulrich mit dem – allerdings für das 10. Jahrhundert noch nicht zutreffenden – Wappen seiner Familie, der Grafen von Dillingen, dann St. Afra mit einem ähnlich anachronistischen Wappen der Herren von Lusignan – Könige von Jerusalem und Zypern⁴⁹ – sowie schließlich ganz außen Bischof Simpert oder Simprecht von Augsburg mit Mitra, Stab und Palmzweig⁵⁰.

45 Schild geviertet: in den Feldern 1 und 4 das Familienwappen Stadion (drei goldene Wolfangeln in Schwarz), in 2 und 3 die Farben des Hochstifts (Rot und Silber) in Spaltfach; vgl. Zoepfl 1969, II, S. 1.

46 Die Formgebung dieser Bäumchen mit kupierten Ästen hat eine gewisse Affinität zu ähnlichen Motiven des Nürnbergers Erhard Schön, vgl. Walter L. Strauss (ed.), *The illustrated Bartsch*, Bd. 7 (1981), S. 130, Abb. 1 ff.

47 Nach der Legende floh Bischof Narzissus von Gerona vor der Diokletianischen Christenverfolgung über die Alpen nach Augsburg und zwang dabei den Teufel, der unterwegs eine Seele von ihm verlangt hatte, statt dessen einen Drachen zu töten, der den Weg verlegte und alle Wanderer, die aus einer Quelle Wasser schöpfen wollten, mit seinem Pesthauch tötete. Vgl. P. Rummel, Bischof Narcissus und seine Verehrung in Augsburg und Gerona, in *JABG* 11 (1977) 7–33.

48 Die Augsburger Lokalheilige gilt als Gefährtin und Helferin St. Afras.

49 Die hll. Ulrich und Afra sind seit dem 15. Jahrhundert in Bilddarstellungen fast stereotyp mit diesen Wappen versehen; vgl. Holzschnitte von Hans Burgkmair in „Das leben und wunderwerck ... sant Ulrichs und sant Afhre“ von 1516, abgebildet bei Leicht 1993, S. 39 und 54.

50 Ein weiterer, aber unvollständiger Abdruck der Kopfleiste (Schr. 2024c) befand sich 1928 in einer New Yorker Privatsammlung und wurde von W. L. Schreiber in seinem Werk: *Holzschnitte, Schrotblätter und Teigdrucke des XV. Jahrhunderts der Sammlung James C. McGuire in New York* (Reihe: Einblattdrucke des fünfzehnten Jahrhunderts, hrsg. von

Unter der Leiste erscheinen vier mit Initial, größerem Schriftgrad und roter Auszeichnungsfarbe hervorgehobene Frakturzeilen, deren einleitende Worte – das sogenannte Inzipit – als Titeltersatz fungieren: „Als man zelt [= zählt] nach Christi geburt M.CCCCC XVIII jar.“ Der anschließende Text enthält die für die damalige Zeitrechnung unabdingbaren Angaben von Goldener Zahl⁵¹, Sonntagsbuchstaben⁵², Sonnenzirkel⁵³, Römerzinszahl⁵⁴ und die Anzahl der Tage zwischen Weihnachten und Fastnacht⁵⁵.

Das Druckbild zeigt die beschränkten typographischen Möglichkeiten des Druckers auf, der seinen Schriftenbestand weitgehend aus abgelegten, also ziemlich abgenutzten Typensätzen anderer Offizinen bestritten hat. Für den Satz dieses Blattes hat er nur zwei Grade aus zwei verschiedenen Schriftfamilien verwendet: eine Schwabacher in der Kegelgröße von etwa 12 Punkt und eine Rundgotisch (Rotunda) im Schriftgrad von etwa 24 Punkt. Letztere hatte offensichtlich nur wenige Versalien. Das macht sich bei der römischen Jahreszahl im Inzipit störend bemerkbar, wo in der – noch dazu unüblichen – Zahlenangabe von fünf C für 500 (statt eines D) dieser Typenmangel zur Verwendung beider Schriftarten zwang. Der Einsatz von Antiqua bei der Zahl XVIII krönt diese typographische Regelwidrigkeit.

Unter diesem ersten Textblock folgt die Erklärung jener Zeichen, die in den anschließenden Monatstabellen aufscheinen und die Mondphasen sowie die

Paul Heitz, Bd. 65), Straßburg 1928, unter Nr. 34 auf S. 12 publiziert. Dem Bearbeiter blieb dabei die Funktion der „Augsburger Zierleiste“ als Kalenderkopf verborgen. Das Fragment ist unter Verlust der beiden äußeren Patrone auf 4,3 × 20,6 cm beschnitten.

- 51 Die Goldene Zahl bezeichnete ein bestimmtes Jahr im 19jährigen Mondzyklus.
- 52 Basis der mittelalterlichen Zeitrechnung war das Sonnenjahr und der sich alle 28 Jahre wiederholende Sonnenzyklus. Die Wochentage für diese Periode wurden dadurch bestimmt, daß man jeden Wochentag eines Gemeinjahres mit einem der sieben Buchstaben von A bis G (in den Kalendarien manchmal auch in Minuskeln gedruckt) versah, wobei der auf den 1. Januar treffende Wochentag mit A bezeichnet wurde. Jener Buchstabe, der auf den ersten Sonntag dieses Jahres fiel, galt dann als Sonntagsbuchstabe, der das ganze Jahr über gleich blieb. Dieser Sonntagsbuchstabe konnte in Verbindung mit einem bestimmten Jahr des Sonnenzirkels die Tageszählung exakt determinieren. Bei der Identifizierung von Kalenderfragmenten kann der Sonntagsbuchstabe eine wesentliche Rolle spielen.
- 53 Sonnenzirkel ist der vom Lateinischen abgeleitete Begriff für Sonnenzyklus; vgl. dazu die vorhergehende Anm.
- 54 Römerzinszahl ist die gebräuchliche deutsche Bezeichnung für die sogenannte Indiktion, die von Kaiser Justinian eingeführt worden ist und ein bestimmtes Jahr innerhalb eines – drei Jahre vor der christlichen Zeitrechnung beginnenden – 15jährigen Zyklus bezeichnet.
- 55 Über die Eigenheiten der älteren Kalenderrechnung und die Bedeutung der verschiedenen Fachbegriffe vgl. Grotefend und Pfaff.

günstigen und ungünstigen Tage für das Aderlassen, Schröpfen, Purgieren, Pillennehmen, Haar- und Nägelschneiden, Kinderentwöhnen und ähnliche wichtige Vorgänge anzeigen. Die Monatstage sind sowohl arabisch durchnumeriert wie wöchentlich von a, B und c bis g literiert, wobei der Zyklus von 1519 am Samstag mit a beginnt und damit den für dieses Jahr geltenden Sonntagsbuchstaben mit B festlegt. Nach den – fallweise für besondere Feste rot hervorgehobenen – Tagesheiligen folgen der Name des beherrschenden Tierkreiszeichens und abwechselnd die oben in der Legende erklärten 18 Zeichen der Praktik.

Am Rand begleiten den Almanach links und rechts die Wappen der im Normalfall vierzig Domherren, beginnend links oben mit den beiden Dignitäten, dem Dompropst (damals Kardinal Matthäus Lang von Wellenburg, der noch im selben Jahr zum Fürsterzbischof von Salzburg gewählt werden sollte)⁵⁶ und dem Domdechanten (hier Marquard vom Stain, der ebenfalls noch 1519 zum Propst avancierte)⁵⁷. Die Wappen sind mit einer Ausnahme freistehend wiedergegeben und zeigen nur den Schild mit den heraldischen Bildern, weisen also weder Helm noch Helmzier auf. Einzig das Propstwappen ist von einem Kardinalshut gekrönt. Von den Kapitularwappen sind nur fünf komplett und drei unvollständig wiedergegeben, die restlichen wohl 32 Wappen sind verloren. Die Namen der Inhaber stehen jeweils darüber, sind aber noch nicht wie später mit dem vollen Titel ausgezeichnet.

Laufzeit, Varianten und Ausgaben

Gemäß der Zuschreibung des Fragments von 1519 an Hans von Erfurt kann dieser seinen Domherrenkalender nur von frühestens 1518, dem ersten Kalenderjahr nach der Wahl von Bischof Christoph von Stadion, bis 1520, dem Jahr seines Umzugs nach Speyer, also nur drei Jahre herausgebracht haben. Es liegt nun nahe, daß er seinen Bestand an Kalender-Formschnitten, die ihm am neuen Ort wegen der großen Distanz wenig dienlich sein konnten, an einen Kollegen in Augsburg verkauft hat. Wenn dem so wäre, dann müßten die auf den ersten Blick ganz ähnlich erscheinenden Wappen auf den beiden nächsten Kalenderfragmenten von 1525⁵⁸ identisch sein⁵⁹. Ein genauer Vergleich ergibt jedoch,

56 Haemmerle 1935, Nr. 30.

57 Haemmerle 1935, Nr. 815.

58 Identifizierung des Jahrgangs anhand der Daten der Fastensonntage und des Sonntagsbuchstabens.

59 Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cod. Pal. Germ. 793, fol. 124 v und 126 v. Beide Exemplare sind zweifarbige Probeabzüge von einem Satz in unterschiedlichen Korrekturzuständen,

daß sie sich in der Zeichnung zwar genau an das Vorbild halten, aber leicht vergrößert neu geschnitten sein müssen. Daraus kann gefolgert werden, daß dem Drucker die Holzstöcke seines Vorgängers Hans von Erfurt nicht mehr zur Verfügung standen und er gezwungen war, die Wappen und wohl auch die Kopfleiste neu schneiden zu lassen. Letztere dürfte sich ebenfalls eng an das Vorbild angelehnt haben, da kein zwingender Grund vorgelegen hatte, davon abzuweichen: Auch das Fürstbischofswappen bedurfte keiner Erneuerung, da in der Zwischenzeit kein Amtswechsel stattgefunden hatte. Somit existiert auch nur eine einzige Variante.

Da uns für 1528 bereits eine typbestimmende neue Kalenderausstattung überliefert ist, können wir davon ausgehen, daß der erste Typ bis längstens 1527 Geltung gehabt hat. In diese Laufzeit von höchstens zehn Jahren fallen also zwei Ausgaben: die erste Edition durch Hans von Erfurt ab frühestens 1518 bis 1520 und die zweite seines noch unbekanntes Nachfolgers von wohl 1521 bis längstens 1527.

Die lateinische Version

Von der Existenz einer lateinischen Version, die dann als Direktorium gedient hätte, ist bislang keinerlei Anhaltspunkt aufgetaucht. Theoretisch wäre sie jedoch durchaus denkbar, zumal der folgende Typus anscheinend von Anfang an eine solche Parallelerscheinung aufgewiesen hat.

2. *Der zweite Typus von frühestens 1526 bzw. spätestens 1528 bis längstens 1567*

Zur Entstehungsgeschichte

Beim zweiten Typ können wir uns erstmals auf ein komplettes Exemplar stützen, das allerdings erst für das Jahr 1552 vorliegt und zudem deutliche Merkmale gewaltsamer Veränderungen in der Kopfleiste aufweist (Abb. 7). Doch ist es durch die Überlieferung der – ihrerseits bereits veränderten – Kopfleiste aus einem Kalender von 1528 möglich, das Aussehen des ursprünglichen und ungeteilten Formschnitts zum größten Teil zu rekonstruieren.

vielleicht sogar von zwei Sätzen, da sich nicht nur Abweichungen in Orthographie und Typenmaterial, sondern auch in Farbstellung und Textanordnung ergeben: So weist fol. 124 v figürliche Tierkreiszeichen auf, fol. 126 v dagegen verbale Bezeichnungen.

Dieser kolorierte Kopfholzschnitt von 1528 (Abb. 10) ist zusammen mit vierzig Kapitularwappen in der British Library zu London überliefert⁶⁰. Das Format beträgt $7,9 \times 30,2$ cm. Unter der wohl sicheren Voraussetzung, daß Leiste und Wappen zusammengehören und aus ein und demselben Kalenderdruck stammen, dessen Textteile ansonsten als verloren zu gelten haben, ließ sich anhand der Wappenfolge und Domherrennamen das Jahr ermitteln, für welches das Chronologikum bestimmt war. Diese Analyse ergab, daß die jüngsten Kapitularen – Ludwig von Hohenlohe und Jörg von Bibra – 1527 aufgeschworen haben und Andreas Fischer noch erscheint, der 1528 sein Kanonikat resigniert hat. Das beweist eindeutig, daß der Kalender Ende 1527 gedruckt wurde und für 1528 eingerichtet war⁶¹.

Erstmals verwendet worden kann die neue Holzschnittausstattung im Jahre 1526 sein, da für das Vorjahr noch die ältere Wappenform des ersten Typus bezeugt ist. Der Übergang zum zweiten Typ muß also in den drei Jahren zwischen 1526 und 1528 erfolgt sein.

Wenn wir die beiden Kopfleisten von 1528 und 1552 vergleichen, so stellen wir zunächst fest, daß die Auswahl der jeweils sechs Diözesanpatrone variiert. Bei eingehender Prüfung bemerken wir dann, daß die Leisten mehrmals geteilt worden sind. So legen Passerdifferenzen bei den beiden mittleren Säulen (Kapitelle und Basen!) im Kopfholzschnitt von 1528 die Vermutung nahe, der Holzstock sei hier – der Länge nach mitten durch die Säulen – auseinandergeschnitten worden, um die ursprüngliche Wappenarkade durch eine neue und wohl breitere, im Säulenanschluß jedoch nicht exakt genug geschnittene Arkade zu ersetzen. Außerdem fällt uns auf, daß die äußeren Heiligenarkaden (mit St. Hilaria links und St. Dionysius rechts) keine seitlichen Rahmenlinien aufweisen und damit den Verdacht aufkommen lassen, hier könnten die beiden äußersten Arkaden samt Randleinie abgesägt worden sein. Dieser Verdacht wird zur Gewißheit, wenn wir die Leiste von 1552 untersuchen. Hier erkennen wir neben den bekannten beiden mittleren Trennkanten – die nun ein neugeschnit-

60 Signatur: 1927-6-14-174 mit Zuschreibung an Nikolaus Berschin; vgl. Hollstein, Bd. V (1954), S. 195, s. v. Caspar Clofigl.

61 Josef Maria Friesenegger, der diese „Teile eines Augsburger Diözesankalenders“ in der Bibliothek des Britischen Museums entdeckt und 1930 im „Schwäbischen Museum“ veröffentlicht hat, gab als Datierung den Zeitraum „zwischen 1519 und 1530“ an; vgl. Friesenegger 1930, Abb. 10 (die dort wiedergegebene Zusammenstellung von Leiste und Wappen nach Auskunft der British Library allerdings heute verändert). A. Haemmerle wies dann bereits 1935 das genaue Jahr mit 1528 nach; vgl. Haemmerle 1935, S. 280 mit Datierungskriterien.

tenes Fürstbischofswappen einschließen – noch zwei weitere Schnittlinien beim Ansatz der beiden äußeren Arkaden, die auch die erwartete seitliche Randlinie besitzen. Diese beiden Arkaden zeigen links St. Digna und rechts St. Simprecht, jene beiden Patrone also, die in der Leiste von 1528 fehlen, während die dort vertretenen Hll. Hilaria und Dionysius hier ausgelassen sind.

Damit gewinnen wir zwar eine klarere Vorstellung vom ursprünglichen Aussehen des Formschnittes, doch suchen wir noch nach einem plausiblen Grund für diese erheblichen Eingriffe. Hier kommt ein weiterer Vergleich mit den Kopfleisten der späteren Typen zu Hilfe. Da stellen wir nicht nur fest, daß solche Trennungen 1568, 1576 und 1590 wiederholt vorkommen, sondern bemerken auch, daß die nun erstmals auftauchenden Belege für die lateinische Version jeweils acht Patrone aufweisen, jene für die deutsche Fassung dagegen nur sechs Figurenarkaden.

Und nun wird uns die Kausalität bewußt: Der lateinische Kalender erforderte mit seinen umfangreichen liturgischen Angaben größere Spalten und löste damit eine spürbare Verbreiterung des Satzspiegels aus⁶². An dieser Satzspiegelbreite orientierte sich nun das Format der Kopfleiste, mit der Folge, daß sie dann für den schmälere deutschen Kalender zu breit war⁶³. Deshalb teilte man den Holzstock und entnahm wahlweise zwei Arkaden mit Nebenpatronen. Diese Reduzierung verschmälerte die Leiste aber wieder zu sehr, so daß durch eine Verbreiterung der mittleren Wappenarkade ein Ausgleich geschaffen werden mußte. Dies erklärt, warum auch bei der Wappenarkade eine Teilung erforderlich war, obwohl kein Fürstbischofswechsel einen Wappenaustausch erforderlich gemacht hatte. Diese wohl nachträgliche Feinregulierung läßt sich an der Wappenarkade der Leiste von 1528 deutlich ablesen: Der Arkadenbogen ist abweichend von den übrigen nicht perspektivisch gestaltet und auch der rückwärtige Vorhang setzt höher an, so daß der Seitenanschluß ungenau ist.

Hauptergebnis dieser komplexen Analyse ist aber die wichtige Erkenntnis, daß es zumindest mit Einführung des zweiten Typs 1528 oder kurz vorher neben dem deutschen Kalender bereits eine lateinische Fassung, also ein Einblattdirektorium, gegeben haben muß. Leider ist uns davon kein Beleg erhalten. Aber der glückliche Zufall, daß der Buchdrucker bei den Jahrgängen 1528 und 1552

62 Die frühesten lateinischen Versionen von 1568 und 1576 haben eine Satzspiegelbreite von 40 bzw. 36,8 cm.

63 Der Satzspiegel der deutschen Fassungen von 1519, 1528 und 1552 ist 29 bzw. 28,5 und 30,5 cm breit.

jeweils zwei verschiedene Nebenpatrone hat ausfallen lassen, versetzt uns in die Lage, die ursprüngliche Kopfleiste annähernd rekonstruieren zu können. Nur die postulierte schmälere Variante der Wappenarkade fehlt dabei (Abb. 11).

Die lateinische Version

Beschreibung

Da nach obigen Ausführungen die komplette Form der Kopfleiste dem lateinischen Kalender vorbehalten war, wollen wir uns zunächst mit dieser Fassung beschäftigen. Obgleich davon kein Stück überkommen ist, können wir doch annehmen, daß sie in ihren wesentlichen Elementen der oben theoretisch beschriebenen deutschen Vorläuferversion des ersten Typs sowie dem frühesten komplett vorliegenden deutschen Jahrgang 1552 (Abb. 7) entsprochen haben wird. Wichtigstes und bestimmendes Kennzeichen war auch hier wie immer die Kopfleiste.

Eine Vorstellung von deren Aussehen gewinnen wir durch den im bereits beschriebenen Versuch einer Rekonstruktion des Urzustands (Abb. 11). Demnach waren links des leider nicht überlieferten schmalen Fürstbischofswappens die weiblichen Bistumspatrone angeordnet: von innen nach außen die Gottesmutter Maria, dann St. Afra mit Feuerstoß, ihre königliche Mutter St. Hilaria mit Krone und schließlich St. Digna. Rechts reihten sich, wieder von innen nach außen, die hll. Bischöfe Ulrich, Narzissus⁶⁴, Dionysius⁶⁵ und Simprecht. Die verlorene Heraldik in der Mitte war sicher auch in eine Arkade komponiert und muß das Wappen des Fürstbischofs Christoph von Stadion gezeigt haben. Es ist jedoch anzunehmen, daß es im Format kleiner war und damit eine deutlich schmälere Arkade beanspruchte. Die Breite der gesamten Kopfleiste dürfte bei etwa 36 cm gelegen haben, die Höhe beträgt 7,9 cm.

Auch die Form der Domherrenwappen hat beim zweiten Typ eine Neureaktion erfahren. Sie sind nun in Rundmedaillons mit geometrischem oder vegetabilischem Rahmen eingefügt, die durch ornamentierte Eckzwickel annähernd zu Quadraten erweitert sind. Formal herrscht dabei eine große Vielfalt, so daß kein Rahmen dem anderen gleicht⁶⁶.

64 Von Zoepfl 1967 in der Legende zur Abb. vor S. 21 irrtümlich mit St. Simpert identifiziert.

65 St. Dionysius gilt als erster Bischof von Augsburg und soll ein Onkel der hl. Afra gewesen sein. Die Legende läßt ihn den Märtyrertod erleiden, vgl. Wimmer-Melzer 1982, S. 215.

66 Wiedergegeben von Friesenegger 1930, Abb. 10; vergleichbar, wenn auch nicht immer identisch, mit den Wappen auf Abb. 1.

Die deutsche Version

Beschreibung

Das älteste überlieferte komplette Exemplar ist ein deutscher Kalender auf das Jahr 1552 (Abb. 7) und befindet sich im Besitz der Österreichischen Nationalbibliothek zu Wien⁶⁷. Aus zwei Papierteilen montiert, mißt das Blatt 89,1 × 33,2 cm, der Satzspiegel beträgt 83,8 × 30,4–30,8 cm. Der in drei Fraktur-Schriftgraden gesetzte Almanach ist in zwei Farben schwarz und rot gedruckt. Das Inzipit lautet: „ALs man zelt von Christi geburt M·D·LII.“ Die Monatstabellen wie auch die seitlichen Wappenreihen sind mit kräftigen fetten Linien gerahmt, die dem ganzen Blatt ein festes Gefüge und im Verein mit der roten Auszeichnung ein stattliches Aussehen verleihen. Diese ungewöhnliche, den tabellarischen Charakter des Almanachs betonende Satzweise ist ein Charakteristikum des Augsburger Buchdruckers Philipp Ulhart d. Ä.⁶⁸, der sich in seinem Impressum rechts unten zu erkennen gibt: „Getruckt zu Augspurg / durch Philipp || Vlhart / in der Kirchgassen / bey S. Vlrich.“ Gleich darüber ist der Verfasser des Kalendariums genannt: „Philippus Melhofer, Artium & || Medicinae Doctor.“⁶⁹ Die Monatstabellen sind wieder in drei Kolumnen angeordnet und mit Bezeichnungen in Deutsch und Lateinisch übertitelt, jedoch beide in Fraktur. Auch das Schema der Tageseinträge folgt dem Vorbild von 1519 mit

67 Signatur: Flugschriftensammlung, Kasten Deutschland 1552/1. Das in den Randlinien leicht ergänzte und teilweise hinterklebte Blatt hängt unter Glas im Büro des Leiters der Flugschriftensammlung. Im genannten Kasten liegen zwei weitere bei Auslösung gefundene und unter leichtem Bildverlust knapp beschnittene Exemplare. Für den freundlichen Hinweis auf diesen entlegenen Fundort danke ich sehr herzlich Herrn Prof. Dr. Roger Paas vom Carleton College in Northfield, Minnesota.

68 Philipp Ulhart d. Ä., geb. um 1500 auswärts, gest. 1567 in Augsburg; evangelischer Buchdrucker, Verleger und ab 1552 auch Buchführer in Augsburg (Bürgeraufnahme erst bei seiner zweiten Heirat 1547), dessen Offizin sich bis 1548 in der St.-Katharinen-Gasse (1544 Hauskauf), dann in der Kirchgasse bei St. Ulrich befand. Er übernahm Ende 1522 oder Anfang 1523 die Offizin von Erhard Öglin und erwarb dazu das Typenmaterial von Hans Schönsperger, Sylvan Otmar und schließlich Sigmund Grimm, als dieser 1527 bankrottierte. Ulhart arbeitete sich aus kleinsten Anfängen zu einem der bedeutendsten Drucker des 16. Jahrhunderts empor, von dem sich rund 1000 Drucke nachweisen lassen. Er druckte überwiegend protestantische Literatur, bis 1528 sogar mit Sympathie für die Täufer und Schwärmer. Neben Schulbüchern, lateinischen und griechischen Klassikern, Musikalien sowie Theaterstücken druckte er auch Flugblätter und Kalender. Seine Tätigkeit für das Augsburger Domkapitel mit dem Druck der Hochstiftskalender bisher unbekannt. Nachfolger war sein Sohn Philipp d. J., siehe Anm. 84. Vgl. auch Benzing 1982, S. 17, Nr. 15; Künast 1997, passim; Gier-Janota 1997, S. 1220 und passim; sämtliche mit weiterer Literatur.

69 Nicht bei Sudhoff 1902, Haberling 1929 und Zinner 1941 erwähnt.

dem einzigen Unterschied, daß die Wetterprognosen nun tagübergreifend um 90° gedreht am rechten Linienrand angeordnet sind. Die unterste Tabellenreihe nimmt in der Mitte der Formschnitt des Laßmanns ein, links davon ein ausführlicher Text zur Praktik, rechts die Zeichenerklärung sowie die bereits zitierten Kalkulatoren- und Druckernachweise.

Von den insgesamt vierzig Kapitularwappen sind die zwei letzten Schilde rechts unten leer, was darauf hinweist, daß zum Zeitpunkt des Kalenderdrucks im Dezember 1551 diese beiden Kanonikate nicht besetzt waren. Sie wurden also im ganzen Jahr 1552 als solche deklariert, selbst wenn sie im Lauf des Jahres wieder vergeben wurden⁷⁰. Insofern kann also ein Kalenderjahrgang immer nur den Personalstand vom Ende des Vorjahres widerspiegeln, was bei der historischen Auswertung solcher Dokumente zu berücksichtigen ist⁷¹.

Die Form der Wappen ist die gleiche wie in der Londoner Serie von 1528, die Stöcke jedoch sind nicht immer identisch. Dies ist verständlich, da sich in den 24 Jahren von 1528 bis 1552 die Zusammensetzung des Kapitels ziemlich gewandelt hat. Trotzdem gehörten noch einige Domherren von 1528 dem Gremium von 1552 an, so daß deren Wappen weiterbenützt werden konnten. Außerdem waren verschiedentlich jüngere Domherren aus denselben stiftsfähigen Familien nachgerückt, die den inzwischen freien Wappenholzschnitt ihres Vorgängers übernommen hatten. Wenn auch der Vergleich von fotografischen Aufnahmen teilweise sogar kolorierter Vorlagen eine Identifizierung nicht immer schlüssig macht, so kann doch mit aller Vorsicht behauptet werden, daß mindestens sieben Wappen des Kalenders von 1552 aus jenem von 1528 stammen⁷².

Besonders aber interessiert das Aussehen der Kopfleiste, die gemäß den Erfordernissen des schmäleren deutschen Satzspiegels nur sechs Figuren-Arkaden umfaßt (Abb. 12). Das Format beträgt in den Seitenteilen 7,9 cm bzw. im Mittelfeld 8,7 cm bei 30,3 cm Gesamtbreite. Die Patrone sind diesmal zur bes-

70 Theoretisch bestand die Möglichkeit, die Wappen neu aufgeschworener Domherren nachzukleben, doch wurde der Schnitt neuer Wappen erfahrungsgemäß erst vor dem Druck der nächsten Jahresauflage vorgenommen.

71 Allerdings kommt auch der seltene Fall vor, daß ein Kalenderbesitzer auf seinem Exemplar die Namen neuer Kapitulare handschriftlich nachgetragen hat.

72 Es sind dies die Wappen von Dompropst Marquard vom Stain, Dekan Philipp von Rechberg, Johann von Schaumberg, Gotthard von Wolfstein, Archidiakon Gregor vom Stain und Vikar Jakob Heinrichmann, die mit denselben Rängen bereits dem Kapitel von 1528 angehört hatten. Den Wappenstock des Philipp Schenk von Winterstetten hat sein Verwandter Johann übernommen.

seren Erkennung sogar übertitelt und stellen rechts von innen nach außen „Sant Vlrich“, „Sant Narciß“ und „Sant Simprecht“, gegenüber „Maria muter Gots“, „Sant Affra“ und „Sant Digna“ dar. Es fehlen also rechts St. Dionysius und links St. Hilaria, die in der rekonstruierten und nur für die lateinische Version verwendeten Kopfleiste jeweils an vorletzter und im „deutschen“ Kopf von 1528 an äußerster Stelle standen. Offenbar hat diese ohne seitliche Begrenzung erscheinende und damit unvollkommen wirkende Kopfleiste von 1528 im Lauf der Zeit Anstoß erregt, so daß man sich entschloß, die Seitenstücke nochmals zu teilen, um die Arkaden mit den Hll. Dionysius und Hilaria entfallen lassen und durch die Endstücke mit St. Simprecht und Digna ersetzen zu können. Auf diese Weise erzielte man ein annähernd geschlossenes Bild einer allseits begrenzten Kopfleiste. Wann diese zusätzliche Teilung vorgenommen worden ist, läßt sich nur weiträumig bestimmen: Sie muß zwischen 1529 und 1551 eingetreten sein. Vielleicht war der Regierungswechsel von 1543 der Anlaß, als der Neuschnitt des Wappens von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg sowieso für eine Änderung im Kopfholzschnitt sorgte. Allerdings hat das neue und 1544 erstmals im Kalender verwendete Wappenfeld sicher eine etwas andere Form besessen als das hier wiedergegebene, da der Fürstbischof noch im selben Jahr zu Kardinalswürden aufstieg und damit eine erneute Änderung des Wappens auslöste. So sehen wir in dem – höchstwahrscheinlich seit dem Jahrgang 1545 – die Mitte der Kopfleiste einnehmenden Formschnitt das große Wappen des Fürstbischofs vom Kardinalshut bekrönt, der aber entgegen heutiger Gepflogenheit mit nur zwanzig statt zweiunddreißig Quasten behängt ist. Der Schild ist quadriert und zeigt alternierend die drei Leoparden der Truchsess von Waldburg und das gespaltene Heroldsbild des Hochstifts Augsburg. Darunter erscheint das Emblem des Kardinals eingefügt, ein seine drei Jungen mit eigenem Blut nährenden Pelikan. Dieses Motiv ist recht unschön in den eigentlich zu knappen Raum hineingezwängt, so daß nicht einmal mehr die zugehörige Devise SIC HIS QUI DILIGUNT ganz im Holzstock Platz hatte und zum größten Teil in Drucklettern unter der Randlinie eingefügt werden mußte⁷³. Noch ein weiterer Mißstand stört das Erscheinungsbild: Das Wappenfeld übernimmt zwar die Arkadenform des Vorläufers, jedoch nur in veränderter Zeichnung und Proportion, so daß die kompositionelle Einheitlichkeit verlorenging und das Motiv wie ein Fremdkörper wirkt.

73 Emblem und Wahlspruch erscheinen auch in Supralibros: vgl. Zoepfl 1969, II, Abb. 35 u. S. 454.

Das Formschneider-Problem

Am Verwahrungsort der Kopfleiste und Wappenreihe von 1528, der British Library zu London, läuft das Blatt unter dem Namen des aus Rorschach stammenden, seit mindestens 1509 in Augsburg tätigen und ebenda 1541/42 gestorbenen Miniators und Formschneiders „Nikolaus Berschin“, der sich selbst in einer Signatur *Niclaus Bertschi* genannt hat. Und im neuen Allgemeinen Künstlerlexikon ist unter diesem Namen auch unser „Holzschnitt mit MZ“ (= Meisterzeichen) erwähnt und offensichtlich unter Bezug auf Friesenegger 1930 etwas irreführend als „Augsburger Diözesankalender von 1528“ bezeichnet⁷⁴. Nun findet sich auf der Leiste zwar ein Meisterzeichen im Figurenfeld von St. Narziß (zweite bzw. dritte Arkade von rechts) neben den Füßen des Heiligen. Aber es zeigt nicht die für Bertschi überlieferten Initialen NB⁷⁵, sondern zwei im Gegensinn verschlungene C, die also einen Formschneider meinen, dessen Vor- und Nachnamen mit C beginnen. Und in der Tat verzeichnet Nagler (*Monogrammisten*, Bd. I, Nr. 2356, 2372) just unter diesem Monogramm den Maler, Zeichner und Formschneider Caspar Clofigl (oder Clofigl), der Hofmaler Herzog Wilhelms IV. von Bayern war und 1529 letztmals in den Münchner Zunftakten erwähnt wird. Unter Berufung auf Brulliot (Bd. I, Nr. 3190) zitiert er dabei auch unsere Kopfleiste, die er allerdings in Unkenntnis über deren Funktion fehlerhaft beschreibt⁷⁶. Nagler relativiert in beiden Einträgen seine Aussage mit „wahrscheinlich“ bzw. „höchst wahrscheinlich“. Es ist hier nicht der Ort, dieser Diskrepanz zwischen älterer, plausibler Zuschreibung und jüngerer (wegen Diskrepanz der Meisterzeichen: NB statt CC) weniger überzeugender Attribuierung nachzugehen (vgl. Nachtrag S. 135).

Drucker

Von den beiden Belegen dieses Typs – dem Fragment von 1528 und dem kompletten Jahrgang 1552 – ist nur letzterer für den Drucker Philipp Ulhart d. Ä. verbürgt. Aus der Tatsache, daß Teile der Kopfleiste wie der Wappenholz-

74 AKL, Bd. 10 (1995), S. 157 f.

75 Thieme-Becker, Bd. 37 (1950), S. 438 unter „Meister NB“.

76 Nagler erwähnt irrtümlich „über jeder Säule ... zwei Wappenschildchen“. – Auch Hollstein, Bd. V (1954), S. 195, führt unsere Leiste unter Caspar Clofigl auf, beschreibt den Holzschnitt jedoch teils fälschlich, teils oberflächlich als „Frieze with SS Barbara, the virgin with the child to the left and three SS. Bishops to the right, in the centre the coat of arms of a bishop.“ Ein weiteres Exemplar verwahrt die Bibliothèque Nationale zu Paris unter dem Notnamen „Monogrammist CC“.

schnitte in beiden Auflagen dieselben sind, kann man vielleicht schließen, daß Ulhart schon von 1526 bzw. 1528 an den Kalenderdruck für das Domkapitel ausgeführt hat. Da er erst seit 1522/23 als selbständiger Meister tätig war und es als mittelloser Auswärtiger – der 25 Jahre benötigte, um vom „Habnit“ zum wohlhabenden Unternehmer aufzusteigen⁷⁷ – besonders schwer hatte, Karriere zu machen, erscheint es plausibel, wenn er sich alsbald um den lukrativen Druckauftrag des Domkapitels bemüht hätte. Und es spräche für sein diplomatisches Geschick, wenn er als dezidierter Protestant und noch dazu Sympathisant der Schwärmer und Täufer diese Verbindung mit seinem sonst so geschmähten papistischen Auftraggeber auch über die schwierige Zeit des domkapitelischen Exils 1537 bis 1547 in Dillingen aufrechterhalten und sogar nach 1550 noch wahren konnte, als mit Sebald Mayer in Dillingen endlich ein katholischer Hofbuchdrucker zur Verfügung stand. Vielleicht waren auch die Lateinkenntnisse Ulhards mit ein Grund, wenn sich das Kapitel mit seinem Kalenderdruck – worunter ja auch das lateinische Direktorium fiel – bei ihm gut aufgehoben fühlte. Dazu kam noch, daß für das Kapitel eigentlich keine echte Alternative bestand, da sich seit 1523 kein altgläubiger Drucker mehr in der Stadt befand⁷⁸. Auch dem jüngeren Ulhart gelang es übrigens, den Druckauftrag wenigstens anfangs noch behalten zu dürfen, wie das im folgenden Kapitel zu besprechende Exemplar von 1568 beweist.

Laufzeit, Ausgaben und Varianten

In der längstens 42 Jahre umfassenden Laufzeit des zweiten Typs ergaben sich für den Lateinischen Kalender mit sechs Patronen und den Deutschen Kalender mit vier Patronen in der Kopfleiste, im Hinblick auf die verwendeten Herrscherwappen in der Kopfleiste drei Varianten. Die erste von frühestens 1526 oder spätestens 1528 bis 1543 zeigte das Wappen von Fürstbischof Christoph von Stadion. Die zweite Variante betraf den einzigen Jahrgang 1544 und wies das Wappen von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg auf, das dann in

77 Künast 1997, S. 56.

78 Künast 1997, S. 81. Erst 1528 gründete Alexander Weißenhorn wieder eine katholische Offizin, die er aber nach Einführung der Reformation (1537) 1539 nach Ingolstadt verlegte. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß in diesen Jahren die Auflagen für 1528 bis 1539 bei Weißenhorn gedruckt wurden, doch fragt es sich, warum der Drucker diesen Auftrag nicht nach Ingolstadt mitgenommen hat. Die schwierige Kommunikation mit einem auswärtigen Drucker wäre jedenfalls kein Hindernis gewesen, da das Kapitel später (1618 f.) den Auftrag an den Ingolstädter Gregor Haenlin vergeben hat.

der dritten Abart von 1545 bis längstens 1567 in dessen Kardinalswappen geändert war.

Mit dieser dritten Variante fällt beim Deutschen Kalender die zweite Ausgabe mit der veränderten Abfolge der Patrone in der Kopfleiste zusammen.

3. *Der dritte Typus von 1553 oder spätestens 1568 bis wahrscheinlich 1573*

Die lateinische Version

Zur Entstehung

Nachdem sich aus der Frühzeit der Domherrenkalender auffallenderweise nur Belege in deutscher Fassung erhalten haben, folgt nun eine Phase, aus der allein Lateinische Kalender überliefert sind. Dieser Zufall darf nicht zu der Annahme führen, daß die Parallelversion in jener Zeit nicht erschienen wäre. Im Fall des zweiten Typs hat ein Indizienbeweis anhand der geteilten Kopfleiste die Existenz des Lateinischen Kalenders belegt. Hier beim dritten Typ weisen analoge Erscheinungen auf das gleichzeitige Bestehen einer deutschen Version hin.

Beschreibung

Die Neugestaltung der Kopfleiste wurde noch in der Amtszeit von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg vorgenommen. Sie ist nur in einem einzigen, wenngleich kompletten Jahrgang von 1568 (Abb. 8) dokumentiert, der in der Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek zu Weimar liegt und neben einer Reihe weiterer offizieller Wappenwandkalender von Marwinski veröffentlicht und – leider nicht exakt – beschrieben worden ist⁷⁹. Das Format beträgt nach der Katalogangabe 90 × 40 cm und bezieht sich auf den Satzspiegel, da das aus zwei Bogen montierte Blatt bis knapp an die Randlinien beschnitten ist. Mit Papierrand dürfte das Blatt etwa 95 × 44 cm gemessen haben.

Der mit einem – das Kapitelwappen einschließenden – Initial beginnende, in Fraktur und Antiqua gesetzte sowie zweifarbig schwarz und rot gedruckte Titel lautet: „ANnus Domini M.D.LXVIII.“ Die Inkonsequenz, lateinischen Text teilweise in Fraktur zu setzen, erscheint auch im Kalendarium bei den Monatsüberschriften und hängt wahrscheinlich mit dem Fehlen eines entsprechenden Antiquagrades im Schriftenvorrat des Druckers zusammen.

⁷⁹ Marwinski 1968, Wkal. 1, S. 23 (mit falscher Identifizierung von vier Patronen!), Abb. 1 (des oberen Fünftels) neben S. 32.

Der Almanach weist wieder den mit fetten Linien stark konturierten Aufbau wie schon beim Jahrgang 1552 auf⁸⁰. Nur die gleichfalls in drei Kolumnen angeordneten Monatstabellen sind in der Höhe unterschiedlich gegliedert, was das regelmäßige Erscheinungsbild etwas beeinträchtigt, aber durch die unterschiedlich langen Texte bei den Tageseinträgen motiviert ist. Im Gegensatz zur deutschen Fassung, wo nur die Tagesheiligen, Feste und Sonntagsnamen aufgeführt sind, werden in der lateinischen Version die ausführlichen liturgischen Angaben zu jedem Tag gebracht. In der Überschriftszeile zum Tabellarium heißt es dazu programmatisch: „Index pro horis Canonicis, caeterisq[ue] diuinis officijs, iuxta Ritum Ecclesiae Augustensis ordinandis ac peragendis.“ Dies weist den lateinischen Wappenkalender deutlich als Direktorium oder Chorkalender aus und belegt zudem noch die Existenz des Augsburger Eigenritus, der erst lange nach den Beschlüssen des Tridentinums 1597 auf den römischen Kanon umgestellt wurde⁸¹.

Die Affinität der Typographie deutet auf denselben Drucker hin, der auch den Jahrgang 1552 gefertigt hat. Er nennt sich zusammen mit dem uns bereits bekannten Kalkulator in der rechten Spalte unten: „Philippus Melhofer, Artium & Medicinae Doctor. || AVGVSTAE VINDELICORVM || Philippus Vlhardus, in platea Templaria D. Udalrici excudebat.“

Auch der sonstige Aufbau orientiert sich am Vorbild des deutschen Kalenders von 1552, wenngleich der Laßmann neu geschnitten ist und die jüngeren Wappen in einen quadratischen Rahmen eingefügt sind. Ein leerer Wappenschild rechts unten verweist auf eine gerade vakante Pfründe.

Ebenfalls gänzlich neu geschnitten ist die Kopfleiste (Abb. 13), die sich aber in ihrer Komposition im großen und ganzen an die Arkadenlösung des Vorgängertyps hält. Der Unterschied zwischen beiden Formen ist an den Cherubsköpfchen erkennbar, die anstelle der leeren Wappenschilder in den Bogenwickeln erscheinen⁸², und an der Draperie im Hintergrund, die nicht mehr

80 Diese Bevorzugung fetter Linien bestimmt auch Ulharts sonstige Wandkalenderproduktion, wie zwei Unterteile von 1543 (oder 1554) mit Planetenholzschnitten in den Städtischen Kunstsammlungen Augsburg (Format III, G 3658–62) bzw mit Evangelien szenen in der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main beweisen.

81 Zoepfl 1969, S. 725.

82 Die Heiligengalerie im Frührenaissance-Arkadentyp mit Zwickelcherubim ist in der Augsburger Malerei bereits länger vorgebildet, wie z. B. die Rückseite der Hohenburger Altartafeln von Hans Holbein d. Ä. aus dem Jahre 1509 belegen; vgl. Ausst. Kat. 1965, S. 90–92, Nr. 45 f., Abb. 47 und 48.

an den Säulen aufgehängt ist, sondern die Stirnseite einer halbmannshohen Mauer wie ein Antependium bedeckt. Das Format beträgt ca. $8,3 \times 40$ cm.

In der mittleren Arkade erscheint nun das große Wappen von Kardinal Otto Truchseß von Waldburg in einer gegenüber früher reich gemehrten Form⁸³. Links anschließend von innen nach außen wieder die Diözesanpatroninnen: die Gottesmutter auf der Mondsichel mit Kind, St. Afra, Hilaria und Digna; rechts die Hll. Ulrich, Narziß, Dionys und Simpert.

Die an sich homogen konzipierte Kopfleiste zeigt auffallende Eigenheiten in der Perspektive. So fluchten die Bogenleibungen der Arkaden nicht vom mittleren Wappenfeld aus nach den Seiten zu, sondern sind jede für sich zentralperspektivisch angelegt. Dafür hat der anonyme Formschneider, der sich diesmal nicht zu erkennen gibt, durch konsequente Schattierung eine Beleuchtung der Säulenreihe von links angedeutet und damit die Tiefenwirkung verstärkt. Wie schon beim Vorgängertyp sind auch hier die Spuren einer Trennung nicht zu übersehen. Sechs Schnittkanten machen deutlich, daß der Holzstock in sieben Einzelteile zerschnitten war, d. h.: Für die Verwendung beim Deutschen Wappenkalender mußten die beiden vorletzten Heiligenarkaden mit den Hll. Hilaria und Dionys entnommen sowie das Wappenfeld gegen ein etwas breiteres ausgetauscht werden, um den schmälere Satzspiegel zu erzielen.

Die deutsche Version

Beschreibung

Von dieser Fassung ist uns kein Beleg überliefert. Aber die eben beschriebene Teilung der Kopfleiste ist Beweis genug für die Existenz des Deutschen Domherrenkalenders im dritten Typ. Entsprechend dem geringeren Satzquantum muß das Format deutlich schmaler gewesen sein; und die Kopfleiste wurde durch die geschilderte Entnahme der jeweils zweiten Arkade von außen und

83 Blasonierung des dreigeteilten Wappens: im rechten Obereck das rot-silberne Spaltfach des Hochstifts, im linken (in Rot) die (goldene) Inful der Fürstpropstei Ellwangen, die der Kardinal seit 1553 innehatte, darunter das Wappen der Grafschaft Sonnenberg bei Feldkirch, die 1455 an die Truchsessen gefallen war (in Blau über schwarzem Dreieck eine goldene Sonne), und schließlich der gevierte Schild der Truchsess von Waldburg (1 und 4 in Blau drei goldene Tannenzapfen, die vom Vorfahrengeschlecht von Tann oder Tannen herrühren; in 2 und 3 das Stammwappen der Waldburg mit drei schreitenden Leoparden). Die Tinkturen sind in der normalen Holzschnittfassung natürlich nicht ablesbar, aber in den illuminierten Vorzugsexemplaren entsprechend ausgeführt gewesen.

den Austausch des zentralen Wappenfeldes gegen einen etwas breiteren Stock auf den reduzierten Satzspiegel von etwa 31,5 bis 32 cm abgestimmt.

Drucker

Das oben zitierte Impressum nennt für den Jahrgang 1568 wieder Philipp Ulhard als Drucker. Da aber der bisherige Inhaber der Offizin „in St. Ulrichs Garten“, wie die lateinische Adresse im Deutschen offiziell heißt, 1567 gestorben ist und im selben Jahr sein gleichnamiger Sohn, Philipp Ulhard d.J.⁸⁴, nachfolgte und 1568 im selben Steuerdistrikt erscheint, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, wer von beiden für Satz und Druck des Jahrgangs 1568 verantwortlich war. Immerhin sollte üblicherweise die Kalenderauflage zum Allerheiligen-Peremptorium des Domkapitels vorliegen und zur Verteilung kommen. Wenn also der ältere Ulhard erst nach Ende Oktober das Zeitliche gesegnet haben sollte, so käme er für die Herstellung noch in Frage. Spätestens ab Jahrgang 1569 aber ist dann der jüngere Ulhard für die Abwicklung des domkapitel-schen Druckauftrags zuständig gewesen. Er hat die Kalender höchstwahrscheinlich bis zum Jahrgang 1573 geliefert und damit seine Tätigkeit als Drucker der Hochstiftskalender nur fünf bzw. sechs Jahre ausüben können.

Laufzeit und Variante

Da sich von diesem Typ bislang nur ein einziger Jahrgang beibringen läßt, kann dessen Einführung nur grob mit der Zeitspanne zwischen 1553 und 1568 angegeben werden. Die Laufzeit dürfte mit dem Tod von Kardinal Otto Truchseß von Waldburg geendet haben, da der Regierungsantritt des Nachfolgers Johann Eglof von Knöringen eine Neufassung zumindest des Bischofswappens erfordert, aber in Wirklichkeit weitergehende Eingriffe in die Gestaltung der Kopfleiste gezeitigt hat.

84 Philipp Ulhard d.J., geb. um 1525 in Augsburg, gest. daselbst vor dem 27. April 1581, evangelischer Buchdrucker und Buchführer, tätig ab 1568 als Nachfolger in der Offizin seines gleichnamigen Vaters (Anm. 68) „in St. Ulrichs Garten“, 1574–78 in Lauingen, dann wieder in Augsburg „vor Unser Frauen Tor“. Nach seinem Tod führte seine Witwe Anna, geb. Wetzel aus Donauwörth (und bereits verwitwete Lang, die er am 25. September 1569 geheiratet hatte), den Betrieb bis zum Verkauf an Valentin Schönigk (Anm. 108) am 27. April 1581 weiter. Der vom Vater herrührende Kalenderdruck des jüngeren Ulhard für das Domkapitel Augsburg bisher unbekannt; vgl. Benzing 1963, S. 19f., Nr. 27, und S. 274, Nr. 5; Künast 1997, S. 44 und 128; Gier-Janota 1997, S. 1228 mit weiterer Literatur.

In dieser Laufzeit von mindestens 6 und höchstens 21 Jahren, die gänzlich in die Amtszeit des Otto Truchseß von Waldburg fiel, ist somit auch nur eine einzige Variante denkbar.

4. Der vierte Typus von vermutlich 1574 bis spätestens 1588

Die lateinische Version

Zur Entstehung

Der Fürstbischofswechsel von 1573 hat wieder die Notwendigkeit ausgelöst, das Wappen der Kopfleiste zu aktualisieren, was man mit einer Erneuerung des gesamten Holzstocks verbunden hat. Wenn von dieser Neuredaktion auch erst ein Beleg von 1576, also aus der Amtszeit des übernächsten Fürstbischofs Marquard vom Berg vorliegt, so weist doch ein deutliches Indiz darauf hin, daß die Neugestaltung der Kopfleiste bereits 1573 beim Amtsantritt Johann Eglof von Knöringens vorgenommen worden ist. Im Abdruck von 1576 (Abb. 14) erscheint nämlich das Bergsche Wappen⁸⁵ als selbständiger Schnitt in abweichendem ornamentalen Rahmen in die geteilte Kopfleiste eingefügt. Daraus ist zu folgern, daß der Neuschnitt der Leiste das Knöringenwappen wohl in harmonischerer Weise integriert hatte als es nun das zu groß geratene und unproportioniert wirkende Bergsche Wappen vorführt (vgl. auch Nachtrag S. 135).

Beschreibung

Die Neukonzeption der Kopfleiste betraf vor allem die Vertauschung von „Männerseite“ und „Frauenseite“ bei den Patronen. Allerdings ist die Madonna als Hauptpatronin noch immer links vom Wappenfeld angeordnet, aber dann folgen von innen nach außen – und nun erstmals zusätzlich mit einer Legende in Typendruck kenntlich gemacht – die Figuren von „S. Vdalricus“, „S. Narcissus“ und „S. Dionysius“, rechts „S. Afra“, „S. Hilaria“, „S. Digna“

85 Blasonierung des großen Fürstbischofswappens mit geviertem Schild: In Platz 1 und 4 die Farben des Hochstifts Rot und Silber, in 2 und 3 die Bergsche Familienheraldik (gespaltener Schild: rechts blau und gold geweckt, links rot). In den Ecken die Wappen der Agnatenfamilien von links oben im Uhrzeigersinn: Berg (Vater), Stain (Mutter), Rechberg (mütterliche Großmutter) und Knöringen (Großmutter väterlicherseits); vgl. dazu Zoepfl 1969, S. 561 mit Bezug auf unser Kalenderfragment.

und „S. Eunomia“, die nun zum ersten Mal an dieser Stelle auftaucht⁸⁶, während St. Simprecht weichen mußte. Doch muß er in der Urfassung der Leiste von 1573 noch enthalten gewesen sein. Bei genauer Betrachtung der Arkadengestaltung stellt man nämlich fest, daß die rechte Vierergruppe in sich harmonisch gestaltet ist. Die keulenförmigen Säulen sind nun etwas schlanker geworden, die Draperie im Hintergrund ist etwas niedriger angebracht und in den Bogenzwickeln erscheinen die vergrößerten Cherubsköpfchen wie 1568, allerdings mit einem feinen Unterschied: An den beiden Enden der Arkadenreihe, wo nur halbe Zwickel zur Verfügung standen, sind sie ausgelassen und von Schraffen ersetzt. Analog muß auch die Formgebung auf der linken Seite gewesen sein, aber sie ist nur an einer noch dazu ungewohnten Stelle zu erkennen: bei St. Ulrich, dessen Arkadenbogen mit schraffiertem Halbzwickel rechts oben der Systematik entsprechend also ursprünglich an das Wappenfeld in der Mitte angeschlossen hat, während das Pendant links außen mit St. Simprecht entfallen ist zugunsten der Madonna, die man offensichtlich aus der Vorgängerleiste übernommen hat, was Säulenform, zu hoch ansetzendes Kapitell und zu hohe Draperie deutlich verraten.

Was mag der Grund für eine solche Korrektur gewesen sein? Hier bleibt eigentlich nur eine Erklärung: Die linke Arkadenreihe hat anfänglich wohl nur vier männliche Patrone aufgewiesen, wodurch für die Gottesmutter kein Platz mehr war. Da man aber nicht annehmen darf, daß die Hauptpatronin vergessen worden wäre, so müßte man folgern, daß sie ursprünglich an anderer Stelle eingefügt war. Dazu bleibt jedoch nur das Mittelfeld übrig, das aber herkömmlicher Weise dem Bischofswappen vorbehalten war. Sei es nun, daß Madonna und Wappen kompositionell verbunden waren, was freilich wenig glaubhaft erscheint, oder Maria im darunter eingefügten Kapitelswappen als hinreichend repräsentiert erachtet wurde, was eher denkbar, wenngleich unüblich wäre, so muß jedenfalls eine solche Lösung auf den Widerstand des Kapitels oder Fürstbischofs gestoßen sein, so daß man sich genötigt sah, wieder zur traditionellen Lösung zurückzukehren und die Madonna an ihren angestammten Platz links vom Wappen zu postieren. Da sie aber – nach unserer Hypothese – im Holzstock von 1573 nicht enthalten war und man sich anscheinend auch die Kosten für einen kompositionell passenden Neuschnitt ersparen wollte, hat man auf die alte Kopfleiste zurückgegriffen, die Arkade mit der Gottesmutter her-

86 St. Eunomia Dienerin der hll. Afra und Hilaria, erlitt mit diesen den Märtyrertod; vgl. Wimmer-Melzer 1982, S. 262.

ausgesägt und in die neue Leiste eingefügt, wodurch St. Simpert links außen entfallen mußte und der linke Arkadenzwickel über St. Dionysius nun unorganisch mit einem halbierten Cherub abschließt. Ob diese Eingriffe jedoch bereits 1574 oder erst 1576 erfolgt sind, als mit dem Bischofswappenwechsel sowieso eine Änderung anstand, entzieht sich noch unserer Kenntnis.

Von diesem neuen Kalendertyp sind wir nur durch Fragmente unterrichtet, die sich in der Studienbibliothek Dillingen erhalten haben⁸⁷. Es handelt sich dabei um elf Auslösungen, die in sieben Fällen nur Ausschnitte aus dem Kalendarium darstellen, in zwei Fällen aber den Kopf und in zwei weiteren den Fuß des Almanachs wiedergeben. Mit diesen wichtigsten Details sind wir in der Lage, Kopfleiste und Titel sowie Kalkulatorennamen und Impressum zu besitzen. Und nicht nur das: Während zehn dieser Ausschnitte allesamt aus dem lateinischen Jahrgang 1576⁸⁸ stammen, rührt die elfte Auslösung von einem deutschen Exemplar des Jahres 1587 her und belegt nun zum ersten Mal das schon immer unterstellte und nach allen Indizien postulierte parallele Erscheinen von deutscher und lateinischer Fassung. Da jedoch die verschiedenen Fragmente des lateinischen Kalenders eine fast komplette Rekonstruktion des gesamten Blattes ermöglichen, wird hier bei der Beschreibung dieses vierten Typs der lateinischen Version der Vorrang gegeben.

Das bedeutendste Fragment mit der vollständigen Kopfleiste verrät uns einige Formatangaben. Der Holzschnitt mißt $7,6 \times 37,1$ cm, immer Höhe vor Breite, und weist anscheinend keine seitlichen Begrenzungslinien auf, weil diese mit typographischem Linienmaterial ergänzt sind und damit den Satzspiegel, der sonst 37 cm beträgt, auf 37,5 cm verbreitert. Ausgehend von diesen Grundmaßen und den verschiedenen weiteren Fragmenten läßt sich eine Satzspiegelhöhe von rund 95 cm ermitteln. Berücksichtigt man dazu die an verschiedenen Stellen überlieferten Papierränder von seitlich etwa 3 cm und in der Höhe ca. 1 bzw. 2 cm, so ergibt sich für das Gesamtblatt eines solchen Holzschnittkalenders von 1576 ein Format von rund 98×43 cm.

Der wieder über die drei Monatskolumnen reichende, in Antiqua gesetzte und mit einem Initial beginnende Titel lautet: „ANNVS DOMINI, M. D. LXXVI.“ Der Typendruck ist wie immer in Schwarz und Rot gehalten. Aber

87 Ohne individuelle Signaturen im Kasten „Fragmente Kalender“.

88 Zinner 1941 erwähnt unter Nr. 2424 einen Wandkalender Sebald Mayers für 1567, worin ihm Bucher 1960, Nr. 235, folgt. Doch dürfte das eine Verwechslung mit unserem Jahrgang 1576 sein.

die teilweise nicht liniehaltenden Auszeichnungen verraten deutlich, daß es sich bei diesem Blatt nicht um ein Auflagenexemplar, sondern um einen Probeabzug handelt, der zur Überprüfung des Passers angefertigt worden ist. Diese beim Einrichten der Rotform angefallenen und sicher nicht wenigen Makulaturen wurden als willkommenes Altpapier gerne an Buchbinder verkauft, die sie zur Buchdeckelherstellung verwendeten – und damit der Nachwelt überlieferten.

Die Berechneradresse findet sich rechts über der Wappenreihe, offensichtlich als Pendant zum Kapitelwappen links an dieser sonst unüblichen Stelle eingefügt. Sie lautet „EPHEMERIS || ITEM DOCTORIS || Joanis Georgij Kern- || nij, Illustrissime prin- || cipis Magdalenaе Austriacae &c. Medi- || ci, Halae ad || Oenum.“⁸⁹

Unter dem Kalendarium stehen in abweichender Spaltenbreite links die Zeichenerklärung, in der Mitte der Laßmann und rechts die Praktik. Darunter folgt das Impressum: „DILINGAE, || Excudebat Sebaldus Mayer.“

Die Druckerfrage

Mit Sebald Mayer⁹⁰ tritt nun nach längerer Zeit, da der Lutheraner Philipp Ulhard d. Ä. und auch noch kurz dessen Sohn die Wappenkalender des Domkapitels gedruckt hatten, wieder ein katholischer Buchdrucker als Verfertiger der Hochstiftskalender auf. Wann dieser Offizinwechsel eingetreten ist, wissen

89 Sudhoff 1902 und Haberling 1929 kennen diesen Jatromathematiker nicht. Vor seiner Berufung zum Leibarzt der Erzherzogin Magdalena (1532–1590), der Tochter Kaiser Ferdinands I. sowie Gründerin und ersten Oberin des Königlichen Damenstifts in Hall/Tirol, war er „der hohen Schul zu Dillingen F. Cardinälischer Doctor Medicus“, wie er als Berechner eines von Johann Mayer in Dillingen verlegten Wandkalenders genannt wird (Zinner 1941, Nr. 2630 ohne Angabe des Jahrgangs, ebenso Bucher 1960, S. 158, Nr. 361). Ein von Sebald Mayer gedrucktes Hochzeitsgedicht von 1571 war „scriptum a Joanne Georgio Kern Gymnasii Dilingani Doctore medico“ (Bucher 1960, S. 144, Nr. 316).

90 Sebald Mayer, geb. um 1520, gest. nach 1576, vielleicht erst 1579/80, wohl in Dillingen, 1549 in Ingolstadt tätig, wurde 1550 von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg nach Dillingen berufen, wo er trotz unermüdlicher Tätigkeit im Druck theologischer, juristischer und medizinischer Werke (insgesamt rund 500 bisher nachweisbare Titel) beständig in seiner Existenz bedroht war. Deshalb verkaufte er am 14. 12. 1560 seine Druckerei um 800 fl. an den Bischof, der sie ihm am 11. 1. 1561 um einen jährlichen 5%igen Schilling von 40 fl. wieder in Pacht gab. Am 11. 5. 1568 Schenkung der Offizin durch den Bischof an das Kolleg des hl. Hieronymus und die Universität, wobei Sebald Mayer bis zur Übergabe an seinen Sohn Johann (Anm. 100) 1576 als tätiger Geschäftsführer wirkte. Vgl. Benzing 1982, S. 78, Nr. 1; Bucher 1956, S. 165–179, und Zoepfl 1969, S. 307–311; bei keinem Mayers Druck der Augsburgsburger und Eichstätter Hochstiftskalender erwähnt, ebenso nicht bei Wüst 1997.

wir zunächst nicht. Es gibt für diesen Vorgang zwei naheliegende Gründe. Zum einen mag der Tod des bisherigen Lieferanten Philipp Ulhard d. Ä. im Jahre 1567, nachdem er vielleicht gerade noch den überlieferten Jahrgang 1568 abziehen konnte oder durch dessen Sohn und Nachfolger drucken lassen mußte, für das Kapitel ein willkommener Anlaß gewesen sein, sich endlich von dem zwar tüchtigen, aber wohl ungeliebten Protestanten zu trennen und den begehrten Druckauftrag einem Altgläubigen zukommen zu lassen. Dazu mag auch der Druck des in Dillingen residierenden Fürstbischofs gekommen sein, der sicher schon lange die Kalenderherstellung in der überwiegend evangelischen Reichsstadt mit scheelen Augen verfolgt haben wird und gerne in den Händen des seit 1550 in Dillingen tätigen Hofbuchdruckers Sebald Mayer gesehen hätte, zumal sich dieser trotz der Auftragsflut von seiten des Hofes und Klerus nur mit Mühe über Wasser halten konnte.

Ende 1560 hatte dann der Fürstbischof die Offizin selber erworben, um sie gleich zu Beginn des folgenden Jahrs seinem bewährten Drucker wieder in Pacht zu geben und 1568 der Universität und dem Hieronymuskolleg zu übereignen⁹¹. Auch dies wären denkbare Gründe für den Übergang des Kalenderdrucks von Augsburg nach Dillingen gewesen. Natürlich wird Sebald Mayer selbst immer wieder seinen hohen Gönner bedrängt haben, ihm diesen einträglichen Druckauftrag zu verschaffen, zumal er seit spätestens 1565 auch die Wappenwandkalender für das Hochstift Eichstätt⁹² druckte und damit auf entsprechende Erfahrung in diesem diffizilen Bereich verweisen konnte⁹³. Einen geeigneten Anlaß für einen solchen Vorstoß bot der Regierungsantritt Johann Eglof von Knöringens 1573.

Bei der Lösung dieser komplexen Fragen kommt erstmals ein Eintrag in den Sitzungsprotokollen des Domkapitels zu Hilfe, die in Zukunft zunehmend aufschlußreiche Angaben und oft auch exakte Daten liefern werden, aber bisher auffallenderweise geschwiegen und die inzwischen rund 55 Jahre währende Kalenderführung mit keinem Wort erwähnt haben. Unter dem Freitag, 31. Juli 1573, vermerkte der Protokollführer nämlich: „Mit dem Buchtrucker zu Dillingen so xi fl begert 300 exemplaria clainer lateinischer schreib Kallender zetrucken, soll vergleichung geschehen unnd diß Jars also versucht werden.“⁹⁴

91 Vgl. zu diesen Vorgängen Zoepfl 1969, S. 307 ff.

92 Biller 1982, S. 46.

93 Bucher 1960 verzeichnet eine Reihe von Praktiken, Prognostiken und Quartkalender Sebald Mayers: Nr. 89 (1559), Nr. 136 (1561), Nr. 165 (1562) und Nr. 184 (1563).

94 DKP 5507 (1572/73), fol. 146 v.

Dieser zunächst etwas verwirrende Tenor bedarf einer Analyse und Interpretation. Hauptangelpunkt ist dabei der Begriff „Schreibkalender“, der diesen Eintrag nicht für uns relevant erscheinen läßt. Doch muß man diesen an sich gängigen Begriff im Kontext mit den vorhergehenden Epitheta sehen und in den größeren Zusammenhang der Kalenderpraxis stellen⁹⁵. Schreibkalender, also mit Vakattseiten für Notizen durchschossene oder große leere Rubriken aufweisende handliche Kalender, meist im Quartformat, sind herkömmlicherweise Druckerzeugnisse für ein breites Publikum, das überwiegend des Lateinischen nicht mächtig war. Einen Massenartikel wie einen Schreibkalender in Latein zu verlegen, macht also keinen Sinn. Ein derartiges Druckerzeugnis ist auch dem Verfasser weder aus der Literatur noch in der Praxis je bekanntgeworden.

Wir müssen also davon ausgehen, daß sich der Protokollant geirrt oder in der Wortwahl vergriffen hat. Entweder handelt es sich um einen kleinen deutschen Schreibkalender, dann müßte er als offizielle Ausgabe des Domkapitels weitere archivalische oder bibliographische Spuren hinterlassen haben, oder wegen des Kleinformats um ein Brevier oder Proprium, von dem zu jener Zeit aber ebenso wenig bekannt ist⁹⁶. Es kann aber auch sein, daß der Schriftführer hier den Begriff „Chor-Kalender“ gemeint hat, ein Name, der für die lateinischen Direktorien gebräuchlich war und in den Protokollen immer wieder vorkommt. Störend ist dabei allerdings noch das Adjektiv „klein“, das später für den Holzschnittkalender zwar durchaus gebräuchlich ist, aber erst nach Einführung des – dann als „groß“ bezeichneten – Kupferkalenders 1656 auftaucht.

Nun muß man aber diese unklare Protokollaussage in Zusammenhang sehen mit dem nächsten Kalendereintrag vom 3. November 1573, worin es heißt: „Die weilen zu den Calendern Newe Wappen geschnitten, sollen die oberen Wappen von Capitels wegen vnd sonsten singula per singula zalt werden.“

Es erscheint also nicht verfehlt, diese letztere Nachricht mit der ersteren in Verbindung zu bringen und in Koinzidenz mit dem Fürstbischofswechsel vom selben Jahr den Zeitpunkt für die Vergabe des Kalenderdrucks an die Universitätsdruckerei nach Dillingen mit spätestens Ende 1573 anzunehmen, so daß der erste bei Sebald Mayer hergestellte Jahrgang jener für 1574 wäre und zu-

95 Bucher 1956, S. 32, faßt diesen regestartig zitierten Protokolleintrag wörtlich auf.

96 Das Brevier war erst 1570 und überdies in Rom gedruckt worden, so daß der Bedarf für die nächste Zukunft gedeckt war und erst 1584 eine Neuauflage fällig wurde; vgl. Zoepfl 1969, S. 311, 649. Das Rituale aber erschien erst 1580 bei Johann Mayer in Dillingen; vgl. ebenda S. 648.

dem den Auftakt für den vierten Typ bildete. Ungeklärt bleibt bei dieser Interpretation, warum im Protokolleintrag vom 31. Juli 1573 dann nur von einer lateinischen Fassung die Rede ist – oder sollte der sorglose Protokollant statt „clainer lateinischer“ eher „deutscher und lateinischer“ gemeint haben?

Zugegeben: Unsere Folgerungen sind nicht absolut zwingend, aber nach der Erfahrung im Umgang mit Kalendernachrichten in den Protokollen sehr nahelegend. Vor allem der erwähnte Schnitt einer kompletten neuen Wappenserie ist ein deutliches Indiz für die nachvollziehbare Absicht, den Druckerwechsel gleich mit einer Aktualisierung der Almanachausstattung zu verbinden. Konsequenterweise müßte aber dann darunter auch die Kopfleiste zu verstehen sein. Von ihr ist zwar nicht *expressis verbis* die Rede, aber zumindest muß eines der „oberen Wappen“ dafür bestimmt gewesen sein. Allenfalls ist diese Diktion sogar als *pars pro toto* für die ganze Kopfleiste gemeint gewesen.

Abschließend kann doch der vorsichtige Schluß gezogen werden, daß mit dem Übergang des Kalenderdrucks von Augsburg nach Dillingen und mit der Beauftragung Sebald Mayers 1573 auch eine Erneuerung der Holzschnitte stattgefunden hat und damit ab 1574 der Beginn des vierten Typs anzusetzen ist (vgl. auch Nachtrag S. 135).

Die deutsche Version

Beschreibung

Das schon erwähnte Fragment von 1587⁹⁷ belegt die erfahrungsgemäß postulierte Existenz des deutschen Wandkalenders neben dem lateinischen Direktorium. Das Bruchstück zeigt ein etwas verändertes Druckbild, weil die Monatskolumnen mit typographischen Schmuckleisten getrennt und die Monatsnamen ebenfalls mit Zieraten und dem entsprechenden Tierkreiszeichen hervorgehoben sind, ein Detail, das besondere typographische Sensibilität und setzerische Gestaltungsfreude verrät. Kalkulator und Drucker sind ganz unten zu Seiten des – im Gegensatz zu 1576 verändert geschnittenen – Laßmanns⁹⁸ genannt. Links: „Gestellet auß der Calculation || Valentini Carchesii,

97 Studienbibliothek Dillingen, Kasten „Fragmente Kalender“, ohne Signatur. Das Fragment umfaßt die untere Hälfte des Almanachs ab März, Juli und November. Die linke Wappenreihe fehlt. Das Jahr ist in der rechten Textspalte über dem Impressum genannt.

98 Von Bucher 1955 S. 167 (Abb. 1) ohne Angabe des Fundorts reproduziert, im Text nicht erwähnt.

Artium & || Medicinae Doctoris“⁹⁹, rechts: „Mit Röm. Kays. Maj. Freiheit || Getruckt zu Dillingen / durch || Johannem Mayer.“¹⁰⁰

Der mit Rot ausgezeichnete Kalendersatz ist auf Pergament abgezogen: Das Blatt muß demnach als Vorzugsdruck wohl für den Fürstbischof angefertigt worden sein¹⁰¹. Üblicherweise wurden solche teuren Exemplare mit Fürstenskolorit versehen, und wenn das hier nicht der Fall ist, bleibt eigentlich nur der Schluß, daß es sich um Makulatur gehandelt hat, die folgerichtig von einem Buchbinder verarbeitet worden und damit erhalten geblieben ist.

Laufzeit und Varianten

Die verhältnismäßig kurze Laufzeit dieses fünften Typs von vermutlich 1574 bis spätestens 1588 fällt in die Regierung zweier Fürstbischöfe, so daß sich ebensoviele Abarten ergeben: 1574 und 1575 zwei Jahrgänge mit dem Wappen von Johann Eglof von Knöringen sowie 1576 bis längstens 1588 bis zu dreizehn Jahrgänge mit der Heraldik von Marquard II. vom Berg, wie sie das oben besprochene lateinische Fragment von 1576 vorführt. In dieser Zeit erschien der Kalender parallel in deutscher und lateinischer Fassung.

Eine singuläre Interimsausgabe eines reduzierten Wandkalenders hat sicher die Gregorianische Kalenderreform von 1582/83 zeitigt. Der Übergang vom alten auf den neuen Stil erfolgte in den einzelnen katholischen Staaten – die Protestanten verschlossen sich dieser Neuerung bis 1700 – zu verschiedenen Zeitpunkten Ende 1582 oder Anfang 1583. Im Hochstift Augsburg geschah

⁹⁹ Weder bei Sudhoff 1902 noch Haberling 1929 genannt.

¹⁰⁰ Johann Mayer, Sohn von Sebald Mayer (Anm. 90), geb. in Regensburg oder Dillingen um 1550, gest. in Dillingen am 7. Mai 1615; Schüler seines Vaters, den er 1573 zur Einrichtung der Klosterdruckerei nach Tegernsee begleitete und 1576 in der Leitung der Universitätsdruckerei ablöste. Der emsige Drucker arbeitete fast ausschließlich für den Fürstbischof und die Jesuiten. Bucher 1970 hat 616 Drucke von ihm nachgewiesen, darunter allerdings keinen einzigen Kalender, obwohl er 1960 bereits das Exemplar von 1587 inventarisiert hat. Das im Impressum dieses Jahrgangs angesprochene Privileg war Sebald Mayer von Kaiser Maximilian II. am 20. 9. 1569 auf 10 Jahre erteilt und von Kaiser Rudolf II. wohl 1578 für Johann Mayer bestätigt worden; vgl. Bucher 1955, S. 168. Johann Mayer war vermutlich zweimal verheiratet; seine erste Frau Anna wird 1597 genannt, seine zweite Frau und spätere Witwe Barbara (gest. um 1623) führte die Offizin noch etwa fünf Jahre weiter und heiratete 1620 den Altgesellen Mathias Algeyer, der die Druckerei jedoch nur bis zu seinem frühen Tod 1621 leitete. Vgl. Benzing 1982, S. 83, Nr. 2; Bucher 1955, S. 162–169; Bucher 1960, Nr. 578; Zoepfl 1967, S. 649, 681, 725 und passim; Bucher 1970, Spalten 889–944.

¹⁰¹ Bucher 1960, Nr. 578, ohne Hinweis auf den fragmentarischen Zustand. Die Wappenholzschnitte sind dabei lapidar als „Illustrationen“ bezeichnet, so daß die Funktion des Blattes als Hochstiftskalender – die Bucher offensichtlich nicht erkannt hat – unklar bleibt.

diese Korrektur im Februar 1583 und bestand in der Auslassung von zehn Tagen, so daß auf den 10. sofort der 21. Februar folgte¹⁰². Zur Information über diese einschneidende Änderung wurden in den meisten kalenderführenden Institutionen entweder „Neu korrigierte Almanache“ oder wenigstens kurze Einblattkalender mit den Tabellen der betroffenen Quartale veröffentlicht. Solche Reformkalender sind beispielsweise vom Fürsterzbistum Salzburg¹⁰³ und Fürstbistum Regensburg¹⁰⁴ überliefert. Sie waren im Gegensatz zu den regulären Jahreskalendern einfacher gestaltet und verzichteten meist auf die Verwendung von Holzschnitten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sebald Mayer auch für das Hochstift Augsburg einen solchen „Neu korrigierten Kalender“ geschaffen hat, von dem uns allerdings bislang kein Beleg vorliegt.

Druck, Auflagenhöhe und Kosten

Zusammenfassend ist anzunehmen, daß die Jahrgänge von 1574 bis 1576 von Sebald Mayer in Dillingen gedruckt worden sind, der durch eine Reihe lateinischer Fragmente für 1576 verbürgt ist. Die Auflagen von 1577 bis längstens 1588 – für 1589 ist uns bereits ein neuer Typ aus anderer Offizin dokumentiert – wird sein Sohn und Nachfolger Johann Mayer geliefert haben, der durch ein deutsches Bruchstück von 1587 nachgewiesen ist.

Die im Kapitelsprotokoll von November 1573 erstmals aufscheinende Auflagenhöhe von 300 Exemplaren für den lateinischen Kalender ist im Kontext mit widersprüchlichen Aussagen vielschichtig zu interpretieren. An und für sich ist eine Jahresauflage von 300 Stück für den lateinischen Kalender in jener Zeit zu hoch gegriffen, da uns selbst in späterer Zeit dafür meist 160 bis 180 genannt sind und nur zweimal – 1656 und 1713 – eine Höhe von 200 Exemplaren erreicht wurde. Sofern man nicht die erwähnte Anzahl für den deutschen und lateinischen Kalender zusammen gelten lassen will, was realistisch sein könnte, wäre eine höhere Zahl für eine einzige Version in einem Ausnahmefall, wie es die Einführung eines neuen Typs darstellt, trotzdem nicht ausgeschlossen.

Zugleich mit der Auflagenhöhe sind im zitierten Rezeß auch erstmals Ausgaben genannt: Sie betragen für 300 Abzüge elf Gulden.

102 Specht 1902, S. 70.

103 Salzburg, Erzabtei St. Peter, Bibliothek, Kalendersammlung. Typographischer Jahreskalender mit Fürsterzbischofswappen, aber ohne Kopfleiste und Domherrenwappen.

104 Pfaff, Abb. B 6: Typographisches Mandat mit Quartalskalender von Oktober bis Dezember 1582, da im Hochstift Regensburg die Korrektur durch Auslassung von zehn Tagen zwischen 4. und 15. Oktober vorgenommen wurde.

5. *Der fünfte Typ von 1588 oder 1589 bis wahrscheinlich 1614
oder spätestens 1616*

Die deutsche Version

Beschreibung

Von diesem Typ sind wir durch zwei Jahrgänge von 1589 und 1590 unterrichtet, die sich im Archiv des Bistums Eichstätt erhalten haben¹⁰⁵. Die Gesamtkonzeption orientiert sich wieder am Vorgänger, doch sind die Wappenreihen seitlich und das Kalendarium oben und unten von einer breiten Einfassung aus Typo-Schmuck, den damals sogenannten „Röslein“, gerahmt. Auch Leerräume innerhalb des zweifarbig gedruckten Almanachs im Februar und Juni sind damit gefüllt. Die Legende läuft unter dem Kalendarium fünfspaltig über die gesamte Textbreite. Darunter sind in Wiederaufnahme der Dreispaltigkeit in der Mitte der Laßmann angeordnet, links davon die Finsternisse beschrieben und rechts die Praktik erläutert. Den Abschluß bildet rechts unten das Impressum: „Getruckt zu Augspurg / durch || Valentin Schönigk.“ Der Name des Kalenderberechners fehlt. Das titelmäßig hervorgehobene und mit einer Initiale eingeleitete Inzipit in Fraktur lautet: „ALs man zalt [= zählt] nach der Geburt vnsers Herren Jesu Christi 1589. Jar / ...“¹⁰⁶ Links der Titelzeilen ist wieder das Kapitelswappen eingesetzt, das gegenüber 1576 neu geschnitten ist und zusätzlich die Umschrift *INSIGNIA CAPITULI* in Antiqua trägt. Die Domherrenwappen sind vom vierten Typ übernommen bzw. in deren Stil für die neu aufgeschworenen Kapitulare ergänzt worden. Drei Schilde sind frei, da die entsprechenden Stellen Ende 1579 zum Zeitpunkt des Imprimatur nicht besetzt waren.

Auch die Kopfleiste (Abb. 15), das Hauptkennzeichen des neuen Typs, folgt dem traditionellen Schema, ist jedoch komplett neu geschnitten und zeigt schlankere Formen bei den Figuren. Im Hinblick auf den zu erwartenden Austausch des zentralen Wappenfeldes bei einem Regierungswechsel ist das große Fürstbischofswappen – gemäß der darüber laufenden Legende in Fraktur-Let-

105 Band B 44, fol. 100 und 152; beide Kalender sind auf Folioformat gefalzt. Jahrgang 1589 ist links, oben und unten knapp beschnitten, links in den unteren zwei Dritteln unter unwesentlichem Druckbildverlust bis an die Wappenreihe. Blatt 1590 ist ziemlich beschädigt – Für den freundlichen Hinweis danke ich dem Leiter des Archivs, Herrn Brun Appl.

106 Das Exemplar von 1590 weist das leicht variierte Inzipit auf: „Als man zalt nach der Geburt || vnsers Herren Jesu Christi M . D . L XXXX . Jar / ...“ Das Impressum ist identisch, der Druckfehler in der Titelzeile über dem Bischofswappen korrigiert.

ternsatz „Von G.[ottes] G.[naden] Marquart Bischoff zu Augspug.“ [sic!] zugehörig – mit den vier Agnaten apart geschnitten, während die Bistumspatrone zu je dreien zusammengefaßt zu beiden Seiten des Wappens angeordnet sind. Links von innen nach außen übertitelt: „S. Maria.“, „S. Vlrich.“ und „S. Narcissus.“, rechts „S. Affra.“, „S. Hilaria.“ und „S. Digna.“ Die Arkaden sind wieder von keulenförmigen Säulen getragen, die nun mit einem Rankenmotiv verziert sind. Die Bogenrundungen dagegen sind mit einem vereinfachten und lapidaren Dekor belegt, der offensichtlich von klassischen Metopen und Triglyphen inspiriert, aber auf Striche und Punkte reduziert ist. Dieses Motiv deutet auffallend auf den sogenannten Meister CS hin, bei dem nicht nur ähnliche figurenbesetzte Arkadengalerien auftauchen, sondern auch die zentralperspektivische Konstruktion jeder Einzelarkade, die Musterung der Säulen und die Füllung der Bogenzwickel mit Masquerons¹⁰⁷. Bei der brokatgemusterten Draperie, mit der die Figurengalerie hinterlegt ist, macht sich wieder die unrealistische Tiefenraumverschiebung bemerkbar: Der schulterhohe Behang ist einerseits an der Rückseite der Säulen befestigt, zwischen denen die Figuren auf einem schachbrettgemusterten perspektivisch fluchtenden Fußboden stehen, andererseits liegt er in deutlicher Distanz hinter den Heiligen auf dem Boden auf.

Das Format des oben leicht ankolorierten, aus zwei Teilen montierten Blattes beträgt $84 \times 31\text{--}32$ cm, wobei allerdings der linke Papierrand fehlt. Auf volle Breite ergänzt ergeben sich rechnerisch 34,5 cm. Der Satzspiegel beträgt etwa $82,8 \times 29,4$ cm. Die Kopfleiste mißt $8,3 \times 29,4$ cm.

Entstehung und Drucker

Leider lassen uns die Kapitelsprotokolle bei der Frage nach der Einführung dieses Typs wie auch zum Zeitpunkt des Druckerwechsels im Stich, wenn sie auch in dieser Zeit gesprächiger werden und uns einige freilich nebensächliche Fakten mitteilen.

Es entzieht sich unserer Kenntnis, was das Domkapitel veranlaßt haben könnte, den Kalenderdruck von Johann Mayr in Dillingen abzuziehen und der

¹⁰⁷ Strauss 1975, III, S. 1225 ff. Das hier herangezogene Vergleichsbeispiel besteht aus einer Folge von sechs Doppelarkaden mit Figuren zur „Geschichte vom Bruder Eckehart“, ebenda S. 1231–1233.

Offizin von Valentin Schönigk¹⁰⁸ in Augsburg anzuvertrauen, zumal der Drucker wieder Protestant war. Ein Bischofswechsel, der für solche Veränderungen oft verantwortlich ist, kommt hier ebensowenig in Frage wie der Tod des Dillinger Druckers, der bis zu seinem Ableben 1615 vom Hof beschäftigt wurde, 1589 das neue Gesangbüchlein¹⁰⁹ und 1597 das revidierte, auf den römischen Ritus abgestellte Proprium¹¹⁰ druckte. Aber auch Schönigk war schon für den Bischof tätig gewesen, so etwa 1584, als er das neue Brevier lieferte¹¹¹. Höchstwahrscheinlich waren aber wieder ökonomische Überlegungen ausschlaggebend, die einen ortsansässigen Drucker als vorteilhaft betrachteten. Außerdem hatte sich Schönigk bereits als routinierter Kalenderdrucker profiliert: So ist von ihm ein Wandkalender für 1575¹¹² nachgewiesen, weitere sind für 1594, 1608 und 1613 belegt¹¹³. Zudem lieferte er – und das war vielleicht das beste Renommee – auch die Hochstiftskalender für Eichstätt, wovon Exemplare von 1575 und 1580 zeugen¹¹⁴. Nicht auszuschließen ist auch eine Protektion des Domherrn Johann Konrad von Gemmingen¹¹⁵, der zugleich in Eichstätt bepfründet war und Schönigk als Drucker des dortigen Hochstiftskalenders seit mindestens 1575 kannte und dabei wohl seine Zuverlässigkeit schätzen gelernt hat.

108 Valentin Schönigk (oder Schönig), geb. 3. 12. 1544 in Gnodstadt bei Marktbreit/Ufr., gest. vor 30. 4. 1614 in Augsburg; evangelischer Briefmaler, Buchdrucker und Buchbinder „auf Unserer lieben Frauen Thor“ in Augsburg. Zunächst in der Offizin von Melchior Kriegstein tätig, dessen Tochter er 1567 ehelichte und dessen Druckerei sowie Funktion als Stadtbuchdrucker er nach dessen Tod 1572 übernahm. 1581 kaufte er die Druckerei Philipp Uhart d. J. und war dadurch für eine reichhaltige Produktion gerüstet: Musikalien, evangelische Literatur, aber auch katholische Breviere sowie Zeitungen, Kalender und Prognostica; vgl. Benzing 1982, S. 20, Nr. 29, und Gier-Janota 1997, S. 1228–1230 mit weiterer Literatur. Schönigks Aktivität als Wappenkalenderlieferant für die Hochstifte Augsburg und Eichstätt in der druckgeschichtlichen Fachliteratur nicht behandelt.

109 Zoepfl 1969, S. 649.

110 Zoepfl 1969, S. 725; Bucher 1955, Nr. 748.

111 Zoepfl 1969, S. 649; vgl. dazu den von Zoepfl nicht erwähnten DKP-Eintrag vom 16. 8. 1584, wonach 600 Breviarien gedruckt und der Verkaufspreis pro Exemplar auf 2 fl. festgelegt werden sollen.

112 Zinner 1941, Nr. 2707a.

113 Zinner 1941, Nr. 3603 (1594) und 4214 (1608) sowie Oberösterreichisches Landesarchiv Linz (zwei Varianten von 1613).

114 Biller 1982, S. 46.

115 Gemmingen war seit 1579 Domherr in Augsburg und ab 1595 Fürstbischof von Eichstätt, vgl. Haemmerle 1935, Nr. 197.

Durch die kurze Zeitspanne zwischen den überlieferten Fragmenten des alten und den Exemplaren des neuen Typs sind wir aber in der Lage, den Druckerwechsel auf zwei Jahre genau anzugeben: Er muß im Verlauf von 1587 oder 1588 erfolgt sein. Sicher dürfen wir davon ausgehen, daß die Einführung einer neuen Kopfleiste mit dieser Zäsur in Zusammenhang steht. Dabei sind die vorhandenen Wappenstöcke von Mayer an Schönigk übergegangen, die dieser – sicher auf Veranlassung des auf Sparsamkeit bedachten Domkapitels – weiter verwendete. Somit kann der erste Jahrgang des bei Schönigk gedruckten neuen Typs entweder frühestens 1588 oder spätestens 1589 erschienen sein.

Laufzeit

Für die Dauer der Laufzeit sind wir nur auf Spekulation angewiesen. Sie ist höchstens bis 1616 denkbar, da wir 1617 bereits den nächsten Typ besitzen, noch dazu von einem anderen Drucker stammend. Vielleicht ist der Tod Schönigks 1614 der Anlaß für das Kapitel gewesen, wieder einmal die Offizin zu wechseln. Unter diesen Gegebenheiten läßt sich eine Laufzeit von frühestens 1587 oder spätestens 1588 bis 1614, also von 27 oder 28 Jahren annehmen.

Varianten

Die ersten drei oder vier Jahrgänge dieses fünften Typs von 1588 bzw. 1589 bis 1591 haben das Wappen von Fürstbischof Marquard II. vom Berg aufgewiesen¹¹⁶. Die sieben Jahrgänge von 1592 bis 1598 bildeten die zweite Abart mit dem Wappen Johann Ottos von Gemmingen, während das Wappen Heinrichs von Knöringen von 1599 bis 1614 die dritte Variante bestimmte.

Archivalische Nachrichten

Mit der Laufzeit des sechsten Typs werden die Aussagen der Kapitelsprotokolle zu Kalenderangelegenheiten allmählich mehr. Seltsam ist dabei, daß wir jetzt interessante Nebensächlichkeiten erfahren, nicht jedoch die erwarteten Aufschlüsse etwa über Neuschnitt von Kopfleisten und über deren Formschneider erhalten. Ein Grund dafür mag sein, daß die Beischaftung eines neuen Holzschnitts in der Frühzeit Aufgabe des Buchdruckers war, der diese Leiste zwar nach Vorgaben des Vorläufermodells und der auftragerteilenden Kapitelsbeamten schneiden ließ, aber deren relativ geringen Kosten im Interesse der Auftragssicherung wohl allein trug. Anders war es mit den Wappen

116 Zur Blasonierung siehe Anm. 85.

der Kapitularen, für deren Anschaffung das Gremium selbst aufkam. Da gerade in der kritischen Zeit des Kalenderdrucks – also gegen Ende des Jahres – sich Änderungen in der Zusammensetzung des Kapitels sofort auf die Abfolge der Wappen im Kalender auswirkte, so waren die Probleme, ob das Wappen eines designierten neuen Kapitulars schon in den Kalender inseriert werden solle, selbst wenn er noch nicht aufgeschworen und Posseß ergriffen hatte, jedesmal ein Anlaß zu längeren Debatten bei der Session. Insbesondere bei Rangstreitigkeiten, wenn es um die Frage ging, welches Wappen einem anderen voranzusetzen sei oder welcher der oft zahlreichen Titel hinzugefügt werden solle, gab es hitzige Auseinandersetzungen, die uns als verwunderliche Lappalien erscheinen, damals aber Ausdruck einer peinlich beobachteten hierarchischen Gesellschaftsordnung waren. Aus diesem Grunde beschäftigt sich ein Gutteil der Rezeßeinträge mit solchen Vorgängen, während die für Kalendergestaltung und -ausstattung bestimmenden Fragen offenbar meist im direkten Konnex mit dem Buchdrucker besprochen wurden und sich nicht im offiziellen Sitzungsprotokoll niederschlugen.

So berichtet das Protokoll vom 13. Dezember 1595, Freiherr von Königseck habe nach Vorliegen der druckfrischen Auflage für 1596 den Wunsch des Fürstbischofs vorgetragen, „daß es tunlich sei, die Kalender de novo, mit Beisetzung des Domdekans- und Auslassung des Von-Lindenberg-Wappens zu drucken.“¹¹⁷

Nachdem dieser aufwendige Neudruck des ganzen Kalenders wegen des Austausches zweier Wappen erstaunlich rasch vor sich gegangen war, meldete sich der Drucker Valentin Schönigk acht Tage später mit einem „Supplizieren um Ergötzlichkeit“ für seine Mehrkosten¹¹⁸. Wenngleich uns dieser Vorgang an sich recht wenig berührt, so sind wir doch dem Protokollanten dankbar dafür, daß er den Namen des Druckers nennt und uns so Gewißheit verschafft, daß der für 1589 und 1590 dokumentierte Valentin Schönigk auch den Jahrgang 1596 geliefert hat und somit die Vermutung bestärkt, er sei für den Druck dieses Typs bis ca. 1615 hin verantwortlich gewesen.

Weitere aufschlußreiche Nachrichten vermittelt der Eintrag vom 4. November 1600¹¹⁹, worin wir erfahren, daß für die finanzielle Abwicklung des Kalenderauftrags das „Burschamt“ zuständig war, und daß der Drucker eine Min-

117 DKP 1595 (Nr. 5521).

118 DKP 22. 12. 1595 (Nr. 5521).

119 DKP 1600 (Nr. 5523).

destauflage von 200 Abzügen fordere. Da aber offensichtlich eine so hohe Anzahl den Jahresbedarf des Kapitels und Fürstbischofs überstieg, mußte der Vertrieb der Kalender angekurbelt werden, was einen in der offiziellen Kalenderpraxis singulären Vorgang darstellt. So sollte den gnädigen „Herren Capitularen wie auch andren Personen noch heute angezeigt und befohlen werden, sowohl für ihre Herren als für sich selbst solche Calendaria bei dem Herrn Burschner, damit die Bursch nicht Schaden leide, zu erkaufen.“

Nachdem wir so zum ersten Mal eine brauchbare Angabe über die Auflagenhöhe erfahren, die zumindest für den bis 1614 unterstellten Druck bei Schönigk gelten dürfte, erhalten wir 1601 eine weitere Bestätigung für das parallele Erscheinen des „lateinischen Augspurgerischen Calendarii“¹²⁰.

Auch von besonderen Usancen lesen wir in den Rezessen, so etwa von dem Brauch, ein Exemplar an bevorzugter Stelle in der Kapitelstube¹²¹ aufzuhängen, oder von den Versuchen anderer Drucker oder Stecher, sich mit unaufgefordert eingereichten Arbeitsproben und Gestaltungsvorschlägen als künftige Kalenderlieferanten zu empfehlen. Für eine Reihe solcher „offerierten Calendarien“ erhielt der Kupferstecher Alexander Mair¹²² am 30. Dezember 1604 sogar eine Douceur von 12 fl., nicht jedoch ohne einen unmißverständlichen Wink, solche unerbetenen Dedikationen fürderhin zu unterlassen¹²³. Eigentlich schade: Denn wir können aus der Profession des Auftraggebers schließen, daß es sich bei seinem sicherlich mit allem Fleiß geschaffenen Elaborat um einen Kupferstich gehandelt haben wird. Hätte er beim Kapitel offene Ohren oder besser wache Augen gefunden, so könnte das Hochstift Augsburg für sich den Rang der Priorität in der Einführung eines Kupferkalenders in Anspruch genommen haben, den sich dann 15 Jahre später das Fürstbistum Bamberg erwerben sollte.

120 DKP 20. 12. 1601 (Nr. 5524); Anlaß für die Debatte war die Auslassung von Wappen und Namen des Eichstätter Fürstbischofs Johann Konrad von Gemmingen aus Nachlässigkeit des Druckers, der die wieder eingesammelten Kalenderblätter korrigieren mußte.

121 DKP 25. 6. 1591 (Nr. 5519).

122 Alexander Mair (oder Mayr) war zwischen 1562 und 1617 als Zeichner, Formschneider und Kupferstecher in Augsburg tätig, vgl. Thieme-Becker 24, S. 461. Von seinen knapp 100 Arbeiten besonders bekannt geworden ist das subtile Andachtsbildchen der Dreifaltigkeitsbruderschaft von 1608 mit der Ansicht von Andechs; vgl. Abb. 2 auf S. 123 in: Andechs. Der Heilige Berg. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart, hrsg. von Karl Bosl u. a., München 1993. In den bekannten Nachschlagewerken ist der Kalender von 1604 nirgends erwähnt.

123 DKP 1604 (Nr. 5527).

Fassungen

Durch den Rezeß von 1601 sind wir unterrichtet, daß damals und wohl für die gesamte Laufzeit dieses Typs neben der deutschen eine lateinische Version erschienen ist, von der sich bislang jedoch weder ein komplettes Exemplar noch ein Fragment vorgefunden hat. Deshalb ist nicht festzustellen, ob bei der Kopfleiste wieder jene Manipulationen vorgenommen worden sind wie bei den vorhergehenden Typen. An den Patronen-Triptychen der deutschen Fassung lassen sich jedenfalls keine Trennungsspuren mehr feststellen, so daß man daraus folgern kann, der Satzspiegel wäre nun auch für die lateinische Version verbindlich gewesen und die Kopfleiste hätte keiner Verbreiterung mehr bedurft.

Auflage

Durch den Fund einer genauen Auflagenangabe sind wir bei diesem fünften Typ zum ersten Mal in der Lage, eine Hochrechnung der Gesamtauflage zu wagen. Wie aus dem Protokoll von 1600 zu ersehen ist, verlangte der Drucker eine Mindestauflage von 200 Stück. Diese Zahl dürfte sich auf jede der beiden Versionen beziehen: Dem Drucker ging es darum, die fixen Grundkosten für Neusatz bzw. Änderung des Stehsatzes durch eine entsprechende Stückzahl zu decken und darüber hinaus einen kleinen Gewinn zu erzielen. Zum Vergleich können wir das Jahr 1656 heranziehen, in dem die Auflage sowohl des deutschen wie lateinischen Kalenders ebenfalls je 200 betrug. Darüber hinaus finden sich für die deutsche Version auch Zahlen von 150 (1658) und 180 (1661) Stück, für die lateinische von 180 (1658) und 190 (1661). Nun wissen wir freilich nicht, ob die Reklamation des Druckers dadurch ausgelöst wurde, weil das Kapitel die anfängliche Auflage von jeweils 200 Blatt ab 1601 reduzieren wollte oder der Drucker erst ab 1601 diese Mindestauflage forderte, nachdem das vorher gefertigte Jahresquantum nicht kostendeckend gewesen war.

An sich war es Usus, bei Einführung eines neuen Typs eine höhere Auflage zu bestellen, die im Lauf der folgenden Jahre verringert wurde. Unter solchen Prämissen könnte ab Beginn des fünften Typs 1588 oder 1589 zunächst einmal drei Jahre lang die volle Auflage von 200 Exemplaren zugrundegelegt werden, die sich dann bis 1600 auf durchschnittlich 180 Stück eingependelt haben könnte, um ab 1601 wieder auf 200 hochzugehen. Je nachdem, ob nun die Laufzeit dieses Typs bis 1614 anzusetzen ist oder bis spätestens 1616, ergeben sich also Auflagenzahlen von etwa 5000 bis 5600 Exemplaren – sowohl für die deutsche wie lateinische Fassung, also insgesamt etwa 10 000 bis 11 400 Stück. Nur ganze zwei davon haben sich erhalten.

6. Der 6. Typ von wohl 1615 oder spätestens 1617 bis vielleicht 1640 oder spätestens 1646

Die lateinische Fassung

Beschreibung

Von dieser Art liegen uns ausschließlich lateinische Kalenderbelege vor, so daß die Beschreibung sich nur an diesen orientieren, aber im Hinblick auf den Aufbau auch für die deutsche Fassung sinngemäß gelten kann. Da die Jahrgänge 1617, 1619 und 1632 nur fragmentarisch überliefert sind, müssen wir unserer Deskription den einzigen vollständig erhaltenen Jahrgang 1618 (Abb. 19) zugrundelegen¹²⁴.

Nach langer Zeit begegnet uns wieder eine ungeteilte, die ganze Breite einnehmende Kopfleiste (Abb. 16), die den inzwischen gestiegenen Ansprüchen an eine dynamische Formgebung anstelle der bisherigen statischen Arkadenreihung und statuarischen Figurenfolge entgegenkommt. Dieses deutliche Anzeichen des aufziehenden Barocks wird noch dadurch unterstrichen, daß nun – gemäß der gesteigerten hierarchischen Sensibilität jener Zeit – die Madonna den ihr gebührenden Platz in der Mitte der Komposition einnimmt, während das von dieser Stelle verdrängte Fürstbischofswappen¹²⁵ geradezu unscheinbar links zu deren Füßen erscheint, in Korrespondenz zum Kapitelswappen rechts. Ein weiteres Kriterium für das Aufkommen eines barocken Illusionismus ist die Schar der Diözesanpatrone, die in lebendiger Gruppierung auf Wolkenbänken knien und – ebenfalls zum ersten Mal – von Engeln und Cherubim umschwebt werden. Auch der Humor des Barocks klingt bereits an: Putten halten nicht nur die beiden Wappen, sondern präsentieren auch die Insignien des Landesherrn, Inful und Stab, oder schaffen eifrig Helme und Helmzier zum Wappen herbei.

Vor allem aber ist das Aufgebot an Patronen sichtlich gewachsen. Im Gegensatz zu den früheren fünf oder sieben Heiligen neben der Gottesmutter, sind

124 Die Exemplare 1617 und 1618 liegen in den Archives de l'Ancien Evêché de Bâle in Porrentruy (Pruntrut im Schweizer Jura) im Bestand A 17. Der Jahrgang 1617 hat im oberen Fünftel zwei teilweise den Holzschnitt beeinträchtigende Löcher und endet unten in unregelmäßigem Abriß mit 10. 3./12. 7./9. 11., so daß also gut ein Drittel verloren ist.

125 Das große Fürstbischofswappen Heinrichs von Knöringen ist quadriert und zeigt in Platz 1 und 4 die Farben des Hochstifts, in 2 und 3 das Knöringensche Familienwappen mit schwarzem Ring auf Silber.

nun vierzehn bemüht, den Augsburger Diözesanhimmel zu repräsentieren. Wohlgeordnet nach Männerseite links und Frauenseite rechts erkennen wir, nach der Bedeutungshierarchie wieder von innen nach außen gereiht, zunächst die Hll. Ulrich, Dionysius und Simprecht. Danach folgen die neu aufgenommenen Patrone St. Gualfardus¹²⁶, Afer¹²⁷ und Lucius mit Königskrone¹²⁸, während St. Narzissus ganz außen uns wieder geläufig ist. Gegenüber scharen sich St. Afra, Hilaria (diesmal ohne Krone), Digna und Eunomia, an die sich die uns bislang unbekanntenen Hll. Eutropia¹²⁹, Juliana und Agape anschließen, welch letztere stellvertretend für ihre Gefährtinnen die Märtyrerpalme trägt.

Unter diesem flott geschnittenen Holzstock erstreckt sich in voller Breite, von einem Initial eingeleitet, das Inzipit in Antiqua-Versalien: „ANNVS DOMINI, M. DC. XVIII. ...“ Nach einer Trennlinie lesen wir in Kursiv die sachliche Funktionsbeschreibung des Almanachs: „Index diuini Officij pro Cathedrali Choro Augustano ad formam Romani [zu ergänzen: Officii] redactus.“ Im zuletzt überlieferten lateinischen Direktorium von 1576 hieß es noch „Index pro ... diuinis officiis iuxta ritum Ecclesiae Augustensis ...“ Ein deutliches Indiz, daß in der Zwischenzeit die vom Tridentinum empfohlene Liturgiereform eingetreten und der Augsburger Eigenritus durch den Römischen Ritus ersetzt worden ist. Genau war dies im Jahre 1597¹³⁰.

Die Einführung dieser neuen Meßordnung hat eine bedeutende Vermehrung der täglichen Texteinträge im Kalendarium nach sich gezogen, die den Setzer zwang, das angewachsene Satzquantum in dem vorgegebenen Satzspiegel unterzubringen, der gegenüber dem deutschen Kalender sowieso schon erheblich

126 Der aus Augsburg stammende Gualfardus soll nach Verona gekommen und dort zunächst als Sattler tätig gewesen sein, dann 20 Jahre als Eremit gelebt haben und am 30. April 1127 im Ruf der Heiligkeit gestorben sein. Von seinen Gebeinen, die 1507 in den Dom von Verona transferiert worden waren, erhielt Markus Welser einige Reliquien, die am 27. Oktober 1602 in die Augsburger Kapuzinerkirche übertragen wurden. Damit setzte die Verehrung St. Gualfards als Schutzheiliger Augsburgs ein; die Aufnahme ins Augsburger Proprium erfolgte 1605; vgl. Hoeynck 1889, S. 310 f.

127 Der hl. Afer gilt als Begleiter der hl. Hilaria, ist aber vielleicht aus einer Verwechslung mit St. Afra entstanden; vgl. Hoeynck 1889, S. 261.

128 Der hl. Lucius soll König von Britannien gewesen sein, in Augsburg und Rätien missioniert und sein Hauptwirkungsfeld in Chur gefunden haben, wo er als Diözesanpatron verehrt wird. Auch von ihm gelangten 1603 durch Vermittlung von Markus Welser Reliquien nach Augsburg in die Kapuziner- und Jesuitenkirche. Seit dieser Zeit verehrt und 1605 ins Proprium aufgenommen; vgl. Hoeynck 1886, S. 311 ff., 317.

129 Auch St. Eutropia gehört zum Gefolge der hl. Hilaria; vgl. Hoeynck 1886, S. 262; Juliana und Agape dort aber nicht erwähnt.

130 Zoepfl 1969, S. 724 f.

breiter war. Der Setzer erreichte dies durch eine überlegt gewählte Typographie, den Verzicht auf Tierkreis-, Mondphasen- und Praktikzeichen sowie mit einem Trick, indem er die Spalten teilweise verschieden breit anlegte und die Länge der Monatstabellen variierte.

Zu Seiten des Kalendariums reihen sich wieder die vierzig Kanonikerwappen, von denen der letzte Schild rechts unten leer ist und auf eine zur Zeit der Drucklegung unbesetzte Stelle hinweist. Der Schnitt der Wappen hat sich ebenfalls geändert, so daß anzunehmen ist, daß die gesamte Holzschnitt-Ausstattung – Kopfleiste und Wappen – zum selben Zeitpunkt erneuert worden ist und den ab 1615 oder spätestens 1617 laufenden Typ von Anfang an bestimmt hat. Die quadratischen Wappenschnitte sind gegenüber früher viel klarer und einfacher geworden, verzichten auf jedes ornamentale Beiwerk und sind nur von einer kräftigen Rahmenlinie begrenzt. Der gesamte Text und die Wappenreihen sind wieder von Schmuckleisten aus typographischen Zieraten eingefasst, die auch verbliebene Leerräume im Kalendarium und unter den Wappenreihen füllen.

Am Fuß des traditionell schwarz und rot gedruckten Almanachs finden wir weder einen Laßmann noch die sonst unvermeidliche Praktik und Beschreibung der zu erwartenden Finsternisse. Das am Ende der mittleren Spalte eingerückte Impressum erschöpft sich ganz unauffällig in einer einzigen aus der Grundschrift gesetzten Zeile: „INGOLSTADII, Typis GREGORII HAENLIN.“

Das Format des Satzspiegels beträgt $109,5 \times 37,2$ cm, die Kopfleiste mißt $8,7 \times 37,2$ cm. Leider sind alle überlieferten Originale knapp beschnitten, so daß das Blattformat aus zwei montierten Bogenteilen nicht angegeben werden kann. Es dürfte mit Seitenrändern von etwa je 2 bis 3 cm ungefähr 115×42 cm erreicht haben.

Entstehung

1615 verstarb der Kalenderdrucker Valentin Schönigk. Wahrscheinlich hat das Domkapitel dessen Tod zum Anlaß genommen, einen längst geplanten Offizinwechsel vorzunehmen. Auffallend ist dabei die seltsame Koinzidenz, daß in dem Jahre, für welches das früheste Exemplar dieses sechsten Typs überliefert ist, der darin bezeugte Drucker Gregor Haenlin¹³¹ seine Tätigkeit in Ingolstadt

131 Gregor Haenlin (Hänle, Haenlinus), Buchdrucker in Dillingen und Ingolstadt, geb. Tübingen 19. 6. 1589 als Sohn des Buchbinders Jeremias Heinlein, gest. Ingolstadt 4. 11. 1674. In Tübingen am 13. 5. 1609 als Geselle immatrikuliert und zum katholischen Glauben konvertiert, geht er 1610 nach Dillingen, wo er die Offizin des Anfang November 1609 gestorbenen

aufnahm, nachdem er zuvor die Melzersche Druckerei in Dillingen geführt hatte. Wenn aber nach der herrschenden Meinung die Verleihung des akademischen Bürgerrechts am 21. Mai 1617 sowie der Erwerb der seit 1610 von den Jesuiten verwalteten Offizin des Adam Sartorius den Beginn seiner Drucktätigkeit in der Universitätsstadt bestimmen, so kann der leider unvollständig überlieferte Almanach für 1617 noch nicht in Ingolstadt entstanden, sondern muß noch im Oktober des Jahres 1616 in Dillingen gedruckt worden sein, um üblicherweise zum Allerheiligen-Peremptorium des Domkapitels verteilt zu werden. Es ist zu bedauern, daß zur Untermauerung dieser Schlußfolgerung das Impressum auf dem Fragment von 1617 nicht erhalten ist, das als Druckort Dillingen genannt haben müßte.

Mit der Wahl Haenlins war das Domkapitel wieder in der prekären Situation einer erschwerten Kommunikation mit seinem auswärtigen Drucker. Doch wurden solche Bedenken rasch beiseitegeschoben, wenn persönliche Interessen oder Protektion mit im Spiele waren, zumal Haenlin einen Konvertiten-Bonus besaß. Eine solche Einflußnahme wäre auch in diesem Falle denkbar: Vielleicht hatte der Fürstbischof von Eichstätt – damals Johann Christoph von Westerstetten – seine Hände mit im Spiel, der die Ansäßigmachung Haenlins in Ingolstadt 1617 gefördert hatte und auch dafür sorgte, daß der Druck seiner eigenen Eichstätter Hochstiftskalender zwischen 1618 und 1623 von Johann Ulrich Schönigk in Augsburg abgezogen und an seinen Schützling Haenlin übertragen wurde.

Druck und weitere Exemplare

Entsprechend unseren Überlegungen gehen wir von der Arbeitshypothese aus, daß der Druck der Wappenkalender nach dem Tode Valentin Schönigks 1614 an Gregor Haenlin übergegangen ist, der die Fertigung der Jahrgänge 1615 bis 1617 noch in Dillingen, jenen für 1618 aber bereits in Ingolstadt vorgenommen hat. Für 1619 ist ein kleines lateinisches Makulaturfragment überliefert, das nur

Adam Melzer erwirbt und bis 1617 betreibt. Dann übersiedelt er nach Ingolstadt, erhält am 21. 5. 1617 das akademische Bürgerrecht und kauft im selben Jahr die Druckerei des Adam Sartorius, die er am Ende seines Wirkens 1669 an Simon Knab veräußert. Der „produktivste Drucker Ingolstadts“ hat sich nicht nur als Musikaliendrucker besonders hervorgetan, sondern auch als Kalenderdrucker profiliert. Neben den Hochstiftskalendern für Augsburg und Eichstätt (Biller 1981, S. 52, 69) lieferte er auch den Kollegiatstiftskalender für das Chorherrenstift St. Jakob und Tiburtius in Straubing (Biller 1995, S. 1–55 mit Abb.). Vgl. Bucher 1956 passim; Benzing 1982, S. 84, Nr. 4, und S. 215, Nr. 12, mit weiterer Literatur. Bei keinem die Kalenderdrucktätigkeit Haenlins erwähnt.

die Periode von 17. 2. und 29. 6. bis 21. 3. und 1. 8. abdeckt, aber dieselbe Typographie wie 1617/18 aufweist¹³².

Das nächste Direktoriumsfragment von 1632¹³³ enthält nur die uns bekannte Kopfleiste und den Titel: „ANNUS DOMINI M. DC. XXXII.“ Doch dürfte dieser Jahrgang nicht mehr von Haenlin stammen, sondern wird wohl von Andreas Aperger¹³⁴ in Augsburg gedruckt worden sein, der bereits seit 1629 als Drucker des Domkapitels archivalisch bezeugt ist. Unter dem 31. Dezember 1629 meldet das Kapitelsprotokoll, daß Andreas Aperger für 100 Exemplare der „heiligen Ordnungen“ 6 fl 40 x auszubezahlen sind¹³⁵. Nun ist zwar in diesem Zusammenhang nicht von Kalendern die Rede, doch dürfen wir wohl annehmen, daß das Kapitel seinen neuen Drucker nicht nur mit der Fertigung der Heiligenordnungen, sondern auch mit der Lieferung der Wappenkalender beauftragt hat. Da in den Rezessionalien der Name Apergers hier erstmals erwähnt wird und vorher nie von seinem Vorgänger Haenlin die Rede ist, wissen wir nicht, wann der Offizinwechsel erfolgt ist. Doch könnte aus der Tatsache der

132 Dillingen, Studienbibliothek, Kasten: Fragmente Kalender, ohne individuelle Signatur.

133 München, BSB, Handschriftenabteilung, Einblattkalender 1632. Das unten unregelmäßig abgerissene Fragment mißt 17,7 × 37,5 cm.

134 Andreas Aperger, katholischer Buchdrucker und Buchhändler „Auf Unserer Lieben Frauen Tor“ in Augsburg, geb. um 1595 vielleicht in Rosenheim, begr. 3. 11. 1658 in Augsburg, wo er seit 1617 als Buchdrucker nachweisbar ist und 1619 die Offizin des Chrysostomus Dabertzhofer um 500 fl erwirbt. Er druckte bevorzugt für die Jesuiten religiöses Schrifttum, Gelegenheits- und Streitschriften, Relationen, Flugblätter und Kalender aller Art, für die er 1637 ein (1649 sowie durch die Erben 1708 und 1709) wiederholt erneuertes Privileg erwirkte, was zu dauerndem Streit mit seinen Konkurrenten führte. Nach seinem Tod führte die tatkräftige Witwe Veronika Aperger die Offizin bis 1653 weiter. Vgl. Benzing 1962, S. 20, Nr. 37 (mit teilweise falschen Angaben) und Gier-Janota 1997, S. 1237 f. (mit falschem Sterbedatum). In beiden Fällen die Tätigkeit für das Augsburger – wie auch für andere – Domkapitel nicht behandelt.

135 DKP 1629 (Nr. 5548), unpaginiert. Diese „Heiligenordnungen“ stellen nicht die lateinischen Kalender dar, wie man zunächst aufgrund der Affinität der deutschen Bezeichnung zum lateinischen Begriff „Ordo divinatorum“, der für das Direktorium in der Frühzeit oft gebraucht wurde, anzunehmen geneigt ist. Es handelt sich vielmehr um kleine Broschüren im Oktavformat, die entgegen der in den Rezessionalien verwendeten Kurzform den umständlichen Titel „Reformation und Ordnung / eines Ehrwürdigen Thumbcapitels / [...] / wie es in jren Herrschaften und Gerichten / mit der Heyligen Gütern / Einkommen vnd Rechnungen / fürterhin gehalten werden solle [...]“ tragen und fiskalische Vorschriften zur Verwaltung der Güter und Gefälle enthalten. Diese zwischen 16 und 28 Seiten starken Anweisungen wurden bei Bedarf neu redigiert und vom jeweiligen domkapitelischen Drucker hergestellt. Im StAA (Hochstift Augsburg, NA, Akten) sind im Faszikel 5390 die Manuskripte für die Neuauflagen von 1594, 1694, 1753 und die Druckbelege von 1594 und 1602 (Johann Mayer, Dillingen), 1629 (Andreas Aperger) und 1753 (Josef Anton Labhart) überliefert.

Erstnennung 1629 gefolgert werden, daß der Jahrgang 1630 vielleicht der erste war, der bei Aperger gedruckt wurde. Das Fragment von 1632 zeigt jedenfalls eine veränderte Typographie gegenüber den 1617/18 für Haenlin bezugten Kalenderdrucken: Sowohl Schrifttypen wie Initiale und Zieraten zeigen eine andere Formgebung und könnten aus Apergers Fundus stammen. Dieser seit 1617 zunächst als Lohndrucker für verschiedene Verlage tätige und nach Kauf der Offizin von Chrysostomus Dabertzhofer 1619 selbständige Zuwanderer hatte es verstanden, als damals einziger katholischer Drucker Augsburgs zunächst die Jesuiten als Auftraggeber zu gewinnen und dann auch das Domkapitel. Vielleicht war es dessen Kalenderauftrag, der für Aperger den Durchbruch auf diesem Produktionssektor brachte und ihn im Laufe der Zeit zu einem von zahlreichen Hoch- und Kollegiatstiften beschäftigten Wappenkalenderdrucker avancieren ließ. Seit 1637 durch ein kaiserliches Privilegium auf alle Arten von Kalendern begünstigt, nahm seine Offizin auf diesem Gebiet jene fast monopolartige Stellung ein, die im 18. Jahrhundert die Gebrüder Klauber auf dem Sektor der Kupferkalender erreichen sollten. Sicherlich ist der rührige Drucker den Geschäftspraktiken seiner Zeit folgend nicht zimperlich gewesen, offizielle Kalenderaufträge seinen Konkurrenten abzujagen. 1636 gelang ihm dies beispielsweise auch mit dem Eichstätter Hochstiftskalender, den zuvor ebenfalls der Ingolstädter Haenlin geliefert hatte. Mindestens 75 Jahre – bis 1704 – sollte auch der Augsburger Wappenkalenderdruck in der Offizin Apergers und seiner Erben bleiben, ja er wurde geradezu zum Standbein der fürstbischöflichen Hofbuchdruckerei bis 1802.

Wie das Fragment von 1632 aufzeigt, hat Aperger die 1617/18 belegte und wohl seit 1615 geltende Kopfleiste weiter benützt. Es ist anzunehmen, daß nach diesem Jahrgang 1632 aufgrund der politischen Ereignisse im Verlauf des Dreißigjährigen Krieges eine Pause von drei Jahren eingetreten ist. Denn nach der Einnahme Augsburgs durch die Truppen Gustav Adolfs am 20. April wurde die katholische Geistlichkeit wegen Eidesverweigerung von der Besatzungsmacht am 19. Mai 1632 vertrieben¹³⁶. Dasselbe Schicksal erfuhr auch der aufrechte Drucker am 24. Juli aufgrund von Zensurverstößen¹³⁷. Erst nachdem am 28. März 1635 die Stadt wieder kaiserlich geworden war, konnten der Kleus und mit ihm das Domkapitel sowie sein Drucker zurückkehren. Die Kapi-

136 Diese und die folgenden auf das Kapitel bezüglichen Angaben nach dem Rezeßbuch Nr. 5551. Der Band Nr. 1550 von 1632 endet am 15. Juni, die Jahrgänge 1633 und 1634 fehlen.

137 Büchler 1991, S. 71.

tularen hielten am 7. April ihre erste Sitzung in Augsburg ab und beschlossen am 10. September 1635, der Vierherr Georg Adler solle das Kalenderkonzept durch „Ihro Hochw: den Herren Weichbischoven und anderen Chor Persohnen, so sich etwas darauf verstehen, revidieren, und alsdann beim Aperger drucken lassen.“¹³⁸

Kalenderverkauf

1629 erfahren wir zum ersten Mal von einem Verkauf eines größeren Postens von 50 – wohl lateinischen – Kalendern an „Herren Georgen Langen Vicariorum officiali“ zum Einzelpreis von 10 Kreuzern, was einen Gesamtbetrag von 8 fl 20 x ergab. An einen ungenannten Dritten wurden vier Exemplare zum selben Preis verabreicht¹³⁹.

Laufzeit und Varianten

Es gibt Anzeichen dafür, daß der nächste Kalendertyp vielleicht 1642 einsetzt. Sicher aber ist dies anzunehmen für 1647 nach dem Regierungsantritt von Fürstbischof Sigmund Franz von Österreich, der den Schnitt einer neuen Kopfleiste bedingte. So muß die Laufzeit der sechsten Art mit äußerstens 1615 bis 1646, kürzestens aber von 1617 bis 1640 angesetzt werden.

Entsprechend der langen Amtsperiode des Fürstbischofs Heinrich von Knöringen kann für diesen Typus nur eine einzige Variante mit dessen Wappen erschienen sein.

Auflagenhöhe

Nach der einzigen in dieser Laufzeit protokollierten Auflagenennung wurden für 1641¹⁴⁰ 100 Abzüge gefertigt. Diese Angabe bezieht sich auf den lateinischen Kalender, doch kann diese Stückzahl wohl auch für den deutschen Almanach angenommen werden. Allerdings muß zwischen 1630 und 1641 eine Erhöhung stattgefunden haben, weil 1640 die Rede ist, man solle „hinfüro

138 DKP 1635 (Nr. 5551). Ein ähnlicher Eintrag vom 14. 7. 1636 in Nr. 5552. Am 5. 11. 1637 (Nr. 5553/I) wird die Korrektur erneut ernstlich angemahnt, weil „in den bisherigen Chor Propriis und Calendern ... viel errores vorgekommen“ seien.

139 BAR 1629/30 (Nr. 5541), Eintrag am 21. 11. 1629 in der Rubrik „Gemain und zuefalliges Einnehmen ahn Gellt“.

140 DKP vom 9. 11. 1640 (Nr. 5556). In dieser Sitzung wurde auch beschlossen, keinen Kalender mehr illuminieren zu lassen, so daß künftig die kolorierten Vorzugsexemplare für den Fürstbischof und die Kapitelstube entfielen.

allein 100 lateinische Calender nemmen“, was nicht so zu interpretieren ist, daß der deutsche Almanach entfallen wäre, sondern die inzwischen erhöhte Auflage des lateinischen Kalenders auf das frühere Maß reduziert werden sollte. Diese Zahlenangabe ist natürlich zu wenig und auch unklar, um eine realistische Aussage über die Gesamtauflage des sechsten Kalendertyps zu wagen. Unter Berücksichtigung der nicht exakt festlegbaren Laufzeit zwischen mindestens 24 und höchstens 32 Jahren und unter Abzug von drei Jahren für das kalenderlose schwedische Interregnum muß die Auflage für den deutschen und lateinischen Kalender zusammen zwischen 4200 und 5800 anzusiedeln sein.

Die deutsche Fassung

Wenn auch der referierte Protokolleintrag von 1640 nur von „lateinischen Kalendern“ spricht, so ist dies aufgrund der recht willkürlichen Behandlung von Kalenderangelegenheiten kein Grund zur Annahme, der deutsche Kalender wäre in jener Zeit nicht erschienen. Eine Bestätigung erfährt diese Annahme durch den Tenor des Protokolls von 1637, wo *expressis verbis* von „Chor propriis und Calendern“ die Rede ist, was sich erfahrungsgemäß einmal auf das lateinische Direktorium und zum anderen auf den deutschen Almanach beziehen muß.

7. Der vermutete siebente Typ von 1642 bis 1655

Die Situation

Die Zeitspanne von 1642 bis 1655 ist von erheblicher Unsicherheit gekennzeichnet: Mangel an überlieferten Exemplaren und lückenhafte archivalische Dokumentation mit unklarer Formulierung sowie eine inoffizielle Kalenderschöpfung wohl ab 1656 machen eine eindeutige Trennung der einzelnen Typen des Holzschnittkalenders noch schwieriger als zuvor. Wenn wir anhand der wenigen Indizien dennoch eine hypothetische Systematik vorschlagen, so sind wir uns der Unsicherheit dieses Versuches durchaus bewußt. Dennoch soll er gewagt werden.

Die Einführung des Kupferstichs ab 1656 markiert eine deutliche Zäsur und hat eine einschneidende Veränderung in der Kalenderlandschaft zur Folge. Damit verschwinden nämlich beide Fassungen des offiziellen Holzschnitt-Wappenkalenders und an ihre Stelle treten ein deutscher und – allerdings nur bis 1690 – ein lateinischer Kupferkalender. Da letzterer aber auf Grund seiner kostspieligen Herstellung für die Verwendung in den Sakristeien kleinerer Kir-

chen offensichtlich zu aufwendig erschien, wurde dafür 1656 die vereinfachte Form eines lateinischen Chorpropriums geschaffen, das keine Wappen mehr enthält. Damit scheidet dieses in der gesamten stiftischen Kalenderpraxis einzig dastehende Konstrukt aus einer den Wappenwandkalendern gewidmeten Studie aus. Um jedoch die aus den Archivalien gewonnenen Erkenntnisse nicht zu unterdrücken, soll dieses wappenlose Einblatt-Direktorium ebenfalls in einem eigenen Exkurs behandelt werden.

Während diese Sparform des lateinischen Chorkalenders immerhin noch den Charakter einer offiziellen Ausgabe des Domkapitels besitzt und zusammen mit den Kupferkalendern in den Protokollen und Rechnungen behandelt wird, ist eine weitere Parallelerscheinung offensichtlich als privates Unternehmen anzusehen. Dabei handelt es sich praktisch um die Fortführung des bis 1655 erschienenen deutschen Holzschnittkalenders mit einer Kopfleiste und den üblichen Domherrenwappen, ein Produkt, das aber nun nicht mehr vom Domkapitel betreut wird und deshalb aus dem Schriftgut der Kapitelsverwaltung verschwindet. So liegt der Verdacht nahe, die Einstellung des billigen deutschen Holzschnittkalenders 1656 habe ein Vakuum entstehen lassen, das dann der geschäftstüchtige Hofbuchdrucker für seine Zwecke ausnützte, indem er den traditionsreichen deutschen Almanach in eigene Regie übernahm. Da er zur Durchführung des offiziellen Kalenderdruckauftrags vom Domkapitel alljährlich die entsprechenden Unterlagen für Satz und Wappenabfolge zur Verfügung gestellt bekam, bedeutete diese Programmausweitung durch ein eigenes Verlagsprodukt also keinen wesentlichen Mehraufwand, sondern nur die Weiterverwendung vorhandener Druckunterlagen. Allerdings fällt damit auch dieser Kalender aus dem Rahmen unserer Betrachtung, die den offiziellen Wappenwandkalendern gewidmet ist. Doch ergibt sich im Aussehen dieser privatwirtschaftlichen Kalenderpublikation keinerlei Unterschied zu den früheren offiziellen Editionen (Abb. 20). Außerdem kann man bei der nachweisbar mindestens 144 Jahre währenden Erscheinungsdauer das stillschweigende – in den Akten nicht dokumentierte – Einverständnis des Domkapitels unterstellen, das gegen eine solche Eigeninitiative seines Druckers eingeschritten wäre, die Benutzung seiner Wappen untersagt und den Vertrieb unterbunden hätte, wenn es keinen Konsens gegeben hätte. Insofern kann man diesen deutschen Holzschnittalmanach als – mit Wissen und Billigung des Fürstbischofs und Kapitels erscheinenden – inoffiziellen oder gar halboffiziellen Hochstiftskalender apostrophieren. Auch er wird Gegenstand eines eigenen Exkurses sein.

So bleibt im Rahmen unserer Systematik nur der vermutete siebente und abschließende Typ des offiziellen Holzschnittkalenders darzustellen.

Das lateinische Chorproprium

Entstehung

An sich gab es keinen Grund, die auf den Jahrgängen 1618 und 1619 überlieferte Kopfleiste (Abb. 16) vor dem Ende der Regierungszeit Heinrichs von Knöringen, 1646, aufzugeben. Dennoch hat sich 1641 eine größere Neuredaktion des Chorpropriums ergeben. In der Kapitelsession vom 22. April wurde nämlich beschlossen, das Proprium abschreiben und zur Approbation geben zu lassen. Diese erfolgte dann in der Sitzung vom 2. August, in der zugleich veranlaßt wurde, das Manuskript zum Druck zu befördern. Und am 23. August heißt es im Rezeß dazu ergänzend: „... auf Domdechants Vorbringen sollen 200 Exemplaria des New corrigierten Proprii Chori getruckt, vorher unser lieben Frauen Bildtnus gesetzt werden.“¹⁴¹

Nun haben wir Veranlassung, unter dem Begriff „Chorproprium“, der 1637 erstmals im Protokoll auftaucht, den lateinischen Kalender, das Direktorium, zu verstehen. Da nach Hoeynck zwischen 1638 und 1656 kein eigenständiges Proprium in Buchform erschienen ist und sein Druck eine Angelegenheit Dillinger Offizinen war¹⁴², dürfte sich die Bezeichnung auf den bei Aperger gefertigten langen lateinischen Wandkalender beziehen¹⁴³.

Die Aussage aber, daß „vorher unser lieben Frauen Bildtnus gesetzt werden“ solle, möchte man auf die Kopfleiste beziehen. Da diese aber bisher die Madonna nur als eine Patronin unter acht oder fünfzehn Bistumsheiligen gezeigt hatte, muß also eine neu konzipierte Holzschnittleiste gemeint sein, in der die Gottesmutter eine beherrschende Stelle einnimmt. Eine solche Lösung finden wir aber unter den überlieferten Varianten nur bei einem einzigen Typ, nämlich dem inoffiziellen Kirchenkalender des Hofbuchdruckers (Abb. 17). Allerdings handelt es sich dabei um einen deutschen Kalender, außerdem ist

141 Alle Einträge im DKP 1641, Nr. 5557.

142 Hoeynck 1886, S. 344: 1638 gedruckt von Caspar Sutor, 1656 von Johann Mayer in Dillingen.

143 Hoeynck spricht S. 306 auch davon, daß das Proprium Augustanum aus zwei Teilen bestand, dem für den Bistumsklerus bestimmten Proprium dioecesis und dem für den Domchor geltenden Proprium chori.: „... beide Teile wurden getrennt gehalten und zu beiden Teilen erschienen jährlich Direktorien ...“ Diese werden allerdings von Hoeynck nicht näher beschrieben. Da er für seine Behauptung weder eine Quelle nennt noch Exemplare nachweist, hegt man Zweifel, ob er überhaupt solche gesehen hat, zumal bei ihm auch die lateinischen Wappenwandkalender keine Erwähnung finden. Wir möchten annehmen, daß es sich bei diesen „jährlichen Direktorien“ eben um unsere langen lateinischen Chorpropria bzw. Chorkalender, oder wie immer sie genannt wurden, handelt.

uns der früheste Beleg erst aus dem Jahre 1660 überliefert (Abb. 20). Doch fällt dabei auf, daß diese Kopfleiste nicht die volle Satzspiegelbreite erreicht, so daß man an frühere Schwierigkeiten erinnert ist, die bei der Adaption der Kopfleisten für den schmalen deutschen und breiten lateinischen Kalender aufgetreten sind. So könnte diese Komposition, die Maria betont ins Zentrum rückt und nur von den separat geschnittenen und bedeutend kleiner dargestellten Hauptpatronen St. Ulrich und Afra flankiert wird, ursprünglich für das ab 1642 neugestaltete lateinische Chorproprium gedacht gewesen sein, dessen Textspiegel wohl wie üblich breiter angelegt war als jener der deutschen Fassung. Allerdings muß es sich dann um einen früheren Schnitt gehandelt haben, der links das Wappen des Fürstbischofs Heinrich von Knöringen aufgewiesen hat. Die 1646 notwendige Ersetzung durch das Wappen seines Nachfolgers, Erzherzog Sigmund Franz, hat dann jenen Neuschnitt gezeitigt, der uns auf dem Kirchenkalender von 1660 begegnet.

Der deutsche Kalender

Von dieser Fassung hat sich weder ein realer Beleg erhalten noch eine Erwähnung in den Protokollen vorgefunden, so daß wir in gleicher Weise auf Vermutungen angewiesen sind. An sich hätte die in den lateinischen Kalendern von 1618 und 1619 dokumentierte Fassung der Kopfleisten, deren Verwendung wir erfahrungsgemäß auch für den deutschen Kalender unterstellt haben, ohne weiteres bis 1646 weiter benützt werden können, da in dieser langen Zeitspanne kein Bischofswechsel eingetreten ist. Und selbst beim Nachfolger, Erzherzog Sigmund Franz, wäre es ein Leichtes gewesen, dessen Wappen gegen das ausgeklinkte des Vorgängers einzusetzen.

Andererseits würde eine solche Lösung bedeutet haben, daß lateinischer Kalender und deutscher Almanach ab 1642 verschiedene Kopfleisten aufgewiesen hätten. Nicht ausgeschlossen wäre deshalb, daß die neue, kompositorisch betont auf die Gottesmutter abgestellte Kopfleiste des lateinischen Chorpropriums auch für den deutschen Kalender verwendet worden ist. Eine Lösung dieser Frage kann aber erst ein künftiger Fund bringen.

Laufzeit und Ausgaben

Wie auch immer die Kopfleisten genau ausgesehen haben mögen, so ist doch davon auszugehen, daß es in der angenommenen Laufzeit zwischen 1642 und 1655 zwei Varianten gegeben hat: eine mit dem Wappen Heinrichs von Knöringen bis 1646 und eine zweite mit der Heraldik von Erzherzog Sigmund Franz von 1646 bis zum Ende der beiden Holzschnittfassungen 1655.

Druck, Auflage und Kosten

Wir können davon ausgehen, daß der Druck der beiden Fassungen weiterhin bei Andreas Aperger in Augsburg erfolgt ist, der bereits seit mindestens 1629 als Auftragnehmer des Domkapitels bezeugt und auch für die Jahrgänge 1651 und 1652 belegt ist. So erhielt er am 25. Februar 1651 vom hochfürstlichen Rentamt „umb Calender“ den geringen Betrag von 1 fl 36 x¹⁴⁴ und am 17. Oktober desselben Jahres für 150 Chorkalender ein Honorar von 30 fl und 30 x Trinkgeld für den Gesellen¹⁴⁵. Damit ist gegenüber der 1642 genannten Auflage von 200 Exemplaren eine Reduzierung eingetreten: durchaus verständlich, da es sich seinerzeit um eine „Neuerscheinung“ handelte, also einen teilweise neugestalteten Kalender, der damit auf entsprechendes Interesse und gesteigerte Nachfrage gestoßen war.

Auffällig ist, daß beide Einträge von 1641 und 1651 nur vom Chorkalender handeln, also vom lateinischen Direktorium. Doch läßt sich daraus nicht ableiten, daß daneben der deutsche Almanach nicht erschienen wäre.

Mit dem Jahr 1656 beginnt dann eine neue Ära in der Geschichte der Augsburger Hochstiftskalender, die nun von der Technik des Kupferstichs bestimmt wird und im Laufe der Entwicklung zu ästhetisch und künstlerisch unvergleichlich anspruchsvolleren Lösungen führte. Sie werden Gegenstand der Fortsetzung im nächsten Jahrbuch sein.

Abkürzungen

ABA Archiv des Bistums Augsburg
 BayHStA Bayerisches Hauptstaatsarchiv München
 StAA Staatsarchiv Augsburg
 StadtAA Stadtarchiv Augsburg

144 RAR 1650/51 (Nr. 2022), fol. 217; unter Zugrundelegung eines Einzelpreises von 8 x, wie er 1655 von Aperger für ein Direktorium berechnet wird (DKP Nr. 5566, 6. 10. 1656), handelt es sich hier um eine Abnahme von nur zwölf Exemplaren.

145 BAR 1651/52 (Nr. 5542), fol. 289 v.

Abgekürzt zitierte Archivalien

- DKP Domkapitelsprotokolle (Rezessionalien) im StAA, Hochstift Augsburg, NA (= Neuburger Abgabe) Akten, Nr. 5482 (1462)–Nr. 5701 (1802); große Lücken bis 1502, kleine Lücken 1532–1540 und 1545–1552, fehlende Jahrgänge: 1562, 1579, 1582/83, 1588, 1590, 1593/94, 1596–98, 1605, 1607, 1611, 1626, 1631, 1633/34, 1643, 1645, 1647–49, 1659, 1662, 1671, 1675, 1693, 1718, 1720, 1727, 1755 und 1799. (Zitierung der Protokolleinträge erfolgt grundsätzlich nach dem Sitzungsdatum, nicht nach der Seitenzahl, da in vielen Bänden keine Paginierung oder Foliiierung besteht.)
- HKP Hofkammerprotokolle 1718–1803 im StAA, Hochstift Augsburg, NA, Akten, Nr. 1416–1528
- HRP Hofratsprotokolle 1509–1803 im StAA, Hochstift Augsburg, NA, Akten, Nr. 1181–1414
- BAR Bursamtsgeldrechnungen des Domkapitels im StAA, Hochstift Augsburg, Lit. Nr. 5541–5555 (lückenhaft vorhanden für die Jahre 1629/30, 1651/52, 1700–1757, 1770–1775, 1780–1783, 1789–1791, 1795–1804)
- RAR Rentamtsrechnungen des Hochstifts im StAA, Hochstift Augsburg, Lit. Nr. 2001–2037 (1539–1793 mit großen Lücken)
- SAR Siegelamtsrechnungen des Hochstifts im StAA, Augsburger Pflegämter, Nr. 2151–2157 (von den sehr dezimierten Jahrgängen nur vorhanden 1683/84, 1700/01, 1763/64, 1771/72, 1782/83, 1791/92, 1802/03)

Abgekürzt zitierte Literatur

- AKL Allgemeines Künstler-Lexikon, hrsg. von Wolfgang Saur, München 1992 ff.
- Ausst.Kat. 1965 Ausstellungskatalog, Hans Holbein der Ältere und die Kunst der Spätgotik. Augsburg 1965
- Benzing 1977 Benzing Josef, Die deutschen Verleger des 16. und 17. Jahrhunderts. Eine Neubearbeitung. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 18 (1977), Spalten 1077–1322
- Benzing 1982 Benzing Josef, Die Buchdrucker des 16. und 17. Jahrhunderts im deutschen Sprachgebiet. Wiesbaden ²1982
- Biller 1979 Biller Josef H., Die großen Wappenwandkalender des Heiligen Römischen Reiches. In: Nordost-Archiv 53 (1979), S. 1–12
- Biller 1982 Biller Josef H., Die Hochstiftskalender des Fürstbistums Eichstätt 1562–1803, Teil 1: Einführung und Holzschnitt- oder Kleiner Kalender. In: Sammelblatt des Historischen Vereins Eichstätt 75 (1982), S. 29–76
- Biller 1986 Biller Josef H., Die offiziellen Wappenwandkalender des Heiligen Römischen Reiches. Erfassung, Erforschung und Katalogisierung. In: Wolfenbütteler Barock-Nachrichten 13/1 (1986), S. 1–12
- Biller 1991 Biller Josef H., Ein Kalenderentwurf für das Stift Sankt Moritz in Augsburg von Matthäus Günther. Zum Gedächtnis seines 200. Todesjahres 1988. In: Ars Bavarica 63/64, München 1991, S. 73–90
- Biller 1995 Biller Josef H., Die Wappenkalender des Kollegiatstiftes SS. Jakob und Tiburtius in Straubing. In: Alte Straubinger Ansichten, Druckgraphische Blätter aus der Sammlung Erwin Böhm, Ausst.Kat. Straubing 1995, S. 51–60
- Brulliot 1832 Brulliot François, Dictionnaire des Monogrammes, Marques figurées, Lettres initiales, Noms abrégés etc., 3 Bände, München 1832–34
- Bucher 1955 Bucher Otto: Der Dillinger Buchdrucker Johann Mayer (1576–1614). In: Gutenberg-Jahrbuch 1955, S. 162–169 sowie unter Nr. 1

- Bucher 1956 Bucher Otto, Sebald Mayer. In: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben 5, München 1956, S. 165–179
- Bucher 1956 a Bucher Otto, Adam Melzer (1603–1610) und Gregor Hänlin (1610–1617) als Musikdrucker in Dillingen/Donau. In: Gutenberg-Jahrbuch 1956, S. 216–226
- Bucher 1960 Bucher Otto, Bibliographie der deutschen Drucke des XVI. Jahrhunderts. I Dillingen. Bad Bocklet-Wien-Zürich-Florenz 1960
- Bucher 1970 Bucher Otto, Bibliographie der Druckwerke Johann Mayers und seiner Witwe Barbara zu Dillingen 1601–1619. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 10 (1970), Spalten 889–944
- Büchler 1991 Büchler Volker, Die Zensur im frühneuzeitlichen Augsburg 1515–1806. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 84/1991, S. 69–127
- Euler 1957 Euler Alfons, Die Geschichte der Buchdrucker und Verleger Ingolstadts, Ingolstadt 1957
- Friesenegger 1930 Friesenegger Josef Maria, Ein Scheibenriß des Augsburger Domprobstes Marquard von Stein. In: Schwäbisches Museum 1/1930, S. 1 ff.
- Gams 1873 Gams Pius Bonifacius, Series episcoporum ecclesiae catholicae. Regensburg 1873–1886; Reprint Graz 1957
- Gatz 1982 Gatz Erwin (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785–1803–1945. Berlin 1982
- Gatz 1990 Gatz Erwin, Die Bischöfe des Heiligen Römischen Reiches 1648–1803. Berlin 1990
- Gebele 1933 Gebele E., Augsburger Almanache, Kalender und Taschenbücher 1700–1850. Ein bibliographischer Versuch. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 49, 1933, S. 105–129
- Gier-Janota 1997 Gier Helmut und Johannes Janota (Hrsg.), Augsburger Buchdruck und Verlagswesen. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Wiesbaden 1997
- JABG Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte
- Haberling 1929 Haberling W., F. Hübotter und H. Vierordt (Hg.), Biographisches Lexikon der hervorragenden Ärzte aller Zeiten und Völker. 5 Bände Berlin-Wien 21929-1934; Erg.-Band Wien 1935
- Haemmerle 1935 Haemmerle Albert, Die Canoniker des Hohen Domstiftes zu Augsburg bis zur Saecularisation, Augsburg 1935
- Hoeynck 1889 Hoeynck F. A., Geschichte der kirchlichen Liturgie des Bistums Augsburg, Augsburg 1889
- Hoffmann 1983 Hoffmann Leonhard, Almanache des 15. und 16. Jahrhunderts und ihre Käufer. In: Beiträge zur Inkunabelkunde, 3. Folge, 8/1983, S. 130–143
- Hollstein Hollstein Friedrich Wilhelm Heinrich, German engravings, etchings, and woodcuts, ca. 1400–1700, Amsterdam 1954 ff.
- Keller 1968 Keller Hiltgart L., Reclams Lexikon der Heiligen und der biblischen Gestalten, Stuttgart 1968
- Künast 1997 Künast Hans Jörg, „Getruickt zu Augspurg“. Buchdruck und Buchhandel in Augsburg zwischen 1468 und 1555. Studia Augustana 8, Tübingen 1997
- Leicht 1993 Leicht Hans D., Heilige in Bayern. Lebensbilder von Afra bis Wunibald, München 1993
- Marwinski 1968 Marwinski Felicitas und Konrad, Zu einem glückseligen neuen Jahr gedruckt. 43 Wand- und Wappenkalender aus den Jahren von 1568 bis 1781, beschrieben, erläutert und mit einem Namen- und Sachregister versehen, Weimar 1968
- Nagler 1858 Nagler G. K., Die Monogrammisten . . . , 1. Band, München 1858

- Paisey 1988 Paisey David L., Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger 1701–1750. Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen 26, Wiesbaden 1988
- Pfaff Pfaff Alfred, Aus alten Kalendern, o. O. u. J. (Augsburg 1944)
- Rummel 1990 Rummel Peter, Die Augsburger Bischöfe, Weihbischöfe und Generalvikare vom 17. Jahrhundert bis zum 2. Vatikanischen Konzil (1598–1963). In: JABG 24/1990, S. 25–114
- Seiler 1989 Seiler Joachim, Das Augsburger Domkapitel vom dreißigjährigen Krieg bis zur Säkularisation (1648–1802). Studien zur Geschichte seiner Verfassung und seiner Mitglieder. Münchner theologische Studien I, 29; München 1989
- Specht 1902 Specht Thomas, Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (1549–1804) und der mit ihr verbundenen Lehr- und Erziehungsanstalten, Freiburg im Breisgau 1902
- Stalla 1980 Stalla Gerhard, Der Ingolstädter Buchdruck von 1601–1620, o. O. 1980
- Strauss 1976 Strauss Walter L., The German Single-Leaf Woodcut 1550–1600. A pictorial Catalogue, 3 Bde., New York 1975
- Sudhoff 1902 Sudhoff Karl, Iatromathematiker vornehmlich im 15. und 16. Jahrhundert. Eine Studie, Breslau 1902
- Theil 1994 Theil Bernhard, Das (freiweltliche) Damenstift Buchau am Federsee. (Germania Sacra NF 32, Bistum Konstanz 4), Berlin – New York 1994
- Thieme-Becker Thieme Ulrich und Felix Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, 37 Bde., Leipzig 1907–1950
- VD16 Verzeichnis der im Deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des XVI. Jahrhunderts. 1–22, Stuttgart 1983–1995
- Wendehorst 1989 Wendehorst Alfred, Das Stift Neumünster in Würzburg. (Germania Sacra, Bistum Würzburg 4), Berlin – New York 1989
- Wimmer-Melzer 1982 Wimmer Otto und Hartmann Melzer, Lexikon der Namen und Heiligen, Innsbruck–Wien–München 1982
- Wüst 1997 Wüst Wolfgang, Das Fürstbistum Augsburg. Ein geistlicher Staat im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, Augsburg 1997
- Zinner 1941 Zinner Ernst, Geschichte und Bibliographie der astronomischen Literatur in Deutschland zur Zeit der Renaissance. Leipzig 1941
- Zoepfl 1967 Zoepfl Friedrich, Die heilige Afra in Geschichte, Kult und Legende. In: JABG 1/1967, S. 9–24
- Zoepfl 1969 Zoepfl Friedrich, Das Bistum Augsburg und seine Bischöfe im Reformationsjahrhundert. Geschichte des Bistums Augsburg und seiner Bischöfe 2, Augsburg 1969

Die Drucker der deutschen und lateinischen¹ Holzschnittkalender
sowie des Almanachs für die großen Kupferkalender² des Hochstifts Augsburg

Jahrgänge ← = frühestens ab → = bis spätestens	Druckort	Name und Lebensdaten des Druckers bzw. Inhabers oder Geschäftsführers der Offizin ~ = getauft, □ = begraben	Überlieferte Exemplare bzw. Fragmente * = Lateinischer Kalender H = Holzschnitt, K = Kupferstich
1518 ← bis → 1520	Augsburg	Hans (Werlich) von Erfurt <i>Erfurt um 1595 – nach 1532 Reutlingen tätig in Augsburg 1515 bzw. 1518–1520</i>	1519 H
1521 bis → 1527	Augsburg	Unbekannt	1525 H
1526 ← bis → 1568	Augsburg	Philipp Ulhart d. Ä. (evangelisch) <i>Um 1500 – 1567 Augsburg</i>	1528 H, 1552 H, 1568 H* (?)
1568 ← bis 1573	Augsburg	Philipp Ulhart d. J. (evangelisch) <i>Augsburg um 1525–27. 4. 1581 Augsburg</i>	1568 H* (?)
1574–1576	Dillingen	Sebald Mayer <i>Um 1520 – nach 1576, evtl. 1579/80 Dillingen</i>	1576 H*
1577–1587/88?	Dillingen	Johann Mayer <i>Regensburg oder Dillingen um 1550 – 7. 5. 1615 Dillingen</i>	1587 H
1588/89?–1614	Augsburg	Valentin Schönigk <i>Gnodstadt 3. 12. 1544 – vor 30. 4. 1614 Augsburg</i>	1589 H, 1590 H
1615–1617 1618–1628?	Dillingen Ingolstadt	Gregor Haenlin (Hänle) <i>Tübingen 19. 6. 1589 – 4. 11. 1674 Ingolstadt tätig in Dillingen 1614–17, Ingolstadt 1617–69</i>	1618 H*, 1619 H*
1629?–1658/59	Augsburg	Andreas Aperger <i>Rosenheim? um 1590 – □ 2. 11. 1658 Augsburg</i>	1632 H*, 1656? K
1659/60–1663	Augsburg	Witwe Veronika Aperger, geb. Gottlieb <i>Augsburg um 1595 – □ 28. 7. 1672 Augsburg</i>	1660 H
1664–1689	Augsburg	Simon Utzschneider <i>Landshut – 26. 10. 1631 – □ 30. 7. 1689 Augsburg</i>	1675 K, 1680 K, 1683 K
1690–1704	Augsburg	Witwe Maria Magdalena Utzschneider, geb. Aperger <i>Augsburg ~ 7. 1. 1626 – □ 19. 2. 1704 Augsburg Faktor 1689–1702: Johann Baumeister Waldshut – 4. 7. 1650 – □ 22. 3. 1702 Augsburg</i>	1692 K, 1697 K

1 Der lateinische Holzschnitt-Wappenkalender ist nur bis 1641 erschienen; an seine Stelle trat ab 1642 ein Einblatt-Chorkalender (Direktorium) ohne Wappen.

2 Die Kupferstichausführung für die lateinische und deutsche Fassung wurde 1656 eingeführt; der lateinische Kupferkalender erschien jedoch nur bis 1690.

Jahrgänge	Druckort	Name und Lebensdaten des Druckers bzw. Inhabers oder Geschäftsführers der Offizin	Überlieferte Exemplare bzw. Fragmente
← = frühestens ab → = bis spätestens		– = getauft, □ = begraben	* = Lateinischer Kalender H = Holzschnitt, K = Kupferstich
1705–1744	Augsburg	Johann Michael Labhart <i>Konstanz um 1675 –</i> □ 25. 3. 1744 <i>Augsburg</i> Geschäftsführung 1727–44 durch seine Ehefrau Maria Anna Labhart	1725 K, 1734 H, 1737 K, 1738? H
1745	Augsburg	Witwe Maria Anna Labhart, geb. Schauer <i>Augsburg um 1700 –</i> □ 15. 7. 1745 <i>Augsburg</i>	1745 K
1746–1758	Augsburg	Josef Anton Labhart <i>Augsburg – 21. 3. 1713 –</i> □ 17. 8. 1759 <i>ebenda</i>	1749? H, 1752 K, 1755 H
1759–1776	Augsburg	Witwe Maria Barbara Labhart, geb. Ineich, <i>Augsburg – 26. 7. 1707 –</i> 15. 7. 1776 <i>Augsburg</i>	1765 K, 1772 K, 1774 K, 1776 H
1777–1790	Augsburg	Josef Simon Huber <i>Augsburg – 11. 2. 1723 –</i> 17. 11. 1789 <i>Augsburg</i>	1778 K, 1780 H, 1780 K, 1781 H, 1781 K, 1783 K (1790 K) ³
1791–1803	Augsburg	Josef Anton Huber <i>Augsburg 1. 3. 1758 –</i> 14. 11. 1811 <i>Augsburg</i>	(1791 K, 1795 K, 1796 K, 1797 K, 1798 K, 1800 K, 1801 K, 1802 K)

Nachtrag zum Formschneiderproblem des 3. Typs (S. 97) und 4. Typs (S. 103, 109):

Erst nach Redaktionsschluß wurde der Beitrag Albert Haemmerles „Nikolaus Berschin, ein unbekannter Augsburger Formschneider um 1530 und sein Monogramm“ (Vierteljahreshefte zur Kunst und Geschichte Augsburgs, 1. Jg., 1935/36, S. 73–81, 114–214) bekannt, demzufolge die beiden im Gegensinn ligierten C im Monogramm der Kalenderleiste von 1528 in der Tat auf Nikolaus Berschin zurückgehen und die vereinfachte Form seines Familienwappens, zwei spiegelverkehrt verbundene Halbmonde, darstellen (Abb. ebenda, S. 74). Auf einem Buchzeichen des Domherrn Jakob Heinrichmann (ebenda, S. 75) erscheinen die beiden C zusammen mit den Initialen NBI = Nicolaus Berschin Illuminist. – Nach Haemmerle ist Berschin 1511–1541/42 in Augsburg nachweisbar, wo er seit 1519 ein Haus am Schmiedberg besaß, in dem seine Witwe Margarethe, geb. Weller (gest. kurz nach 1568), und sein Sohn Nikolaus d. J. bis 1553 wohnten, bevor sie in ein Haus vor dem St.-Gallus-Tor umzogen.

Nikolaus Berschin d. J. war ebenfalls als Illuminist und Formschneider tätig, wurde um 1554 Meister und ist noch 1573 – dies als Ergänzung zu Haemmerle – nachweisbar: „Niclauff Berschin Illuminist“ erhielt am 12. 8. 1573 „für Arbeith, so er dem Hn Cardinal hochloblichen seliger Gedechtnus gemacht“, 69 fl 4× (RAR 1573, Lit. Nr. 2012, S. 131). Die Höhe dieses Honorars läßt auf einen umfangreichen Auftrag schließen. Hat er allenfalls Kopfleiste und Wappen des 4. Kalendertyps geschnitten? Zeitlich würde es genau passen und unsere Vermutung über die Entstehung 1573 bestätigt werden, wengleich dann noch der Vorgänger, Fürstbischof Truchseß von Waldburg, als Initiator anzusprechen und damit der erste Fürstbischofswappen-Wechsel bereits 1573 fällig gewesen wäre.

³ Jahrgänge in Klammern beziehen sich auf den letzten Typ, der keinen Einsatzkalender aufweist; die chronologische Zuordnung erfolgte durch Vergleich mit dem Personalstatus des Domkapitels.

Geschichte der männlichen Jugendvereine und des Katholischen Jungmännerverbands in der Diözese Augsburg von den Anfängen bis 1932/33

|| Vom „Schoppenklub“ zum „katholischen Jugendland“

Ulrich Stoll

2. Teil: Die Augsburger Vereine 1914–1919

Nach Ausbruch des I. Weltkriegs: Fortführung des gewohnten Vereinslebens und kriegsbedingte Programmänderungen

Der allgemeine Betrieb der Lehrlings- und Jugendvereine wurde bei Kriegsbeginn zunächst kaum eingeschränkt, wie ein Blick in die Vereinsanzeiger der „Neuen Augsburger Zeitung“ sowie der „Kirchenzeitung“ zeigt¹. Sowohl die Versammlungen an den Sonntagnachmittagen² als auch das Bildungsprogramm mit den verschiedenen Übungsstunden an den Abenden der Wochentage³, als auch die übers Jahr verteilten Veranstaltungen lassen sich in der von den Vorjahren her bekannten Weise und Regelmäßigkeit feststellen⁴.

1 „Neue Augsburger Zeitung“ (= NAZ): Zum Wochenende wurden seit Ende des 19. Jh (s. Teil 1 des Aufsatzes) jeweils die geplanten Veranstaltungen der katholischen Jugendvereine sowie der übrigen Standesvereine für die kommende Woche angezeigt.

Die „Kirchenzeitung der Augsburger Pfarreien“ (= KiZA), die erst seit 1913 herausgegeben wurde, hatte ebenfalls einen Vereinsanzeiger.

2 Noch im 3. Kriegsjahr melden die Vereinsanzeiger Sonntagsversammlungen so gut wie sämtlicher Lehrlingsvereine Augsburgs: z. B. NAZ 20. 1. 1917 u. 27. 10. 1917.

3 s. z. B. Programm des LV Lechhausen in NAZ 19. 12. 1914: Sonntag Versammlung, Montag Theaterprobe, Dienstag Stenographiekurs, Mittwoch Theaterprobe, Freitag (= 25. 12.) Weihnachtsfeier; ähnliches Programm ebenfalls in Lechhausen, s. NAZ 5. 1. 17; NAZ 5. 1. 1917: St. Ulrich Versammlung u. Lesezirkel; NAZ 13. 2. 1915: Jugendabteilung der Lätitia mit Französisch- und Stenographiekurs.

4 Zu den Festen s. Teil 1 des Aufsatzes, in: Jahrbuch 1997. Die kriegsbedingten Änderungen im Festkalender s. u.

Dies ist anfangs insofern nicht verwunderlich, als ja nicht mit einer längeren Dauer des Krieges gerechnet wurde. Aber auch in den späteren Kriegsjahren wurde nur eingeschränkt, was aufgrund der „schweren Zeit“ kaum mehr durchgeführt werden konnte⁵. Das Grundprogramm blieb aber bis Kriegsende erstaunlich „normal“⁶. Eine kriegsbedingte Neuerung war, daß nunmehr die Vorträge am Sonntagnachmittag – neben gewohnten Themen wie etwa Missionarsberichten⁷ – auch den Kriegsverlauf behandeln konnten⁸. Ein Thema bei der Jung-Lätitia lautete z. B.: „England und unsere Unterseeboote“⁹. Nicht selten waren die Vortragenden ehemalige Mitglieder auf Fronturlaub¹⁰. Aber auch in den Gottesdiensten hielt der Gedanke an den Krieg Einzug: So wurde in Vereinsmessen und Andachten für die „Krieger“ gebetet¹¹, oder es wurde etwa die Generalkommunion dem „baldigen Frieden“ gewidmet¹². Mit zunehmender Kriegsdauer häuften sich auch die Messen für gefallene, ehemalige Vereinsmitglieder¹³. Ansonsten wurden die religiösen Vereinsbräuche – die Monatsprozession¹⁴ oder die Generalkommunion¹⁵ oder die gemeinsame Osterkommunion¹⁶ – in der gewohnten Weise fortgeführt. Selbstverständlich nahmen die Abordnungen der Lehrlingsvereine auch weiterhin an den Fronleichnamsprozessionen teil¹⁷. Als Element religiöser Vertiefung sind die sog. Eucharistischen Sektionen anzusehen. Was es damit auf sich hatte, erklärt der Jahresbericht 1915 der Marianischen Kongregation von St. Stephan, wo diese Neuerung ebenfalls um diese Zeit eingeführt wurde: Die Mitglieder der Eucharistischen Sektion gingen 14tägig oder wöchentlich zur hl. Kommunion bzw. wurden

5 NAZ 17. 3. 1919: Bemerkung, daß es sich um die erste größere Veranstaltung des LV St. Georg seit über einem Jahr handle.

6 die Vereinsanzeiger der NAZ von Mai 1918 bis Kriegsende.

7 Vorträge von Missionaren fanden z. B. bei St. Georg statt: NAZ 1. 4. 1916, ein Afrika-Missionar; NAZ 17. 6. 1916: ein Korea-Missionar (Br. Petrus Birnesser OSB).

8 z. B. NAZ 17. 10. 1914.

9 NAZ 26. 6. 1915.

10 z. B. NAZ 6. 2. 1915: St. Ulrich; NAZ 15. 5. 1915: Pfersee; AKiZ 1917 Nr. 19: St. Ulrich; ebenfalls wohl so einzuordnen ein „Lichtbildervortrag Seemannsleben“ in Pfersee: NAZ 27. 3. 15.

11 z. B. NAZ 17. 10. 1914.

12 z. B. KiZA 1916, Nr. 31 (= 30. 7., zum 2. Jahrestag des Kriegsbeginns!): LV St. Ulrich.

13 mehrmals z. B. in KiZA, 2. Jahreshälfte 1916: verschiedene Vereine; desgl. NAZ 17. 11. 17: St. Ulrich.

14 z. B. NAZ 9. 1. 1915: bei St. Ulrich und im Dom.

15 z. B. NAZ 12. 12. 1914: Pfersee; NAZ 19. 12. 14: Oberhausen; NAZ 9. 1. 1915: Pfersee „... mit Fahne“; NAZ 29. 5. 1915: Lätitia-Jugend in der Muttergotteskapelle des Doms.

16 z. B. NAZ 20. 3. 15 (Samstag vor dem Passionssonntag) LV Dom-St. Moritz.

17 z. B. NAZ 2. 6. 1915 u. 6. 6. 1917.

vom Präses „bei besonderen Gelegenheiten ... zur Anbetung des allerheiligsten Sakramentes“ eingeladen¹⁸. Nachweisbar sind Eucharistische Sektionen in den Vereinen von St. Anton¹⁹, Dom-St. Moritz²⁰, in Pfersee²¹ und in Lechhausen²². Im Lehrlingsverein St. Max wurde einmal ein Eucharistischer Vortrag gehalten²³. Auf diese Weise befolgten die Vereine die Aufforderung zur Vertiefung, die wenige Jahre vorher erhoben worden war²⁴.

Ganz neu – und kriegsbedingt – war hingegen die erstmalige Teilnahme der Augsburger Lehrlingsvereine an einer Wallfahrt, nämlich der „Augsburger Kriegs-Männer-Wallfahrt“ zur Patrona Bavariae auf dem Kobel, am Dreifaltigkeitssonntag 1917. Hierzu wurde wochenlang vorher in großformatigen Anzeigen geworben. Bezeichnenderweise war Dompfarrer Joseph Maria Friesenegger Vorsitzender im „Kriegswallfahrer-Ausschuß“. Es beteiligten sich jedoch auch die höchsten geistlichen Würdenträger von Stadt und Diözese an den Aufrufen: Bischof Dr. Max Ritter von Lingg, Weihbischof Karl Reth und Dr. Placidus Glogger OSB, Abt von St. Stephan²⁵. Als mittragende Organisationen erscheinen vor allem die katholischen Männer- und Gesellenvereine. Für die Mitglieder der Lehrlingsvereine, die auch ihre Fahnen mitführen sollten, erschienen im Vereinsanzeiger teilweise eigene Aufrufe²⁶, darunter ein Aufruf der sog. „Jugendwehr“, die sich im Otmarsgäßchen zum Marsch auf den Kobel sammeln wollte²⁷. Die Wallfahrt mußte jedoch wegen schwerer Regenfälle in den Dom verlegt werden. Die Predigt war dem Frieden und dem Durchhalten bis zum Friedensschluß gewidmet²⁸. Nicht eingestellt wurden während des Krieges die üblichen Vereinsfeiern, doch die Genehmigungsbescheide für die vereinsrechtlich anzumeldenden Festlichkeiten enthalten nunmehr einen besonderen Vermerk: „Es dürfen nur patriotische und den der-

18 Jahresbericht der MC von St. Stephan 1915, S. 12.

19 z. B. KiZA 1916, Nr. 22 und NAZ 22. 9. 1917.

20 KiZA 1918, Nr. 36. Die Dompfarrei hatte ebenfalls eine Eucharistische Sektion: NAZ 5. 1. 1917.

21 NAZ 26. 5. 1917 u. KiZA 1917, Nr. 17.

22 NAZ 2. 1. 1915 u. KiZA 1918, Nr. 28.

23 NAZ 17. 2. 1917.

24 vgl. Teil 1 des Aufsatzes: Jahrbuch XXXI (1997) S. 256f.

25 NAZ 19. 5. u. 2. 6. 1917. In den Jahren 1915, 1916 sowie 1918 gab es keine Wallfahrt am Dreifaltigkeitssonntag.

26 NAZ 26. 5. 1917; Hinweis auf die Pferseer Fahne in KiZA 1917, Nr. 22.

27 NAZ 2. 6. 1917; zur Jugendwehr s. nächstes Kapitel.

28 Bericht in: NAZ 4. 6. 1917.

maligen Zeitverhältnissen Rechnung tragende ernstere musikalische Aufführungen stattfinden ...“²⁹. Die Einladungsplakate hierfür mußten dem Garnisonskommando vorgelegt und von diesem abgestempelt werden, bevor sie angeschlagen werden durften³⁰.

Dadurch wurden aber die Weihnachtsfeiern in der Praxis kaum eingeschränkt. 1914 sind sie für sämtliche Vereine in den Vereinsanzeigen zu finden. In Pfersee ist von einer „Patriotischen Weihnachtsfeier“ im Spinnereisaal die Rede, der am selben Tag die Generalkommunion der Lehrlinge vorausging; das Weihnachtstheater wurde am 4. Adventssonntag wiederholt, und anschließend erfolgte auch die übliche „Verteilung der Gaben“³¹. Ähnlich war der Ablauf bei St. Joseph und in Oberhausen³². In Lechhausen und bei St. Ulrich waren die Termine erst an den Weihnachtsfeiertagen, bei St. Max an Silvester³³. Die Jung-Lätitia nahm an der Feier der „Kriegs Weihnacht“ ihres Stammvereins, des KKV Lätitia, teil, über die ein Bericht in der NAZ erschien: Zuerst sangen die Anwesenden das Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“. Diesem folgte eine Ansprache von Buchhändler Joseph Seitz, dem 2. Vorsitzenden, der den im Felde stehenden Vereinsvorsitzenden vertrat. Bei der Bescherung kamen Gaben für im Felde stehenden Mitglieder und ihre Familien zur Verteilung. Anschließend berichtete Msgr. Friesenegger „in herzlichen Worten von Weihnachten im Felde und zu Hause“ und schilderte „an Hand eines Feldpostbriefes das Gottvertrauen und den Mut unserer tapferen Krieger“. Hierauf folgten die üblichen Gesangsvorträge usw.³⁴. Auch 1915 fanden „Weihnachtsfeiern mit Theateraufführungen und „Christbescherung“ statt³⁵. Und genauso sind sie noch für die letzte Kriegsweihnacht im Jahr 1917 belegt³⁶. Ausdrücklich genannt werden nach wie vor Theaterspiel und turnerische Vorführungen³⁷. Auch besuchte man wechselseitig die Theateraufführungen der „Brudervereine“³⁸.

29 StAA: V 1, Nr. 1047, LV St. Joseph: Bescheid vom 14. 3. 1915; ebd. Nr. 1050, LV Lechhausen: 22. 10. 1916.

30 ebd.

31 NAZ 12. 12. 1914 bzw. 19. 12. 1914.

32 NAZ 19. 12. 1914.

33 NAZ 24. 12. 1914 bzw. 31. 12. 1914.

34 NAZ 5. 1. 1915. Die Feier fand am 1. 1. 1915 statt.

35 KiZA 1915, Nr. 52.

36 NAZ 15. 12. 17: St. Josef u. Pfersee; NAZ 22. 12. 17 Oberhausen u. Lechhausen.

37 NAZ 29. 12. 17: Dom-St. Moritz.

38 1917, KiZA Nr. 49: Dom-St. Moritz bei St. Max.

Im Unterschied zu Weihnachten wurde der Fasching bereits 1915 allgemein nicht mehr gefeiert. In der Stadt Augsburg wurde als offizieller Ersatz ein „Vaterländischer Danktag“ veranstaltet, an dem mehrere Militärkapellen öffentliche Konzerte auf den Plätzen der Stadt und später zusätzlich in Gaststätten gaben; auch „St. Jürgens Kompagnei“, die Kapelle des Lehrlingsvereins St. Georg, trat hierbei auf³⁹. Der Lehrlingsverein St. Joseph veranstaltete am Faschingssonntagnachmittag eine eigene „patriotische Feier“⁴⁰. 1917 gab es keine Ersatzfeiern für den Fasching mehr. Am Sonntag hielten die Lehrlingsvereine ihre normalen Versammlungen ab, der Faschingsdienstag wurde in der Zeitung zum normalen Arbeits- und Schultag erklärt⁴¹.

In der Karwoche und an Ostern wurden die bisherigen Vereinsbräuche fortgeführt. So gingen die Pferseer Lehrlinge mit ihrer „Fahnenabordnung bei der Palmprozession“ mit⁴². Am Karfreitag nahmen sie von 11–12 Uhr an der Anbetungsstunde teil, und am Karsamstag wurde die Fahne wiederum „zur Auferstehung“ (sfeier) mitgeführt⁴³.

Am Ostermontag veranstaltete man in Pfersee 1916 und 1917 erstmals Ausflüge, bei denen die Lehrlingskapelle Musik machte⁴⁴. Auch für St. Ulrich war 1916 ein Ostermontagsausflug geplant. Bei entsprechender Witterung wollte man um 10.00 starten⁴⁵. Von Interesse sind ferner die Entwicklungen an den Pfingstfeiertagen. Einerseits gab es Vereine, bei denen Pfingsten wie in früheren Jahren von Versammlungen und anderen Veranstaltungen frei blieb⁴⁶. Andere dagegen führten jugendbewegte Unternehmungen durch. So beteiligte sich der Lehrlingsverein Oberhausen zwar am Sonntagnachmittag traditionsgemäß mit seiner Fahne an einer Pfingstprozession. Am Montag aber gingen die Lehrlinge um 6 Uhr in die Frühmesse und starteten anschließend zu einem Tagesausflug. 1915 war das eine „Staudenwanderung nach Klimmach“ (ab Bahnhof Gessertshausen), zu der jeder „Brot mitnehmen“ sollte, 1916 war das Ziel Ursberg, und 1917 ging es mit „Trommeln, Pfeifen und Fahne“ nach

39 NAZ 13. 2. 1915 u. 15. 2. 1915. Die Konzerte in den Gaststätten sollten die Einnahmeausfälle der Wirte zumindest teilweise ausgleichen.

40 NAZ 13. 2. 1915.

41 NAZ 17. 2. 1917 (Faschingsamstag).

42 KiZA 1917, Nr. 14 (1. 4.).

43 KiZA 1917, Nr. 15.

44 KiZA 1916, Nr. 17; ebd. 1917 Nr. 16 (nach Friedberg).

45 Ankündigung in: NAZ 22. 4. 1916 = Samstag vor Ostern.

46 NAZ 22. 5. 1915: St. Georg, Pfersee, Dom-St. Moritz u. St. Max.

Aichach⁴⁷. St. Ulrich unternahm 1916 und 1917 ebenfalls Pfingstausflüge mit der Bahn, und auch hier waren die „Spilleute“ dabei, die bereits auf dem Weg zum Bahnhof musizierten. Wohin die Bahnfahrt ging, ist leider nicht verzeichnet⁴⁸. Die Pferseer marschierten am Pfingstmontagnachmittag mit „Fahne, Musik, Trommel“ nach Aystetten⁴⁹. Interessanterweise unternahmen 1915 – allerdings erst am Pfingstdienstag – auch einige Mitglieder der Marianischen Kongregation von St. Stephan erstmals einen Pfingstausflug unter Leitung ihres Präses, P. Alfons Kellner OSB⁵⁰. Somit hatten verschiedene Gruppierungen der katholischen Jugend die Oster- und Pfingstfeiertage als günstigen Termin für Jugendveranstaltungen entdeckt, womit sie vielleicht dem Vorbild des „Wandervogel“ folgten⁵¹.

Allgemein wurden gerade die Ausflüge und Unternehmungen im Freien während des Kriegs nicht eingeschränkt, sondern eher noch ausgeweitet und abwechslungsreicher. So wurden nun fast zu allen Jahreszeiten größere oder kleinere Ausflüge „bei entsprechender Witterung“ durchgeführt⁵², sei es als Spaziergang im innerstädtischen Bereich⁵³, als Spielnachmittag auf dem Exerzierplatz, was anscheinend besonders bei den Pferseern beliebt war⁵⁴, oder als „Kriegsspiel“ (St. Max, Lechhausen, St. Ulrich, St. Joseph)⁵⁵. Die Pferseer unternahmen aber auch einmal einen Waldausflug mit Vereinsfahne und Trommlerkorps⁵⁶, St. Ulrich einen sog. „Reisemarsch“⁵⁷. Man scheint nun den Reiz gemeinsamer Unternehmungen entdeckt zu haben. So veranstaltete etwa der Pferseer Verein ein „Geländespiel gegen den Lehrlingsverein Oberhausen“⁵⁸,

47 NAZ 22. 5. 1915; ebd. 10. 6. 1916 u. 26. 5. 1917.

48 NAZ 3. 6. u. 10. 6. 1916, desgl. KiZA 1916, Nr. 23; NAZ 26. 5. 1917.

49 NAZ 10. 6. 1916.

50 Jahresbericht der MC bei St. Stephan für 1915, S. 7f.

51 vgl. die Berichte über die Tätigkeit des „Wandervogel“ in: NAZ 30. 4. 1910 sowie MAAZ 26. 4. 1910.

52 z. B. NAZ 16. 1. 1915: St. Joseph Sonntag 1/3 Winterausflug; KiZA 1916, Nr. 5: LV St. Ulrich.

53 z. B. KiZA 1916, Nr. 21: LV Dom-St. Moritz „ab Gesellenhaus“.

54 z. B. KiZA 1916, Nr. 13 u. a.

55 z. B. NAZ 15. 5. 1915: LV St. Max (Spielgebiet bei Hammel); NAZ 29. 5. 1915: Lechhausen (bei Affing); NAZ 29. 7. 1916: St. Ulrich; NAZ 1. 7. 1916: St. Joseph.

56 KiZA 1916, Nr. 19.

57 NAZ 1. 4. 1916; (vgl. die mehrtägigen Reisemärsche, die von den „Kleinen Stephanern“ unter P. Albert Schwarz OSB in den Jahren nach dem I. Weltkrieg durchgeführt wurden. S. Rolle: Die „kleinen Stephaner“. Stephania 60 (1988)).

58 z. B. KiZA 1917, Nr. 27.

oder ein „Faustballwettspiel“ gegen den Verein von St. Max⁵⁹. Und zu solchen Treffen trat man gerne mit Musikbegleitung an⁶⁰. Interessanterweise war nicht zuletzt der von dem inzwischen altgedienten Msgr. Friesenegger geleitete Verein Dom-St. Moritz aufgeschlossen für neuartige Freizeitbetätigung. Hier gab es im Sommer 1918 z. B. einen „Ausflug mit Kriegsspiel“⁶¹, Ballspiel sowie Baden⁶² und auch einmal einen Ausflug mit Trommeln nach St. Afra bei Friedberg⁶³. Besonders spektakulär war der Ausflug des Lechhauser Vereins im Spätsommer 1918 nach St. Ottilien: Hierzu trafen sich die Teilnehmer am Morgen um 1/4 an der Lechbrücke, um den etwa 30 km langen Fußmarsch anzutreten. Den Rückweg dürften die Lehrlinge wohl mit der Bahn bewältigt haben⁶⁴. In welcher Weise man die verschiedensten Aktivitäten kombinieren konnte, zeigt eine Anzeige von St. Ulrich: Da feierte man am Sonntagmorgen die „Generalkommunion um einen baldigen Frieden“ – für den Nachmittag plante man „bei günstiger Witterung [einen] Ausflug mit Kriegsspiel (Badehosen!)“⁶⁵.

Erwähnenswert ist noch ein Ereignis aus der Adventszeit 1916: Die Caritas veranstaltete in der Dominikanerkirche ein Krippenspiel, zu dem mehrere Lehrlingsvereine in Begleitung der Pferseer Lehrlingskapelle durch die Stadt marschierten⁶⁶. Interessant ist schließlich auch, wie der Verein von St. Max sein 9. Stiftungsfest feierte: Hierzu liefen die Vorbereitungen und Proben während des Herbstes 1918, bis das ‚Jubiläum‘ – als kirchliche Feier und als Familienunterhaltung – in der üblichen Weise begangen werden konnte. Dies geschah am 24. 11. 1918, zwei Wochen nach Inkrafttreten des Waffenstillstands. Als Theaterstück spielte man „Der Leuchtturmwärter auf Helgoland“⁶⁷. Wie St. Max kündigten auch die übrigen Vereine an jedem Wochenende ihr Programm an. So mußten die Lehrlingsvereine anscheinend weder am Beginn noch am Ende des Ersten Weltkriegs eine wesentliche Veränderung ihres Vereinslebens hinnehmen.

59 KiZA 1917, Nr. 41.

60 z. B. KiZA 1917, Nr. 40: Ausflug von St. Georg nach Gersthofen zum dortigen Jugendverein.

61 KiZA 1918, Nr. 22.

62 KiZA 1918, Nr. 30; Badeausflüge begegnen ab 1916, vgl. Anm. 52 LV St. Ulrich; ebenso KiZA 1917 Nr. 27.

63 ebd. Nr. 36.

64 KiZA 1918, Nr. 36.

65 KiZA 1916, Nr. 31; vgl. NAZ 29. 7. 1916.

66 KiZA 1916, Nr. 49.

67 NAZ 12. 10. (Theaterprobe), 20. 11. u. 23. 11. 1918 (Ankündigung des Stiftungsfestes).

Die Beteiligung der Lehrlingsvereine an der „Militärischen Jugendziehung“

Bald nach Kriegsbeginn, als zahlreiche junge Männer als Kriegsfreiwillige an die Fronten gezogen waren, darunter viele, die den Lehrlings- und Gesellenvereinen angehörten oder nahestanden⁶⁸, kamen Überlegungen auf, auch Jugendliche, die das Wehrdienstalter noch nicht erreicht hatten, in vormilitärischer Weise zu schulen.

In diesem Zusammenhang erging bereits am 12. September 1914 ein Schreiben des Bayerischen Kriegsministeriums sowie der Abteilung für Schul- und Kirchenangelegenheiten des Bayerischen Innenministeriums (= späteres Kultusministerium) an die Direktorate der sog. Mittelschulen (entspricht den heutigen Gymnasien), an die für die kirchlichen Vereine zuständigen kirchlichen Stellen und an die Dachorganisationen von Turnvereinen sowie die Leitung des Bayerischen Wehrkraftvereins: Es sollten geeignete Jugendliche zur vormilitärischen Ausbildung mobilisiert werden⁶⁹. Ein förmlicher Erlaß, der zur Gründung von Ortsausschüssen für ‚militärische Jugendziehung‘ aufrief, folgte am 10. 10. 1914⁷⁰. Hierauf reagierte die Augsburger Diözesanleitung sehr kooperativ, indem sie den Klerus über das „Amtsblatt der Diözese“ zur Mitarbeit aufrief; ausdrücklich angesprochen sind die „Seelsorgsvorstände, die Präses und Vorstände der katholischen Lehrlings-, Jugend-, Gesellen-, Burschen- und Dienstbotenvereine“, denen „an gelegentlichst empfohlen“ wurde, „zum Vollzuge des Erlasses die Hand zu bieten, in den zu schaffenden Ortsausschüssen mitzuwirken und die Mitglieder der obengenannten Vereine, soweit sie in Betracht kommen, zur Teilnahme an den empfohlenen Übungen, zur Pflege der vaterländischen und königstreuen Gesinnung und zu Gottvertrauen in unserer ernsten Zeit zu ermuntern.“ Zu achten sei allerdings darauf, daß – „wie es im ministeriellen Erlasse ausdrücklich heißt – ‚bei Sonntags-

68 In KiZA 1915, Nr. 18, wird ein Auszug aus dem „18. Jahresbericht (des) kath. Lehrlingsheim(s) 1914“ abgedruckt. Aus diesem geht u. a. hervor, daß sich viele Vereinsmitglieder freiwillig zum Kriegseinsatz gemeldet hatten. Ob es sich dabei um ehemalige Lehrlinge oder Erwachsene, sog. Schutzmitglieder handelte, ist nicht ersichtlich.

69 Stiftsarchiv St. Stephan (= StiA St. St.): 45e; Militärische Jugendziehung, Schreiben vom 12. 9. 1914; ein weiteres Schreiben ähnlichen Inhalts ist vom 23. 9. 1914 datiert.

70 Im Original dem Verf. nicht zugänglich. Laut Amtsblatt der Diözese Augsburg (= ABIDA) 1914, Nr. 32, wurde der Erlaß im Ministerialblatt für Kirchen- u. Schulangelegenheiten 1914, Nr. 29 verbreitet.

übungen die Erfüllung der religiösen Pflichten nicht beeinträchtigt werde“⁷¹. Daß die Jugendvereine von Anfang an direkt in die Organisation eingebunden werden sollten, geht auch aus einem Schreiben an die Direktoren der höheren Schulen vom 17. 10. 1914 hervor. Dort heißt es: „Die militärische Jugenderziehung ist zunächst in die Hände der bestehenden Jugendpflegevereine einschließlich der Wehrkraft, Pfadfinder und Turnvereine gelegt“⁷². Zielgruppe waren die jungen Männer, die das 16. Lebensjahr vollendet hatten⁷³ oder von „entsprechender geistiger und körperlicher Entwicklung“ waren⁷⁴. In dem Schreiben an die Schulen wurden die Schulleiter ausdrücklich aufgefordert, die Schüler zum Beitritt zu ermuntern, allerdings mußte „eine schriftliche Einwilligung ihrer Eltern“ vorgelegt werden. Dies dürfte auch für die Mitglieder der Jugendvereine gegolten haben⁷⁵.

Offenbar war die Bereitschaft bei den Turnvereinen und dem Wehrkraftverein sehr groß. Es bildeten sich sog. „Landsturm Turnerriegen“, denen Männer zwischen 17 und 40 Jahren angehörten, von denen noch 1914 die ersten Freiwilligen zur Armee übertraten. Desgleichen meldeten sich laut einer Zeitungsmeldung die älteren Mitglieder des Wehrkraftvereins samt der Führerschaft innerhalb weniger Wochen nach Kriegsbeginn vollzählig zum Kriegseinsatz, woraufhin der Verein neu organisiert werden mußte⁷⁶. Aus den „Landsturm Turnerriegen“ und dem Wehrkraftverein wurden die ersten Kompagnien der Jugendwehren gebildet⁷⁷.

Die katholischen Jugendvereine und ihre Mitglieder wollten diesen Konkurrenzorganisationen (vgl. Teil 1) in Sachen Patriotismus nicht nachstehen. Und so rief z. B. am 14. 10. 1914 der Präses des Lehrlingsvereins von St. Joseph für den Abend desselben Tages zu einer „vollzählige(n) Zusammenkunft. Betreff: Militärische Jugendbildung während des Krieges“⁷⁸. Wenige Tage später folg-

71 ABIDA 1914, Nr. 32; Zur Bereitschaft der kirchlichen Obrigkeit, die Geistlichen und die Jugendvereine in den Dienst der staatlichen Politik zu stellen, vgl. auch: ABIDA 1917, Nr. 17, S. 124.

72 StA St. St. 45e; Schreiben des Königlich bayerischen Staatsministeriums für Kirchen- und Schulangelegenheiten vom 17. 10. 1914.

73 StA St. St. 45e; ebd.

74 ANN 10. 12. 1914: Werbeanzeige zum Beitritt.

75 StA St. St., vgl. Anm. 72; vgl. auch ANN 19. 11. u. 10. 12. 1914.

76 ANN 13. 8. 1914; vgl. 20. 10. 1914.

77 ANN 10. 11. u. 14. 11. 1914.

78 Vereinsanzeiger der NAZ 14. 10. 1914.

ten ähnliche Aufrufe der Jung-Lätitia⁷⁹, des Gesellenvereins-Zentral⁸⁰ sowie der Lehrlingsvereine von Dom-St. Moritz, St. Georg, St. Max, noch einmal St. Joseph, des Gesellenvereins Oberhausen und des Lehrlingsvereins Lechhausen, die alle ihre älteren Mitglieder in den ‚Großen Saal des Gesellenhauses‘ bestellten⁸¹. Abweichend davon traf sich der Gesellenverein Lechhausen im ‚Scharfen Eck‘⁸². Bei letzterem Aufruf findet sich die Bemerkung ‚soweit nicht einer Landsturmriege angehörend‘. Hieraus kann man schließen, daß man fortan die eigenen Mitglieder lieber selbst betreuen wollte, als sie einer anderen Organisation zu überlassen.

Über den Ablauf der Versammlung im Gesellenhaus berichtete die NAZ wenige Tage später. Demnach fanden sich zu diesem ‚ersten Appell ... nahezu 400 junge Leute aus sämtlichen katholischen Gesellen- und Lehrlingsvereinen‘ ein. Nach dem Lied ‚Wir treten zum beten‘ hielt der Diözesanpräses und Präses des Lehrlingsvereins von St. Georg, Domkapitular Johann Bapt. Gernlein, ‚eine kernige, von hoher vaterländischer Begeisterung durchdrungene Ansprache‘. Er sprach vom ‚Befreiungskampf ... gegen so viele Feinde um des deutschen Vaterlandes Existenz, Freiheit und Ehre.‘ Da gelte es womöglich ‚denen, die ins Feld geschickt wurden, wohlgewertete Kräfte nachzusenden.‘ Deshalb solle ‚die hier eingeleitete Jugenderziehung dazu dienen, die jungen Leute opferwillig zu machen, ihre sittlichen Kräfte zu schulen und sie in der Vorschulung zum militärischen Dienste gelenkig zu machen.‘ Hierauf stellte Diözesanpräses Gernlein einige Männer vor, die im Bericht als ‚Ehrenmitglieder des Gesellenvereins, vormalige Feldwebel und Unteroffiziere‘ bezeichnet werden. Diese sollten die vormilitärische Ausbildung leiten, d. h. man hatte eigene Kräfte, die dem katholischen Vereinswesen nahestanden. Namentlich genannt sind u. a. Reichsbankkassier Baierlein und Alois Eberhardt. Gernlein schloß seine Ansprache mit einem ‚begeistert aufgenommenen Hoch auf das Vaterland, auf König und Kaiser, worauf alle Anwesenden ‚Deutschland Deutschland über alles‘ sangen.‘ Der nächste Redner war ‚Herr Baierlein als der militärische Organisator der neuen Jugendtruppe‘. Er legte ‚den jungen Leuten besonders die drei wichtigsten Punkte der militärischen Erziehung ans Herz: Gehorsam, Manneszucht und Subordination.‘ Dann richtete auch

79 ebd. NAZ 17. 10. u. 24. 10. 1914.

80 NAZ 24. 10. 1914; Zu den Gesellenvereinen s. jetzt: Kolpingwerk. Diözesanverband Augsburg. Geschichte Teil 3 (1914–1945). Von Simone Herde. Köln 1998.

81 vgl. NAZ 24. 10. 1914.

82 NAZ 24. 10. 1914.

Stadtdekan und Dompfarrer Msgr. Friesenegger „herzliche Worte an die Jungmannschaft“. Und schließlich „erfolgte unter der Oberleitung von Herrn Baierlein im Hofe des Gesellenhauses die Einteilung in Züge, Korporalschaften und Gruppen, sowie die Aufschreibung und Feststellung der Namen“⁸³. Die Mitglieder der katholischen Gesellen- und Lehrlingsvereine bildeten fortan eine eigene Jugendwehrgruppe. Bereits am 21. November waren sie in fünf Zügen organisiert, von denen vier aus älteren Jugendlichen gebildet wurden, die am Sonntagnachmittag jeweils um ½2 Uhr mit ihren Übungen begannen (hierzu s. unten genauer), während ein 5. Zug aus den noch christenlehrlingspflichtigen Lehrlingen bestand, die erst um 3 Uhr antraten. Alle Teilnehmer mußten für die nötige Unfallversicherung eine einmalige Gebühr von je 20 Pfennig entrichten⁸⁴. Ab dem Frühjahr 1915 bis zum Herbst 1918 sind sie dann als „7. und 8. Jugendkompagnie“ nachweisbar, d. h. so lange widmeten sich immer wieder neu aufgenommene Mitglieder dieser katholischen Vereine der „militärischen Jugenderziehung“. An ihrer Spitze stand anfangs der im Bericht der Gründungsversammlung genannte Reichsbankkassier Baierlein. Später erscheint in dieser Funktion Alois Eberhardt⁸⁵.

Eine Abteilung für sich bildeten zunächst die katholischen Jung-Kaufleute der Lätitia, die einige Monate lang im Vereinsanzeiger zu eigenen Übungsveranstaltungen an gesonderten Übungsplätzen aufriefen⁸⁶. Ebenfalls gesondert trainierten die Mittelschüler, unter denen die katholischen Gymnasiasten von St. Stephan eine starke Gruppe bildeten⁸⁷. Diese traten zumindest gelegentlich zusammen mit den Kompagnien der berufstätigen Jung-Katholiken auf⁸⁸. Einen ähnlichen Versuch zur Kompagniebildung unter konfessionellen Vorzeichen scheint es auch auf evangelischer Seite gegeben zu haben. Hier stellten die Mitglieder der Jugendabteilung des Evangelischen Handwerker- und Arbeitervereins den Grundstock, an den sich evangelische Jugendliche ohne

83 NAZ 28. 10. 1914.

84 NAZ 21. 11. 1914.

85 vgl. NAZ 28. 10. 1914 u. 12. 7. 1915 sowie Anm. 129.

86 Belege s. u. Anm. 105 u. 106.

87 Für das Schuljahr 1914/5 ist eine Liste mit 53 Teilnehmern des Gymnasiums bei St. Stephan erhalten. Von diesen gehörte die Hälfte den beiden VI. Klassen an. Deutlich weniger vertreten sind die Klassen VII–IX, letztere mit nur noch einem Teilnehmer. (s. StA St. St. 45e). Von den älteren Schülern standen bis Ende des Schuljahrs bereits 45 beim Heer, davon 39 aus den Klassen VIII und IX. Vgl. Jahresbericht über das K. Lyzeum und humanistische Gymnasium bei St. Stephan in Augsburg für das Schuljahr 1914/15, S. 8 ff. u. 52 ff.

88 vgl. den Bericht über die Fahnenweihe sowie Anm. 129.

Vereinszugehörigkeit anschließen sollten. Doch konnte anscheinend keine ganze Kompagnie von ca. 150 Mann gebildet werden⁸⁹. Schon zwei Wochen später erscheinen nämlich die evangelischen Vereinsjugendlichen zusammen mit Wehrkraftjungen in einer Kompagnie⁹⁰. ‚Befehlshaber‘ sämtlicher Augsburger Jugendkompagnien war anfangs Generalleutnant Richard von Hößlin⁹¹. Er war „Kreisvertrauensmann für m.(ilitärische) J.(ugenderziehung) während des Krieges für Schwaben und Neuburg“ und in Personalunion „Bezirksvertrauensmann für Augsburg“. Das Amt des Augsburger Bezirksvertrauensmanns gab er im Frühjahr 1915 an den II. Bürgermeister Franz Gentner ab, der den militärischen Rang eines „K.Oberleutnant“ führte⁹². Insgesamt gab es in der Stadt nominell 14, später noch 12 Jugendkompagnien⁹³.

Von Hößlin machte auch seinen Einfluß geltend, damit die Stadt für die Übungen geeignete Plätze zur Verfügung stellte. So unterbreitete er dem Stadtmagistrat, der dem Anliegen eine Plenarsitzung widmete, den Vorschlag, den Kleinen Exerzierplatz, die Lotzbeckwiese sowie – für die östlichen Stadtteile – eine geeignete Wiese im Osten der Stadt als Übungsgelände auszuweisen⁹⁴. Den beiden katholischen Kompagnien, die ihre Übungen an den Sonntagnachmittagen durchführten, wurde dank von Hößlins Vermittlung die Stadthalle am Rosenauberg überlassen⁹⁵. Möglicherweise durften sie auch städtische Turnhallen verwenden wie die Halle der Roten-Tor-Schule, die dem Lehrlingsverein von St. Ulrich seit Kriegsbeginn unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurde⁹⁶, desgleichen die Turnhalle in der Barfüßerstraße⁹⁷. Eine eigene Abteilung bildete die „Jugendwehr des katholischen Gesellen- und Lehrlingsvereins Lechhausen“, vermutlich wegen der größeren Entfernung von der Innen-

89 ANN 27. 11. 1914.

90 ANN 11. 12. 1914.

91 Richard von Hößlin war Kgl. Bayerischer Kämmerer und Generalleutnant a.D. Ein Hauptmann von Hößlin – wohl ein jüngerer Bruder – gehörte 1911 als Beisitzer dem Gründungsvorstand des Augsburger Wehrkraftvereins an (StAA V 1, Nr. 966).

92 StIA St. St. 45e; Militärische Jugenderziehung; Schreiben von Hößlins an das Direktorat von St. Stephan vom 14. 4. 1915.

93 ebd. Schreiben vom 1. 3. 1916.

94 ANN 16. 11. 1914.

95 NAZ 21. 11. 1914.

96 LV-Ordner Pfarrarchiv St. Ulrich: Schreiben des Stadtmagistrats vom 6.3.1915; vgl. das Schreiben des Ministeriums vom 17.10.1914, nachdem den Vereinen Übungshallen zur Verfügung gestellt werden sollten: StIA St. St. 45e.

97 NAZ 26. 5. 1917.

stadt⁹⁸. Als Übungsstätten wurden aber auch der Vereinshof bei St. Georg sowie der große Saal des Gesellenhauses verwendet⁹⁹.

Nicht zuletzt sollten auch Übungen im Gelände, d. h. außerhalb der Stadt durchgeführt werden. Dazu gibt ein „Kriegsministerialerlaß“ vom 12. 1. 1915 genauere Anweisungen, der davon ausgeht, daß die wöchentliche Übungszeit der „Jungmannschaften“ sich „auf mindestens 3 (Stunden) belaufen“ soll. Auf dem Programm standen: mehrstündige Übungen im Gelände wie Märsche, Entfernungsschätzen, Sammelübungen, Belehrung über Vorpostendienst u. a., „zum Schlusse aber stets eine militärischstramme Bewegung“, also Marschieren in Formation¹⁰⁰. Für die Lehrlinge waren solche Vorgaben wohl überzeugend, da die Freizeit, die ihnen zur Verfügung stand, Geländeübungen nur in Ausnahmefällen zuließ (s. u.). Der Erlaß vom 12. 1. 1915 enthielt schließlich eine allgemeine Zielsetzung: „Die unserer Jungmannschaft innewohnende Begeisterung für die Vorbereitung zum Vaterlandsverteidiger wird, wenn richtig verwertet, das Ziel erreichen, die heranwachsenden Jugendlichen zu wehrfreudigen, aufrechten, wahrhaftigen Charakteren zu entwickeln, die stolz auf ihr deutsches wie auf ihr bayerisches Vaterland, jederzeit mit aller Kraft für seine Ehre, seinen Sieg und seine Freiheit einzutreten bereit sind“¹⁰¹. Somit bestand die Zielsetzung der „militärischen Jugenderziehung“ in der ‚moralischen‘ und körperlichen Stärkung der Teilnehmer sowie in tatsächlich ‚vormilitärischem‘ Training. Ausdrücklich betont wurde jedoch: „Eine Ausbildung in den Waffen ist nicht beabsichtigt“¹⁰².

Über die tatsächliche Tätigkeit der 7. und 8. Jugendkompanie bieten wiederum die Vereinsanzeiger und kurze Zeitungshinweise einige Informationen. Daraus geht hervor, daß während der gesamten Kriegszeit etwa 300 ältere Lehrlingsvereins- sowie Gesellenvereinsmitglieder an den regelmäßigen Übungen der beiden Jugendkompanien teilnahmen¹⁰³. Die Übungszeiten gehörten gewissermaßen zum Vereinsprogramm. Als eigene Abteilung erscheinen ab Spätherbst 1914 die Jungkaufleute der Lätitia. Sie waren anfangs besonders eifrig, trafen sich ausdrücklich „bei jedem Wetter“¹⁰⁴ an Plätzen wie dem

98 z. B. KiZA 1916, Nr. 16.

99 z. B. 19. 10. 1918 u. folgende Samstagsausgaben bis Kriegsende.

100 StA St. St. 45e: Anhang zu einem Schreiben vom 20. 1. 1915 an die Schuldirektorate.

101 ebd.

102 StA St. St. 45e: Schreiben vom 17. 10. 1914, vgl. Anm. 72.

103 s. die Vereinsanzeiger der NAZ bis letztmals 9. 11. 1918.

104 NAZ 21. 11. 1914; In der gleichzeitig angekündigten Vereinsversammlung der Jung-Lätitia stand ein Vortrag auf dem Programm: „Die Jugendwehr, ihre Notwendigkeit und Ziele“.

Kleinen Exerzierplatz, an der Oberhauser Bahnhofsunterführung oder bei der Roten-Tor-Schule, das heißt an Orten, von denen aus man ins Gelände marschieren konnte¹⁰⁵. Spätestens im Frühsommer waren jedoch ihre Mitglieder in andere Abteilungen integriert oder der besondere Eifer war erlahmt¹⁰⁶. Die Mitglieder der 7. und 8. Kompagnie traten üblicherweise am Sonntagnachmittag um 2.00 Uhr bei oder in der Sängerkapelle im Stadtgarten an. Teilweise marschierten sie gemeinsam vom Vereinslokal dorthin¹⁰⁷. Die jüngeren Lehrlinge kamen „sofort nach der Christenlehre“ nach¹⁰⁸. Am Donnerstagabend gab es ein zweites Training, das teils im Gesellenhaus, manchmal im dortigen großen Saal¹⁰⁹, oder in der Sängerkapelle stattfand¹¹⁰. Auch Appelle auf dem Großen Exerzierplatz gab es¹¹¹. Welche Übungen durchgeführt wurden, läßt sich aus den Angaben nur teilweise erschließen. Sicher ist, daß eifrig marschiert, aber auch geschossen wurde. So wird für den 4. Juli 1915 ein „Schul-, Preis- und Ehrenscheiben-Schießen“ angekündigt¹¹². Derartige Veranstaltungen konnten auch im Saal des Gesellenhauses durchgeführt werden, wie das „Ehrenscheibenschießen mit Zielgewehren“ am 6. 7. 1917 zeigt¹¹³. Zum „Scharfschießen“ ging man gelegentlich in die Schießstätte am Rosenauberg, und zwar am Sonntagvormittag um 10.00 Uhr, vermutlich nach dem Sonntagsgottesdienst¹¹⁴. Sehr viel häufiger wurde eine sog. „Schießvorschule“ durchgeführt¹¹⁵.

Auch die vorgesehenen „Felddienstübungen“ im Gelände sind gut belegt¹¹⁶. Dem Anschein nach wurden sie im Abstand von mehreren Wochen durchgeführt. Desgleichen fanden „Nachtübungen“ statt¹¹⁷. Falls das Übungsgebiet weiter entfernt lag, wurden den Jugendkompagnien Freifahrten bei der Bahn

105 z. B. NAZ 2. 1., 16. 1., 6. 2. 1915.

106 Überprüft wurden die Vereinsanzeiger der NAZ vom März und vom Juni 1915, vom April 1916 u. Januar 1917: Es finden sich keine Hinweise auf die Jugendwehr, wohl aber auf normale Sonntagsversammlungen. Am 26. 6. 1915 wurde dabei der Vortrag „England und unsere Unterseeboote“ gehalten (vgl. o.).

107 z. B. NAZ 6. 2., 20. 3., 8. 5., 29. 5., 12. 6., 19. 6., 26. 6. 1915; KiZA 1915, Nr. 50; KiZA 1916, Nr. 1.

108 NAZ 20. 3. 1915.

109 z. B. KiZA 1915, Nr. 50.

110 z. B. KiZA 1917, Nr. 28.

111 NAZ 22. 7. 1916.

112 NAZ 3. 7. 1915.

113 KiZA 1917, Nr. 29.

114 z. B. NAZ 5. 6. 1915; KiZA 1917, Nr. 29. „Scharfschießen“ wird nur selten gemeldet.

115 z. B. NAZ 27. 5. 1916; KiZA 1917, Nr. 30 ff.

116 z. B. NAZ 27. 2. 1915; 27. 5. 1916; 8. 7. 1916 (s. u.); 27. 1. 1917.

117 z. B. NAZ 5. 6. 1915; 8. 7. u. 22. 7. 1916.

gewährt¹¹⁸. Das dürfte etwa bei der Felddienstübung bei Aichach am Pfingstmontag 1916 der Fall gewesen sein¹¹⁹. Für die groß angelegte Übung bei Zusmarshausen im Juli 1916 (s. u.) wurde gar ein eigener Sonderzug für die Augsburger Teilnehmer eingesetzt. Dienstfrei hatten die Mitglieder der Jugendkompagnien an den großen Feiertagen des Kirchenjahres¹²⁰. Eine Ausnahme von dieser Regel wurde jedoch mit der schon erwähnten Felddienstübung am Pfingstmontag 1916 gemacht. Vor dem Abmarsch zu dieser Übung trat man am frühen Morgen im Vereinshof von St. Georg zu „Kirchenparade“ an, d. h. man besuchte in geschlossener Formation den Gottesdienst¹²¹. Bei der Betrachtung der Einzelaktivitäten darf nicht übersehen werden, daß die beiden katholischen Kompagnien nicht nur in ihre Stammvereine, sondern gleichzeitig auch in das Korps der städtischen Jugendwehr eingebunden waren. Dies zeigten u. a. mehrmals Besichtigungen durch den örtlichen „Befehlshaber“. Erstmals geschah dies im November 1914. Die NAZ berichtet anschließend, daß Generalleutnant von Hößlin „seiner Freude und Zufriedenheit darüber Ausdruck (gab), daß die militärische Jugenderziehung bei diesen Vereinen so frisch im Gange sei und ganz in seinem Geiste geführt werde“¹²². Zum Abschluß dieser ersten Besichtigung „stellten sich die kombinierten Tambourkorps des katholischen Lehrlingsvereins St. Georg an die Spitze der ganzen Jugendwehr, worauf diese unter Vorantritt Sr. Exzellenz (von Hößlin) mit klingendem Spiele in die Stadt zurückkehrte“¹²³. Eine der weiteren Besichtigungen war im Juni 1916. Im Zusammenhang damit stand im Vereinsanzeiger zu lesen, daß „sämtliche Gewehre und Karabiner ... ein(zu)liefern“ seien¹²⁴.

Daß von Hößlin mit dem, was man ihm vorführte, zufrieden war, ergibt sich aus einem Bericht von Diözesanpräses Gernlein im Schematismus des Jahres 1917. Er zitiert folgende Belobigung des Generals: „Hier kam auch das

118 StIA St. St. 45e: Schreiben vom 21. 1. u. 2. 4. 1916.

119 NAZ 10. 6. 1916.

120 z. B. NAZ 3. 4. 1915: ausdrücklich für die Osterfeiertage „keine Übung“; desgl. NAZ 22. 4. 1916 u. 7. 4. 1917; dagegen sind für den Weißen Sonntag teilw. Geländeübungen belegt, z. B. NAZ 29. 4. 16.

121 Pfingsten: NAZ 26. 5. 1917: beide Pfingstfeiertage keine Übung; NAZ 10. 6. 1916: Pfingstsonntag frei, -montag vgl. o. und Anm. 47.

122 NAZ 21. 11. 1914.

123 ebd.

124 NAZ 19. 5. 1917; Eine weitere Ankündigung der Besichtigung vom 10. 6. 1917 erfolgte in der NAZ vom 26. 5. d. J.; Einen Zeitungsbericht über diese Veranstaltung scheint es nicht zu geben.

Organisationstalent der katholischen Kirche zur vollen Geltung“¹²⁵. Des weiteren ergänzt Gernlein: „Bei verschiedensten Anlässen hat seine Excellenz unseren Vereinen Anerkennung gezollt. Es fordern die Kriegsnot des Vaterlandes, der persönliche Vorteil der älteren Vereinsmitglieder und die Ehre unserer kath. Jugendvereine, daß wir auch künftighin auf diesem Gebiet der Jugenderziehung nach Zahl und Leistung unserer Mitglieder in erster Reihe marschieren“¹²⁶. Ihren großartigsten Auftritt hatten die beiden katholischen Jugendkompagnien und ihr Leiter, Reichskassendiener Alois Eberhardt, am 11. Juli 1915. Anlaß war die Weihung einer eigenen Fahne, die im Kloster Maria Stern angefertigt worden war. Die „Mannschaften“ der beiden Kompagnien verstanden sie „als Zeichen ihrer vaterländischen Gesinnung“ sowie als „Ausdruck ihrer Begeisterung für die Jugendwehrsache und zur weiteren Belebung ihres Korpsgeistes“. Die Fahne zeigte „auf weißblauem Rautengrunde das prächtig gestickte bayerische Wappen bzw. den Namen der Jugendwehr“¹²⁷. Über die Veranstaltung berichtete nicht nur die NAZ in einer ganzen Zeitungsspalte, sondern auch die MAAZ widmete ihr einen ausführlichen Artikel¹²⁸.

Daraus erfährt man, daß nicht nur die 300 Mitglieder der „7. und 8. Kompagnie des Jugendregiments Augsburg ... im Vereinshofe von St. Georg zum gemeinsamen Abmarsch“ antraten, sondern auch die „Augsburger Landsturm-Turner-Kompagnie“ und die „Wehrkrafttruppen“, insgesamt „bei 1500 Zukunftsoldaten, zum Teil mit Obergewehr“. Als „Organisator der katholischen Gruppe“ marschierte „Lehrlingsvater Gernlein“ an der Spitze des Zugs zur Infanteriekaserne, hinter ihm die Jugendkapelle des Lehrlingsvereins St. Georg und des Gesellenvereins, die „frischen strammen Grünröcke von St. Jürgens Kumpanei. ... ihnen folgten die verhüllte neue Fahne und die beiden Kompagnien, denen sie kräftig vorauswehen soll. Im Anschluß daran folgten mit ihren Fahnen und Trommlerkorps die oben genannten Vereine und Kompagnien und in der Mitte des Zuges das vortrefflich geschulte Musikkorps der Mittelschüler von St. Stephan“¹²⁹. Ihr Weg führte u. a. durch Kaiser- und Bismarck-

125 zitiert nach einer Schrift „2 Jahre militärische Jugenderziehung“ in: Schematismus 1917, S. 460.

126 Schem. 1917 ebd.

127 NAZ 10. 7. 1915 (= Ankündigung der Fahnenweihe).

128 NAZ 12. 7. 1915 u. MAAZ 12. 7. 1915; Auch die KiZA 1915, Nr. 29, (18. 7.) brachte einen Bericht.

129 NAZ ebd.

straße¹³⁰, „freudig begrüßt von dem Spalier bildenden Publikum“¹³¹. Im Hof der Kaserne traten die Jugendkompagnien an. In Anwesenheit der Vereinspräsidenten, mehrerer Stadträte, darunter „Stadtschulkommissär Max von Löwen- eck“, nahm Domkapitular Msgr. Friesenegger sodann die Fahnenweihe vor, „der in herrlichen Worten die tiefe, ernste Bedeutung der Feier klarlegte und zum Schlusse die Mitglieder der Wehren ermahnte, mit Eifer und Treue ihrer Pflicht sich zu widmen und wenn einst das Vaterland ruft, zu streiten für Kaiser und Reich mit bayerischem Löwenmut“. Dann übergab Generalleutnant von Hößlin die neue Fahne an die Kompagnien und hielt ebenfalls eine Rede. Diese schloß er „... mit einer donnernden, Widerhall erweckenden Huldigung für Kaiser und König, Heer und Marine und ihren Führern, worauf die Königshymne gesungen wurde“. Hierauf folgte „ein schneidiger Parademarsch“¹³². Die NAZ würdigt den Auftritt mit folgenden Worten: „Es bereitete dem Jugendfreund helle Freude, zu sehen, wie gut diszipliniert und vortrefflich ausgebildet die jungen Leute im Stehschritt, vorschriftsmäßig Abstand haltend, und die Züge in sich gut aufgeschlossen und ausgerichtet, wie im Kasernenhofdrill erprobte Soldaten an ihrem obersten Exerzierherrn vorüberzogen.“ Der Rückmarsch führte wiederum durch die Innenstadt¹³³.

Zum Einsatz kam die Fahne bei Gelegenheiten wie der Feier des „Abschied(s) der zum Heere einrückenden Kameraden“. Hierzu steht im Vereinsanzeiger: „Die Fahne rückt aus. Vollständiges Erscheinen Ehrensache“¹³⁴. Wahrscheinlich wurde sie auch bei der „Felddienstübung gegen die Jugendwehr des Bezirks Zusmarshausen mit vormittägigem Feldgottesdienst“ im Juli 1916 mitgeführt¹³⁵. An dieser Übung nahmen neben der 7. und 8. Kompagnie noch die 9. (= Mittelschüler¹³⁶), die 12. (= Wehrkraftverein) sowie die 5. Kompagnie (= ‚sonstige‘ Jugendwehrmitglieder) teil, insgesamt „500 Mann stark“, d. h. durchschnittlich 100 pro Kompagnie¹³⁷. Als ‚Gegner‘ fungierten 300

130 MAAZ ebd.

131 NAZ ebd.

132 MAAZ ebd.

133 NAZ ebd.

134 NAZ 1. 4. 1916.

135 NAZ 8. 7. 1916.

136 NAZ 12. 7. 1916: Bericht über den Verlauf der Übung; Leiter der Mittelschüler war Richard Baier.

137 Leiter der Wehrkraftkompagnie war Karl Hafner; Leiter der 5. Kompagnie, der neben unorganisierten Jugendlichen vermutlich auch die evangelischen Jugendlichen angehörten, war Ludwig Kolb. Nach einem Aufruf von Hößlins und Gentners vom 1. 3. 1916. In: StIA St. St. 45e.

Mann der Jugendwehr des Bezirks Zusmarshausen und mehrerer Nachbarbezirke¹³⁸. Die Augsburger Teilnehmer wurden mit einem Sonderzug bis Gabelbach gefahren, marschierten sodann bei strömendem Regen bis zur Höhe Horn, dort war unter einer Buche ein Feldaltar errichtet. Den Feldgottesdienst und die Predigt hielt Domkapitular Gernlein. Es folgte ein Marsch nach Zusmarshausen. Beim dortigen „Gasthof zur Post“ wurde ein „Vorbeimarsch an den militärischen Leitern“ abgehalten, d. h. eine Art Parade, die auf die Bevölkerung der Marktgemeinde einen solchen Eindruck machte, daß sie den jungen Männern Rosen und andere Blumen aus ihren Gärten schenkte. Es folgte die eigentliche Übung, die darin bestand, daß die Augsburger Kompagnien die Wälder bei Zusmarshausen von „versprengten Feinde(n) ... säuber(te)n“. Die ‚Feinde‘ wurden von den Jugendwehren der Landbezirke dargestellt. Zurück nach Augsburg fuhr man sodann im Sonderzug ab Adelsried. Am Hauptbahnhof ordneten sich die Kompagnien noch einmal zu einem „schneidig geführten Vorbeimarsch“, den ein Oberleutnant beim „Bayerischen Hof“ abnahm.¹³⁹ Ein weiterer gemeinsamer Termin mit den Turner-, Wehrkraft- und Schülerkompagnien fand im Juli 1917 statt. Hierzu erging der Aufruf: „Sonntag 2.00 Antreten zur Besichtigung sämtlicher Augsburger Jugendkompagnien! Vollzählig und pünktlich erscheinen!“ Am Donnerstag davor hatte man für den gemeinsamen Auftritt entsprechend geübt¹⁴⁰.

Andererseits wurde wohl darauf geachtet, daß die Verbindung der Jugendwehrmitglieder zum Verein nicht abriß¹⁴¹. Dieses Ziel förderten übergreifende Veranstaltungen wie die Verabschiedung des bisherigen Tambourmajors und Vereinsseniors Paul Zett sowie des Vereinsmusikers Thaddäus Maienberger zum Heer im Mai 1916 im Vereinshof von St. Georg. Dabei wurde noch einmal zwei Stunden lang gemeinsam musiziert und exerziert¹⁴². Ehemalige Mitglieder besuchten auch gelegentlich während eines Fronturlaubs ihre Kameraden von Verein und Jugendwehr. So hielt etwa ein Matrose gegen Ende 1917 einen Vor-

138 NAZ 12. 7. 1916.

139 ebd.

140 KiZA 1917, Nr. 28.

141 vgl. KiZA 1917, Nr. 4: Aufruf beim LV Dom-St. Moritz: „Vollst. Erscheinen, auch der Jugendwehrmitglieder, wird erwartet“.

142 NAZ 27. 5. 1916 (Termin der Verabschiedung: Sonntag, 28. 5.).

trag über die Eroberung der Insel Ösel bei Riga, an der er beteiligt gewesen war¹⁴³.

Allgemein scheint die Begeisterung, ihre spärliche Freizeit für vormilitärische Übungen zu opfern, bei vielen Jugendlichen bald nachgelassen zu haben. Dem sollte dadurch abgeholfen werden, daß von den Rekruten eine Bescheinigung über die Teilnahme an Wehrübungen vorgelegt werden mußte¹⁴⁴. Daß auch dadurch die Übungsfreudigkeit nicht voll durchgesetzt werden konnte, zeigt folgender Hinweis im Vereinsanzeiger: „An Mannschaften, welche wiederholt bei den Übungen unentschuldigt fehlen, darf keine Bescheinigung mehr ausgegeben werden“¹⁴⁵. Trotz solcher Ermüdungserscheinungen kam aber aus den Lehrlingsvereinen ständig soviel Nachwuchs, daß die doppelte Kompagniestärke bis zum Kriegsende aufrecht erhalten werden konnte. Die letzten Verabschiedungen von Jugendwehrmitgliedern zum Heer sind für Mitte Mai und Anfang Juni 1918 belegt¹⁴⁶. Im selben Zeitraum wurde noch regelmäßig trainiert. Der letzte Aufruf zu einer Jugendwehrübung findet sich in der NAZ vom 9. November 1918¹⁴⁷.

Parallel zur vormilitärischen Ertüchtigung wurden die Lehrlinge auch seelsorgerisch betreut. Diese Betreuung wurde über die Einberufung zum Militärdienst hinaus fortgeführt. Die Briefe, die Diözesanpräses Gernlein von seinen ehemaligen Schützlingen während des Kriegs erhielt, sollen 40 Ordner gefüllt haben, die nach Gernleins Tod leider vernichtet wurden¹⁴⁸.

Abschließend zum Kapitel „militärische Jugenderziehung“ ist noch ein Blick auf die Kontaktmöglichkeiten zu werfen, die sich durch die Beteiligung an diesem ‚nationalen Unternehmen‘ ergaben: Zu berücksichtigen ist hier einmal der Wehrkraftverein, der in der Vorkriegszeit als Konkurrenzunternehmen zu den Lehrlingsvereinen aufgetreten war (s. Teil 1). Er bildete während des

143 KiZA 1917, Nr. 31; Bei der Eroberung der Insel Ösel war der Dichter Walter Flex gefallen. Ob sein Büchlein „Der Wanderer zwischen zwei Welten“ (Erstaufl. München 1917), das später zum ‚Kultbuch‘ der Jugendbewegung bis hin zur Hitlerjugend wurde, damals unter katholischen Jugendlichen schon bekannt war, entzieht sich der Kenntnis des Verf.

144 NAZ 1. 4. 1916; vgl. die dort veröffentlichte Bekanntmachung des „Stellvertretenden Generalkommandos K. J. bayerischen Armee Korps“ München vom 10. 3. 1916, für die Stadt Augsburg gezeichnet von Bürgermeister Franz Gentner am 28. 3. 1916.

145 NAZ 8. 7. 1916.

146 NAZ 18. 5.: Verabschiedung von Rekruten durch Bürgermeister Gentner; 8. 6. 1918: Aushändigung von Teilnahmebescheinigungen.

147 NAZ 9. 11. 1918.

148 JI 1935, S. 38.

Kriegs eigene Lehrlingszüge, insbesondere für Lehrlinge der MAN¹⁴⁹. Damit konkurrierte man noch direkter um dieselbe Klientel. Und es ergab sich wohl von selbst, daß man sich gegenseitig in nichts nachstehen wollte, was die damaligen Jugendlichen als attraktiv und zeitgemäß empfanden. Daneben ist die Beteiligung der Mittelschüler zu berücksichtigen, vor allem der Gymnasiasten von St. Stephan, zu denen wohl auch vereinzelt Beziehungen verwandtschaftlicher Art oder auf Pfarreibasis – etwa als Ministranten – bestanden haben dürften. Außerdem sind Kontakte zwischen den erwachsenen Leitern der Organisationen anzunehmen. All dies könnte dazu beigetragen haben, daß sich die Jugend- und Lehrlingsvereine in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg verstärkt an jugendbewegten Organisationen orientierten.

Verstärkung der jugendpflegerischen Bemühungen während des I. Weltkriegs

Auffallenderweise wurden auch die jugendpflegerischen Anstrengungen weiter verstärkt (vgl. Teil 1), und diese Tendenz hielt während der Kriegsjahre an: Noch Ende 1913 hatte der Diözesanverband eine personelle Doppelspitze erhalten, nämlich Domkapitular Gernlein als Diözesanpräses und Dr. Anton Luible, der erstmals die Aufgaben eines Diözesansekretärs wahrnahm¹⁵⁰. Luible bat Gernlein im April 1915 um Enthebung von diesem Amt. Gleichzeitig schlug er Ignaz Steinhart als seinen Nachfolger vor, der die Aufgabe übernahm, bis er im Jahr 1919 Diözesanpräses der Gesellenvereine wurde¹⁵¹. Ihm folgte als Diözesansekretär Johannes Nar, der das Amt 1924 an Richard Herb weitergab¹⁵². Diözesanpräses – und Vereinspräses von St. Georg – blieb bis zu

149 vgl. Karl Seidelmann: Die Pfadfinder in der deutschen Jugendgeschichte. Teil 1. Hannover 1977. S. 45 mit Anm. 60;

Seidelmann war während des Kriegs als einer der jungen Führer beim Augsburgs Wehrkraftverein tätig: NAZ 11. 1. 1917; Neben MAN-Lehrlingen waren auch Lehrlinge der Mechan. Baumwollspinnerei und -weberei beteiligt: NAZ 31. 1. 1917; (Seidelmann gründete 1919 mit zahlreichen Wehrjungen die erste Augsburgs Pfadfinderorganisation, die 1933 zur HJ überging).

150 ABA: GV 1656; offiziell ab 15. 12. 1913; Dr. Luible war hauptamtlich Stadtprediger von Friedberg.

151 ebd., Schreiben vom 21. 4., 24. 4. u. 29. 4. 1915; Zu Steinhart s. a. Kolpinggeschichte, Bd. 3 S. 48 (vgl. Anm. 80).

152 JL 1935, S. 38.

seinem Tod im April 1923 Johann Bapt. Gernlein. Sein Nachfolger wurde der Senior der Vereinsarbeit Msgr. Friesenegger¹⁵³. Friesenegger blieb bis 1929 im Amt, Herb bis 1933.

Zum 1. November 1914 konnte auch das „Katholische kaufmännische Jugendheim in Augsburg“ eröffnet werden. Hierzu war ein Haus auf dem Oberen Kreuz mit erheblichem Aufwand umgebaut worden. Welche Bedeutung man dieser neuen Einrichtung im katholischen Augsburg beimaß, zeigt sich u. a. darin, daß die NAZ das Heim nicht nur in einem ausführlichen Artikel vorstellte, sondern sie druckte auch eine Fotografie davon ab. Es war eines der ersten Pressefotos, das in den Augsburger Zeitungen erschien¹⁵⁴. Laut NAZ-Bericht bot das Heim den kaufmännischen Lehrlingen Unterkunft, Verpflegung, Bewahrung vor den Gefahren der Großstadt sowie christliche Charakterbildung. Die Zöglinge traten alle der Jugendabteilung des katholischen kaufmännischen Vereins Lätitia bei, der im dortigen Saal fortan seine Sonntagsversammlungen abhielt. Heimleiter und Präses war Domkaplan Adolf Held. Des weiteren wurden im Heim auch Abendkurse in Buchführung, Steno und Französisch abgehalten; sogar eine Lehrstellenvermittlung gab es¹⁵⁵. Über diese Lehrlingsheime sowie die Lehrlingsvereine wurde alljährlich zur Zeit des Schuljahres bzw. zu Beginn des neuen Lehrjahrs in der Kirchenzeitung berichtet, d. h. die kircheneigene Presse systematisch in den Dienst der Jugendarbeit gestellt¹⁵⁶.

Als drittes kam am 1. Oktober 1918 das Heim an der Remboldstraße hinzu, das wiederum mehr für die gewerblichen Lehrlinge bestimmt war. Man hatte für dieses Heim die Räume einer ehemaligen Wirtschaft teilweise umgestaltet. Da für die vollständige Einrichtung in der Kriegszeit nicht genügend Geld zur Verfügung stand, bat man in der Kirchenzeitung um Ausstattungshilfe¹⁵⁷. In diesem Heim wurde auch eine Geschäftsstelle eingerichtet, die bis in die 30er Jahre Amtssitz des Jugendsekretärs blieb.

Von besonderer Bedeutung für die Zukunft der katholischen Jugendarbeit sollte die Einführung eines „Jugendsonntags“ werden, der erstmals 1918 abge-

153 ebd.

154 NAZ 12. 12. 1914.

155 ebd. u. KiZA 1915, Nr. 26.

156 z. B. KiZA 1916, Nr. 24: Kfm Jugendheim; KiZA 1917, Nr. 38: „Zum Beginn der Fortbildungsschulen“ Vorstellung der Lehrlingsvereine, der Versammlungslokale und Tätigkeiten.

157 KiZA 1918, Nr. 24 (9. 6.): 2. Lehrlingsheim bei St. Ulrich angekündigt; Bitte um Ausstattungshilfe; eröffnet am 1. 10. 1918.

halten wurde. Es handelte sich dabei nicht um eine rein kirchliche Veranstaltung, sondern auch die Regierung des Königreichs Bayern stand hinter diesem Jugendfesttag, der mit folgendem Erlaß ins Leben gerufen wurde: „Seine Majestät der König haben zum Zwecke der Aufbringung von Mitteln für die Förderung der katholischen Jugendpflege und Jugendfürsorge auf die Dauer von zunächst fünf Jahren (1918 mit 1922) die Veranstaltung einer jährlich wiederkehrenden Sammlung in allen katholischen Kirchen des Königreichs jeweils an dem auf den 21. Juni fallenden oder ihm vorausgehenden oder nachfolgenden Sonntag allergnädigst zu genehmigen geruht. Die Sammlung soll heuer am Sonntag, den 23. Juni, abgehalten und deren Erträgnis alsbald an das Bischöfliche Ordinariat eingesandt werden“¹⁵⁸. Unmittelbarer Zweck der Veranstaltung war also eine landesweite Kollekte, die vom Ordinariat für Zwecke der Jugendarbeit verwendet werden sollte. Gleichzeitig wurde aber – aufgrund der terminlichen Verbindung mit dem Fest des hl. Aloisius (21. 6.) – der konservativ-religiöse Aspekt der Veranstaltung angedeutet. Andererseits wollte man den Jugendlichen eine attraktive Festgestaltung bieten. Deshalb wurden zur „Vorbereitung, Feier und Auswertung des Jugendsonntags“ an vier Orten der Diözese regionale Vorbereitungskonferenzen gehalten, nämlich in Murnau, Kempten (kath. Vereinshaus), Donauwörth und Augsburg (Gesellenhaus), die Jugendsekretär Dr. Franz Gruber aus München leitete¹⁵⁹. In Augsburg wurde neben den Gottesdiensten in den einzelnen Pfarreien eine „außerkirchliche Feier ... sämtlicher hiesigen katholischen Lehrlingsvereine“ am Nachmittag vorbereitet, die „im Garten der ‚Schießstätte‘ am Rosenauberge“ stattfinden sollte. Das Programm umfaßte „turnerische und musikalische Aufführungen in abwechslungsreicher Folge“, um „Einblick in die mannigfache Förderung, welche Körper und Geist, Zucht und Ordnung in diesen Jugendvereinen erfahren“, zu geben¹⁶⁰. Vermutlich aus Witterungsgründen wurde dieses „Turnfest“ aber kurzfristig um eine Woche auf den 30. 6. 1918 verschoben. Nicht uninteressant ist der Hinweis aus der Kirchenzeitung, daß zumindest der Lehrlingsverein Lechhausen mit „Trommeln und Fanfaren“ zum Rosenau-berg zog¹⁶¹.

158 ABIDA 1918, Nr. 13, S. 91.

159 ebd. Eine Ankündigung des „Kath. Jugendsonntags“ findet sich auch in den Vereinsanzeigern.

160 KiZA 1918, Nr. 26.

161 KiZA 1918, Nr. 27.

*Die Jugend- und Lehrlingsvereine während der Revolutionszeit
(November 1918 bis April 1919)*

Für die ersten Monate nach Abschluß des Waffenstillstands, die in Bayern durch die kurze Geschichte der Räterepublik und ihrer Niederschlagung bestimmt wurden, gibt es kaum spezielle Informationen über die Jugendvereine. Aus den Angaben der Vereinsanzeiger ist erkennbar, daß das normale Vereinsleben in etwa so weiterlief wie während der Kriegsjahre. Darüber hinaus gibt es einige Hinweise, die darauf schließen lassen, daß die Revolutionszeit für die künftige politische Haltung der Jugendlichen und ihrer Vereine – als Teil des katholischen Milieus und zusammen mit dem Großteil der Bevölkerung – von nicht unerheblicher Bedeutung war. Ein Überblick über die Hiobsbotschaften der Zeitungen mag andeuten, welches Ausmaß an einschneidenden Veränderungen Ende 1918 über die Zeitgenossen hereinbrach:

Erst im Herbst erfuhr man, daß der Sieg nicht mehr zu erringen war – und daß das erschöpfte Vaterland auf den erhofften Kriegsgewinn verzichten mußte. Es folgten die Abdankung des Kaisers und der Regierungswechsel in Berlin. Gleichzeitig verschwand das Königshaus der Wittelsbacher in Bayern, was für die katholischen Untertanen wohl weit wichtiger war als die Abdankung der preußischen Hohenzollern. Ersetzt wurde die königliche Regierung durch Arbeiter- und Soldatenräte, die dem sozialistischen Lager zuzuordnen waren, das traditionell als der innenpolitische Hauptgegner betrachtet wurde (s. Teil 1). Und fast gleichzeitig mit dem Umsturz in Berlin und München verdrängten in Augsburg Arbeiter- und Soldatenräte den Stadtmagistrat¹⁶². Zunächst dürfte eine Erklärung der Regierung Eisner die Gemüter ein wenig beruhigt haben. Darin wurde verkündet: „Die bestehenden Gesetze behalten vorerst Recht und Gültigkeit. Die neue Regierung führt die Geschäfte lediglich in dem Sinne des Hineinwachsens in einen sozialen Volksstaat“¹⁶³.

Wenige Tage später jedoch erließ der Sozialdemokrat Johannes Hoffmann als provisorischer Kultusminister eine Verordnung, welche die „Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht“ verfügte¹⁶⁴. Die Kernaussage der Verordnung

162 MAAZ 10. 11.1 918.

163 MAAZ 12. 11. 1918.

164 Hoffmann war 1887–1908 Volksschullehrer in der Pfalz gewesen, wurde aber entlassen, weil er aktiver Sozialdemokrat war, seit 1908 Mitglied der Abgeordnetenversammlung des Bayerischen Landtags. Nach: dtv dokumente: Revolution und Räterepublik in München 1918/19. München 1978. S. 256.

lautete: „Vom 1. Januar (1919) an entfällt die Beaufsichtigung und Leitung der Volksschulen durch Ortsschulinspektoren. Die schulaufsichtliche Tätigkeit der geistlichen Distriktschulinspektoren und das geistliche Referat der Stadtschulkommission sowie ihre Mitgliedschaft in den Distriktschulbehörden endet mit dem 31. Dezember 1918.“¹⁶⁵ Gegen diese Maßnahme, die „ohne Fühlungnahme mit den kirchlichen Behörden“ erfolgt war, protestierten die katholische und evangelische Kirchenleitung umgehend¹⁶⁶. In der konfessionell orientierten Presse wurde einerseits über die Entwicklung sachlich berichtet¹⁶⁷, andererseits engagierten sich die damaligen Zeitungen im beginnenden Wahlkampf – die NAZ sowie die Postzeitung zu Gunsten der neugegründeten BVP – und so ergab sich manche Zuspitzung bei Schlagzeilen und Kommentaren. Die NAZ brachte z.B. einmal den Titel: „Die Entchristlichung der Volksschule in Bayern“¹⁶⁸, womit der Sachverhalt doch überbewertet wurde. Bayernweit kam es zu zahlreichen Protestresolutionen und -versammlungen, größtenteils von der BVP organisiert. Unterstützt wurden sie auch vom Süddeutschen Verband katholischer männlicher Jugendvereine sowie vom Verband der weiblichen Jugendvereine¹⁶⁹. In Augsburg fand am 10. 2. 1919 eine große Protestkundgebung im Ludwigsbau statt, deren Hauptredner Domkapitular Dr. Franz Xaver Eberle war. Die NAZ druckte seine Rede im Wortlaut ab¹⁷⁰. Inwieweit unter den Zuhörern auch Mitglieder von Jugend- und Lehrlingsvereinen waren, ist nicht erwähnt. Daß diese Vereine ebenfalls an Protestaktionen teilnahmen, ist in anderen Fällen belegt. So gehörte der Lehrlingsverein Augsburg-Lechhausen zu den Mitunterzeichnern eines Protestschreibens der katholischen Vereine Lechhausens¹⁷¹. Und auch bei einer Veranstaltung des Lehrlingsvereins von St. Max wurden Unterschriften gesammelt¹⁷². Der Schulerlaß Minister Hoffmanns bewirkte also, daß die Jugendvereine – obgleich ihre Mitglieder minderjährig waren – erstmals gegen eine republikanische Regierung mobilisiert wurden.

165 MAAZ 18. 12. 1918 (Morgenausgabe).

166 MAAZ 18. 12. 1918 (Abendausgabe): Proteste der katholischen Bischöfe sowie einer Versammlung evangelischer Theologen.

167 NAZ 21. 3. 1919.

168 NAZ 29. 1. 1919.

169 NAZ 29. 1. 1919.

170 NAZ 11. 2. 1919.

171 NAZ 15. 2. 1919.

172 NAZ 20. 2. 1919.

Das Landtagswahlergebnis vom 12. Januar 1919 machte die BVP auf Anhieb zu einer bedeutenden Kraft in der bayerischen Politik. Revolutionsführer Kurt Eisner und seine USPD erlitten hingegen eine vernichtende Niederlage. Bevor Eisner im Landtag seinen Rücktritt erklären konnte, wurde er am 21. 2. 1919 ermordet. Als unmittelbare Folge davon kam es auch in Augsburg zu Krawallen, in deren Verlauf sich einige Randalierer Zugang zum Bischofspalais verschafften, angeblich um es nach Lebensmitteln zu durchsuchen. Anschließend befreiten dieselben Leute Gefangene aus dem Untersuchungsgefängnis in der Karmelitengasse und erwogen, ob sie ins nahe Kloster St. Stephan eindringen sollten¹⁷³. Somit wurden – nach der gestürzten weltlichen Regierung – auch die kirchlichen Institutionen durch die Revolutionäre bedroht. Eine Reaktion aus Kreisen der katholischen Standesvereine konnte der Verfasser zwar bisher nicht finden, daß es aber Kräfte gab, die nun unter katholischen Vorzeichen die Gegenrevolution unterstützten, wird das nächste Kapitel des Aufsatzes zeigen. In Augsburg stellte allerdings der Arbeiter- und Soldatenrat die Ordnung wieder her. Welche Haltung dieses Gremium einnahm, zeigt u. a. die Tatsache, daß es an eine Gruppe von Mönchen und Studenten, die St. Stephan bewachten und notfalls verteidigen wollten, scharfe Munition ausgab¹⁷⁴. Auf Landesebene wurde wenige Tage später eine Regierungskoalition zwischen SPD und BVP geschlossen, deren Ministerpräsident eben jener Johannes Hoffmann war, der den Schulerlaß herausgegeben hatte. Man darf vermuten, daß diese Entwicklung die Beurteilung der Sachlage für einfache Leute nicht gerade erleichterte¹⁷⁵. Zu schweren Unruhen kam es noch einmal in den Ostertagen, als Reichstruppen und Freikorpsverbände zum Einsatz gegen die Münchener Räterepublik durch Augsburg fuhren und ihre Transportzüge von Anhängern der Räterepublik beschossen wurden. Wiederum versuchte der offizielle Arbeiter- und Soldatenrat den Frieden in der Stadt aufrecht zu erhalten¹⁷⁶. Die

173 Bericht des „Nachrichtenblatts des Augsburger Arbeiter- und Soldatenrates“ Nr. 2, 25. 2. 1919; Dieses Nachrichtenblatt ersetzte einige Tage lang die Zeitungen APZ, NAZ, ANN u. MAAZ.

174 StA St. St. ER 189,2 GV: Quittungszettel: „Bestätigung / über 220 Patronen / b. A. u. S. Rat. Rathaus / im Auftr. Kohlberger“ über der Unterschrift ein runder Stempel der „Plünderungsschutzstelle [im Stempelinneren] ARB. U. SOLDATENRAT AUGSBURG [Stempelumschrift]“.

175 Zu den Umständen der Wahl Hoffmanns vgl. die Schilderung des Abgeordneten E. Müller Meinigen, in: dtv dokumente: Rev. u. Räterepublik S. 155.

176 NAZ 12. 15. 4. 1919: Der Augsburger Arbeiter- und Soldatenrat schloß mit der Regierung Hoffmann ein Abkommen und distanzierte sich von der Entwicklung in München. U. a. ging es um die Sicherung der Lebensmittelversorgung der Stadt.

Lehrlingsvereine waren nur insoweit betroffen, als wegen einer Ausgangssperre eine Theateraufführung beim Verein Dom-St. Moritz verschoben werden mußte¹⁷⁷. Ein aktives Eingreifen kann bei Angehörigen der Jugendvereine aufgrund ihres Alters wohl ausgeschlossen werden¹⁷⁸ (vgl. den folgenden Exkurs).

Exkurs: Erlebnisse späterer Präsidens während der Kriegs- und Revolutionszeit

Für die weitere Entwicklung der Jugend- und Lehrlingsvereine ist es nicht uninteressant, einen Blick auf die Jugend der Männer zu werfen, die einige Jahre später als Jugendpräsidens und -seelsorger eine Rolle spielen sollten. Möglich ist dies leider nur für einige wenige Persönlichkeiten, die ihre Schulzeit im Gymnasium bei St. Stephan verbrachten und Anteil an den dortigen Entwicklungen hatten: Grundsätzlich zu erwähnen ist die Marianische Kongregation (= MC), der die Mehrzahl dieser jungen Leute angehörte. Diese öffnete sich zwar nur sehr zögernd jugendbewegten Einflüssen¹⁷⁹, doch es gab anscheinend einige MC-Mitglieder, die auch an den anderen Organisationen beteiligt waren. So bildete sich um 1912 eine Gruppe von Schülern, die sich am Wandervogel orientierte (s. Teil 1). Zu dieser Gruppe gehörte Joseph Kerker, der unmittelbar nach dem Krieg Mitglied des Quickborn wurde und später als junger Priester auch Arbeiterkinder betreute¹⁸⁰. Kerker findet sich in den erhaltenen Teilnehmerlisten der bereits mehrmals erwähnten ‚Kleinen Stephaner‘, und zwar im Jahr 1915, d. h. er nahm an deren Kriegs- bzw. Geländespielen teil, wobei er teils die Funktion eines ‚Sanitäters‘, teils die eines ‚Generals‘ ausübte¹⁸¹. Ein

177 NAZ 26. 4. 1919.

178 Keine Hinweise auf aktives Eingreifen gibt es z. B. auch seitens der Gesellenvereine. Vgl. Kolping, Bd 3, S. 48 f.

179 vgl. o.: erste Pfingstausflüge mit Anm. 50; Weitere Ansätze gab es in den ersten Nachkriegsjahren. S. Jahresbericht der MC 1920 ff.; Der Durchbruch zur Jugendbewegung erfolgte jedoch erst um 1930. S. Jahressgabe 1930, S. 5 ff.

180 Zu Kerker als Quickborner vgl. Leo Stainer: P. Gregor und der Quickborn. In: Stephanica 56 (1984), S. 24; MC-Altsodale nach: Jahressgabe 1926, S. 14, bereits als Katechet in Augsburg genannt; als Betreuer von Arbeiterkindern, s. Jahressgabe der MC von St. Stephan 1930, S. 14; vgl. KiZA 1930, Nr. 7 (15. 2.).

181 Kerker erscheint in der Teilnehmerliste 1915 als ‚Sanitäter‘ und ‚General‘: StiA St. St. ER 187, 1 + 2 (P. Albert Schwarz): Maschinenschriftl. Rückblick über die Spiele 1910–1918, S. 15.

Jahr später verzeichnet ihn der Jahresbericht des Gymnasiums als freiwilligen Kriegsteilnehmer¹⁸². Von besonderem Interesse ist das Freundespaar Alois Hurter und Alphons Satzger, beide auch MC-Mitglieder¹⁸³. Hurter wiederum findet sich auch bei den Kleinen Stephanern im Jahr 1914¹⁸⁴. Satzger hingegen konnte an diesen Ferienspielen nicht teilnehmen. Er wird aber von seinem Freund Alois einiges über diese Spiele erfahren haben¹⁸⁵. Ebenfalls zu den Kleinen Stephanern gehörte 1916 Joseph Hirschvogel¹⁸⁶.

Von besonderem Interesse ist die Beteiligung Georg Pfisters an den Spielen der Kleinen Stephaner, die für die Jahre 1914–1916 belegt ist (Klasse 1b–3b)¹⁸⁷. Eines der Spiele, an dem der zwölfjährige Georg Pfister als Mitglied der „Blauen Partei“ teilnahm¹⁸⁸, fand am 17. 5. 1915 im Westen Augsburgs statt. Im Bericht von P. Schwarz verlief das Spiel folgendermaßen: „Am Vorabend war ein kräftiger vierrädriger Handwagen mit 2 Säcken und 2 Kistchen auf den Kobel gebracht worden. Dies war ein Munitionstransport und von Blau nach Anhausen zu schaffen. Nach der hl. Messe in Pfersee ging Blau (Führer H.) auf den Kobel und marschierte von dort um 7.45 ab, während Weiß (Führer B.) um 7.30 an der Gögginger Wertachbrücke angesetzt wurde. Als Blau (29 Mann) in die Nähe des Feindes kam, nahmen die kräftigeren Leute die Munition vom Wagen u. trugen sie fort, entlehnten in Diedorf einen Schubkarren u. kamen ans Ziel um 10.00. Die kleineren Blauen fuhren mit dem leeren Wagen dem

182 Jahresbericht Gymnasium St. Stephan 1915/16. S. 8.

183 Beleg für MC-Mitgliedschaft Hurters u. Satzgers: vgl. Jahressgabe 1926, S. 14: Hurter, Kaplan (u. Präses des Jugendvereins) in Göggingen, u. ebd. S. 15: Satzger, Stadtkaplan (u. Präses sowie Leiter des Lehrlingsheims) in Kaufbeuren.

184 Hurter bei den Kleinen Stephanern: Bericht P. Schwarz: S. 12 (1914).

185 Die enge Jugendfreundschaft Hurters und Satzgers bestätigten unabhängig voneinander Matthias Lorenz, ehem. KJMV u. DPSG Göggingen (Gespräch am 14. 6. 1992), sowie Sepp Lang, ehem. KJMV Kaufbeuren und Mitarbeiter Satzgers während dessen Zeit als Diözesanpräses des KJMV ab 1935 sowie Diözesanjugendseelsorger (Gespräch im Sept. 1993).

186 Belege zu Hirschvogel u. a.: MC-Altsodale in: Jahressgabe 1926, S. 14, noch als stud. theol.; bei den Kleinen Stephanern: Bericht P. Schwarz, S. 49 (1916); Hirschvogel wurde später erster Sturmchar-Präses der Diözese, vgl. JL 1931, S. 91.

187 Pfister bei den Kleinen Stephanern, vgl. Bericht P. Schwarz, S. 13 (1914), S. 15 (1915) u. S. 49 (1916); Bei der MC scheint Pfister nicht gewesen zu sein. Später war Pfister an der Einführung der St. Georgs-Pfadfinder (= DPSG) in der Diözese Augsburg maßgeblich beteiligt; er war erster Landeskurat 1931–1934 und nochmals nach dem 2. Weltkrieg.

188 Die Kleinen Stephaner trugen ‚Uniformen‘ nach Art der damals beliebten Matrosenanzüge. Nach den Grundfarben waren sie die Weißen (mit blauen Streifen) oder die Blauen (mit weißen Streifen).

Feind entgegen um ihn auf sich zu locken. Alle sind „gefallen“¹⁸⁹. Etwas später geriet eine blaue Abteilung mit den Weißen zusammen, Weiß (27 Mann) verlor im ganzen 6 ‚Tote‘, Blau 11 ‚Tote‘, aber Blau hat die Aufgabe gelöst...“¹⁹⁰. P. Schwarz veranstaltete aber auch Exerzierübungen, an denen der kleine Georg Pfister ebenfalls teilnahm¹⁹¹. Hingegen ist nur zu vermuten, daß Pfister 1917 oder 1918 auch an der Jugendwehr beteiligt war¹⁹².

Von den älteren Schülern St. Stephans meldeten sich zahlreiche freiwillig zum Kriegseinsatz. Unter ihnen waren Kerker und Satzger¹⁹³. Beide kamen Ende 1918 nach Augsburg zurück. Kerker organisierte bald darauf für heimkehrende Stephaner Exerzitionen¹⁹⁴. Als sich der Übergriff auf das Bischofspalais sowie die bedrohliche Situation für St. Stephan ereigneten, fühlten sich diese jungen Leute sehr betroffen. Einige von ihnen sandten Bischof von Lingg eine Art Beileidsadresse, deren Text Alois Hurter verfaßte¹⁹⁵. Andere meldeten sich zu der bewaffneten Wachmannschaft zum Schutz von St. Stephan¹⁹⁶. Es gab aber auch mehrere junge Männer aus diesem Kreis, die den Aufrufen zum Eintritt in Freikorps folgten, darunter waren wiederum Satzger und Kerker. Beide schlossen sich dem Freikorps Epp (Detachment Probstmayer) an¹⁹⁷. Zu diesem Zeitpunkt waren die Kämpfe in München allerdings weitgehend beendet, woraufhin die Freikorps teilweise in Richtung Allgäu marschierten, wo sie u. a. Kempten besetzten¹⁹⁸. Es wurde auch eine Augsburger Einwohnerwehr gebil-

189 Bei den Geländespielkämpfen trug man sog. Lebensfäden.

190 Bericht P. Schwarz von 1936 nach den Aufzeichnungen von 1915, S. 16 f.

191 ebd. S. 15 f.; In einer handschriftlichen Übersicht über die teilnehmenden Schüler ist Pfister an beinahe allen Terminen abgehakt.

192 In einer handschriftlichen Liste (verm. P. Schwarz) sind die Jugendwehr-Mitglieder des Schuljahrs 1914/5 verzeichnet. Darin findet sich auch der Name Georg Pfister, der damals jedoch erst 12 Jahre alt war. Gemeint ist wohl sein älterer Bruder Karl.

193 Kerker s. Anm. 182; Satzger S. JL 1935, S. 73 ff.; vgl.: Börst, L.: Die Theologen der Diözese Augsburg im Weltkrieg 1914–1918. Ein Beitrag zur Geschichte des Bistums Augsburg. Hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Augsburg. Speyer 1938. S. 80 ff.

194 MC-Jahresbericht 1918/19, S. 9.

195 MC-Jahresbericht 1918/19. S. 9; Hurter war, soweit aus den Unterlagen ersichtlich, nicht im Krieg.

196 StiA St. St. In dem erhaltenen Wachplan finden sich zumindest keine Namen, die der Verf. als spätere Jugendpräsidies identifizieren kann.

197 Börst, L.: S. 128 ff.

198 Aufruf Probstmayer mit ausdrücklicher Berufung auf die Bayerische Regierung in: NAZ 22. 4. 1919 u. 2. 5. 1919; Besetzung Kemptens durch Freikorps: NAZ 13. 5. 1919.

det, in die u. a. der erst 16jährige Georg Pfister eintrat¹⁹⁹. Der Entschluß zu einem solchen Einsatz wird verständlicher, wenn man bedenkt, daß nicht nur die von SPD und BVP getragene Regierung Hoffmann²⁰⁰ sowie ein „Aktionsausschuß der Betriebsräte Augsburgs“²⁰¹ und das „Christliche Gewerkschaftskartell Augsburgs“²⁰², sondern auch Erzbischof Jacobus v. Hauck, Bamberg, dieser als stellvertretender Primas der Bayerischen Bischofskonferenz, einschlägige Aufrufe unterzeichneten²⁰³. Wie lange die Einsätze dauerten, ist nicht zu ermitteln. Satzger und Kerker dürften anschließend mit Alois Hurter ins Priesterseminar eingetreten sein. Hirschvogel und Pfister dagegen mußten noch ihre Gymnasialausbildung abschließen, bevor sie das Theologiestudium beginnen konnten.

Zusammenfassung und Ausblick

Die vier Jahre des Ersten Weltkriegs stellten für die Entwicklung der Jugend- und Lehrlingsvereine grundsätzlich keinen Einschnitt dar, in dem ihr Vereinsleben behindert wurde. Vielmehr fand in diesen Jahren eine Weiterentwicklung statt: Die bereits in den Vorkriegsjahren begonnene Belebung durch jugendbewegte Aktivitäten im Freien (s. Teil 1) wurde verstärkt. Auch eine gewisse Vertiefung des religiösen Lebens ist festzustellen. Ausgeweitet wurden die jugendpflegerischen Bemühungen, was sich insbesondere im Bau neuer Heime, in der Anstellung eines eigenen Jugendsekretärs sowie in der Einführung des staatlich geförderten Jugendsonntags zeigt. Eine direkte Auswirkung des Kriegs stellt die Teilnahme an der militärischen Jugenderziehung dar. Für die Nachkriegsjahre hatte dies nicht zuletzt die Folgewirkung, daß die Jugendvereine ihre Freude am Marschieren entdeckten. Zweifellos wurde auch ihre

199 ebd.; Die Einwohnerwehr sollte nur Augsburg schützen. Inwiefern sie überhaupt militärisch tätig wurde, ist für den Verf. nicht zu klären. Aufrufe zum Beitritt s. NAZ 22. 4. 1919 u. folgende Tagesausgaben; Börscht gibt bei Pfister auch eine anschließende Beteiligung im bayerischen Schützenregiment Nr. 42 an.

200 NAZ 23. 4. 1919.

201 NAZ 24. 4. 1919.

202 NAZ 24. 4. 1919: Das Christliche Gewerkschaftskartell rief speziell zum Eintritt in die „Volks- oder Stadtwehr“ auf.

203 NAZ 25. 4. 1919; Erzbischof Hauck forderte auch den Klerus auf, die Werbung für die Regierungstruppen zu unterstützen.

patriotische Grundhaltung verstärkt. Die Ereignisse der auf den Krieg folgenden Revolutionszeit verfestigten aber zugleich die in der Folgezeit unübersehbare konservativ-antisozialistische Ausrichtung. Wie sich die Vereine und ihr Verband in den Jahren der Weimarer Republik weiterentwickelten, soll im nächsten Teil der Untersuchung gezeigt werden.

Die "OTTOBEURER STUDIENWOCHE" als Forum des kirchlichen Dialogs

// *Karl Rahner und Otto-beuren*

P. Johannes Schaber OSB

Karl Rahner war ein Mann des Dialogs und liebte das Gespräch über alles. „Wer Karl Rahner kennt, weiß, daß er im Gespräch aufblüht“¹. Deshalb besaß er auch zu den Salzburger Hochschulwochen und mehreren Akademien, z. B. den katholischen in Freiburg und München oder zur evangelischen in Tutzing, eine gewisse Affinität. Nie hat er auf eine Anfrage zur Mitwirkung bei einer Tagung eine ausweichende Antwort gegeben. Eine Einladung war ihm oftmals sogar ein willkommener Anlaß, sich aus einer neuen und unvermuteten Perspektive mit einem Problem zu befassen. „Wie sehr die Akademievorträge auch das Gesamtwerk Karl Rahners mitgeprägt haben, zeigt die Fülle der Publikationen, die aus diesen Beiträgen hervorgegangen und weithin auch in die ‚Schriften zur Theologie‘ aufgenommen worden sind“². Ein kleines unscheinbares Steinchen in Rahners gewaltigem akademischen Lebensmosaik war die OTTOBEURER STUDIENWOCHE, zu deren Gründungsmitgliedern er gehörte. Otto-beuren kann als eines der kleineren Foren gelten, auf dem er „durch seine persönliche Ausstrahlung und das durch ihn verkörperte Programm ... bewußtseinsbildend gewirkt hatte“³. Die Gründung der OTTOBEURER STUDIENWOCHE 1966 ist untrennbar mit dem Namen Karl Rahners verbunden⁴.

-
- 1 Paul Imhof und Hubert Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner im Gespräch I (1964–1977)*. München 1982, 13.
 - 2 Joseph Sauer: *Auf dem Forum der Akademien*, in: Paul Imhof und Hubert Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner. Bilder eines Lebens*. Zürich–Köln–Basel–Wien 1985, 92–96 (94).
 - 3 Eugen Biser: *Die glaubensgeschichtliche Wende*. Eine theologische Positionsbestimmung. Graz–Wien–Köln 1986, 297.
 - 4 Vgl. Johannes Schaber: *Der Geist macht lebendig*. Karl Rahner und die Otto-beurer Studienwoche, in: *Renovatio* 53 (1997), 250–252.

Wenn die Diözese Augsburg 1999 ihre diözesane Bildungsarbeit umstrukturiert, möchte die OTTOBEURER STUDIENWOCHE im Sinne einer Synergie einen bescheidenen Beitrag dazu leisten. Um ihre Bedeutung für die Diözese Augsburg hervorzuheben und sie bekannter zu machen, soll ihre Gründungsgeschichte aus dem Blickwinkel Karl Rahners dokumentiert werden⁵. Als Karl Rahner 1977 versuchte, Sr. Dr. Corona Bamberg OSB aus der Benediktinerinnenabtei Herstelle als Referentin für die OTTOBEURER STUDIENWOCHE 1979 zu gewinnen, schrieb sie am 16. Dezember 1977 an den damaligen Leiter, P. Aegidius Kolb OSB: „Herr P. Rahner hat mich im Namen des wissenschaftlichen Gremiums der Ottoabeurer Studienwochen ersucht, 1979 ein Referat zu übernehmen. An und für sich würde ich das gern tun, nicht zuletzt auch darum, weil ich mich mit Ottoabeuren nach wie vor verbunden fühle. Es stehen aber bereits einige Termine bzw. Anfragen an, so daß ich gut überlegen muß, was mir möglich ist und was nicht. Vor allem müßte ich zunächst einmal etwas über Art und Stellenwert der Ottoabeurer Studienwochen erfahren. Vielleicht sind Sie jetzt sehr erstaunt; aber ich konnte bei meinen Befragungen und auch beim Nachsehen in den einschlägigen Zeitschriften keinen Hinweis darauf finden. So wäre meine Bitte heute an Sie, mir doch ein paar Daten zur Orientierung zukommen zu lassen“⁶.

1. Die OTTOBEURER STUDIENWOCHE wird ins Leben gerufen

Seit ihrer Gründung im Jahre 764 n. Chr. verstand sich die Benediktinerabtei St. Alexander und Theodor zu Ottoabeuren über alle Jahrhunderte hinweg als ein *munimentum religioni*, als ein Bollwerk des Glaubens⁷. In den Jubeljahren 1764–66 sah sich der Konvent in der glücklichen Lage, sich zur Tausendjahrfeier des Klosters selbst zu beschenken: Die Jubiläumsgabe war die neue

5 Vgl. Johannes Schaber: *Spiritus est qui vivificat*. Eugen Biser und die Ottoabeurer Studienwoche, in: Erwin Möde/Felix Unger/Karl-Matthäus Woschitz (Hrsgg.): *An-Denken*. Festgabe für Eugen Biser. Graz–Wien–Köln 1998, 75–89.

6 Der Bruder von Sr. Corona Bamberg, P. Lantfried Bamberg OSB, war Mönch der Abtei Ottoabeuren und ist im II. Weltkrieg gefallen.

7 So zumindest eine Tafelinschrift in der Barockbibliothek, deren Wortlaut vom Erbauer der barocken Ottoabeurer Klosteranlage, Abt Rupert II. Ness (1670–1710–1740), formuliert wurde.

barocke Kirche als Siegel auf die tausendjährige Vergangenheit und als Auftakt für die Zukunft⁸.

Als man auch 1964 in zahlreichen Veranstaltungen der Gründung des Klosters gedachte, unterstrichen viele Festredner das Wissen um die Wirkungskraft der Geschichte in der Gegenwart und würdigten ausnahmslos die 1200jährige Kontinuität in Ottobeuren. Doch Jubiläen bergen eine gewisse Gefahr in sich: „Der Blick wendet sich in die gute alte Zeit zurück. Es ist die Zeit der Jubiläen. Nach den Visionen fängt dann die Verbindlichkeit der Gemeinschaft an zu schwinden“⁹.

Um dem Schwund der Verbindlichkeit in Ottobeuren aktiv zu begegnen, beschenkte sich der Konvent erneut. Auch das Jubeljahr 1964 kennt eine Jubiläumsgabe: die OTTOBEURER STUDIENWOCHE: „Die Jubiläumsfeiern im Jahre 1964 und die erste Studienwoche waren in der zeitlichen Abfolge kaum ein Zufall, sondern eher ein Teil einer inneren Entwicklung; der Glanz verlangte, daß man ihn mit Leben erfülle“¹⁰.

Anlässlich eines DIES ACADEMICUS am 5. Juli 1964 forderte der Referent der Hochschulabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Ministerialrat Dr. Franz Treppesch, im Kaisersaal der Abtei die Benediktiner allgemein auf, für die akademische Jugend intensiver tätig zu werden: „Die Benediktiner, die ein so reiches Erbe verwalten, sollten an dieser Stätte Hochschulwochen abhalten. Tradition wird museal, wenn sie nur um ihrer selbst willen da ist; Tradition hat soviel Wert, als sie in die Gegenwart und Zukunft hereinwirkt. So käme es zu einer Begegnung von benediktinischem Geist und benediktinischer Welt mit der akademischen Jugend, zum Segen und zum Frieden der Welt und es würde mitgewirkt, daß dieses *ora et labora* wieder jene Synthese findet, in der die Welt heil werden kann“¹¹. Aus diesen Worten kommt deutlich zum Ausdruck, wie sehr sich Dr. Franz Treppesch, der seit 1962 (–1969) Mitglied des Direktoriums der Salzburger Hochschulwochen

8 Vgl. das Vorwort von Abt Vitalis Maier OSB zu: Aegidius Kolb OSB und Hermann Tüchle (Hrsgg.): *Ottobeuren*. FS zur 1200-Jahrfeier der Abtei. Augsburg 1964, V–VI (V).

9 Paul M. Zulehner: *Ein Obdach der Seele*. Geistliche Übungen – nicht nur für fromme Zeitgenossen. Düsseldorf 1994, 107.

10 Peter Fischer: *Dank und Glückwunsch an eine 25jährige*. Die Ottobeurer Studienwoche aus der Sicht eines langjährigen Teilnehmers, in: *25 Jahre Ottobeurer Studienwoche 1966–1990*. Hrsg. von der „Vereinigung der Freunde der Benediktinerabtei Ottobeuren“. Ottobeuren 1990, 7.

11 Protokoll aus dem schriftlichen Nachlaß von Abt Vitalis Maier OSB.

war, mit der ihm eigenen inneren Leidenschaft völlig der Sorge um die Studenten verschrieben hatte¹².

Genau eine Woche nach dem DIES ACADEMICUS, am Alexanderfest, fand ebenfalls im Kaisersaal in Gegenwart von Abtprimas Dr. Benno Gut OSB und Prof. Dr. Augustin Mayer OSB, dem Rektor von S. Anselmo in Rom, eine Festversammlung der Bayerischen Benediktinerakademie [BBA] statt. Der Ottobeurer Stiftsarchivar und Verantwortliche für die Jubiläumsfeierlichkeiten, Pater Aegidius Kolb OSB, regte hierbei die Möglichkeit an, daß doch die BBA als Basis einer Studienwoche in Ottobeuren tätig werden könnte. Diese lehnte jedoch auf ihrer Vollversammlung am 30. Oktober 1964 mit dem Hinweis ab, solch öffentliche Tätigkeit entspreche nicht der Aufgabe und dem Wesen der BBA. Trotz allem hielt Pater Aegidius Kolb OSB¹³ an der Idee von Studienwochen fest und fand im März 1965 in Herrn Regierungsbaumeister Willy Hornung¹⁴ einen wichtigen und tatkräftigen Mitstreiter. Die Ergebnisse ihrer Gespräche trugen sie sogleich dem Ottobeurer Abt Vitalis Maier OSB (* 1912, Abt 1948, † 1986), vor, der sich begeistern ließ und P. Aegidius nur kurze Zeit später beauftragte, die Vorarbeiten und Planungen weiterzutreiben.

Nachdem P. Aegidius am 18. Juni 1965 seinen Freund Prälat Prof. Dr. Johannes Duft, den St. Galler Stiftsbibliothekar, zur Mitarbeit gewinnen konnte, entstand ein erster Vorentwurf für die OTTOBEURER STUDIENWOCHE: „In Fortführung der 1200-Jahr-Feier der Abtei Ottobeuren bietet sich die Aufgabe an, weiterhin eine Basis geistig-kultureller Wirksamkeit zu sein. Um der akademischen Jugend, die guten Willens ist, neben dem einseitigen Fachstudium auch die Möglichkeit einer religiös-weltanschaulichen Orientierung zu bieten, ist Ottobeuren der ideale Rahmen einer akademischen Studienwoche“¹⁵. Die Initiatoren wünschten sich, daß im Mittelpunkt dieser STUDIENWOCHE immer aktuelle Aspekte stehen sollten, die sich aus dem Spannungsverhältnis zwischen Glaube, Christentum und Kirche einerseits, sowie Welt und pluralistischer Gesellschaft andererseits ergeben. Deshalb wurde als Motto für die

12 Vgl. Hans Heinrich Kurth: *Der Katholische Akademikerverband Deutschlands und die Salzburger Hochschulwochen*, in: Paulus Gordan (Hrsg.): *Christliche Weltdeutung*. Salzburger Hochschulwochen 1931–1981. Kevelaer–Graz–Wien–Köln 1981, 59–77 (62, 66).

13 Vgl. Vitalis Altthaler OSB: *Nachruf auf Aegidius Kolb OSB*, in SMGBO 104 (1993), 429–431. – Johannes Schaber OSB: *Bibliographie von Aegidius Kolb OSB*, in: SMGBO 104 (1993), S. 434–452. – Ders.: *Artikel ‚Kolb, Ägidius‘*, in: *BBKL XIV* (1998).

14 Vgl. den Nachruf in der *Memminger Zeitung* vom 4. September 1980, 22.

15 Einleitung des ersten Vorentwurfs. – Vgl. dazu Ägidius Kolb OSB: *Ottobeurer Studienwoche*, in: SMGBO 77 (1967), 222–223.

STUDIENWOCHE der programmatische Satz aus dem Evangelium nach Johannes gewählt: *Spiritus est, qui vivificat* (6, 63). Neben der ungewissen Finanzierung¹⁶ bestand eine weitere hohe Hürde bei der Gründung der STUDIENWOCHE, nämlich ein Gremium qualifizierter Wissenschaftler zu bestellen, das die alljährlichen STUDIENWOCHEN thematisch vorbereitet. Am 4. Juli 1965 bat P. Aegidius seinen Freund Johannes Duft, Karl Rahner, Romano Guardinis Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie in München, anzuschreiben und ihn für das wissenschaftliche Gremium der STUDIENWOCHE zu gewinnen. Schon am 30. Juli 1965 kam der Antwortbrief von Johannes Duft an P. Aegidius, in dem er ausführlich die Antwort von Karl Rahners Assistenten Dr. Karl Lehmann zitiert:

„Prof. Rahner ist im Augenblick verhindert und dankt Ihnen vorläufig einmal für die Unterlagen der ‚Ottobeurer Studienwoche‘. [...] Prof. Rahner möchte noch weitere Einzelheiten der Grundausrichtung einer solchen Studienwoche besprechen, weil er vor allem aus einer solchen Studienwoche eine eigenständige Sache erwachsen lassen möchte, die nicht einfach das Vorbild der katholischen Akademien, der Salzburger Hochschulwochen u. a. kopiert. In diesem Sinne werden wohl noch einige Gespräche nötig sein. Grundsätzlich aber ist Prof. Rahner zu einer Mitarbeit im ‚wissenschaftlichen Gremium‘ bereit“¹⁷.

2. Karl Rahners Bereitschaft zur Mitarbeit im wissenschaftlichen Gremium

Die Bereitschaft Karl Rahners zur Mitwirkung im Gremium der STUDIENWOCHE mag in Anbetracht seines damaligen Arbeitspensums etwas verwundern: „Das Grundwort (nicht bloß) dieser Jahre hieß gewiß: Arbeit. Dies weniger als

16 Nach zahlreichen, zum Teil langwierigen Bemühungen war die Finanzierung jedoch durch mehrere Zuschüsse gesichert. Es beteiligten sich der Bayerische Ministerpräsident Dr. h. c. Alphons Goppel und das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus in München, das Bundesministerium des Innern und die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes in Bonn, sowie die „Vereinigung der Freunde der Benediktinerabtei Ottobeuren“ unter ihrem Vorsitzenden S. D. Fürst Georg von Waldburg zu Zeil. Seit 1967 ist die „Vereinigung der Freunde der Abtei Ottobeuren“ der alleinige Träger der STUDIENWOCHE.

17 Karl Rahner referierte seit 1937 mehrmals bei den Salzburger Hochschulwochen, vgl. Franz Padinger: *Geschichte der Salzburger Hochschulwochen*, in: Paulus Gordan (Hrsg.): *Christliche Weltdeutung*. Salzburger Hochschulwochen 1931–1981, Kevelaer–Graz–Wien–Köln 1981, 23–58 (35, 42, 48).

Forschung verstanden, auch nicht im Sinn einer prinzipiellen Überprüfung und Durchklärung der eigenen Position (etwa aufgrund prinzipieller Anfragen daran), auch nicht eigentlich als ‚Lehre‘ (obwohl Rahner sich gern einen ‚Schulmeister‘ nannte), das klingt noch zu ‚systematisch‘, theoretisch und fertig, sondern besser: ‚Auskunft‘. Auskunft und Antwort auf grundsätzliche Zeitfragen in den Lehrveranstaltungen und Handbuchbeiträgen; Antwort auf die unterschiedlichsten Anfragen in den übernommenen Vorträgen vor wiederum ganz verschiedenen Hörerkreisen, zu denen er im Auto oder Flugzeug auf dem Weg war“¹⁸.

Eine Ahnung von Rahners Arbeitspensum läßt sich dadurch gewinnen, wenn man am Ende eines jeden Bandes der ‚Schriften zur Theologie‘ die Nachweise der Vorträge und Erstveröffentlichungen liest: „Z. B. fielen allein in die Zeit zwischen Mitte Oktober und 20. Dezember 1969 fünfzehn solcher Vortragsverpflichtungen, für die in der Regel auf Wunsch der Veranstalter eigene Vorträge vorbereitet wurden. Die Bibliographie Rahners weist für die vier Jahre von 1967 bis 1971 allein rund tausend Nummern aus, ein weiteres Beispiel für seine gewaltige anhaltende Arbeitsleistung“¹⁹.

Auf der anderen Seite lag Karl Rahner aber gerade der Dialog im Spannungsverhältnis zwischen Glaube, Christentum und Kirche einerseits, sowie Welt und pluralistischer Gesellschaft andererseits außerordentlich am Herzen: „Denn die Christen der Kirche müssen sich untereinander helfen, mit dem Pluralismus geistiger Wirklichkeiten, der in jedem einzelnen heute unintegriert gegeben ist, christlich fertig zu werden. Die Christen müssen sich gegenseitig helfen, die Gefahren für die Reinheit und Wirkkraft (beides!) ihres Glaubens zu überwinden, die mit diesem Pluralismus gegeben sind.“ Der Dialog ist in den Augen Karl Rahners notwendig, „wegen der Situation des pluralistischen Geistes innerhalb der Kirche“²⁰. Dieses für ihn äußerst wichtige Thema „*Über den Dialog in der pluralistischen Gesellschaft*“²¹ griff Rahner auch am 26. Juni 1965 bei der Feier zur Verleihung des Reuchlin-Preises der Stadt Pforzheim an ihn in seiner Dankesrede auf. Zwei Wochen später erfolgte die Anfrage zur

18 Jörg Splett: *Auf dem Lehrstuhl Romano Guardinis*, in: Imhof/Hubert Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 72–73.

19 Heribert Woestmann: *Ordinarius für Dogmatik und Dogmengeschichte in Münster 1968–1971*, in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 84–90 (85 f.).

20 Karl Rahner: *Vom Dialog in der Kirche*, in: *Schriften zur Theologie VIII*. Einsiedeln–Zürich–Köln 1967, 426–444 (432 f.).

21 Abgedruckt in: *Schriften zur Theologie VI*. Einsiedeln–Zürich–Köln 1965, 46–58.

Mitarbeit im Gremium der STUDIENWOCHE durch Prof. Johannes Duft. Aus diesem Grund ist die Zusage Karl Rahners nicht verwunderlich, sondern nur konsequent.

Die Vorbereitungen zur Gründungssitzung der STUDIENWOCHE liefen gut. Nachdem einige weitere Wunschkandidaten zwischen Juli und Dezember angeschrieben und eingeladen wurden, traf sich das neue wissenschaftliche Gremium der STUDIENWOCHE zur Gründungssitzung am 18./19. XII. 1965 in München. Neben Karl Rahner waren dies weitere sieben Universitätsprofessoren²², die Initiatoren: Dr. Franz Treppesch, P. Aegidius, Willy Hornung und Abt Vitalis sowie als geistlicher Begleiter für die STUDIENWOCHE Abt-Koadjutor Dr. Odilo Lechner OSB von St. Bonifaz in München. Verhindert, aber zur Mitarbeit im Gremium grundsätzlich bereit waren fünf weitere Professoren²³.

Die Gründungssitzung fiel in eine für Karl Rahner sehr dichte Zeit. Am 8. Dezember 1965 schloß die IV. Sitzungsperiode des Konzils, am 12. Dezember hielt er beim Festakt zum Abschluß des II. Vatikanischen Konzils im Herkulesaal der Münchner Residenz den großen Festvortrag: *Das Konzil – ein neuer Beginn*²⁴. Kein Wunder also, daß auch das Generalthema für die erste OTTOBEURER STUDIENWOCHE 1966 die Handschrift Karl Rahners trägt: *Kirche und pluralistische Gesellschaft*.

3. Karl Rahner eröffnet die erste

OTTOBEURER STUDIENWOCHE 1966

Karl Rahner erklärte sich sofort bereit, die Eröffnungsvorlesung zum Thema *Selbstverständnis der katholischen Kirche* vorzutragen. Die anderen Themen wurden zwar vom wissenschaftlichen Gremium inhaltlich abgesteckt, doch man benannte noch keine dafür in Frage kommenden Referenten. Die Einladung geeigneter Referenten übernahm eine kleine Gruppe, die sich am 29. Ja-

22 Abt Dr. Hugo Lang OSB und DDr. Hermann Eyer aus München, Dr. Hansmartin Decker-Hauff aus Tübingen, Dr. Fanz-Martin Schmölz OP und Dr. Max Roesle OSB aus Salzburg, Dr. Ernst Kolb (Innsbruck) und Prälat Dr. Johannes Duft (Innsbruck-St. Gallen).

23 Dr. Beda Thum OSB (Wien), Dr. Alois Müller (Fribourg/CH), Dr. Franz Rapp (Strasbourg), Dr. Charles Mugler (Nice-Strasbourg) und Dr. Max Kneissl (München).

24 Vgl. Roman Siebenrock: *Der Ruf des Konzils in die Reform und die Theologie Karl Rahners*, in: *ThpQ* 145 (1997), 123–131 (126, Anm. 8). – Vgl. Ernst Tewes: *Gemeinsam mit den kirchlichen Amtsträgern*, in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 118–122.

nuar 1966 traf. Nach der Terminabsprache mit Prof. Franz-Martin Schmölz OP schrieb Ministerialrat Dr. Treppesch am 24. Januar 1966 an P. Aegidius: „Ich würde doch empfehlen, wir setzen uns Samstag, den 29. I. vormittags mit Schmölz und Lehmann in meinem Geschäftszimmer im Ministerium zusammen und besprechen die Redner durch“²⁵. Am Ende konnten der Sozialphilosoph Prof. Dr. Heinz-Robert Schlette (Bonn): *Christen und Nichtchristen in heutiger Gesellschaft*; der Politologe Prof. Dr. Hans Maier (München): *Verhältnis der Kirche zum Staat*²⁶, und der Staatsrechtler Prof. Dr. Ernst Wolfgang Böckenförde (Heidelberg): *Religionsfreiheit* als Referenten gewonnen werden. Die Vorträge fanden unter Leitung von Prof. Dr. Max Roesle OSB (Salzburg) vom 26.–29. Juli 1966 im barocken Bibliothekssaal der Abtei statt. Insgesamt nahmen 38 Studenten und 10 Akademiker aus Deutschland, Österreich und der Schweiz teil: Ein großer Erfolg für die erste STUDIENWOCHE; der barocke Glanz Ottobeurens wurde mit neuem Leben erfüllt.

Karl Rahners Eröffnungsvorlesung „*Selbstverständnis der katholischen Kirche*“ am 26. Juli 1966 ist in seinen ‚Schriften zur Theologie‘ VIII unter dem Titel „*Das neue Bild der Kirche*“ (S. 329–354) abgedruckt²⁷. Darin stellt er die dogmatische Konstitution über die Kirche „*Lumen gentium*“ vor, die das II. Vatikanische Konzil am 21. November 1964 feierlich verkündet hatte. Rahner weist einleitend auf die Besonderheit des II. Vaticanums hin, daß dieses Konzil nämlich, wie es bisher bei keinem anderen Konzil der Fall war, ein Konzil der Kirche über die Kirche gewesen sei, ja, „daß in diesem Konzil die Kirche nicht nur das Subjekt, sondern auch das Objekt der konziliaren Aussage war, daß dieses Konzil das Konzil der Reflexion der Kirche auf ihr eigenes Selbstverständnis war“²⁸.

25 Viele Jahre später lud das Gremiumsmitglied Prof. Dr. Carl Pfaff Prof. DDr. Karl Lehmann zu einem Vortrag für die STUDIENWOCHE 1976 ein, der ihm daraufhin am 22. Januar 1976 aus Freiburg i. Br. antwortete: „Leider kann ich die freundliche Einladung nach Ottobeuren nicht annehmen [...]. Es tut mir sehr leid, zumal ich an der Seite von Karl Rahner die Geburtsstunden der Ottobeurer Studienwochen miterfahren und auch ein bißchen mitgetragen habe.“

26 Prof. Dr. Hans Maier an P. Aegidius Kolb OSB am 7. Februar 1966: „Schweren Herzens, aber Ihrem Drängen und dem von Pater Karl Rahner nachgebend, sage ich Ihnen also für die Ottobeurer Studienwoche zu. [...] Eine wesentliche Rolle bei meiner Entscheidung hat die Aussicht auf die Ottobeurer Orgel gespielt – ich baue also auf Ihre frdl. Zusage, dort einmal musizieren zu dürfen.“

27 Nachweis: *Schriften zur Theologie* VIII, 711.

28 Karl Rahner: *Das neue Bild der Kirche*, in: *Schriften zur Theologie* VIII, 329–354 (330).

Wie sieht sich die Kirche selbst? Rahner fragt nach den *neuen* Zügen im Bild der Kirche. *Neu* bedeutet jedoch nicht, wie er hervorhebt, in der Geschichte der Kirche oder der Theologie bisher Nichtgesagtes zu sagen, sondern sich an das Ursprünglichste zurückbinden. Damit ist das Älteste immer das Neueste: „Dieses Älteste und Neueste an der Kirche ist das, was sie sagt und vermittelt. Sie sagt aber im Grunde nicht sich selbst, sie ist das Wort, das von anderem spricht und dieses andere für uns gegenwärtig und wirksam setzt.“ (352) Verstand sich die Kirche vor dem Konzil zunächst ausschließlich als „Gesamt-, Weltkirche, als Einheit aller Gläubigen in dem päpstlich-episkopalen Verband“ (333), so kam während des Konzils ein neuer, wichtiger Aspekt hinzu: „Man wollte die konkrete Kirche des alltäglichen Lebens da sehen, wo sie den Tod des Herrn feiert, das Brot des Wortes Gottes bricht, betet, liebt und das Kreuz des Daseins trägt, wo ihre Realität wirklich eindeutig und greifbar mehr ist als eine abstrakte Ideologie oder eine dogmatische These oder eine gesellschaftliche Großorganisation.“ (335) Wo aber wird dann die Kirche sichtbar oder erfahrbar, wenn sie nicht mehr nur eine übernatürliche Institution ist? „Die Kirche wird da nämlich als gegenwärtig begegnen, wo die Gegenwart Christi in der legitimen Predigt seines Evangeliums und in der Anamnese seines Todes im Abendmahl realisiert und erfahren wird. *Hier* wird das religiös und theologisch urgründlichste und unmittelbarste Kirchenerlebnis seinen Platz haben. Hier wird der Christ von morgen begreifen, was Kirche eigentlich ist.“ (336)

Prägnant und klar umschreibt Karl Rahner noch einmal das neue, d. h. um Ursprünglichkeit ringende Selbstverständnis der Kirche auf dem II. Vatikanischen Konzil: „Die Kirche versteht sich selbst am besten, wenn sie sich vollzieht, das heißt aber, wenn sie von Gott und seiner Gnade, von Jesus Christus, seinem Kreuz und seiner Auferstehung und von dem ewigen Leben spricht und sich in diesem Wort, das sie spricht, von der Gnade Gottes ergreifen läßt. Wir können auch sagen: Sie begreift erst, was sie als Heils-,anstalt‘ ist, wenn sie sich selbst als Heilsfrucht versteht und vollzieht. Kein Zweifel, daß die Kirchenkonstitution diese Wende vollzogen hat. Sie spricht zwar ausführlich – warum auch nicht? – von der Kirche als Institution, von ihren Ämtern und Vollmachten, also von der Kirche als Heilsanstalt und Heilsvermittlung. Aber das alles ist doch eingefaßt und unterfangen durch ein grundlegendes Kirchenverständnis, das die Kirche als das von Gottes Gnade zusammengeführte Volk Gottes sieht und die Kirche als Ergebnis der Gnade Gottes, als Heilsfrucht versteht.“ (352)

Im neuen Selbstverständnis der Kirche liegt nach Karl Rahner die notwen-

dige Öffnung der Kirche nach innen zu ihren eigenen Kritikern²⁹, sowie nach außen zur Welt und deren pluralistischer Gesellschaft. Öffnung bedeutet jedoch nicht Preisgabe des Wesens. Hat die Kirche nämlich nicht den Mut, sich von der Welt dennoch zu unterscheiden und Profil zu zeigen, dann wird sie aufhören, Kirche zu sein.

Karl Rahners Eröffnungsvortrag hinterließ einen bleibenden Eindruck unter den fast 50 Zuhörern. Viele Jahre danach schrieb Abt Vitalis Maier OSB Karl Rahner zum Namenstag: „Man hat in Ottobeuren nie vergessen, mit welchem Elan Sie bei der Gründung der Ottoberer Studienwoche dabei waren – und auch den ersten Vortrag 1966 übernommen haben. Es war der Dienstag, der 26. Juli, als Sie das Thema „Kirche und pluralistische Gesellschaft“ mit ihrem Beitrag: „Das Selbstverständnis der Katholischen Kirche“ in Ihrer gekonnten Art mit liebender Weisheit und kritischer Brisanz in unserer Bibliothek vor dem interessierten Publikum eingeleitet haben. Sie haben also die Freude und Genugtuung, daß sie die Ottoberer Studienwoche eröffnet und auf den Weg gebracht haben“³⁰.

An einen ‚ganz anderen‘ Karl Rahner auf der ersten STUDIENWOCHE erinnerte sich einer der Zuhörer 25 Jahre später zurück: „So ist auch ein persönlicher Kontakt möglich, sei es bei den gemeinsamen Mahlzeiten oder abends im Wirtshaus. Aus solcher Nähe werden dann auch professorale Vorlieben und Marotten sichtbar: Karl Rahner mußte, hohe Theologie hin oder her, am Fernsehen die Fußballspiele der Weltmeisterschafts-Endrunde sehen. Hans Maier hatte den Mut, uns außerhalb rechtlicher Überlegungen über Kirche und Staat ein Orgelkonzert darzubieten“³¹.

Den Mitgliedern des wissenschaftlichen Gremiums konnte also auf der zweiten Gremiumssitzung am 17./18. Dezember 1966 von einem guten Anfang berichtet werden, der zu vielversprechenden Hoffnungen für die Zukunft Anlaß gab³². Karl Rahner, der die Gründung der STUDIENWOCHE bislang tatkräf-

29 Rahner wird auf der STUDIENWOCHE 1974 in Ottobeuren sagen: „Vom Selbstverständnis der Kirche her ist eine kritische Haltung des katholischen Christen zur Kirche ein inneres Wesensmerkmal und keine Abschwächung oder gar Infragestellung seiner Kirchlichkeit.“ *Opposition in der Kirche*, in: *Schriften zur Theologie* XII. Zürich-Einsiedeln-Köln 1975, 469–481 (473).

30 Brief vom 4. November 1982.

31 Peter Fischer: *Dank und Glückwunsch an eine 25jährige*, 7f.

32 Teilnehmer: Karl Rahner SJ, Hermann Eyer, Karl Lehmann, Hansmartin Decker-Hauff, Johannes Duft, Alois Müller, Odilo Lechner OSB, Max Roesle OSB, Willy Hornung, Ernst Kolb, Franz Trappes, Franz-Martin Schmözl OP, Ester Betz, Heinrich Fries.

tig unterstützt hatte, wurde kurz nach dieser Gremiumssitzung zum 1. April 1967 nach Münster auf den Lehrstuhl für Dogmatik und Dogmengeschichte berufen. Durch die räumliche Entfernung zwischen Münster und München war es ihm zwar nicht mehr so leicht möglich, an den Gremiumssitzungen der folgenden Jahre teilzunehmen, doch aus dem Gremium wieder ausscheiden wollte Karl Rahner unter keinen Umständen. Erst 1971, als er in Münster emeritiert wurde und wieder nach München zurückkehrte, war an eine erneute Mitarbeit im Gremium zu denken. An der Sitzung vom 1. Dezember 1973 in St. Bonifaz nahm er teil und erklärte sich kurze Zeit später in einem Brief vom 22. Januar 1974 bereit, die Schlußvorlesung der STUDIENWOCHE 1974 zu übernehmen.

4. Karl Rahners „Ottobeurer Testament“ auf der 9. STUDIENWOCHE 1974

Das Generalthema 1974 lautete: *Frieden und Christentum*. Prof. DDr. Eugen Biser (Würzburg), der designierte Nachfolger Karl Rahners auf dem Münchner Guardini-Lehrstuhl für Christliche Weltanschauung und Religionsphilosophie, eröffnete die STUDIENWOCHE am 6. August 1974 mit dem Thema: *Der Friedensauftrag des Christentums. Umrisse einer Theologie des Friedens: Die Friedensbotschaft Jesu*³³. Ihm folgten Prof. Dr. Otto Kimminich (Regensburg): *Christentum, Völkerrecht und europäische Friedensforschung* und Prof. Dr. Hans Zwiefelhofer SJ (München): *Befreiung durch Revolution oder gewaltlosen Widerstand?*

Karl Rahner sprach abschließend 1974 zum Thema: *Konflikte in der Kirche*. Diesen Vortrag hat er vermutlich unter dem Titel *Opposition in der Kirche* publiziert. Zwei Indizien sprechen dafür: a) Der Bericht in der ‚Memminger Zeitung‘ vom 13. August 1974 schildert nicht nur die Grundgedanken von Rahners Aufsatz, er referiert auch dieselben Beispiele bis hin zu identischen Formulierungen³⁴. b) Rahner hielt diesen Ottobeurer Vortrag im August, unmittelbar darauf erschien er im November/Dezember-Heft der Zeitschrift *Stimmen der Zeit* 192 (1974), 812–820³⁵.

33 Vgl. Anm. 5.

34 Elisabeth Emmerich: *Prof. Rahners Ottobeurer Testament*, in: *Memminger Zeitung* vom 13. August 1974, 6.

35 Aufgenommen in: *Schriften zur Theologie* XII, 469–481.

Karl Rahner feierte 1974 seinen 70. Geburtstag und war wohl der bedeutendste lebende deutschsprachige Theologe seiner Zeit. In den USA erhielt er 1974 drei Ehrendoktorate³⁶, am 10. Juli 1974 wurde er Corresponding Fellow of the British Academy, am 15. Juli erhielt er die Lorenz-Werthmann-Medaille des Deutschen Caritas-Verbandes. Am 9. August sprach er in Ottobeuren. Der Vortragsaal, die Barockbibliothek der Abtei, mußte wegen Überfüllung vorzeitig gesperrt werden.

Als Karl Rahner über Konflikte in der Kirche sprach, wußte er nur zu genau, von was er redete. Als Konzilstheologe erlebte er hautnah das Ringen der Kirche um die Deutung der Zeichen der Zeit. Im Juni 1970 wurde Rahner zum Synodalen der Würzburger Synode gewählt. „Weniger in Wortmeldungen als mehr am Rande der Synode hat er Synodale in vielen Tag- und langen Abendgesprächen zu einem klaren Sachbeitrag ermutigt und so zur offenen Gesamtatmosphäre der Synode beigetragen. Wenn er selbst das Wort ergriff, so war es an entscheidenden Stellen, um drohende Engführungen meist theologischer Art zu vermeiden und das Feld nach vorne offenzuhalten“³⁷.

Konflikte entstehen durch Meinungsverschiedenheiten. Kritik und Opposition gehören unabdingbar zum menschlichen Leben. Weil die Kirche die Gemeinschaft gläubiger Menschen ist, muß als erstes gesagt werden, „daß es in der Kirche Opposition und Kritik grundsätzlich, und zwar als inneres Moment der vollen und glaubensmäßigen Kirchlichkeit selbst, gegen kann und geben soll.“ (471) Abgesehen von ihrem Grundwesen ist die Kirche ständigem Wandel unterzogen, ihre Gestalt verändert sich permanent und ist deshalb durchaus kritisierbar. Zum Wesen eines mündigen Christen gehört seine Kritikfähigkeit, „vorausgesetzt, daß der Opponent an einem positiven Verhältnis zur Kirche grundsätzlich festhält.“ (469) Kritik und Gegenkritik im eigentlichen Sinne zeugen deshalb für kirchliche Lebendigkeit. Sie sind „oft langwierige und bitter empfundene Prozesse auf allen Seiten. Sie müssen mit gegenseitiger Toleranz, Geduld und Hoffnung durchgestanden werden, in einem eindeutigen Bekenntnis aller zu dem einen und bleibenden Glauben der Christenheit an Gott in Jesus Christus.“ (474) Rahner forderte in der sich anschließenden Diskussion nicht nur die Bischöfe, sondern alle Gläubigen auf, sich mehr

36 Vgl. John W. Padberg: *Einfluß auf die Theologie in den Vereinigten Staaten*, in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 114–117.

37 Ernst Tewes: *Gemeinsam mit den kirchlichen Amtsträgern*, in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 118–122 (118).

Konfliktfähigkeit zuzutrauen und Konflikte nicht als störende Betriebsunfälle zu betrachten. Dieser Appell unterstreicht, daß jede um die Wahrheit ringende Kritik ein zentrales „inneres Moment der vollen und glaubensmäßigen Kirchlichkeit selber“ (471) ist. Hier spricht deutlich Rahners eigenes Wesen: „Seine Botschaft war klar: das Trennende nicht ignorieren, jedoch das Gemeinsame, Einigende als die große Aufgabe zu sehen“³⁸.

Trotz seiner lebhaften Ausführungen wirkte der 70jährige Karl Rahner auf seine Zuhörer müde und abgespannt. Deshalb wurde sein Appell in der *Memminger Zeitung* überschrieben mit: PROF. RAHNER'S OTTOBEURER TESTAMENT³⁹. Doch der Eindruck täuschte gewaltig. Karl Rahner waren noch zehn wichtige Lebensjahre geschenkt.

5. Die OTTOBEURER STUDIENWOCHE in Karl Rahners letztem Lebensjahrzehnt

1974 und 1975 konnte Rahner an den Gremiumssitzungen nicht teilnehmen, weil er auf der Synode in Würzburg gebraucht wurde. Doch in den Jahren 1976, 1977, 1979 und – zum letztenmal – 1980 war er anwesend. „Die Lebens- und Arbeitsumstände in München waren für den alten Rahner nicht erfreulich. Es zog ihn immer mächtiger zurück in das Jesuitenhaus, in dem er seine arbeitsreichste und dramatischste Zeit verlebt hatte, nach Innsbruck“⁴⁰. Am 19. November 1981 zog er um. Auf seine Einladung zur Gremiumssitzung erhielt P. Aegidius Kolb OSB von Karl Rahner am 5. November 1981 folgende Antwort: „Lieber Pater Aegidius, leider kann ich zu der Sitzung am 5./6. Dezember 1981 nicht kommen. Ich ziehe nämlich in 14 Tagen von München nach Innsbruck (Sillgasse 6) um. Bei dieser Situation ist es mir beim besten Willen nicht möglich, am 6. Dezember schon wieder in München zu sein, weil in den nächsten Wochen mit diesem Umzug so viel Scherereien verbunden sein werden.“ Obwohl Karl Rahner bis zu seinem 80. Geburtstag am 5. März 1984 in vielen Städten noch zahlreiche Vorträge hielt, führte ihn sein Weg nicht mehr nach Otto-beuren. Überblickt man die Jahre 1965 bis 1984, so besteht in Otto-

38 Helmut Kohl: *Den Frieden erhalten*, in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 160–161 (160).

39 Vgl. *Memminger Zeitung* vom 13. August 1974, 6.

40 Herbert Vorgrimler: *Karl Rahner verstehen*. Eine Einführung in sein Leben und Denken. Freiburg–Basel–Wien 1985, 163.

beuren Karl Rahner gegenüber ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit. Dennoch ist dieser Beitrag nicht als Laudatio auf Karl Rahner gedacht, damit wüßte er nichts anzufangen: „Man wird bei solcher Lektüre rot und denkt sich: So bin ich nicht, würde aber gerne so sein“⁴¹.

Die vorliegende Erinnerung an die Gründung der OTTOBEURER STUDIENWOCHE, die 1998 inzwischen zum 32. Male durchgeführt wurde, sowie der Aufweis von Karl Rahners jahrelanger Mitwirkung erfolgt nicht im Blick auf ein bevorstehendes Jubiläum, sondern im Bemühen aus echt benediktinischem Geist, auf die OTTOBEURER STUDIENWOCHE als einem inzwischen traditionsreichen Forum des kirchlichen Dialogs in der Diözese Augsburg verstärkt hinzuweisen.

41 Dankesbrief Rahners vom 27. 3. 1984, abgedruckt in: Imhof/Biallowons (Hrsgg.): *Karl Rahner*, 143.

Vierjahresbericht des Referats Kirche und Kultur 1994 bis 1998

Max Ziegelbauer

Der letzte Vierjahresbericht des Referats „Kirche und Kultur“ der Diözese Augsburg endete mit dem Sommer 1994. Er wurde im Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e. V., 28. Jahrgang 1994, Seiten 360–369, abgedruckt.

Mit Datum vom 3. November 1995 wurden die bischöflichen Ernennungs-urkunden für die Mitglieder der dritten Periode (Sommer 1994 bis 31. Oktober 1998) zugesandt. Seitdem setzte sich das Kuratorium wie folgt zusammen:

Leitung:

Weihbischof Max Ziegelbauer, Bischofsvikar für Kirche und Kultur,
Augsburg

DDr. Eugen Biser, Univ.-Prof. em., Prälat, München

Erich Fischer, Kulturamtsleiter i. R., Stadtbergen

Dr. Pankraz Fried, Univ.-Prof. em., Heinrichshofen

Dr. Wilhelm Gessel, Univ.-Prof., Prälat, Mering

Albert Götz, Lehrer, Utzwingen

Prof. Josef Guggenmos, Schriftsteller, Irsee

Dr. Angela Heilmann, Kulturamtsleiterin, Lindau

Erwin Holzbaur, Kunstmaler, -erzieher, Mindelheim

Dr. Alfons Link, Arzt i. R., Augsburg

Franz R. Miller, Journalist, Bundeschorleiter, Augsburg

Dr. Franz Niedermayer, Oberstudiendirektor a. D.,

Garmisch-Partenkirchen

Dr. Hans Pörnbacher, Univ.-Prof. em., Wildsteig/Obb.

Johanna Rist, Ltd. Reg.-Direktorin a. D., Augsburg

Dr. Gerda Röder, Chefredakteurin, München/Augsburg

Zum Referat „Kirche und Kultur“ zählen auch die Katholische Akademie und die Kirchenmusik sowie der Kontakt zur Bistumsgeschichte.

- Hans Schaich (†), Studiendirektor, Augsburg
- DDr. Anton Schneider, Bibliotheksdirektor, Stadtbergen
- Anton Sprengel, Vorsitzender Richter, Augsburg
- Richard Wagner, Kreisheimatpfleger, Schwabmünchen
- Wilfried Wohlfarth, Akademiedirektor i. R., Augsburg

Den ausgeschiedenen Persönlichkeiten, die 1990–1994 ehrenamtlich im Kuratorium tätig waren, sei auch hier nochmals gedankt. Durch Akklamation wurde ein neuer geschäftsführender Vorstand aus den Mitgliedern Weihbischof Max Ziegelbauer, Frau Johanna Rist und den Herren Franz R. Miller, Anton Sprengel und Wilfried Wohlfahrt bestellt.

In diesen zurückliegenden Jahren seit dem letzten Bericht ist unser Mitglied Studiendirektor Hans Schaich in die Ewigkeit abberufen worden. In einem Gottesdienst wurde seiner gedacht.

Jährlich fanden zwei Kuratoriumssitzungen (Frühjahr und Herbst) statt. Dies ergab für Sommer 1994 bis Sommer 1998 acht Vollversammlungen. Zu den einzelnen Zusammenkünften waren jeweils Persönlichkeiten aus dem Kulturbereich mit Gaststatus eingeladen.

- 4./5. November 1994 Augsburg Orgelkonzert von Wolfgang Thoma mit Werken von Erna Woll in der Basilika St. Ulrich und Afra; Dr. Lothar Zettler: „Zeichen des Glaubens in der (Landschafts-)Planung heute“.
- 7./8. April 1995 Polling Geistl. Rat Karl Winter: „Polling in seiner besonderen Gestalt“; Domkapellmeister Rudolf Brauckmann: „Aspekte der Kirchenmusik – Kulturgüter sui generis“.
- 1./2. Dezember 1995 Augsburg Prof. Dr. Wilhelm Gessel: „Kirchenasyl – ein Aspekt des Glaubens in der alten Kirche“; Gesprächsrunde „Multikulturelle Zukunft?“.
- 22./23. März 1996 Lindau Landrat Klaus Henninger: „Das ehem. Damenstift Lindau“; Dr. Angela Heilmann: Führung in der ehemals Reichsstädtischen Bibliothek und im Stadtmuseum Lindau; Fragen über die bayerische Bodenseeregion.
- 29./30. November 1996 Augsburg Prof. Dr. Hans Pörnbacher: „Matthäus Rieger: Der große Augsburger Verleger und Wohltäter im ausgehenden 18. Jahrhundert“; Domkapellmeister i. R. Rudolf Brauckmann: „Das Kirchenlied im Spannungsfeld von Liturgie und Volksfrömmigkeit“.

- 25./26. April 1997 Füssen Melanie Thierbach M. A.: „Derzeitiger Stand der Planung des Diözesanmuseums“; Stadtpfarrer Geistl. Rat Karlheinz Knebel: Führung durch die Stadtpfarrkirche St. Mang; Herr Riedmiller jun.: Die ehemalige Benediktiner-Abtei Füssen und ihre geistige Ausstrahlung.
- 28./29. November 1997 Augsburg Max Ziegelbauer: „Rückblick über die bisherigen Arbeitsperioden des Kuratoriums/Aktuelles im Kulturleben“; Franz R. Miller: „Otto Jochum“.
- 8./9. Mai 1998 Memhölz Studiendirektor Friedrich Denk: „Die Zukunft des Lesens und der Literatur“; Exkursionen zu sakralen Kunstobjekten wurden von Mitglied Wilfried Wohlfarth geleitet.

Des weiteren fanden verschiedene Sitzungen des geschäftsführenden Vorstands statt.

Den einzelnen Referaten schlossen sich Gespräche an, vor allem unter dem Gesichtspunkt, wie die Mitglieder in ihrem Wirkungsfeld und Einflußbereich entsprechende Ergebnisse und Vorstellungen weitergeben könnten. Auch kontrovers geführte Diskussionen waren von der Absicht geleitet, in der Kulturszene der Gegenwart christliche Werte einzubringen. Ebenso wurden verschiedene Resolutionen gefaßt.

Ein weites Feld

Die vom Bischof berufenen Mitglieder des Kuratoriums sind auf vielen Feldern des kulturellen, kirchlichen und öffentlichen Lebens tätig. Auch solche, die beruflich bereits im Ruhestand sind, nehmen vielfach weiterhin ehrenamtliche Aufgaben wahr. Ohne Namensnennung seien lediglich einige Tätigkeiten – stellvertretend auch für andere – näher umschrieben: Theologische Bücher und Schriften, umfangreiche Vortragstätigkeit, Verfasser von Kirchenführern des Verlags Schnell & Steiner, Stellungnahmen in der Auseinandersetzung um die Franziskaner-Bibliothek in Klosterlechfeld, Chorarbeit mit Chor- und Orchesterkonzerten, Sakrale Textilwerkstätten in Neuburg a. d. Donau, Kirchenführungen im theologisch-künstlerischen Ambiente, Kunstausstellungen und Museumskultur, Schwäbisches Mariensingen, Musikpflege auf dem Dorf, Kontakte zur Presse und zu regional/lokalen Instanzen, Betreuung von Publikationen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, Präsentation „Bayeri-

sche Bibliothek“, Übersetzertätigkeit lateinamerikanischer Priesterlyrik, Heimatpflege, Historische Feste, Volkskunde.

Verschiedene Mitglieder empfangen hohe Ehrungen seitens Kirche, Staat und Öffentlichkeit.

Das Referat betrachtet es ferner als seine Aufgabe, nach Möglichkeit Kontakte zu jenen (weiteren) diözesanen Gremien und Stellen zu pflegen, die sich mit Fragen der Kunst und Kultur beschäftigen; dies betrifft vor allem die sakrale Kunst, die Kirchenarchitektur, die Kirchenrestauratoren, die Inventarisierung der Kunstgegenstände (von Mitglied Prof. Dr. Wilhelm Gessel und einer ad-hoc-Arbeitsgruppe gegenüber der Diözese angemahnt). Der Vorsitzende des Kuratoriums ist Miteinladender zum jährlichen „Aschermittwoch der Künstler“ wie auch stimmberechtigtes Mitglied in den Gremien (Stiftungsrat und Stiftungskuratorium) des Schulwerks der Diözese Augsburg.

Öffentliche Veranstaltungen von „Kirche und Kultur“

15. November 1994

Antonia Meidert „Sprache und Sprachlosigkeit in der Mystik des Angelus Silesius“ (Haus St. Ulrich, Augsburg)

21. April bis 28. Mai 1995

Ausstellungseröffnung und Ausstellung „KAIROS – Religiöse Kunst der Moderne (in den Räumen des zukünftigen Diözesanmuseums St. Afra, Augsburg)

4. Mai 1996

„Kirche, religiöse Volkskultur und ländliche Entwicklung“ – Informationstagung mit Bauoberrat Ferdinand Bisle (Stadthalle, Memmingen)

Eine vorgesehene Literaturtagung konnte nicht realisiert werden.

Anwesenheit bei Ereignissen

Der Verfasser dieser Zeilen bemühte sich, entsprechende Termine aus dem Kulturbereich persönlich wahrzunehmen. Aus der Fülle seien einige hervorgehoben: Eröffnung des Naturmuseums Augsburg; Verabschiedung des Kulturreferenten der Stadt Augsburg, Dr. Ludwig Kotter; 100-Jahr-Feier des Augs-

burger Sängerkreises im Goldenen Saal; Theodor-Haecker-Gedächtnis; Festkonzert zum 70. Geburtstag von Mitglied Franz R. Miller im Kurhaus von Bad Wörishofen; Gedenkveranstaltung zum 100. Geburtstag von Otto Jochum im Goldenen Saal; Ausstellungseröffnung „Geld und Glaube“ des Hauses der Bayerischen Geschichte in Memmingen; „Jedermann-Spiele“ und „Verlorener Sohn“ sowie Eröffnung des Antonierhauses ebd.; Schwäbische Kulturtag in der Staudenhalle Fischach und in Thierhaupten; Rieser Kulturtag; Donauwörther Kulturwochen; Kulturtag Dillingen; Oratorium „Christnacht“ von Joseph Haas in Günzburg; Konzerte, Festakte, Foren, Besichtigungen, Empfänge.

Auch die Damen und Herren des Kuratoriums waren bei zahlreichen Veranstaltungen präsent oder traten selbst als Verantwortliche auf (zum Beispiel in Augsburg, Füssen, Irsee, Lindau, Mindelheim und Neuburg a. d. Donau).

Im Sommer 1995 wurde Weihbischof Max Ziegelbauer vom Landeskomitee der Katholiken in Bayern, München, angegangen, für das neu zu redigierende „Handbuch für die Pfarrgemeinderäte“ den Beitrag über die Kultur zu verfassen. Nach seiner Zusage erschien 1996 mit dem Handbuch der Artikel „Kulturhoheit anstreben“ unter Punkt 3.10 Kunst, Kultur und Brauchtum, Teil B: Kultur. Die in einen theoretischen und praktischen Teil gegliederte Abhandlung berührte zahlreiche Felder, Aspekte und Anregungen zur Verwirklichung der religiösen und allgemeinen, auch öffentlichen Kultur in den katholischen Pfarrgemeinden Bayerns.

Diözesanmuseum St. Afra

Die Tätigkeit des Vereins für Augsburgs Bistumsgeschichte e. V. war von Anfang an nicht denkbar ohne die Vorstellung eines, der überreichen Geistes- und allgemeinen Geschichte und Kunstlandschaft des Bistums angemessenen Diözesanmuseums in einem eigenen, möglichst domnahen Gebäude zu artikulieren.

Das Referat und das Kuratorium „Kirche und Kultur“ erhoben frühzeitig und vernehmlich hierfür ihre Stimme, u. a. meldete sich eine Delegation beim damaligen Bischof Dr. Josef Stimpfle an.

Wohlvollende Absichtserklärungen von verschiedener Seite, befürwortende Artikel und Kommentare in der Presse und anderes mehr reichten jedoch nicht aus, den Boden für eine Akzeptanz des Vorhabens seitens der kirchlichen Öffentlichkeit, vor allem von seiten des Klerus, wirksam zu bereiten.

Zunehmend ging die Tendenz dahin, trotz bereits erfolgter Namensgebung („St. Afra“) und frühen Rückholaktionen der diözesanen Bestände des städtischen Maximilianmuseums, das Projekt „abzuspecken“ und, in neuester Entwicklung, neben einer „Domschatzkammer“ und weniger, zum Teil bereits vorhandener museal einzurichtenden Räumen, Wechsausstellungen sowie Begegnungen den Vorzug zu geben (vgl. Jahrbuch, 28. Jahrgang, MCMXCIV, S. 370 – Kleindienst sowie oben Referat Thierbach).

Aus der Sicht des Verfassers dieses Berichts und des Kuratoriums handelt es sich bei obiger Entscheidung um eine Art „Kapitulation“ vor den zeiteigenen Strömungen zugunsten einer eher sozial ausgerichteten Kirchenarbeit, wie sie auch einem wenig durchdachten Druck der „Basis“ ausgesetzt war. Finanzielle Erwägungen standen und stehen überdies stets im Zusammenhang mit Prioritäten und Wertigkeit.

Dankeswort

Mit dem Herbst 1998 ist nicht nur die Berufungsperiode der Mitglieder des Kuratoriums abgelaufen (31. Oktober), auch das Referat als solches wird in dieser Zusammensetzung, in dieser Form und in der bisherigen Aufgabenstellung die Tätigkeit einstellen, nicht zuletzt im Blick auf die zu erwartende Emeritierung des Leiters. In Dankbarkeit, insbesondere gegenüber den Damen und Herren des Kuratoriums, den Lebenden und Heimgegangenen, insgesamt durch 14 Jahre hindurch, wird diese organisierte kirchlich-diözesane Kulturarbeit in die Hände des Bischofs zurückgegeben. Er hat das Zurückliegende mit Wohlwollen begleitet und wird, so ist anzunehmen, den Dienst „Kirche und Kultur“ nach seinen Vorstellungen weiterentwickeln.

Ausblick

Vieles liegt vor uns, in einer Zeit, in der „Kultur“ von einem bisher nicht dagewesenen Freiheitspathos, überzogenem Individualismus und quasireligiösem Freizeitgefühl als Lebenssinn weggeschoben, überlagert und vielfach verfremdet wird.

In diese Abschiedszeilen (Mai 1998) fällt die Nachricht von einer für den Herbst vorgesehenen philosophischen Enzyklika des Papstes. In der Tat, vieles an guten und für einen wahren Fortschritt der Menschheit eher hinderlichen

Zeiterscheinungen dürfte an einer falschen Philosophie liegen. „In vatikanischen Kreisen heißt es, der Papst wolle sich in dem Lehrschreiben gegen die ‚Verabsolutierung der naturwissenschaftlichen Methode‘ wenden. Zugleich wolle er sich gegen Formen der Religiosität aussprechen, die in Religion und Kult nur eine Selbstverwirklichung des Menschen suchten. Ferner solle die Enzyklika eine geschichtliche Rückbesinnung auf die philosophische Tradition des Christentums enthalten“ (KNA, Akt. Dienst Ausland, 22. 04. 98. – 5111).

Auch eine solche Ankündigung läßt hoffen, mag Vertrauen in die Zukunft beflügeln und zur Mitarbeit, wo auch immer im guten Sinne, ermuntern.

ZUR KUNST- UND MUSIKGESCHICHTE

Die Herzogin Maria Theresia von Österreich, die im Jahre 1780 in Wien geboren wurde, war eine der größten Künstlerinnen ihrer Zeit. Sie war nicht nur eine ausgezeichnete Malerin, sondern auch eine hervorragende Komponistin. Ihre Werke sind heute noch in den Museen der Welt zu sehen. Sie hat die Kunst der Barockzeit erneuert und die Kunst der Klassik vorbereitet. Ihre Musik ist eine Mischung aus Barock und Klassik. Sie hat die Kunst der Barockzeit erneuert und die Kunst der Klassik vorbereitet. Ihre Musik ist eine Mischung aus Barock und Klassik.

Kunst und Konfessionalisierung ✕

|| Das Herzogtum Pfalz-Neuburg 1542–1650¹

Franz-Josef Merkl

Bei Ensfeld, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen, steht im Spindeltal die Ruine einer Kirche aus dem 15. Jahrhundert². Der Besucher sieht aber auch ein modernes Dach sowie neue Fenster und Türen. Beim Gang ins Innere erfährt er, daß hier eine spätmittelalterliche Kirche 1543 auf Befehl des Neuburger Pfalzgrafen Ottheinrich, der die Reformation³ in seinem Gebiet eingeführt hatte, zerstört wurde, nachdem es nicht gelungen war, ein Wallfahrtsverbot mit Hilfe von Soldaten durchzusetzen. Anhand barocker Stuckreste sieht er, daß ein wenn auch nicht dauerhafter Wiederaufbau stattfand. Die Abbildung einer aus Sandstein gefertigten Madonna des Jahres 1430 befindet sich ebenfalls in der Kirche; sie wurde hier 1543 von Bauern vor ihrem Landesherrn versteckt und 1931 bei Grabungen zufällig wiederentdeckt⁴. Die aktuelle Ergänzung der Ruine auf Initiative von Pfarrer Otto Maurer⁵ aus dem nahen Ensfeld läßt

-
- 1 Der Beitrag beruht auf einer im Sommersemester 1997 an der Universität Augsburg verfaßten Seminararbeit. Das Seminar mit dem Titel *Die religiösen Bilder seit dem Spätmittelalter* wurde von Frau Prof. Dr. Helga John-Winde, Ordinaria für Kunsterziehung, und Herrn Prof. Dr. Herbert Immenkötter, Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, geleitet. Ich danke Herrn Prof. Dr. Immenkötter und Herrn Prof. Dr. Peter Rummel sehr herzlich für die Möglichkeit, diesen Beitrag veröffentlichen zu können. Herrn Prof. Dr. Rummel danke ich darüber hinaus besonders für die vielfältigen Hinweise im Zusammenhang mit der Vorbereitung zur Veröffentlichung.
 - 2 A. Horn, *Die Kunstdenkmäler von Bayern*, Landkreis Donauwörth, 1950, S. 511 f.
 - 3 Zu den Konfessionalisierungsvorgängen vgl. vor allem R. H. Seitz, *Reformation und Gegenreformation im Fürstentum Pfalz-Neuburg*, in: H. H. Stierhof (Hrsg.), *475 Jahre Pfalz-Neuburg*, Ausstellungskatalog, 1980, S. 43–66.
 - 4 Vgl. A. Weber, *Die Reformation im Fürstentum Pfalz-Neuburg unter Pfalzgraf und Kurfürst Ottheinrich 1542–1559*, überarbeitet von Josef Heider, in: NK 110 (1955), S. 47. Ähnliche Ereignisse fanden an den nicht weit entfernten Wallfahrtsstätten Ulberg bei Möhren, Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen, und Übersfeld, Landkreis Donau-Ries, statt; vgl. ebenda, S. 47 f.
 - 5 *Unsere Liebe Frau vom Spindeltal*. Beiträge zur Geschichte zusammengestellt von O. Maurer, 1989.

zunächst den Eindruck aufkommen, im abgelegenen Spindeltal sei die durch Ottheinrichs Nachfolger Wolfgang Wilhelm ab 1614 begonnene Gegenreformation erst jetzt zum Abschluß gekommen.

Eine ernsthaftere Betrachtung aber führt zu der Frage, warum religiöse Kunstwerke mit Einführung des evangelischen Bekenntnisses zum Problem für Obrigkeit und Untertanen wurden. Weiterhin ist interessant, ob und gegebenenfalls welche Bilder erhalten blieben, was in der Zeit der evangelischen Landeskirche im Fürstentum an bildender Kunst zugelassen wurde und welche neuen Bilder in der Zeit der Gegenreformation eingeführt wurden. Für beide Perioden aber stellt sich die Frage, welche Ziele mit Hilfe des Verbots oder Zulassung und Förderung bestimmter religiöser Bilder bei der Einführung der jeweiligen Konfession⁶ verfolgt wurden. Dabei soll der Zeitraum zwischen 1542 und 1650 betrachtet werden, da die Gegenreformation um 1650 erfolgreich abgeschlossen war⁷.

Erschwert wird die Beantwortung der Fragen durch die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Region, den barocken „Bauboom“, der hier gegen Ende des 17. Jahrhunderts einsetzte⁸, aber auch durch spätere Veränderungen in den Beständen religiöser Kunst. Dennoch soll trotz der genannten Probleme mit Hilfe auch kunstgeschichtlicher Literatur, insbesondere der Kunstdenkmäler-Bände des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege für die Landkreise Dillingen⁹, Donauwörth¹⁰ und den Stadt- und Landkreis Neuburg¹¹ der Versuch unternommen werden. Die räumliche Beschränkung auf

6 Gemeint ist die Einführung eines Bekenntnisses im Sinne des Konfessionalisierungsbegriffs nach E. W. Zeeden; vgl. seine Arbeiten Grundlagen und Wege der Konfessionalisierung in Deutschland im Zeitalter der Glaubenskämpfe in HZ, 185. Band (1958), S. 249–299, und Die Entstehung der Konfessionen. Grundlagen und Formen der Konfessionsbildung im Zeitalter der Glaubenskämpfe, 1965. Die Gegenreformation ist danach die Form der katholischen Konfessionalisierung, die auf mehr oder minder gefestigte kirchliche und religiöse Formen stieß, die durch die Reformation entstanden waren. Zum Verhältnis von katholischer Reform, Gegenreformation und Konfessionalisierung vgl. aktuell H. Smolinsky, Die Kirchen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Kräfte und Mächte im Ringen um Glauben und Leben. In: R. Baumstark (Hrsg.), Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten. Ausstellungskatalog, 1997, S. 19–30.

7 Seitz, Reformation und Gegenreformation, S. 59.

8 Der die Vorgänge der Zeit gut charakterisierende Begriff „Bauboom“ wurde entlehnt bei J. Roeßner, Baierfeld, Die lange Geschichte eines kleinen Dorfes, 1990, S. 87.

9 W. Meyer, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Landkreis Dillingen an der Donau, 1972.

10 A. Horn, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Landkreis Donauwörth, 1950.

11 A. Horn und W. Meyer, Die Kunstdenkmäler von Bayern, Stadt- und Landkreis Neuburg an der Donau, 1958.

die entlang der Donau gelegenen Landesteile erfolgt zum Zweck der besseren Übersicht.

1. Die einzelnen Konfessionalisierungen¹² und ihre Haltung zu den Bildern

Mit der Einführung der Reformation und der Bildung einer eigenen Landeskirche (1542–1546) ergingen zunächst keine Vorgaben zu religiösen Bildern. Die nach brandenburgisch-nürnbergischem Vorbild von Andreas Osiander verfaßte Kirchenordnung von 1543 verbot lediglich „alle spectacula alsda man mit bildern getriben hat ...“¹³, jedoch keine Bilder als solche. Während des Interims und der Besetzung durch kaiserliche Truppen im Zusammenhang mit bzw. im Anschluß an den Schmalkaldischen Krieg (1546–1552) wurde die Reformation rückgängig gemacht¹⁴. Ottheinrich nahm 1552 im Vorgriff auf den Passauer Vertrag erneut sein Land in Besitz, und die Kirchenordnung von 1543 wurde wieder in Kraft gesetzt¹⁵. Die bisher angeführten Konfessionalisierungsvorgänge beeinflussten zumindest den Altbestand an religiösen Bildern nicht.

Erst die Kirchenordnung von 1554, die der württembergischen des Vorjahres nachgebildet war, enthielt einen Kurswechsel. Gegenüber dem von Johann Brenz verfaßten Vorbild wurde in das erste Gebot des Dekalogs ein eigenständiges Bilderverbot eingebracht¹⁶, das mit Wahrscheinlichkeit auf die Neuburger Theologen Michael Diller und Johann Ehinger zurückgeht¹⁷. Brenz' moderate Haltung gegenüber Bildern¹⁸ kam nicht zum Tragen. Die konkrete Folge des Bilderverbotes war die Verordnung vom 12. August 1554 zur Beseitigung der Bilder und Feldkapellen. Der Landesherr trug seinen Beamten auf: „du

12 Zum Begriff vgl. Anm. 6.

13 Kirchenordnung 1543, bei E. Sehling (Hrsg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts III, Altbayern, 1966, S. 96.

14 Seitz, Reformation und Gegenreformation, S. 46.

15 Ebenda.

16 Sehling, Kirchenordnung 1543, S. 26 f.

17 M. Henker, Johann Brenz und die Entwicklung des Neuburger Kirchenwesens zwischen 1553 und 1560, in: NK 133 (1980), S. 113.

18 Brenz trat ähnlich Luther für die Erhaltung der „nichtärgerlichen“ Bilder ein; vgl. M. Brecht, Johannes Brenz, in: M. Greschat (Hrsg.), Gestalten der Kirchengeschichte 6, Die Reformationszeit, 1993, S. 112.

sollst ohne sonder gebolder, gespöt oder geschrai die altar- und andere tafln, sambt bilder aus allen kirchen deines ampts tun und an ain besonder ort ver- wahren, die altär aber noch zur Zeit allenthalen bleiben lassen ...“¹⁹. Die Ent- fernung wurde in Visitationen überprüft; die Visitationsordnungen von 1560 und 1566 des Nachfolgers Pfalzgraf Wolfgang (1559–1569) führten aus: „so werden wie bericht, das noch abgöttische Bilder als sacramentsheuslein und altaria, so man nit zur communion gebraucht, in etlichen Kirchen sein. Da sollen unsere visitatores auf mitl und weg denken, ob und wie solche bilder und anders, so zur abgöttereï ursach geben kann, mit christlicher bescheidenheit abzuschaffen“²⁰.

Einen graduellen Wechsel in der Haltung zu Bildern vollzog Pfalzgraf Philipp Ludwig (1569–1614). Die Generalartikel von 1576 sahen eine genaue Einzelfallprüfung vor: „wo in den Kirchen ... abgöttische und ergerliche bilder gefunden, dieselbigen soll weder der pfarrer noch ambtman eigens willens abzuschaffen gestattet werden, sunder ein jeder superintendens soll deshalb mit der oberkait jeden orts aus grund der heilien schrift reden und handeln, damit dieselbigen mit aller bescheidenheit ohn ergernus und be- schwerlichs nachreden hinweg getan werden mögen“²¹.

Der persönlichen Konversion seines Sohnes und Nachfolgers Wolfgang Wilhelm 1613 und der Nachfolge in der Herrschaft im Jahr darauf folgte das Religionsmandat vom 24. 12. 1615. Darin erlaubte er, „die bapstische religion im land ofentlich zue bekennen, darzuzutreten, zue exercieren, kirchen und schulen anzuerichten und zue bauen“ und ordnete an, „die procession, walfar- ten und creuzgäng unverhindert passirn zue lassen“²². Mit diesem Brauchtum fand auch eine vollkommen veränderte Haltung zu den Bildern Eingang. Wolfgang Wilhelm rief Patres der Gesellschaft Jesu herbei und verwies 1618 die evangelischen Pfarrer des Landes²³. Mit Rückendeckung von Reichsrecht und

19 Sehling, Kirchenordnungen, S. 106.

20 Ebenda, S. 135.

21 Ebenda, S. 193.

22 Verzeichnis der punkten des pfalzgrävischen erlassenen mandats, so im land anno 1615 ange- schlagen worden; zitiert nach M. Simon, Ein Klagelied aus der pfalz-neuburgischen Gegen- reformation, in: ZBKG 33 (1964), S. 197. Der gesamte Text in: Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern, Abt. 1, Band 3, Teil 2, Altbayern 1550–1651, bearbeitet von W. Ziegler, 1992.

23 F. Nadwornicek, Pfalz-Neuburg, in: Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Land und Konfession 1500–1600, Bd. 1, Der Südosten, KLK 49, S. 52 f.

Kaiser („Sovil den statum religionis berüeret, halten wir ... nichts dafür, das D. L. von dero underthanen wider das jenige was dißfals die clare reichs constitutiones und der religion friden zuelassen, etwas zuegemuetet oder villeicht widersetzigkeit erzeiget ... werde“²⁴) wurde dem katholischen Bekenntnis teilweise mit drastischen Mitteln Geltung verschafft. In kleineren Orten²⁵ und auch in der wirtschaftlich wichtigsten Stadt Lauingen²⁶ wurden Truppen mit klarem Auftrag einquartiert: „sollte sich jemand de facto widersetzen, soll er den oder die mit Einquartierungen zwei oder mehr Soldaten ernstlich anhalten ... und das alles nichts helfen wollte ... die Soldateska dergestalt einquartieren, daß sie von den ungehorsamen Untertanen ihr Proviand und Unterhalt ohne Bezahlung ... als jeder Soldat täglich zweieinhalb Pfd. Brot, eineinhalb Pfd. Fleisch, einhalb Pfd. Schmalz, drei Maß Bier neben dem gewöhnlichen Service, den Offizieren aber Wein und anderes der Qualität noch haben möchte“²⁷. In Lauingen verkauften 115 Familien (11,5% der Bevölkerung), die bis dahin 25% des Steueraufkommens der Stadt gestellt hatten, ihr Eigentum und wanderten nach Zahlung der fälligen Nachsteuern in evangelische Territorien aus²⁸.

Unterbrochen wurde die Gegenreformation durch die Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges, speziell die Besetzung der Region durch schwedische Truppen 1632–1634. In dieser Zeit konnten die evangelischen Prediger teilweise in ihre Gemeinden zurückkehren, und ein erheblicher Teil der Bewohner auch der Haupt- und Residenzstadt Neuburg begrüßte die Wiedereinführung der evangelischen Konfession²⁹. Ab 1634 war Wolfgang Wilhelm wieder im Besitz seines Fürstentums und die katholische Konfession setzte sich bis Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein durch, auch wenn es noch einzelne evangelische

24 Brief von Kaiser Matthias an den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm wegen des status religionis in Pfalz-Neuburg vom 20. September 1614; vgl. G. Lindermayr (Hrsg.), Akten zur Geschichte des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, in: NK 69 (1905), S. 25 f.

25 So in Fünfstetten, Landkreis Donau-Ries, vgl. L. Hintermayr, Wending im Dreißigjährigen Krieg, 1989, S. 44, und Übersfeld, vgl. M. Meyer, Historisches Monheim, 1989, S. 107.

26 R. H. Seitz, Lauingen und das Fürstentum Pfalz-Neuburg, in: H. H. Stierhof (Hrsg.), 475 Jahre Pfalz-Neuburg, S. 70.

27 Zitiert nach F. Griefßbach, Die Gegenreformation im hilpoltsteinischen Gebiet im Jahr 1628, ZKG XIII (1938), S. 198 f.

28 M. Springer, Die Auswirkungen der Reformation in Lauingen, JHVD LXXXVI. Jahrgang (1984), S. 28 f.

29 Seitz, Reformation und Gegenreformation, S. 59. Zu Neuburg vgl. den Bericht vom 25. Juni 1633 an Herzog Wolfgang Wilhelm bei F. Graßegger, Neuburgs Drangsale während des 30jährigen Kriegs, in: NK 57 (1893), S. 35.

Bewohner gab. Diese relative Toleranz³⁰ war wohl eine bevölkerungspolitische Notwendigkeit in dem von den Folgen des Dreißigjährigen Krieges massiv betroffenen Territorium³¹. Eine deutliche Zurückhaltung war gegenüber neu angesiedelten evangelischen Österreichern und Tirolern³² oder wichtigen Spezialisten wie dem Schmied in Emskeim³³ erforderlich. Die Grenzen der Toleranz wurden jedoch an der Haltung der Landesherrschaft gegenüber der evangelisch gebliebenen Adelsfamilie Walrab bzw. Pestalozzi aus Tagmersheim, Landkreis Donau-Ries, deutlich. Sie mußte, damit die Familienmitglieder nach evangelischem Ritus bestattet werden konnten, ihre Grabstätte im benachbarten markgräflich-ansbachischen Solnhofen einrichten³⁴. Neben rechtlichen Maßnahmen und deren notfalls zwangsweiser Durchsetzung bot die katholische Konfession in der Zeit nach dem Konzil von Trient auch äußerst attraktive Vermittlungsmöglichkeiten. Mit Hilfe großer Prachtentfaltung³⁵ im religiösen Brauchtum und dem gezielten Einsatz gerade der bildenden Kunst konnten die Menschen mit guten Aussichten auf Erfolg angesprochen werden; in diesem Zusammenhang sind denn auch Aufträge an hervorragende Künstler wie Peter Paul Rubens³⁶ zu sehen.

2. Die Reformation

Die Ausgangslage für den Neuburger Landesherren und seine Theologen vor Einführung der Reformation dürfte sich von der in anderen Territorien wenig unterschieden haben. So gab es Ablassbriefe wie den von St. Margaretha in Reichertshofen, in dem für ihre Hilfe beim baulichen Unterhalt den „christgläubigen beider Geschlechter, welche mit wahrhaft bußfertiger Gesinnung und nach abgelegter Beicht an den Festtagen des hl. Bekenner Nikolaus, des

30 Seitz, *Reformation und Gegenreformation*, S. 59.

31 Zu den demographischen Kriegsfolgen vgl. H.A. von Reisach, *Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs*, in: derselbe (Hrsg.), *Pfalz-Neuburgische Provinzialblätter I*, 1800, S. 575–578.

32 K. A. Böhaimb, *Übersfeld*, in: NK 36 (1872), S. 52 f.

33 A. Steib (Hrsg.), *Das Dorfleben. Geschichte der Ortschaft Rohrbach*, verfaßt von W. Herlein, 1983, S. 103 f.

34 L. Schauer, *Kirchen, Friedhöfe, Grabdenkmäler in Solnhofen*, 1990, S. 71 ff.

35 Zeeden, *Grundlagen und Wege*, S. 296.

36 K. Renger, *Peter Paul Rubens. Altäre für Bayern*, 1990, S. 22.

hl. Erzmartyrers Stephanus, der hl. Jungfrau Margareta, Allerheiligen und Kirchweih von der ersten Vesper bis zur zweiten Vesper einschließlich die erwähnte Kirchen fromm besuchen, jedes Jahr und jenen, welche zu den angeführten Werken und zur Beschaffung von Büchern, Kelchen, Altartüchern und anderen Einrichtungsgegenständen, so dort zum Gottesdienst nötig sind ... hilfreich die Hand bieten ... an den einzelnen aufgezählten Festtagen, an welchen sie dies tun, erbarmungsvoll im Herrn einen Ablass von 100 Tagen von den ihnen auferlegten Bußen ...“ zugesagt wurde³⁷.

Aber auch eine ausgesprochen gegenständlich ausgerichtete Frömmigkeit mit Schauspielen „als am Palmtag mit dem esel, am Karfreitag mit dem cruzifix und grab, am Ostertag mit umbtrag des bilds der urstend Christi, am Aufahrtstag mit aufziehung desselben, am Pfinsttag mit herablassen der tauben, am Christtag mit dem Kindlein wiegen“³⁸ war festzustellen. Von geweihten Gegenständen versprach man sich Schutz und Hilfe, so von „weihwasser und salz, ... wachs zu Lichtmeß, ... aeschen zu Aschermittwoch, ... palmen am palmtag, osterstock ... , tauf, feur am osterabent, fladen, eier, fleisch am Oster-tag ... , wurz oder kreuter Assumptionis Mariae ...“³⁹. Fälle von Heilungen durch Segnungen waren häufig; so wollte die Witwe Margretha Weinstock aus Mauren, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen, unter Anrufung der heiligen Susanna, der heiligen Anna, der Gottesmutter und der Wunden Jesu Augenkrankheiten beikommen⁴⁰. Bereits die erste Visitation des Jahres 1558 wies eine Vielzahl abergläubischer Vorstellungen und Praktiken nach. Magische Glaskugeln sollten Wunden heilen und Pferde wurden zum Schutz gegen Wölfe gesegnet. Tote und gesegnete Maulwürfe unter dem Kopfkissen sollten den Tod verhindern; eine Frau in Weichering, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen, behauptete, „des legers sterb si nit“⁴¹. Das „segensprechen“ wurde denn auch als „erschrockliche sunde“ angesehen⁴². Besonders typisch war das Wet-

37 W. Homanner (Hrsg.), Ein Reichertshofener Ablassbrief aus dem Jahr 1469, in: NK 84 (1919), S. 40f.

38 Kirchenordnung von 1534 bei Sehling, S. 96.

39 Ebenda.

40 W. Kugler, Kleine Beiträge zur pfalz-neuburgischen Kirchengeschichte, in: ZBKG 33 (1964), S. 184.

41 H. Kuhn, Die erste Pfalz-Neuburger Kirchenvisitation 1558, in: Evangelisches Gemeindeblatt des Dekanats München II, 28/5, S. 98.

42 Nr. XXI der Generalartikel von 1576; bei Sehling, S. 194.

terläuten, also der Versuch, mit Hilfe der Kirchenglocken Gewitter zu vertreiben. Dies wurde als Aberglauben später konsequent „abgeschafft“⁴³.

Insgesamt dürfte damit auch für Pfalz-Neuburg die allgemeine Feststellung eines zwar „religiös fragwürdigen, doch lebenskräftigen“ Brauchtums (Ernst Walter Zeeden)⁴⁴ einschließlich der Rolle der Heiligen und des Umgangs mit ihren Bildern in der Zeit vor der Reformation bzw. der katholischen Reform gelten. Die Reformatoren jedenfalls sahen Handlungsbedarf.

Das Schicksal der alten Bilder

Aufgrund der Verordnung vom 12. 08. 1555⁴⁵, der bereits ein Abbruch der Altäre in Neuburg vorausgegangen war⁴⁶, wurden die religiösen Bilder aus den Kirchen entfernt und jedenfalls teilweise auch vernichtet. Folge davon war, daß im ganzen Land praktisch keine Zeugnisse gotischer Altarbaukunst erhalten blieben⁴⁷. Dadurch unterschied sich Pfalz-Neuburg von den meisten seiner Nachbarn. Der Gegensatz überrascht nicht im Vergleich mit dem Herzogtum Bayern, wo gotische Altäre wohl erst in der Barockzeit verschwanden oder zum Teil in kleinere Gotteshäuser verdrängt wurden⁴⁸. In unmittelbar benachbarten evangelischen Territorien aber bewahrte gerade die Einführung der Reformation gotische Altäre bis in die Gegenwart, so in der Freien Reichsstadt Weißenburg⁴⁹ oder in der Grafschaft Pappenheim⁵⁰.

Doch scheinen nicht alle religiösen Darstellungen problematisch gewesen zu sein; im Gegensatz zu Altarbildern und Heiligenfiguren hat sich nämlich eine

43 Anhang zur Visitationsordnung von 1560/1566, vgl. Sehling, S. 140. Die Vorgaben wurden von den Visitatoren regelmäßig umgesetzt; vgl. dazu W. Kugler, Die Kirchenvisitationen in der Superintendentur Monheim von der Reformation bis zur Gegenreformation, in: ZBKG, S. 58.

44 Zeeden, Grundlagen und Wege, S. 264.

45 Sehling, S. 106.

46 Seitz, Reformation und Gegenreformation, S. 47.

47 Ebenda.

48 So in Bonsal, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen; ein Altarfragment von 1480 mit einer Darstellung des Todes Mariens; vgl. Horn/Meyer, Kunstdenkmäler Neuburg, S. 428 f.

49 Neben einem bemerkenswerten Konfessionsbild aus dem Jahr 1606 befinden sich in der Andreaskirche auch mehrere spätgotische Altäre; vgl. K. Gröschel, Weißenburg in Bayern, Kurzführer für eilige Besucher, 1956, o. S.

50 In der romanischen St.Gallus-Kirche befindet sich u.a. ein spätgotischer Flügelaltar; vgl. W. Dettelbacher, Zwischen Neckar und Donau (DuMont Kunst-Reiseführer), 7. Auflage, 1991, S. 158.

auffällig große Zahl mittelalterlicher Kruzifixe⁵¹ und Marienstatuen⁵² erhalten. Ob Pietas dem Bilderverbot nach Neuburger Auffassung widersprach, wie eine zerstörte Darstellung aus Höchstädt⁵³ vermuten läßt, ist nicht sicher. Möglicherweise wurde das „Martel“ nur als außerhalb einer Kirche stehender Bildstock ähnlich den „unnotwendigen capellen ... in den holzen und auf ainöden“⁵⁴ entfernt.

In Einzelfällen wurden Kunstwerke – wie die eingangs erwähnte Spindeltal-madonna oder das mittelalterliche Ostensorium samt Kreuzpartikel in der Wallfahrtskirche Bergen⁵⁵ – verborgen und später wiederentdeckt. Mitunter wandten sich Menschen erfolgreich gegen die Wegnahme oder Zerstörung, wie es das Visitationsprotokoll des Jahres 1576 für Wolferstadt, Landkreis Donau-Ries, ausweist⁵⁶. Die „verfahrensgegenständliche“ Figur des heiligen Martin steht noch heute in der dortigen Kirche⁵⁷. Der Regelfall war das nicht; der dürfte in Fällen wie der Zerstörung eines Lamm Gottes-Reliefs auf einer gotischen Sakramentsnische in Emskeim⁵⁸ oder eines Wandfreskos der Gefangennahme Jesu (um 1350) in Oberglauheim, Landkreis Dillingen⁵⁹, bestanden haben. Sakramentshäuser wurden aufgrund des evangelischen Abendmahlsverständnisses wohl als besonders problematisch angesehen; deshalb überrascht, daß mehrere⁶⁰ entgegen der klaren Weisung der Visitationsordnung von 1560/66⁶¹ die Reformationszeit unbeschadet überstanden. Insgesamt dürfte danach die Haltung zu den Bildern sehr viel mehr von den kritischen Vorstellun-

51 So in Höchstädt ein Kruzifix aus der Zeit um 1510/1520, vgl. Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 406 f., oder in Neuhausen, Landkreis Donau-Ries, eines aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, vgl. Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 457.

52 So in Gansheim, Landkreis Donau-Ries, zwei gotische Madonnen (Holz um 1430 und Bronze-guß um 1510), vgl. Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 248 f.; ähnlich in Gundelsheim, Landkreis Donau-Ries, vgl. Horn, ebenda, S. 271, oder in Gundelfingen (15. Jahrhundert), vgl. Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 312 f., und Lauingen (um 1500), vgl. ebenda, S. 550 f.

53 Fragment eines Steinmarterls mit einer entsprechenden Darstellung im Heimatmuseum Höchstädt, vgl. Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 427 f.

54 Verordnung vom 12. 08. 1555 bei Sehling, S. 106.

55 Vgl. B. Bushart, W. Pötzl, R. Seitz, E. Steingräber, *Kloster Bergen und seine Fresken* von Johann Wolfgang Baumgartner, 1981, Abbildung 91.

56 Vgl. Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 614.

57 Ebenda, S. 616 f.

58 Ebenda, S. 224 f.

59 Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 780 und 782.

60 So in Höchstädt, vgl. ebenda, S. 401 f., oder in Rögling, Landkreis Donau-Ries, vgl. Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 499 f.

61 Vgl. Anm. 20.

gen der oberdeutschen Reformation⁶², als von den moderateren der sächsisch-fränkischen bestimmt worden sein.

„Das biblisch Gemäl“ und andere neue Bilder

Die Einführung der Reformation brachte auch neue Bilder mit sich. Herausragendes Beispiel ist die ab 1542 entstandene Neuburger Schloßkapelle; ihr schachtartiger Raum mit umlaufender Empore sollte von der Anlage her vor allem dem Hören der Predigt dienen. Die Fresken von Hans Bocksberger entstanden nach einem Bildprogramm des Nürnberger Reformators Andreas Osiander⁶³ und haben in drei Ebenen Szenen aus dem Alten und dem Neuen Testament zum Gegenstand. Zentral befindet sich ein „Christus Salvator“ am Gewölbespiegel. Pfalzgraf Ottheinrich und der Reformator waren sich offenbar über richtig ausgewählte Bilder einig. So beginnt die „gemalte Predigt“ mit der Sünde, die durch den „Alten Adam“ in die Welt kam, zeigt Beispiele von Gottes Zorn und seiner Hilfe, verweist auf das Gesetz, „erwähnt“ die Sakramente Taufe und Abendmahl und stellt den Auferstandenen als „Neuen Adam“ an ihr Ende⁶⁴. Osiander, der sich klar gegen die Verehrung von Heiligenbildern ausgesprochen hatte, wußte um den pädagogischen Wert von Bildern; der sollte mit dem „biblischen Gemäl“ bzw. der gemalten Predigt genutzt und der Inhalt dem Betrachter nahegebracht werden⁶⁵. Ergänzt wurden die „richtigen“ religiösen Vorgaben durch einen eindrucksvollen Altar, dessen Retabel Jesus und die Schächer am Kreuz, sowie Maria und Johannes zeigt. Der Evangelist weist mit dem Finger auf den Gekreuzigten, „zitiert“ sich selbst mit der Inschrift der Predella (Joh. 3,14 ff.) und bezieht diese damit auf den Gekreuzigten:

ZU GLEICHER BEIS MOISES DIE SCHLANGEN
DER WUEST ERHECHT HAT ALSO SOL AUCH
DER SUN DES MENSCHEN ERHECHT WERDEN
AUF DAS WELCHER GLAUBT AN IN NIT VE-
RLOREN WERD SUNDER ER HAB DAS EBIG LEBEN⁶⁶.

62 Vgl. R. Freudenberger, Der oberdeutsche Weg der Reformation, in: J. Kirmeier, W. Jahn, E. Brockhoff (Hrsg.), „... wider Laster und Sünde“ Augsburgs Weg in der Reformation, 1997, S. 56

63 H. Stierhof, das biblisch gemäl. Die Kapelle im Ottheinrichsbau des Schlosses Neuburg an der Donau, 1993, S. 59.

64 Ebenda, S. 56 f.

65 Ebenda, S. 59.

66 Ebenda, S. 52.

Dem Betrachter sollte der Zusammenhang zwischen Altem und Neuem Testament, vor allem aber die Bedeutung des Glaubens und der Erlösung durch den Tod Jesu, nicht durch eigene Werke, verdeutlicht werden.

Aber nicht nur in der Haupt- und Residenzstadt, auch auf dem Land entstanden neue und interessante Bilder, wenn auch spärlicher. Dabei ist zu berücksichtigen, daß in den wenigen Jahrzehnten der Existenz der Landeskirche nicht viel an neuer Kunst entstehen konnte. Bemerkenswert ist die Almosenspende von Mathias Gerung (1553) in Höchstädt, die die Reicheren unter den Gläubigen zum Geben im Glauben unter Anführung der entsprechenden Bibelstellen aufrief⁶⁷. Ein biblisches Motiv, nämlich Jakobs Traum aus der Zeit um 1600, befindet sich ebenfalls in Höchstädt; aufgrund des angebrachten Wappens läßt es sich als private Stiftung identifizieren⁶⁸. Aber auch in kleineren Orten befanden sich zumindest in Einzelfällen vorschriftsmäßige Kunstwerke, so in Gansheim, Landkreis Donau-Ries, das Fragment eines Epitaphs des Ortsherrn Thomas von Strahlenfels (1602). Es zeigt in Erinnerung an den Verstorbenen die Thomasszene⁶⁹ und sollte mit Hilfe des „ungläubigen“ Thomas die besondere Bedeutung des Glaubens im Sinne der Reformatoren betonen. Interessant ist auch der „lutherische Altar“ in Unterstall, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen. Das plastische Retabel zeigt ähnlich dem von Mathias Gerung Jesus am Kreuz, Johannes, Maria und Maria Magdalena darunter⁷⁰. Auch den Altar der Schloßkapelle in Höchstädt zierte ein Kruzifix „aus einem weißen Bruchstein, seye 5 schuch hoch, ganz von einem Stück samt

67 Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 405 f. Zum Zweck vgl. F. Markmiller, *Die Stadtpfarrei Höchstädt während der Reformation 1542–1614*, in: JHVD LXXIV (1972), S. 76. Interessant ist die Parallele zur Augsburger Almosentafel von 1537; vgl. die Katalogbeiträge von St. Haberer bei H. Gier und R. Schwarz (Hrsg.), *Reformation und Reichsstadt – Luther in Augsburg*, 1996, S. 113, und A. Hahn bei Kirmeier u. a. (Hrsg.), „... wider Laster und Sünde“, S. 160. Die Deutung von Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 406, im Zusammenhang mit der Armen-Stiftung Herzog Georgs des Reichen des Jahre 1495 dürfte nicht zutreffen. Vielmehr traf offenbar die Sicherstellung sozial-karitativer Aufgaben aufgrund der reformatorischen Vorstellungen doch auf gewisse Probleme. Dies jedenfalls lassen Hinweise in den Visitationsprotokollen vermuten; so beklagte sich 1596 der Visitator in Übersfeld, „der Gabenstock für die Krancke und verwundte Kriegsknecht, so sich wider den Türcken gebrauchen lassen, ist noch nit uffgericht“; DAEI 234,3b. In diesem Zusammenhang hatte die „alte“ Werkgerechtigkeit wohl doch ihre Vorzüge.

68 Meyer, *Kunstdenkmäler Dillingen*, S. 406.

69 Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 246, 250.

70 Horn, Meyer, *Kunstdenkmäler Neuburg*, S. 768 f.

dem Kreuz aus dem Stein gehauen, und die Arme mit 2 eisernen Stiften an den Körper befestigt“⁷¹.

Insgesamt dürfte aber die Armut in den Dörfern vielfach eine künstlerisch anspruchsvollere Neuausstattung verhindert haben. Die Mittel reichten offenbar nur für die unerlässlichsten Anschaffungen. So hatte der Pfarrer in Übersfeld zwar drei Orte zu betreuen, aber nur einen Kelch und nur einen Satz der erforderlichen Bücher zur Verfügung; er „helt alle Freitag den Catechismus zu Burkmannshofen⁷², und am Mittwoch zu Blossenawe⁷³. Hat weder Bibel noch Summaria und nur 1 Kirchordnung, die muß er tragen in alle 3 Kirchen“, stellte 1578 der Monheimer Superintendent Michael Rabus als Visitator fest⁷⁴. Und ein Inventar des Jahres 1596 besagt: sie „haben nur ein Kelch in der ganzen Pfarr den man von einer Kirch zur n.[ächsten] tragen muß, wenn man das H. Abentmal halten will“⁷⁵. Nicht untypisch erscheint da ein Vorgang in Ried, Landkreis Donau-Ries, im Jahre 1595; dort wurde zwar die verfallene Dorfkapelle nicht wiedererrichtet, wohl aber für Leichenpredigten ein hölzerner, mit Öl getränkter Predigtstuhl angeschafft⁷⁶. Der zentrale Zweck, nämlich die Wortverkündigung, konnte damit erreicht werden.

Gedruckte Bilder

Die erste Neuburger Kirchenordnung des Jahres 1543 konnte noch nicht im Lande gedruckt werden, sondern erschien bei Johann Petreius in Nürnberg⁷⁷. Sie war mit Holzschnitten von Virgil Solis und Mathias Gerung ausgestattet, die eine bildliche Verdeutlichung der neuen theologischen Inhalte darstellten. So steht in Solis' „Letztem Abendmahl“ der Kelch zentral, fast überdimensional groß als Betonung der geänderten Abendmahlspraxis in beiden Gestalten

71 StAA, RA Höchstädt 209; zitiert nach Ch. Karnehm, Schloß Höchstädt im Lichte der ältesten Quellen, in: JHVD, XCIII. Jahrgang (1991), S. 358.

72 Burgmannshofen, Landkreis Donau-Ries.

73 Blossenau, ebenfalls Landkreis Donau-Ries.

74 Visitationsprotokoll für 1578, DAEI B 233b.

75 Inventar für 1596, DAEI B 235 b. Ähnlich ärmliche Verhältnisse bestanden auch in der Pfarrei Schwennenbach, Landkreis Dillingen, wo bei der Anschaffung eines neuen Chorocks angeordnet wurde, den alten „einer armen Khindbetterin, wofern er noch zu gebrauchen“, zu schenken; vgl. H. Sing, Die Pfarrei Schwennenbach in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, in: JABG 10 (1976), S. 351 f.

76 Horn, Kunstdenkmäler Donauwörth, S. 493.

77 H. Unger, Hans Kilians Drucke als Programm, in: Staatl. Bibliothek (Provinzialbibliothek) Neuburg a. d. Donau (Hrsg.), Hans Kilian, Buchdrucker im Dienste Ottheinrichs und der Reformation, 1994, S. 58.

im Vordergrund des Tisches⁷⁸. Sein Erlösungsbild mit der erhöhten ehernen Schlange im Hintergrund und Jesus am Kreuz, an dessen Fuß Menschen stehen, im Vordergrund⁷⁹, hatte den Zweck, dem Betrachter die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu für die Erlösung der Menschen zu verdeutlichen.

Ab 1544 entstand in Neuburg eine eigene Druckerei. Sie stellte, nur unterbrochen durch den Schmalkaldischen Krieg und die anschließende Besetzung, bis 1557 insgesamt 24 Druckschriften her. Davon hatten 21 religiöse Inhalte. Das waren Luthers kleiner Katechismus und sein Psalter deutsch (1545), aber auch Martin Bucers „De vera et falsa cenae dominicae administratione“ (1546)⁸⁰. Der 1545 erschienene Band „XX. Predige Bernhardini von Siena: Darinne die fürnembste haubtstück Christlichs Glaubens/Nemlich/von der Rechtfertigung durch Christum“⁸¹ des in Augsburg tätigen italienischen Theologen Bernardino Ochino⁸² war mit einer besonders eindeutigen Titelfassung (oben das Jüngste Gericht, an den Seiten der Gegensatz des Abendmahls in beiderlei Gestalt zum messelesenden Priester, unten der „Schafstall Christi“ mit Evangelischen und Werkheiligen) versehen⁸³. Besonders der Schafstall macht die Bemühungen klerikal gekleideter, um Fahnen und eine Heiligenfigur gescharter „Werkheiliger“, die auch noch über eine Leiter in ein Fenster einsteigen wollen, lächerlich. Die Evangelischen hingegen kommen im Alltagsgewand von der Arbeit zu dem ihnen zugewandten Christus, der sie auch noch zu sich herzuwinken scheint.

Die Arbeit der Neuburger Druckerei wurde übrigens ab 1561 mit der Einrichtung einer fürstlichen Landesdruckerei in Lauingen auf Veranlassung von Ottheinrichs Nachfolger Wolfgang fortgesetzt⁸⁴.

Ergebnisse

Die religiös motivierte Kunstpolitik der Neuburger Landesherren führte zu einem regelrechten Bildersturm und in der Folge zu einer relativen Bilderarmut

78 Abbildung bei Stierhof, „biblisch gemäl“, S. 31.

79 Abbildung ebenda, S. 36.

80 Unger, Hans Kilians Drucke, S. 60f.

81 Ebenda, S. 61.

82 Vgl. H. Jesse, Die Geschichte der Evangelischen Kirche in Augsburg, 1983, S. 111.

83 Abbildung Nr. 10 in Staatl. Bibliothek Neuburg (Hrsg.), Hans Kilian.

84 Seitz, Lauingen und Pfalz-Neuburg, S. 68. Zur Bedeutung des Drucks als Grundlage religiöser Propaganda vgl. W. Reinhard, Konfession und Konfessionalisierung in Europa, in: derselbe (Hrsg.), Bekenntnis und Geschichte. Die Confessio Augustana im historischen Zusammenhang, 1981, S. 182.

in den Kirchen, wie dies Inventare und Beschreibungen der Zeit belegen⁸⁵. Der Grund dürfte in der stark bildbezogenen Volksfrömmigkeit zu sehen sein, der der Gegenstand genommen werden sollte. Allerdings geschah dies vielfach nicht mit letzter Konsequenz, so daß viele Einzelstücke an religiöser Kunst erhalten blieben, teils weil sie als unbedenklich angesehen wurden (Kruzifixe und wohl auch Marienstatuen), teils aufgrund einer nicht lückenhaften Ausführung der Vorgaben. Daß die entfernten Teile in der Regel nicht durch neue, konforme Arbeiten ersetzt wurden, hat seinen Grund vor allem in der Armut besonders in kleineren Orten, die die Anschaffung passender neuer Bilder nicht erlaubte. Die Höchstädter Beispiele belegen, daß bei entsprechenden wirtschaftlichen Möglichkeiten eine hochwertige Ausstattung mit neuer Kunst denkbar war.

Für die Verkündigung des auf die Schrift zurückgehenden Wortes standen pädagogische Mittel (Predigtstuhl, Abbildungen in Büchern) zur Verfügung. Ähnlich ist auch die Rolle der neu entstandenen Altäre zu sehen; sie sollten Christus als Quelle der Gnade in Abgrenzung zu den „Werkheiligen“ vermitteln. Und die Aufschrift am Neuburger Altar von Martin Hering verweist genauso wie das Gansheimer Thomas-Relief auf den Glauben. Damit hatte die Kunst die entscheidenden religiösen Vorstellungen von der Schrift, der Gnade und vom Glauben, also ganz im Sinne Martin Luthers, zu vertiefen. Auch die Rechtfertigung allein durch Gott, Luthers zentrales Anliegen⁸⁶, wurde ebenso behandelt, wie die geänderte Abendmahlspraxis.

Wie die jeweiligen rechtlichen Ausgestaltungen vermuten lassen, sind auch mit Hilfe der erhaltenen Kunstwerke bilderfreundlichere und bilderkritischere Phasen festzustellen. So ist die Zeit bis zum Erlaß der zweiten Kirchenordnung 1553 in einem doppelten Sinn bilderfreundlich. Zum einen blieben traditionelle Kunstwerke in den Kirchen; darüber hinaus aber entstanden neue in der Neuburger Hofkapelle und als Druckwerke in der Kirchenordnung. Die Zeit ab 1553 bis 1569 war offenbar bilderkritischer, was für die Regierungszeit von

85 So bei Sing, Schwennenbach, S. 351. Ein anderes Beispiel wäre die das „Inventarium oder Verzeichniß bey der Kirchen zu Gansßheim: „Biblia in 2 Theil gebunden, Summaria Viti Theodatii, Kirchordnung, Concordibuch, StreitSchriften D. Martini Lutheri, Mandat und Generalvisitationsartikel, Ehordnung, Mandat wider das Fluchen und Gottslestern, Mandat vom Wildbretschützen, ein Kelch samt dem Paten, ein Tauffbeck, ein Handtuchel, ein Consol zum Speißwein, ein Chorrock, ein Altartuch“; DAEI B 235 b.

86 G. Boß und H.J. Urban, Zum Thema „Martin Luther“, Handreichungen für Erwachsenenbildung und Seelsorge, 1983, S. 47.

Pfalzgraf Wolfgang (1559–1569) in Hinblick auf seine Nähe zum Calvinismus wenig verwundert. Er starb auf einem Kriegszug zur Unterstützung der Hugenotten in Frankreich. Den unternahm er, wie er dem französischen König mitteilte, „aus christlichem Mitleid und hochbewegender Ursachen ... zu notwendiger, von Gott erlaubter Gegenwehr und auch zur Errettung ihres und der ihren Leibs und Leben“⁸⁷.

In der Endphase der Landeskirche unter Pfalzgraf Philipp Ludwig entstanden dagegen eines der Höchstädter Gemälde und zwei der angesprochenen Altäre. Bestätigt wird diese offenbar von der Landesherrschaft ausgehende relative Bilderfreundlichkeit auch durch Kunstwerke im Besitz von Philipp Ludwigs Ehefrau Anna, nämlich einem „S: Magdalena Bildtnus“ und einem „Kunststueckh mit dem Christ kindlein in der Krippen“⁸⁸. Regelmäßig aber wurden auch in den bilderfreundlicheren Phasen die Darstellungen durch Worte vor allem aus der Heiligen Schrift ergänzt oder erläutert.

1607 begann der Neubau der als evangelischer Predigtkirche konzipierten Neuburger Hofkirche. Sie sollte die besondere Festigkeit der Neuburger Witelshacher im evangelischen Bekenntnis gegenüber den katholischen Verwandten in München und deren neu errichteter Jesuitenkirche St. Michael betonen. Da der heilige Michael als Symbol der Gegenreformation galt und die Münchener Kirche nach ihm benannt war, erhielt die Neuburger Kirche den Beinamen „Trutz Michel“⁸⁹. Besonderes Kennzeichen war die Ausstattung mit nur einem Altar⁹⁰ und ohne geeignetem Platz für Seitenaltäre, wie sich später herausstellen sollte. Der Kirchenrat machte sogar gegen die Wandpfeileranlage Bedenken geltend, nämlich „daß dasselbe mit uff beiden Seiten gemachten Angepewen den alten päpstischen Kirchen gleichet, in welche allein zu dem End uff den Seiten sovil anguli kommen, damit sie hernacher mit Altären ausgefüllt werden ... So kann man auch in solchen angulis die Predigt nit wol vernemmen, sonder zerschlegt sich in denselben die Red ..., wie dann ein Prediger templum tam

87 Declaration des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken an den König von Frankreich mit Angabe der Gründe, warum er anno 1569 den Zug nach Frankreich mit seinem geworbenen Kriegsvolk unternahme vom 19. Februar 1569, verfaßt von Lizentiat Joan. Wolff, in: NK 90 (1925), S. 96.

88 Inventar der Herzogin Anna vom 11. Juli 1633 bei Karnehm, Schloß Höchstädt, S. 388.

89 R. H. Seitz, A. Lidell, F. Kaeß, Die Hofkirche Unserer Lieben Frau zu Neuburg an der Donau. Ein Kirchenbau zwischen Reformation und Gegenreformation, 1983, S. 40.

90 Ebenda, S. 41.

angulosum articulata voce nit wol ausfüllen köndte“⁹¹. Der Architekt Joseph Heintz trat den Argumenten jedoch mit technischen Erklärungen erfolgreich entgegen: „alain die Pfeilern ... von gantzen ... Steinen miessen gemacht werden, welche das Gewelb tragen, ausser solcher Pfeiler kan nix gewelbt werden, man setze sy auch hin wo man wolle“⁹². Dieses Bauwerk aber sollte im nächsten Konfessionalisierungsvorgang eine ganz besondere Rolle spielen.

3. Die Gegenreformation und die Bilder

Eine Visitation der Pfarrei Schwennenbach, Landkreis Dillingen, im Jahre 1643 durch den Höchstädter Dekan stellte fest, „das alte Gotteshaus hat keinerlei Schmuck; es ist bar allen Zierrats und aller notwendigen Paramente ... Es hat das Aussehen eines lutherischen Gotteshauses; denn außer einem hohen Kreuz, das mit roter Farbe angestrichen ist, sind keinerlei Bilder vorhanden. Der einzige Altar ist nicht geweiht und nicht eingekleidet“⁹³. Ähnlich schmucklos und ohne Bilderausstattung dürften die meisten Kirchen des Landes um 1620 gewesen sein. Die besondere Situation in Neuburg mit der begonnenen evangelischen Hofkirche wurde bereits angesprochen.

Und noch 1650 bat der Höchstädter Dekan den Pfalzgrafen um Agnus-Dei-Bilder und Rosenkränze, um die „Jugent damit uf zue mundteren, und leichter zu under weisen“⁹⁴. Aber in Schwennenbachs Nachbarort Kicklingen zog gleichzeitig die wieder reich ausgestattete Wallfahrtskirche mit ihrem Gnadenbild Unserer Lieben Frau viele Menschen an⁹⁵.

Des „Mahlers zu Antorff“⁹⁶ Peter Paul Rubens“ und andere neue Bilder

Ein Herrscherporträt Wolfgang Wilhelms von Anthonis van Dyck⁹⁷ ist relativ bekannt. Von einem unbekanntem Meister ließ er sich jedoch um 1650 als Fürst

91 Zitiert nach J. Zimmer, Hofkirche und Rathaus in Neuburg/Donau. Die Bauplanungen von 1591 bis 1630. Mit Quellenanhang. In: NK 124 (1971), S. 114.

92 Ebenda, S. 122.

93 H. Sing, Die Pfarrei Schwennenbach in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, 2. Teil, in: JABG, 11. Jahrgang (1977), S. 246.

94 Ebenda.

95 Ebenda, S. 47.

96 Antorff = Antwerpen.

97 Abbildung bei F. Huber, Das „Große Jüngste Gericht“ und andere vier Neuburger Gemälde von Peter Paul Rubens, in: NK 136 (1984), S. 98.

der Gegenreformation malen; das Bild befindet sich im Studienseminar Neuburg⁹⁸. Der Pfalzgraf tritt dabei mit dem rechten Fuß auf die als geöffnetes Buch dargestellte *Confessio Augustana*; über dem neben ihm abgebildeten Tisch liegt ein Blatt mit Grund- und Aufriß der Hofkirche. Auf diesem steht eine Nachbildung des spätgotischen Gnadenbildes von Notre Dame de Foy im heutigen Belgien, das 1609 beim Zersägen eines hohlen Eichenblocks gefunden worden war; eine Abbildung befindet sich bis heute in der Hofkirche⁹⁹. Der Pfalzgraf zeigt sich als Marienverehrer, Bauherr einer Marienkirche und vor allem als Sieger über die evangelische Konfession.

Die Ironie der Geschichte (Horst Stierhof)¹⁰⁰ bewirkte, daß der „Trutz Michel“ der Neuburger Landeskirche zur Jesuitenkirche wurde. Interessant ist dabei, daß Wolfgang Wilhelm und der Jesuitenpater Anton Welser ein zu stückierendes Bildprogramm entwarfen, das den gegenreformatorischen Charakter besonders betonen sollte. Es hatte einen mariologischen Inhalt in Form der „*Letania Lauretana*“ (Lauretanische Litanei)¹⁰¹, die 1558 bei Sebald Mayer in Dillingen erstmals im Druck veröffentlicht worden war¹⁰². Dort genoß die Litanei übrigens bei der ersten Marianischen Kongregation im deutschen Sprachraum eine ganz besondere Wertschätzung¹⁰³. Die Stuckarbeiten aber wurden den Gebrüdern Pietro und Antonio Castelli übertragen, die bereits in St. Michael in München gearbeitet hatten¹⁰⁴. Zentral über dem Hochaltar (in der heutigen Ausführung verdeckt) „endet“ die Litanei in einer *Regina Coeli*¹⁰⁵.

Unterhalb dieser Mariendarstellung aber befand sich das „große Jüngste Gericht“ von Peter Paul Rubens, für das Wolfgang Wilhelm am 31. Oktober 1617 bei seinem Statthalter in Düsseldorf „dem Mahler ... Peter Paulo Rubens für die gemalte Altar Tafel in der neuen Kirche alhier 3000 Gulden brabbandisch neben einer guldenen Ketten von 200 Reichstaler wehrts“ zur Zahlung anwies¹⁰⁶.

98 Abbildung bei Stierhof, „biblisch gemäl“, S. 114. Zur Beschreibung vgl. derselbe, das biblisch gemäl, 450 Jahre Schloßkapelle Neuburg an der Donau, Katalog, 1993, S. 114.

99 Stierhof, Katalog, S. 36, und Seitz, Lidel, Kaeß, Hofkirche, S. 61.

100 Stierhof, „biblisch gemäl“, S. 113.

101 Nachdruck bei Seitz, Lidel, Kaeß, Hofkirche, S. I-IV.

102 Ebenda.

103 H. Immenkötter, Was der Papst, der gesandt hat, anzielt. Petrus Canisius in Ingolstadt, München, Augsburg und Dillingen, in: R. Baumstark (Hrsg.), Rom in Bayern. Kunst und Spiritualität der ersten Jesuiten, München, 1997, S. 52.

104 Seitz, Lidel, Kaeß, Hofkirche, S. 40.

105 Ebenda, Abb. 14.

106 Zitiert nach K. Renger, Peter Paul Rubens, Altäre für Bayern, 1990, S. 87.

Zwei weitere Rubens-Werke zierten die Hofkirche, nämlich die „Anbetung der Hirten“ und das „Pflingstwunder“ an den Seitenaltären¹⁰⁷; beide räumen Maria eine hervorragende Stellung ein¹⁰⁸. Bei den Seitenaltarbildern machten sich die Tücken der ursprünglich evangelischen Raumkonzeption in der Form bemerkbar, als ein echter Platz für die Seitenaltäre nicht vorgesehen war und die Altarbilder deshalb in einem nicht sehr günstigen Schmalformat (ca. 475 × 275 cm) angefertigt werden mußten¹⁰⁹. Das führte wohl mit zu den Problemen bei der Einpassung in die bereits vorhandenen Rahmen, wofür Rubens empfahl, daß man „an dem oberen oder unteren Teil des Ramens die eine oder andere Kleinigkeit anbringt, welche die Lücke bedeckt, ohne der Symmetrie des Ganzen zu schaden. Und wenn Eure Hoheit mich wissen lassen, wie groß die Differenz ist, so erbiere ich mich, nach meiner Idee einen Entwurf zu zeichnen, der dem Übel am besten abhelfen könne ... Alle jene, welche die Bilder bei mir gesehen haben, sind sich darüber einig, daß sie in ihrer Form zu schlank seien, und daß die Arbeit, die diese Leinwand gekostet hat, besser zu Tage träte, wenn sie in der Länge verkürzt würde; aber die Erfordernisse des Ortes müssen hier als Entschuldigung dienen“¹¹⁰.

In der Schloßkapelle wurden die Bocksberger-Fresken wohl einfach über-tüncht¹¹¹ und statt des Altars von Martin Hering mit hoher Wahrscheinlichkeit ein weiteres recht drastisches Rubensbild als zentraler Altarschmuck eingebracht: der „Höllenzur der Verdammten“¹¹². Kaum weniger angsteinflößend dürfte auch das Hauptaltarbild der Stadtpfarrkirche St. Peter gewesen sein; Rubens wurde beauftragt, einen „Engelssturz“ mit der zentral dargestellten Symbolfigur der Gegenreformation, dem Erzengel Michael, zu fertigen, was 1623 erfolgte¹¹³.

Auch auf dem Land entstanden neue Kunstwerke; besonders bemerkenswert ist ein Marienrelief aus Ton in Unterstall, das 1623 an der Außenfassade eines Hauses angebracht, aber beim Abriß des Gebäudes 1954 zerstört wurde. Es stellte die Krönung Mariens dar und war farbig gefaßt¹¹⁴. Am Südrand des

107 Ebenda, S. 39 ff.

108 Ebenda, S. 40 und 42.

109 Huber, „Jüngstes Gericht“, S. 124.

110 Rubens an Wolfgang Wilhelm am 24. 7. 1620; zitiert nach Renger, Altäre, S. 95.

111 Stierhof, „biblisch gemäl“, S. 49.

112 Huber, „Jüngstes Gericht“, S. 119, und Stierhof „biblisch gemäl“, S. 49.

113 Huber, „Jüngstes Gericht“, S. 118 f.

114 Horn, Meyer, Kunstdenkmäler Neuburg, S. 771.

gleichen Ortes befindet sich bis heute ein Bildstock mit drei Reliefs der Passion Christi (Dornenkrönung, Geißelung und Kreuzigung). Unter dem Kreuzifix kniet die Stifterfamilie. Die Inschriften weisen drei Jahreszahlen auf, nämlich 1626, 1631 und 1632¹¹⁵. Erwähnenswert ist ferner eine eindrucksvolle Pietà des Meisters mit dem Monogramm IBF in Gansheim aus dem Jahre 1649¹¹⁶.

Interessant ist auch ein „Mariahilfbild“ aus der Zeit nach 1650 in Straß, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen; es zeigt eine Ansicht des benachbarten Klosters Niederschönenfeld im Hintergrund und hatte wohl das Cranachsche Gnadenbild in Innsbruck zum Vorbild¹¹⁷. Zwischen 1650 und 1660 wurde auch die einzeln stehende ursprünglich mittelalterliche „Krautkapelle“ bei Neuburg wiederaufgebaut, nachdem sie 1633 zerstört worden war. In ihr befindet sich ein um die gleiche Zeit entstandener Altar mit der Kreuzigung des heiligen Andreas¹¹⁸. Eine um 1600 entstandene Märtyrerdarstellung des heiligen Veit im Kessel steht in Gansheim¹¹⁹.

Bemerkenswert ist darüber hinaus das um 1600 entstandene „Jüngste Gericht“ eines unbekanntenen Malers. Es ist das zentrale Bild eines abgegangenen Altares in Bertoldsheim¹²⁰, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen, das zumindest in Teilen ein Werk des Münchner Hofmalers Christoph Schwarz gleichen Themas zum Vorbild hatte. Schwarz' Arbeit war aufgrund eines Kupferstiches von Johann Sadeler weithin bekannt und wurde häufig kopiert¹²¹; insbesondere seine Engelssturz motive sollten übrigens bis zu den weit berühmteren Arbeiten Peter Paul Rubens' ein unerreichtes Vorbild bleiben¹²².

Ergebnisse

Außerhalb der Haupt- und Residenzstadt Neuburg versuchten viele Menschen, sich gegen die verordnete Einführung der katholischen Konfession zu

115 Ebenda.

116 A. Steichele, Bistum Augsburg II, 1864, S. 599; Steicheles Datierung ins 15. Jahrhundert ist jedoch unzutreffend, wie die Jahreszahl an der Figur selbst belegt. Eine Pietà aus der Zeit um 1600 ist jedoch in Rehau, Landkreis Donau-Ries, erhalten; vgl. Horn *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 493.

117 Horn, Meyer, *Kunstdenkmäler Neuburg*, S. 721.

118 Ebenda, S. 531 f.

119 Horn, *Kunstdenkmäler Donauwörth*, S. 245.

120 Horn, Meyer, *Kunstdenkmäler Neuburg*, S. 408.

121 D. Diemer, Katalogtext, in: H. Glaser (Hrsg.), *Wittelsbach und Bayern, Band II/2, Um Glauben und Reich, Kurfürste Maximilian I.*, Ausstellungskatalog, 1980, S. 60.

122 C. Denk, Katalogtext, in: *Baumstark, Rom in Bayern*, S. 414.

wehren¹²³. In Neuburg zeigte sich eine angesichts der Bedeutung des religiösen Gesangs für die evangelische Konfession¹²⁴ bemerkenswerte Widerstandsform. Am Neujahrstag des Jahres 1616 (also nach Einführung des „Neuen Calenders“ durch das Mandat vom 24. 12. 1615¹²⁵, wobei unklar bleibt, mit welcher der beiden Zählweisen das Datum dieses Vorfalles überliefert wurde) sangen Kirchenbesucher auf die Melodie des Liedes des Grafen Zrinyi, des Verteidigers von Szigetvar gegen die Türken (gest. 1566), ein Klagelied. Die vierte Strophe lautet:

„Wolf kommen hergeloffen
und machen uns gar bang
die wider all verhoffen
mit höchstem creuz und zwang
uns jetzund wellen zwingen
vom reinen Gottes wort
mit gewalt uns darvon tringen.
Wann es innen tut gelingen,
stiftens seelenmord“¹²⁶.

Genauso wie in dieser Strophe die Seelennot der Menschen erkennbar wird, zeigt die zwölfte ihre fast beleidigende Widersetzlichkeit, in der auch die katholische Bayernprinzessin, die Ehefrau des Landesherrn, angesprochen wird:

„Herzog im ganzen Bayern
vermeinstu schon zu sein
und sitzest schon ob den aiern
mitsamt der pfäffin dein.
Schau, daß dich nicht tuen treffen
Gotes straf und ruet,
weil du solch tuest affen
mit allen deinen pfaffen
und dir verdärbst die bruet“¹²⁷.

123 Wie Anm. 25–28.

124 Ein anderes Liedbeispiel in der zwischenkonfessionellen Auseinandersetzung bei Zeeden, Richtlinien und Wege, S. 133. Zur Bedeutung des Gesangs für die lutherische „Seite“ vgl. Reinhard, Konfession und Konfessionalisierung, S. 138. Zum Widerstand der Neuburger und zu den Methoden, diesem beizukommen, vgl. G. W. H. Brock, Die evangelisch-lutherische Kirche der ehemaligen Pfalzgrafschaft Neuburg, 1847, S. 168–172.

125 Wie Anm. 22.

126 Simon, Klagelied, S. 193 f.

127 Ebenda, S. 195.

Wolfgang Wilhelm mußte also, um sein Ziel zu erreichen, alle Möglichkeiten nutzen. Dabei konnte er auch auf eine eindrucksvolle und erneuerte Kunst im Sinne der katholischen Reform zurückgreifen. Im Land fanden Motive Eingang wie die Passion, Christi Nachfolge im Leiden in Form von Märtyrerdarstellungen, Pietas, andere Mariendarstellungen wie im Stuck der Hofkirche oder sogar an Hausfassaden und der Erzengel Michael als machtvoller Kämpfer gegen die Glaubensfeinde. Soweit noch Heiligenfiguren vorhanden waren, wurden diese hervorgeholt, wie in Bittenbrunn, Landkreis Neuburg-Schrobenhausen, eine Figur der heiligen Ursula, der früheren Kirchenpatronin. Der Jesuitenpater Michael Seibold veranlaßte jedoch, daß auf den Hochaltar eine Marienstatue gestellt und ein Marienpatrozinium eingeführt wurde¹²⁸; auch dieser Vorgang belegt die ganz besondere Bedeutung der Marienverehrung im Zusammenhang.

Insgesamt ist der ikonographische Befund damit praktisch deckungsgleich mit dem im Herzogtum Bayern des ausgehenden 16. Jahrhunderts¹²⁹ und entspricht den Vorgaben im „Dekret über die Heiligen und die Reliquien der Heiligen und über die heilige Bilder“ des Konzils von Trient¹³⁰. Die Kunst sollte, so die nachtridentinische Kunstliteratur, gleichzeitig belehren und die Gefühle anrühren¹³¹. Die Verpflichtung des Peter Paul Rubens versprach dabei einen besonderen Erfolg bei den offenbar zäh an ihren evangelischen Vorstellungen festhaltenden Neuburgern; drei seiner fünf Werke (Engelssturz, Höllensturz und Jüngstes Gericht) führte ihnen denn auch künstlerisch hochklassig und damit um so bedrohlicher vor Augen, daß sie mit den Qualen der Hölle zu rechnen hatten. Vermeidbar waren diese aber durch die richtige religiöse Sicht und Praxis; die erfuhren sie u. a. aus dem Stuckprogramm der Hofkirche und den anderen Formen der Heiligenverehrung. Die den Bildern erwiesene Ehre, so das Konzil, bezog „sich auf die Urbilder“¹³². Die Heiligen aber brachten „ihre Gebete für die Menschen Gott dar“; es war „gut und nützlich, sie flehentlich anzurufen und zu ihren Gebeten, ihrem Beistand und ihrer Hilfe Zuflucht zu

128 K. A. Böhaimb, Geschichte der Pfarrei Bittenbrunn, in: Archiv für Pastoral-Cofernezen im Bistum Augsburg 3, 1852, S. 172.

129 I. von zur Mühlen, Katalogtext bei Baumstark (Hrsg.), Rom in Bayern, S. 412.

130 Vgl. H. Denzinger, Enchiridion symbolorum definitionum et declarationum de rebus fidei et morum / Compendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen, Lateinisch-Deutsch, hrsg. von P. Hünermann, 37. Aufl., 1991, S. 1812–1825.

131 Wie Anm. 129.

132 Denzinger, Hünermann, Enchiridion, 1823.

nehmen, um von Gott durch seinen Sohn Jesus Christus, unsern Herrn, der allein unser Erlöser und Erretter ist, Wohltaten zu erwirken“¹³³.

Aufgrund der Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges hatte schon im April 1632 der Rektor des Neuburger Jesuitenkollegs die Gelegenheit, vor den Rubens-Gemälden diese neu definierte Rolle der Bilder gegenüber dem Schwedenkönig Gustav Adolf vor dem Vorwurf der Abgötterei in Schutz zu nehmen: „... wir sagen, daß es eine Abgötterey seyn würde, was immer für ein geschnitz- oder gemalenes Bild anzubethen. Wir hängen dergleichen Bilder in unsern Kirchen nur darum auf, um uns derselben als ein Mittel zu bedienen, uns durch ihren Anblick von der Erde aufwärts zu erschwingen ... [Eine] Verbeugung geschieht nicht den Bildern, sondern dem Geheimnisse oder dem Heiligen, den sie vorstellen“¹³⁴.

4. Resümee

Das zentrale Deckenfresko in der Pfarrkirche von Unterliezheim, Landkreis Dillingen, wurde 1733 von dem Jesuitenlaienbruder Christoph Thomas Scheffler mit Fresken zur Geschichte des Ortes und seines Benediktinerklosters ausgestattet. Interessant ist die künstlerische Darstellung der Auflösung des Klosters durch die Reformation („avulsit 1542“). Drei Frauen stellen die Ordensgelübde Armut (lila Kleid, Brot und Wasserkrug), Gehorsam (blaues Kleid, Zügel) und Keuschheit (weißes Gewand, Lilie, zwei entschwebende Tauben) dar. Eine ketzerische Gestalt (Katharina von Bora) hat die ersten beiden Frauen niedergeworfen und brennt sie mit einer Fackel. Aus ihren Haaren und aus dem Buch, das Martin Luther unter dem Arm trägt, züngeln Schlangen; auch der Reformator bedroht die drei Frauen. Links von den Frauen ist der Höllensturz der Verführten dargestellt, zu dem sich die Armut und der Gehorsam hinbewegen¹³⁵. Unweit Unterliezheim, nämlich in Lutzingen, befindet sich über dem Chor der Kirche ein Deckenfresko von Johann Anwander aus dem Jahr 1767. Allgemein als „Triumph der Eucharistie über die Irrlehren des 16. Jahrhunderts“ gedeutet, zeigt es in einer Wolke über dem Altar Kelch und Monstranz, davor einen knieenden Papst mit einem Rauchfaß. Rechts vom

133 Ebenda, 1821.

134 Zitiert nach Graßegger, Drangsale, S. 10.

135 Meyer, Kunstdenkmäler Dillingen, S. 934 f.

Altar befinden sich zwei Frauengestalten. Die erste ist gekrönt und mit den Attributen Buch, Schreibfeder und Schlüssel ausgestattet. Die zweite ist verhüllt, trägt eine Almosenschale, ein Kreuz und ein gerahmtes Bild mit der Aufschrift „arme Seelen im Fegfeuer: Seelen Ablass“. Rechts daneben befinden sich stürzende Häretiker mit Schlangen und einem Buch¹³⁶.

Diese barocken Rückblicke auf die Ereignisse der Reformationszeit aus katholischer Sicht sind aus mehreren Gründen bemerkenswert. Sie zeigen, daß die theologischen Kontroversen des 16. Jahrhunderts noch zweihundert Jahre später bedeutsam waren; und sie entstanden in einem Landesteil Pfalz-Neuburgs, der eine ganze Anzahl evangelischer Nachbarn hatte, nämlich die Reichsstädte Ulm und Nördlingen, das Kleinterritorium Haunsheim, die evangelischen Orte der Grafschaft Oettingen und vor allem das Herzogtum Württemberg. Die Bewohner dieses pfalz-neuburgischen Landesteils kannten somit die religiösen Vorstellungen ihrer evangelischen Nachbarn. Aus der Sicht ihrer kirchlichen und staatlichen Obrigkeiten (auch die Wappen der Pfalzgrafen sind dargestellt) erschien es deshalb notwendig, mit Hilfe von Bildern vor den religiös fatalen Irrtümern der Nachbarn zu warnen und gleichzeitig die eigene richtige Lehre samt der Autorität der Lehrer zu betonen. Die Holzschnitte zu Bernardo Ochinos Predigten¹³⁷ hatten das gleiche Ziel, wenn auch unter anderen konfessionellen Vorzeichen. Abschaffung und Verbot von Bildern bei der Einführung der Reformation hatte den Zweck, das Verbot der Bilderverehrung, das sich gegen die spätmittelalterliche Vergegenständlichung der religiösen Praxis richtete, als neue religiöse Norm durchzusetzen¹³⁸. Das „katholische“ Übertünchen der „evangelischen“ Bocksberger-Fresken in Neuburg ist ähnlich zu bewerten, da sie den neuen Vorstellungen einfach nicht mehr entsprachen, ja diese stören konnten. Die Betonung der richtigen religiösen Vorstellungen, die Warnung vor den falschen bis hin zu deren Unsichtbarmachung sowie die Förderung des richtigen Verhaltens – Wolfgang Reinhard spricht hier zutreffend von Propaganda und Verhinderung von Gegenpropaganda¹³⁹ – war damit eine wichtige Aufgabe der Kunst.

Die „bildende Kunst“ wurde aber auch zu einem entscheidenden Unterscheidungsmerkmal zwischen den Konfessionen, auf die die katholische dank

136 Ebenda, S. 686.

137 Unger, Hans Kilians Drucke, S. 61.

138 Vgl. W. Reinhard, Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters, in HZ 3 (1983), S. 260f.

139 Ebenda, S. 261.

ihrer Bilderfreudigkeit besonders erfolgversprechend zurückgreifen konnte¹⁴⁰. Wolfgang Braunfels bietet hier den markanten, zutreffenden und den richtigen Zusammenhang herstellenden Begriff „Cuius Regio Eius Ars“ an¹⁴¹. Diese Unterscheidung hat sich bis heute sogar im Dialektwortschatz des Raumes um Höchstädt erhalten. Ältere Menschen bezeichnen noch immer die südlich der Donau gelegene Nachbarschaft, die zur habsburgisch-katholischen Markgrafschaft Burgau gehörte, als „Hoigaländer“ (Heiligenländer); die Bezeichnung erinnert daran, daß in der Markgrafschaft „Heilige“ und ihre bildliche Darstellung im Gegensatz zum eigenen Land erlaubt waren¹⁴².

Zusammenfassend ist damit festzustellen, daß Bilder, ganz genauso wie ihr Verbot oder ihre „Abschaffung“, der Formung der jeweils territorial definierten neuen religiösen Großgruppe „Konfession“ dienten. Damit haben die erhaltenen Bilder nicht nur als Kunstwerke, sondern auch als aussagekräftige historische Quellen Bedeutung.

140 Zeeden, Entstehung, S. 130.

141 W. Braunfels, Cuius Regio, Eius Ars, in: H. Glaser (Hrsg.), Wittelsbach und Bayern II/1, S. 133 f.

142 Freundlicher Hinweis von Herrn Alois Sailer, Kreisheimatpfleger des Landkreises Dillingen an der Donau.

Johann Georg Melchior Schmittners Hochaltarbild für St. Martin in Lamerdingen

Andreas Tacke

Die Kunstgeschichte gehört zu jenen geisteswissenschaftlichen Fächern, denen mitunter mit Entdeckerglück neue Funde beschieden sind, die unser Wissen bereichern. An einem für Kunsthistoriker entlegenem Orte, im Westallgäuer Heimatmuseum in Weiler (Kr. Lindau, Bodensee) fand sich die Vorzeichnung zu dem Hauptaltar in Lamerdingen, die hier kurz vorgestellt und zum Anlaß genommen werden soll, einige in der Literatur mitgeschleppte Ungereimtheiten zur Vita des Künstlers, Johann Georg Melchior Schmittner (1625 – nach 1707), zu beseitigen.

Das Westallgäuer Heimatmuseum in Weiler ist durch eine Nachkriegsstiftung an eine umfangreiche Sammlung von Druckgraphik und Handzeichnungen vornehmlich des 18. und 19. Jahrhunderts gelangt. Unter den aus dem Besitz des Tabakfabrikanten Ignaz Dornach (1868–1945) stammenden Blättern sind auch vereinzelt Zeichnungen des 17. Jahrhunderts zu finden. So zum Beispiel die Vorzeichnung eines bis jetzt noch nicht identifizierten Altarblattes mit den Heiligen Otilia und Agatha sowie Margareta und Apollonia von Johann Caspar Sing¹ (1651–1729). Der hier zu besprechende Entwurf von Johann Georg Melchior Schmittner² kann glücklicherweise einem ausgeführten Werk des Künstlers zugeordnet werden: Es handelt sich um den Entwurf für den Hoch-

1 Siehe (demnächst) A. Tacke: Neue Funde, Bildquellen zur süddeutschen Kunst des 18./19. Jahrhunderts und zur Geschichte der Münchner Kunstakademie. In: *Kunstchronik* (1998) mit Abb. der Sing-Zeichnung.

2 Zum Künstler mit Werkübersicht siehe den Artikel „Schmittner“ von N. Lieb in: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart*. (...) hrsg. von U. Thieme und F. Becker. 37 Bde., Leipzig 1907–1950; hier 30, 1936, 173 f. (mit Nennung des Altares in Lamerdingen von 1690) und C. Madel: *Die Nachfolge Johann Heinrich Schönfelds unter besonderer Berücksichtigung der Maler Johann Georg Melchior Schmittner und Johann Georg Knappich*. (Diss. Phil.) München 1987, 61–87 und 244–255.

altar der Kath. Pfarrkirche St. Martin in Lamerdingen (Kr. Ostallgäu). Der Altar ist dem Kirchenpatron geweiht und wurde 1690 von Schmittner gemalt³.

Das Blatt ist mit schwarzer Kreide gezeichnet, grau laviert und weiß gehöhlt; das Papier selbst ist grau laviert. Das ungewöhnlich große Format von 54,2 × 25,3 cm läßt eher an eine Präsentationszeichnung für den Auftraggeber, als an eine Vorzeichnung denken. Die Handzeichnung besteht aus vier Teilen, die auf ein größeres Trägerpapier (62,5 × 33,5 cm) aufgezogen wurden, welches wiederum mit Leinwand kaschiert ist. Wann diese Maßnahme erfolgte, ist unbekannt. Vermutlich mit ihr wurde die breite und in schwarzer Tusche ausgeführte Umrahmung (von ca. 0,5 cm Breite) angelegt⁴. Vom Künstler bezeichnet ist die Zeichnung unten rechts mit „J. M. S. / A° 1689“ (Abb. 21).

In dem auffallend hochrechteckigen Format ist unten die Mantellegende des Hl. Martin und im oberen Teil die Aufnahme des Hl. Martin in den Himmel dargestellt.

Der Hl. Martin (316/317–397), Soldat in der römischen Reiterei in Gallien, soll der „Vita S. Martini“ des Sulpicius Severus zufolge in einem strengen Winter einem frierenden Bettler die Hälfte seines Mantels, den er zu diesem Zwecke mit seinem Schwert in zwei Stücke teilte, gegeben haben. Im Alter von achtzehn Jahren getauft schied er zwanzigjährig aus dem Kriegsdienst aus. 371 wurde er zum Bischof von Tours erwählt und gründete hier um 375 das Kloster Marmoutier.

Dargestellt ist der hl. Martin auf unserem Entwurf in Pontifikalkleidung, die abgelegte Mitra wird von einem Engel gehalten. Der Barhäuptige blickt auf die Dreieinigkeit, die den oberen linken Teil des Bildes einnimmt. In der unteren Bildzone ist die Mantelspende selbst gezeigt.

Die wichtigste Abweichung des Entwurfes von der Ausführung besteht in dem veränderten Format; das langgestreckte Hochrechteck des Entwurfes wurde beim Gemälde gedrungener umgesetzt. Damit rückte der Titelheilige der Kirche mehr ins Zentrum der Bildkomposition. Ob in der Entwurfsphase

3 Zum Lamerdinger Altar, ohne unsere Vorzeichnung, siehe Madel (wie Anm. 2) 84f. und 249 Kat.Nr. S. 15; Madel faßt die Sekundärliteratur zusammen.

4 Auf der Rückseite Klebezettel mit dem Sammlerstempel von „Ignaz Dornach, Weiler bei Lindau“ mit der irrtümlichen Bezeichnung „Joh. Gg. Mahler, Cat. No. 862“, das ist Johann Georg Mahler, ein Künstler des 18. Jahrhunderts. – Für Hinweise danke ich den Kollegen PD Dr. Sybille Appuhn-Radtke (München), Dr. Tilman Falk (München) und Dr. Gode Krämer (Augsburg).

die genauen Maße des Hochaltarbildes in Augsburg, wo Schmittner seine Werkstatt betrieb und der Stifter residierte, noch nicht genau festlegen?

Auf dem ausgeführten Gemälde rechts unten ist das Stifterwappen und folgende Inschrift angebracht: „Ignatius Schöllenberg de Heinberg St. Petri et Felicitatis Aug. Praepositus D. in Lamadingen F. F. Anno MDCLXXX“⁵ (Ignaz Schöllenberg von Heinberg, Propst bei St. Peter und Felicitas in Augsburg ließ es machen 1690), (Abb. 22).

Der Auftraggeber Ignaz von Schellenberg von Haimberg (Hamberg) (10. 3. 1633 – 28. 8. 1696) war von 1668 bis 1696 Propst an dem Augsburger Kollegiatstift St. Peter am Perlach⁶. Zur Kirche gehörte die Felicitaskapelle an der Nordmauer, die heute als Sakristei dient. Seit der Stiftung des Kollegiatstifts St. Peter (29. 6. 1067) gehörte das Gut Lamerdingen „mit allen Zugehörungen an Kirchen, an Flecken, Aeckern, Leibeignen“⁷ zur Augsburger Kollegiatkirche. Am 7. September 1360 wurde die Pfarrei Lamerdingen mit der Propstei vereint, d. h., daß die Einkünfte der Pfarrei dieser zufielen⁸.

Schellenberg tritt auch für St. Peter als Stifter in Erscheinung. Er soll den Altar des hl. Josef⁹, nach einer anderen Angabe auch den des Apostels Paulus¹⁰ gestiftet haben. Beide Altarbilder, die dem Schönfeldschüler Johann Georg Knappich (1637–1704) zugeschrieben werden, sind erhalten¹¹. Einen weiteren Auftrag in der Amtszeit Schellenbergs erhält Schmittner von dem Augsburger Patrizier Hieronymus Ambrosius Langenmantel (Kanoniker zu St. Moritz und St. Peter). Er stiftete 1700 für den Altar der ‚Mutter vom Guten Rat‘ (B. Virginis de bono consilio) das Altargemälde ‚Maria Knotenlöserin‘: „Das Bild stellt ein seltenes Thema, die durch ihren Gehorsam den Knoten des

5 In dem ansonsten gut erhaltenen Pfarrarchiv konnte ich bei meinem Besuch am 9. 12. 1997 keine Rechnungsunterlagen zu dem Altar aus den in Frage kommenden Jahren finden. – Für gewährte Hilfe vor Ort danke ich Herrn Josef Trieb (Lamerdingen).

6 Siehe Pl. Braun: Geschichte des Collegiatstifts St. Peter auf dem Perlach in Augsburg. In: Pastorale Konferenz-Arbeiten der Augsburgischen Diöcesan-Geistlichkeit N.F. Bd. 1, Augsburg 1837, 239–260; hier 258, und A. Haemmerle: Die Canoniker der Chorherrenstifte St. Moritz, St. Peter u. St. Gertrud in Augsburg. Privatdruck 1938, Nr. 480.

7 Braun (wie Anm. 6) 240; vgl. A. Schröder: Die älteste Urkunde für St. Peter in Augsburg. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 50, 1932/33, 9–28.

8 Vgl. Braun (wie Anm. 6) 253.

9 Braun (wie Anm. 6) 258.

10 Siehe P. Rummel: Katholisches Leben in der Reichsstadt Augsburg (1650–1806). In: JABG 18, 1984, 9–161; hier 36f. Den Paulus-Altar soll nach Braun (wie Anm. 6) 258, Adam Gressel, geistlicher Rat und Chorherr von St. Peter, gestiftet haben.

11 Zu beiden Altären vgl. allgemein Madel (wie Anm. 2) 142f.

Unheils für das Menschengeschlecht lösende Muttergottes auf der Mondsichel, von Engeln verehrt, dar“¹².

Über Schellenbergs Leben ist wenig bekannt¹³; wir wissen, daß die Mitglieder des Kollegiatstifts nach dem Statut von 1623 dem Priesterstand angehören mußten. Ab 21. 6. 1659 war er Kanonikus von St. Moritz, resignierte dieses Kanonikat 1669¹⁴. Seine Grabplatte ist im ersten westlichen Joch an der Nordmauer der Kirche angebracht; ursprünglich bedeckte sie das Grab im Mittelschiff (drittes Joch von Westen aus gerechnet)¹⁵.

Schellenbergs Nachfolger als Propst von St. Peter am Perlach (1696–1741) war Franz Anton Freiherr von Imhof (1670–1741), der die Kirche in Lamerdingen 1736/37 durch Michael Stiller barockisieren ließ. Sein Wappen zierte den dortigen Chorbogen. Das ehem. Schloß von Lamerdingen wurde ebenfalls von ihm (etwa 1724) errichtet; es ist ein schlichter, zweigeschossiger Walmdachbau¹⁶.

Über den Künstler des Lamerdinger Hochaltarbildes legte Claudia Madel (1987) im Zusammenhang mit der Bearbeitung des Schönfeldkreises ein erstes Werkverzeichnis vor.

Die Schreibweise „Schmittner“, die wir hier von Thieme/Becker¹⁷ übernehmen, wird zeitgenössisch variiert mit „Schmidtner“, „Schmidmer“, „Schmittmer“ oder „Schmitner“. Auch die Nennung der drei Vornamen fällt bei den Signaturen nicht einheitlich aus. Mit „J M Schmidtner“, also ohne den Vornamen „Georg“, signiert der Maler z. B. das Seitenaltarblatt in der Jesuitenkirche zu Luzern¹⁸. Mit „Geo. Melch. Schmidmer fe.“ hingegen ist die sehr schöne Zeichnung, eine Kopie nach Schönfeld, in der Staatlichen Graphischen Sammlung (Inv.Nr. 14199) in München bezeichnet.

12 B. Bushart: Anmerkungen zum Spätwerk Johann Heinrich Schönfelds. In: Zwischen Donau und Lech, Festschrift für N. Lieb zum 65. Geburtstag (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte; Bd. 35). München 1972, 109–123; hier 119, Abb. 81.

13 Eine Auswertung des Quellenmaterials im Archiv des Bistums Augsburg könnte mehr Licht in sein Leben bringen. – Für Hinweise zum Bestand danke ich Herrn Georg Feuerer (Brief vom 23. 2. 98).

14 Vgl. Anm. 6. Siehe A. Haemmerle: Die Canoniker der Chorherrnstifte St. Moritz und St. Peter und St. Gertrud in Augsburg bis zur Saecularisation. Privatdruck 1938, 111 Nr. 480.

15 Siehe L. J. Weber: St. Peter am Perlach, Augsburg (Schnell, Kunstführer Nr. 1540). 2., veränderte Aufl. Regensburg 1994, 14.

16 G. Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern III: Schwaben, bearb. von B. Bushart und G. Paula. München und Berlin 1989, 600 f.

17 Siehe Anm. 2.

18 Dieses und weitere Beispiele bei Bushart, 1972 (wie Anm. 12) 117–120.

In zeitliche Nähe zu dem Auftrag für Lamerdingen fällt Schmittners Entwurf von 1685 für den Hochaltar der Pfarrkirche von Hailtingen, Württemberg, den er 1687 ausführte¹⁹. Für St. Ulrich in Eresing erhielt „Herr Schmittner in Augsburg“ 1694 „für die 2 neu verfertigten Plötter [...] 50 fl.“²⁰.

In der „Teutschen Academie“²¹ von Joachim von Sandrart (1606–1688) findet Schmittner keine Erwähnung. Paul von Stetten d. J. (1731–1808) – Stadtpfleger, Geschichtsschreiber und Schriftsteller – folgt weitgehend den Angaben aus dem Codex Halder²² von ca. 1765, wenn er über Schmittner schreibt: „Georg Melchior Schmittner war auch ein starker Historien=Maler, Schönfelds Freund und Gehülfe, vielleicht besser Schüler und Nachahmer, obwohl an Jahren älter als dieser. Er hatte sich 15 Jahre lang in Italien aufgehalten, ehe er hieher [nach Augsburg] kam. Von ihm ist die Verklärung Christi in St. Salvatorskirche, ein sehr schätzbares Gemälde, und bey St. Georgen im Kreuzgange eine Kreuzigung, die er im 82 Jahre seines Alters malte“²³. Geburts- und Todesjahr gibt Stetten mit 1625 und 1705 an. Geht man diesen Angaben nach, stellt man einige Ungereimtheiten fest.

Das für Schmittner bezeugte Gemälde mit der ‚Verklärung Christi‘ in der 1872 abgebrochenen Augsburger Jesuitenkirche St. Salvator kann nur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nachgewiesen werden²⁴; ihm ordnet Bruno Bushart (1991) eine in Ev. Heilig Kreuz erhaltene Ölskizze zu²⁵.

19 Städtische Kunstsammlungen Augsburg, Inv.Nr. G.4614–67; zur Zeichnung siehe (den mit sehr vielen Fehlern behafteten) Katalog von R. Biedermann: Meisterzeichnungen des Barock aus dem Besitz der Städtischen Kunstsammlungen Augsburg. Augsburg 1987, 132 Kat.Nr. 61 mit Abb.

20 W. Neu: Die Rechnungen der Pfarrkirche St. Ulrich in Eresing (1646–1804). In: Lech-Isar-Land 1969, 149–165; hier 153.

21 Siehe J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- und Mahlerey-Künste, Nürnberg 1675–1680. In ursprünglicher Form neu gedruckt mit einer Einleitung von Ch. Klemm (Bd. 1 und 2) und von J. Becker (Bd. 3); 3 Bde., Nördlingen 1994.

22 Staats- und Stadtbibliothek Augsburg: Codex Halder (Augsburger Künstlerbiographien. Augsburg o.J., ca. 1765), 2° Cod. H. 30, mit Exlibris des Kupferstechers, Schabkünstlers und Kunstbiographen Georg Christoph Kilians (1709–1781); Bl. 80^r.

23 P. v. Stetten d.J.: Kunst-, Gewerb- und Handwerks Geschichte der Reichs-Stadt Augsburg. Bd. 1, Augsburg 1779, 304 f.

24 Siehe G. Krämer: Die Kirche des Jesuitenkollegs St. Salvator in Augsburg 1584 – 1872. In: (Ausstellungskatalog) Die Jesuiten und ihre Schule St. Salvator in Augsburg 1582. Augsburg 1982, 35–47; bes. 45 f.

25 Siehe B. Bushart: Die Hochaltarblätter des Barock in Augsburg. In: JABG 25, 1991, 190–225; hier 203 f.

Der von Stetten aus dem Codex Halder übernommenen Angabe, „warn 15 Jahr in Italia“ (Bl. 9^r), ist mit Skepsis zu begegnen²⁶.

Wo Schmittner seine Ausbildung erhielt, ist unbekannt. Stilistisch steht er ganz im Bannkreis von Johann Heinrich Schönfeld (1609–nach 1684). Zum Meister wurde Schmittner im Jahre 1664 ernannt²⁷. Noch im gleichen Jahr bestellt er das Aufgebot: „Johann Melchior Schmittner, Mahler, und Frau Catharina / Reichlin, beede hießig und Ledigstandts, denen ist auff / begehren ein Verkhündtzettel erthailt worden, sollen / noch die gebühr laisten. Actum 25. dito“²⁸, d. i. der 25. Juli 1664. Im Jahre 1682 heiratet er zum zweiten Mal: „Hanns Melchior Schmittner, Mahler, Wittiber, / und hießig, und Anna Maria Beijrerin, von Rhain, / ledigstands, sein Beijstandt Hans Caspar Strauß, / Mahler, ihre Bürgen Christovh Dennich und Tho=/mas Veitel, beede Crämer. Actum / ut suprà“, d. i. der „3. Julij 1682“²⁹. Nach Claudia Madel (1987) könnte es sich bei dem Maler „Hans Caspar Strauß“ um Schmittners Bruder handeln, denn Anno 1683–86 arbeitet „by ihme und seinem Bruder Jo: Casper Strauss“ als Malergeselle „Ferdinandt Mackh“ (Magg)³⁰. Es ist vermutlich der Stadtma-ler Johann Caspar Strauss und dieser scheint „damals der bevorzugte Kirchenma-ler vornehmlich der Orden und Kongregationen gewesen zu sein“³¹.

Nach dem Einschreibebuch der Maler „Ordenliches / Einschreib Buech der Erbarbarn / von Mahler: Glaßer: Bildhauer: / Goldschlager auch Gold: und / Silber Tradt Zieher all=/hier inn Augspurg (...) Anno 1666 (bis 1691)“ hatte Schmittner in den Jahren 1666, 1676 und 1680 drei Lehrjungen einschreiben lassen, sowie 1683–86 „by ihme und seinem Bruder Jo: Casper Strauss“ als Malergeselle „Ferdinandt Mackh“ (Magg)³² beschäftigt. In den Jahren 1689, 1692 und 1696 folgten drei weitere Einschreibungen von Lehrjungen³³.

26 Siehe Madel (wie Anm. 2) 62.

27 Siehe Stadtarchiv Augsburg: Historischer Verein Nr. 54a „Malerbuch“, Bl. 36^v; vgl. Madel (Anm. 2) 61 (ohne Blattangabe).

28 Stadtarchiv Augsburg: Hochzeitsamtsprotokolle 1660–1666, 317; vgl. (etwas abweichend) Madel (wie Anm. 2) 277 Nr. U 1.

29 Stadtarchiv Augsburg: Hochzeitsamtsprotokolle 1681–1687, Bl. 46^v; das Datum auf Bl. 45^v. – Vgl. abweichend in der Schreibweise, mit irrtümlichem Datum („3. Febris 1684“) und ohne Blattangabe Madel (wie Anm. 2) 277 Nr. U 2.

30 Madel (wie Anm. 2) 61 f.

31 Bushart, 1991 (wie Anm. 25) 213 f.

32 Stadtarchiv Augsburg: Historischer Verein Nr. 54^b, 68 (Anno 1666), 98 (Anno 1676), 114 (Anno 1680), 182 (Anno 1683–86).

33 Stadtarchiv Augsburg: Historischer Verein Nr. 53 (Einschreibebuch der Maler, Glaser [...] 1686–1722), 74 (Anno 1689), 101 (Anno 1692), 132 (Anno 1696).

Stetten (1779) widerspricht sich mit der Altersangabe „82 Jahre“ selbst, da er den Künstler schon 1705 als tot angibt. Er berichtet von einem sehr schätzbaren Gemälde einer Kreuzigung für den Kreuzgang von St. Georg, das Schmittner „im 82 Jahre seines Alters malte“³⁴, also 1707. Jedoch erst „1713 geht Schmittners Meistergerechtigkeit an seinen Schwiegersohn, Joh. Anton Meyer über“³⁵.

Soweit die Berichtungen zur Vita des Malers, der eine umfangreichere Einzelstudie verdient hätte.

34 Stetten (wie Anm. 23) 304; vgl. Codex Halder (wie Anm. 22) Bl. 80^r Nr. 81.

35 Madel (wie Anm. 2) 62 und 278 Nr. U 4.

Die selige Crescentia Höß von Kaufbeuren (1682–1744)

//^z Zur Ikonographie ihrer Visionen, 2. Teil

Karl Kosel

In memoriam Msgr. Jakob Mois

In Ergänzung zum ersten Teil meines Beitrages sind noch die sehr bedeutsamen Gestaltungen des Themas, der Hl. Geist in menschlicher Gestalt, bei Christoph Thomas Scheffler in Haunstetten und Trier, Johann Adam Schöpf in Schloß Brühl, Franz Anton Rebsamen in Gösslikon und Joseph Jakob Spieler in Eglöfs zu behandeln¹. Außerdem ist noch auf das Deckengemälde Johann Anwänders in Schwennenbach einzugehen².

Die Deckengemälde Christoph Thomas Schefflers (1699–1756) in der Marienkapelle zu Haunstetten (1742) stehen unter dem Thema Maria als apokalyptisches Weib, mit der Sonne bekleidet und den Mond zu ihren Füßen, der Sturz des apokalyptischen Drachens durch den Erzengel Michael und die Krönung Mariens³. Zwei Zwickelfresken im Langhaus – Grisaille auf Goldgrund – zeigen Maria als apokalyptisches Weib mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit und als Braut des Hl. Geistes (Abb. 23, 24). Beide Male ist der Hl. Geist als geflügeltes Wesen und als Greis mit den sieben Flammen um das Haupt dargestellt. Scheffler übernimmt hier, wie beim Hochaltargemälde in Aulzhausen, den Hl. Geist als Greis aus dem Kuppelfresko Cosmas Damian Asams in

1 Karl Kosel, Crescentia Höß von Kaufbeuren (1682–1744). Zur Ikonographie ihrer Visionen, 1. Teil; in: JVAB 28, 1994, S. 277–300. – Hans Albrecht Oehler, Die Heilig-Geist-Vision der seligen Crescentia von Kaufbeuren in der Kunst Südwestdeutschlands, in: JVAB 29, 1995, S. 160–174.

2 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 299.

3 Gert Reiprich, Baubeschreibung, in: Muttergotteskapelle Haunstetten. Eine Perle des Rokoko in Augsburg, Augsburg-Haunstetten 1985, S. 31–34, Abb. S. 118–120.

Herrgottsruh bei Friedberg⁴. Ob die Flügel als Angleichung an die Gestalt der Engel verstanden werden können, erscheint mir fraglich. Vielmehr erscheinen sie als eine Weiterentwicklung und Entfaltung der Flügel der Taube auf der Brust des jünglingshaften Hl. Geistes im Hochaltargemälde der Münchener Dreifaltigkeitskirche⁵. Die Übereinstimmung mit dem geflügelten Hl. Geist bei Johann Georg Bergmüllers Hochaltargemälde in der Ursulinenkirche zu Landsberg (1748, Abb. 25) und dem Deckengemälde in der Schloßkapelle von Haimhausen (1750) weist auf München und damit auf die Dreifaltigkeitsvision der Karmelitin Maria Anna Lindmayr als programmatische Grundlage des Hochaltargemäldes der Dreifaltigkeitskirche zurück⁶. Die Münchener Ausbildung von Johann Georg Bergmüller bei Johann Andreas Wolff und von Christoph Thomas Scheffler bei Cosmas Damian Asam veranschaulicht die gemeinsame ikonologische und stilistische Grundlage für ihre Bildgestaltungen.

Vision und Apokalypse sind in spiritueller Hinsicht ein Paar. Für diesen Zusammenhang sind die Biographien der Lindmayrin und Crescentias sowie ihre Verehrung und historischen Auswirkungen vom Spanischen Erbfolgekrieg bis zum 2. Weltkrieg gewissermaßen Kronzeugen. Es verwundert daher nicht, daß ein derartiger Zusammenhang auch in stilistischer und ikonographischer Hinsicht bei den Darstellungen nach den Visionen Crescentias festzustellen ist. Bei der Seltenheit von Darstellungen apokalyptischer Themen im Barock ist die Tatsache sehr bemerkenswert, daß bei den Fresken Schefflers in Haunstetten und Trier eindeutige ikonologische und stilistische Parallelen mit der Deckenmalerei Paul Trogers (geb. 1698) zu beobachten sind⁷. Trogers Hauptkuppelfresko in der Stiftskirche von Altenburg (1733/34) stellt die Menschwerdung Christi durch die Jungfrau und die Verfolgung durch den Drachen (Offb. 12,1–17) dar⁸. Die Hauptgruppe zeigt den thronenden Gottvater mit der Weltkugel, umgeben von den vier Wesen, und die Krönung des apokalyptischen Weibes mit dem Sternenkranz. Das mit der Sonne bekleidete apokalyptische Weib, den Mond zu Füßen, stimmt im kompositionellen Typ,

4 Franz Ronig, Das Bild der Hl. Dreifaltigkeit im Zusammenhang der Deckenmalereien der Trierer Paulinuskirche, in: Kurtrierisches Jahrbuch 35, 1995 (= Festschrift für Guido Groß zum 70. Geburtstag), S. 252 f.; Abb. 1, 2.

5 Karl Pörnbacher, Crescentia Höß von Kaufbeuren 1682–1744, Weißenhorn 1993, Abb. 25.

6 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 286, 289, 292 f.; Abb. 23.

7 Wanda Aschenbrenner – Gregor Schweighofer, Paul Troger. Leben und Werk, Salzburg 1965, S. 13, 210.

8 W. Aschenbrenner – Gr. Schweighofer (wie Anm. 7), S. 77, Tafel I u. II.

vor allem durch den weit ausschwingenden blauen Mantel, mit der gleichen Gestalt Schefflers im Haunstettener Langhausfresko überein. Die zweite Hauptszene des Kuppelfreskos schildert die Flucht des gebärenden Weibes in die Wüste vor dem sie verfolgenden Drachen. Die Gestalt des fliehenden Weibes ist durch „die beiden Flügel des großen Adlers“ (Offb. 12,14) gekennzeichnet. Die Flucht des geflügelten Weibes bedeutet „den Beginn der endzeitlichen Gerichts- und Heilszeit; seine Entrückung zu Gott deutet an, daß sich diese zunächst im Himmel auswirkt, wie die folgende Szene vom ‚Satanssturz‘ zeigt“⁹. Die emblematische Darstellung „Tripliciter Sol“ in Haunstetten entspricht diesem Zustand der Entrückung zu Gott genau. Das auf einer Wolke kniende apokalyptische Weib, das mit der Sonne bekleidet ist, und der geflügelte Hl. Geist als Mitte der Dreifaltigkeit beinhaltet die Überschattung Mariens durch den Hl. Geist als Voraussetzung für die Menschwerdung des Erlösers. Die kniende Haltung des apokalyptischen Weibes entspricht völlig derjenigen Mariens bei der Verkündigung. Die Übertragung der Adlerflügel vom apokalyptischen Weib auf den Hl. Geist entspricht der Entrückung des heilsgeschichtlichen Geschehens von der Erde in den Himmel.

Dieselbe thematische Struktur erscheint bereits im Jahre 1696 beim Bildprogramm des Altars von Andreas Thamasch in der Kapelle Mariä Himmelfahrt zu Finstermünz bei Landeck (Tirol)¹⁰. Die Himmelfahrt Mariens im Altargemälde findet ihren Abschluß in den Plastiken der Altarbekrönung, welche die Dreifaltigkeit mit dem geflügelten Hl. Geist in Menschengestalt darstellen. Die Darstellungen des Hl. Geistes und des apokalyptischen Weibes in geflügelter Gestalt beruhen daher auf einer ikonologischen Tradition, deren Wurzel die Geheime Offenbarung ist.

Die zweite Darstellung Schefflers in der Haunstettener Marienkapelle mit Maria als Braut des geflügelten Hl. Geistes in Menschengestalt kommt der Hl.-Geist-Vision Crescentias sehr nahe, wie der Bericht bei Jeiler und Gläser veranschaulicht¹¹. Jeiler überliefert die Worte des Hl. Geistes: „Wer nichts liebt als mich allein, den will ich in mir und meiner Gnade befestigen“¹². Die Befestigung im Hl. Geist und in seiner Gnade wird durch den Ring symbolisiert, den

9 Hildegard Gollinger, Artikel „Apokalyptische Frau“, in: Remigius Bäumer und Leo Scheffczyk (Hg.), *Marienlexikon*, 1. Band, St. Ottilien 1988, S. 190.

10 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 288.

11 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 283.

12 Ignatius Jeiler, O. FF. Min., *Leben der seligen Klosterfrau Maria Crescentia Höß von Kaufbeuren aus dem dritten Orden des heiligen Franziskus*, Dülmen i. W. 1901, S. 176.

die Braut (= Sponsa) aus dem Hohenlied empfängt. Die Vermählung mit dem Hl. Geist und die Überschattung durch ihn wird hier als mystisch-visionäre Einheit gesehen, die den Visionär in das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, d. h. in die *unio mystica* versetzt.

Eine sehr bedeutsame Vorläuferin der Hl.-Geist-Vision *Crescentias* ist in der gleichen Vision der spanischen Mystikerin Marina von Escobar (1554–1633) vom 30. März 1624 zu erblicken. Ernst Benz stellt folgendes fest: „Völlig einzigartig in den Visionen des Heiligen Geistes ist bei Marina von Escobar, daß sich die Braut-Mystik auf die Gestalt des Heiligen Geistes übertragen findet. Während in der traditionellen Braut-Symbolik, die die Visionen zahlreicher christlicher Mystiker beherrscht, immer nur Christus als der Bräutigam erscheint, und die Verlobung und Vermählung mit ihm in sehr realistischen visionären Erlebnissen erfahren wird, erscheint bei Marina der Heilige Geist als der eigentliche himmlische Bräutigam. Hier ist der Heilige Geist nicht nur für die theologische Vorstellung, sondern auch für die religiöse Anschauung wirklich zur Person geworden¹³.“ – In den Aufzeichnungen Marinas heißt es weiter: „In demselben Augenblick sah ich in der Himmelspforte ein Zelt, das gleichsam die ganze Welt einnahm, und unter demselben die heiligste Person des Heiligen Geistes, ohne bestimmte Gestalt und gleichsam in eine himmlische Wolke gehüllt.“ Die Entraffung in die Vision endet mit der folgenden Szene: „Der Vater spricht zu ihr: ‚Sei willkommen, meine Tochter!‘ Der Sohn spricht zu ihr: ‚Sei willkommen, meine Freundin!‘, aber der Heilige Geist spricht zu ihr: ‚Sei willkommen, meine Braut! Nimm Besitz von der Seligkeit, deren du dich in alle Ewigkeit erfreuen wirst“¹⁴.

Die verbale Parallelität als Ausdruck eines gemeinsamen visionären Erlebnisses, das die Versenkung in den Hl. Geist und seine Gnade sowie den Besitz der ewigen Seligkeit beinhaltet, veranschaulicht die gemeinsame spirituelle Einstellung Marinas und *Crescentias* hinsichtlich dieser besonderen Art ihrer Heilig-Geist-Mystik. Rupert Gläser bezeichnet *Crescentia* als „Braut des Hl. Geistes“ mit dem berechtigten Hinweis auf die Tatsache, daß sie auf zeitgenössischen Stichen meist mit der Taube des Hl. Geistes dargestellt ist¹⁵.

Die Umsetzung der Vision ins bildliche Medium läßt bei Christoph Thomas Scheffler die unmittelbare Vergegenwärtigung der visionären Symbole erken-

13 Ernst Benz, *Die Vision. Erfahrungsformen und Bilderwelt*, Stuttgart 1969, S. 568.

14 Wie Anm. 13.

15 Rupert Gläser, *Die selige Crescentia von Kaufbeuren. Leben, Worte, Schriften und Lehre* (= Dissertationen, theologische Reihe, Bd. 2), St. Ottilien 1984, S. 167.

nen. Das Weiß des Lichtes bei den Figuren und der Wolke, welche die Gegenwart Gottes symbolisiert, und der Goldgrund als Symbol des Himmels und der Ewigkeit sind Grundelemente der Pneumatologie der Vision¹⁶. Die Strahlen um das Haupt des apokalyptischen Weibes bedeuten die dynamische Seite der Gegenwart Gottes, desgleichen die sieben Flammen um das Haupt des Hl. Geistes, die seine sieben Gaben symbolisieren. Das Blau tritt dominierend zusammen mit dem Gold im Haunstettener Langhausfresko auf. In der Szene mit Gottvater und dem apokalyptischen Weib symbolisiert es die inhaltliche Seite der Gnadenausstrahlung Gottes, d. h. hier die Überschattung Mariens durch den Hl. Geist. Zugleich bezieht sich das Blau auf das lebensspendende Wasser und damit auf die Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Hl. Geist (Joh. 3,5) im Taufsakrament. Das Blau erscheint hier nicht nur als die Symbolfarbe der Muttergottes, sondern auch als Zeichen der geheimnisvollen Allgegenwart des Hl. Geistes. – Das Bildprogramm und die Farbsymbolik der Deckengemälde in der Haunstettener Marienkapelle sind daher in ikonologischer Hinsicht durch die apokalyptische Vision geprägt, die der visionären Bildwelt der Marina von Escobar und von Crescentia Höß unmittelbar verwandt ist.

Ein Jahr nach den Haunstettener Deckengemälden freskiert Christoph Thomas Scheffler die Stiftskirche St. Paulin in Trier (1743), die ab 1734 nach den Plänen von Balthasar Neumann errichtet wurde¹⁷. Das zentrale Langhausfresko stellt die Verherrlichung der Märtyrer dar und gipfelt in der Szene mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit, dem Ratschluß der Erlösung und Maria als apokalyptischem Weib¹⁸. Die „Erscheinung“ dieser Szene ist von einer faszinierenden visionären Strahlkraft (Abb. 26). Über den dunklen Wolken um die Blutzengen und das Trierer Märtyrerkreuz schwebt in einer von sanftem Licht durchstrahlten Wolkensphäre ein goldener Zeltbaldachin zu Häupten der Trinitätsgruppe¹⁹. Die Parallele zum „Zelt, das gleichsam die ganze Welt einnahm“, in der Hl.-Geist-Vision der Marina von Escobar ist hier offenkundig. Die Szene mit dem Sieg des Erzengels Michael über den Drachen rechts neben dem Baldachin zeigt den übereinstimmenden thematischen Aufbau mit dem Haunstettener Deckengemälde. Thematischer und kompositioneller Mittel-

16 R. Gläser (wie Anm. 15), S. 168–171.

17 Ernst Vierbuchen, *St. Paulin, seine Botschaft in Architektur und Bild*; Trier 1994, S. 8.

18 E. Vierbuchen (wie Anm. 17), Abb. S. 110.

19 E. Vierbuchen (wie Anm. 17), Abb. S. 123.

punkt ist die Dreifaltigkeitsgruppe mit dem Kreuz und der vorgelagerte Stufenaufbau mit dem geschlachteten Lamm auf dem Buch mit den sieben Siegeln und dem apokalyptischen Weib (Abb. 27). Der geflügelte Hl. Geist als Greis im Zentrum der Dreifaltigkeit stimmt mit denselben Darstellungen in Haunstetten typologisch völlig überein. Das Blau seiner Flügel und seines Mantels bildet zusammen mit der gleichen Farbe der Gewänder Gottvaters, Gottsohnes und des apokalyptischen Weibes, die in unterschiedlicher Intensität auftritt, einen inneren Bereich der himmlischen Verklärung, der kompositionell und farblich auf das gleichschenklige Dreieck um die Häupter der Trinität bezogen ist. Der kompositionelle und farbsymbolische Aufbau der Gruppe ist daher durch die trinitarische Hierarchie bestimmt. Das gleichschenklige Strahlendreieck faßt die himmlischen Lichterscheinungen über dem geschlachteten Lamm, den Mond und den Sternenkranz des apokalyptischen Weibes und die sieben Flammen um das Haupt des Hl. Geistes zusammen und bezieht sie auf den Lichtkreis im Zentrum des Baldachins mit dem Gottesnamen Jahwe.

Die visionäre Bildgestaltung bei Scheffler und bei den noch zu behandelnden Werken geht aus dem Vergleich mit der folgenden Stelle bei Ernst Benz im Kapitel über das himmlische Licht hervor: „In der Regel ist der innerste Kreis des göttlichen Lichtes nach der Beschreibung der Visionäre von einer weiteren Aura umgeben, in der sich verschiedene Kreise, Schalen oder Sphären unterscheiden lassen. Die Berichte der Visionäre weisen übereinstimmend darauf hin, daß innerhalb dieser Sphären eine Hierarchie der Leuchtkraft und der Strahlung herrscht, deren Abstufung sich auch in der Hierarchie der Geistmächte und Engelchöre widerspiegelt. Davon zu unterscheiden ist dann als drittes das von dieser Sonne ausgehende Licht, sozusagen die Normalbeleuchtung der himmlischen Welt, nach Beschreibung der Visionäre ein eigentümlich kristallinisches oder prismatisches Licht von ungeheurer Strahlenkraft. Alle himmlischen Erscheinungen und Geschehnisse spielen sich in der Sphäre einer ungemeynen Klarheit ab. Entscheidend ist nun, daß diese Aura ein reiches Spektrum von Farben aufweist; das himmlische Licht ist nicht monoton weiß, sondern farbig... Die Farben sind von einer überirdischen Reinheit und Leuchtkraft. Sie weisen auch eine große Vielfalt von Übergangsfarben, von feinsten Nuancen auf, mit deren Beschreibung die Visionäre sich immer wieder vergeblich abmühen. Aus den einzelnen Visionsberichten ließe sich mit Leichtigkeit eine himmlische Farbenlehre zusammenstellen²⁰.“

20 E. Benz (wie Anm. 13), S. 337f.

Die dreistufige Hierarchie des Lichtes und der Farbe und ihre auf die Trinität bezogene Symbolik ist ohne weiteres in diesem Teil der Deckengemälde Schefflers zu erkennen. Das Gold des Baldachins, das Rot und der Purpur der Stufen und der Vorhänge sowie die Lichterscheinungen und das Blau veranschaulichen diese trinitarische Hierarchie mit wahrlich visionärer Klarheit. Das vom Gottesnamen Jahwe und vom Sternenkranz und dem Mond des apokalyptischen Weibes ausgehende Licht gewinnt im Strahlendreieck jene kristallinische Klarheit, die im Blau diese überirdische Leuchtkraft und die damit zusammenhängende Farbsymbolik erreicht. Diese Symbolik kennzeichnet das Blau als die Farbe der allerheiligsten Dreifaltigkeit und der Entrückung des apokalyptischen Weibes in das Geheimnis der Dreifaltigkeit, aus dem der Erlöser geboren wird.

Die Farbigekeit, ihre Symbolik und diejenige der Komposition entsprechen daher in hervorragender Weise dem Hauptthema des Deckengemäldes: Der Ratschluß der Erlösung. Franz Ronig formuliert dies folgendermaßen: „Im Dreifaltigkeitsbild der Trierer Paulinuskirche ist der Ratschluß der Erlösung im Bilde der Trinität ebenfalls gegenwärtig: das Kind weist hin auf die Menschwerdung des Sohnes, das Kreuz auf seinen Opfertod, das Kind auf dem Gottesthron wiederum auf die Rettung des apokalyptischen Messiasknaben und seine Entrückung an den Thron Gottes“ (Apk. 12,5)²¹. Die enge motivische und typologische Verwandtschaft mit Schefflers Hochaltargemälde in Aulzhausen (1739) und mit dem Kuppelfresko seines Lehrers Cosmas Damian Asam in Herrgottsruh (1738) beweist zunächst den theologischen und thematischen Zusammenhang und einen solchen aus der künstlerischen Schulung²². Aber beim geflügelten Hl. Geist in Menschengestalt, wie er in Haunstetten und Trier auftritt, versagen diese Vergleichsmöglichkeiten. Der geflügelte Hl. Geist ist, wie auch Ronig betont, apokalyptisch zu deuten²³. Eindeutig ist hier die Parallele zum geflügelten apokalyptischen Weib gegeben. Dies ist vor allem darin begründet, daß das apokalyptische Bild von der Flucht des gebärenden Weibes in die Wüste eine typologische Parallele zum durch den Geist geführten Aufenthalt Christi in der Wüste (Lukas 4,1) darstellt. Diese typologische Parallele bestimmt auch wesentlich die Symbolik und die Erscheinungsform der Bildgestaltung. So erklären sich auch die auffälligen Verwandtschaften der

21 F. Ronig (wie Anm. 4), S. 265.

22 K. Kosel (wie Anm. 1), Abb. 24 u. 25.

23 F. Ronig (wie Anm. 4), S. 266.

Deckengemälde Schefflers in Haunstetten und Trier mit dem Kuppelfresko Trogers in Altenburg. Man könnte daher dieses strahlende Blau als apokalyptisches Blau bezeichnen. Offenbar ist bei diesen Deckengemälden ein gemeinsamer ikonologischer Stil auf visionärer Grundlage zu beobachten.

Die Darstellung des Ratschlusses der Erlösung und seiner Vorgeschichte durch Cosmas Damian Asam in der Chorkuppel und im Hochaltarfresko der Wallfahrtskirche Herrgottsruh bei Friedberg (1738) und die Fortsetzung dieses Programms mit der Anbetung des apokalyptischen Lammes und dem Jüngsten Gericht im Mittelschiff des Langhauses durch seinen Schüler Matthäus Günther (1749) veranschaulicht eine besondere ikonologische Konstellation bei Asam und seinen Augsburger Schülern im vierten und fünften Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts²⁴. Zieht man außerdem in Betracht, daß Paul Troger im Jahre 1750 das Langhausfresko des Brixener Domes mit dem Thema „Anbetung des apokalyptischen Lammes“ malt²⁵, so erkennt man den zeitlichen und räumlichen Zusammenhang, in dem dieser ikonologische Stil steht. Im gleichen Jahr gestaltete Johann Georg Bergmüller in Haimhausen den Ratschluß der Erlösung zusammen mit dem Motiv der brennenden Weltkugel als Hinweis auf das Jüngste Gericht²⁶. Die Farbigkeit des Haimhausener Freskos mit ihren lichten und klaren Blau-, Gold- und Rottönen, die in der Regenbogenglorie zusammengefaßt sind, entspricht in hohem Maße der Pneumatologie der Visionen Crescentias und steht koloristisch dem Chorfresko Matthäus Günthers in Altdorf (1748) sehr nahe²⁷. Man erkennt daran die Annäherung und die Synthese der beiden visionären und ikonologischen Richtungen, der Lindmayrschen und derjenigen von Crescentia Höß. Nach der Jahrhundertmitte verschwindet die apokalyptische Thematik.

Die programmatische Konzeption in St. Paulin geht von der „Einbeziehung der Heilsgeschichte in den Bereich der Dreifaltigkeit“ aus. Franz Ronig fährt fort: „Die gleiche Wesenheit der drei göttlichen Personen ist hier nicht so sehr der Zielpunkt der drei göttlichen Personen ist hier nicht so sehr der Zielpunkt der Aussage, sondern eher die ‚Funktionalität‘ und Bedeutung im Erlösungsgeschehen. Nur das erklärt die Hereinnahme des Lammes und auch Marias als der Mutter des erlösenden Gottessohnes in den Bereich des Gottesthrones“²⁸.

24 Gode Krämer, Wallfahrtskirche „Herrgottsruh“ Friedberg (= Schnells Kunstführer 267), München-Zürich ²1986, S. 7 ff.

25 W. Aschenbrenner – Gr. Schweighofer (wie Anm. 7), S. 83, Tafel XI.

26 K. Kosel (wie Anm. 1), Abb. 23.

27 K. Kosel (wie Anm. 1), Abb. 28.

28 F. Ronig (wie Anm. 4), S. 248.

Die Verteilung des heilsgeschichtlichen Geschehens, das zum Ratschluß der Erlösung führt, durch Cosmas Damian Asam in der Chorkuppel und am Hochaltar von Herrgottsruh erfährt bei Christoph Thomas Scheffler in St. Paulin eine Zusammenfassung und Verdichtung, die von einer faszinierenden visionären Strahlkraft geprägt ist. Unverkennbar ist Schefflers koloristische Abhängigkeit vom Hochaltarfresko seines Lehrers²⁹. Aber Scheffler konzentriert sich auf die Hauptfiguren des Ratschlusses und fügt die stark betonte Diagonale mit dem apokalyptischen Weib und dem geflügelten Hl. Geist hinzu, wodurch das Blau seine dominierende Stellung erhält. Beim Hochaltarfresko von Herrgottsruh erscheint das Blau beherrschend in den beiden gewundenen Säulen. Außer ihrer generellen Bedeutung als Symbole der Kirche und der Apostel beziehen sich die Säulen auf die sieben Sakramente und auf die Gaben des Hl. Geistes³⁰. Scheffler übersetzt daher die Symbolik der blauen Säulen in eine doppelte Bedeutung: Maria als Mutter der Kirche und die Herabkunft des Hl. Geistes am Pfingstfest als Geburtsstunde der Kirche. Christoph Thomas Scheffler gelingt hier in erstaunlichem Maße eine theologische und symbolische Durchdringung dieses anspruchsvollen Themas, der die künstlerischen Gestaltungsmittel nicht im geringsten nachstehen. Die Voraussetzungen dafür hatte er durch die theologische Ausbildung während seiner Zeit als Laiennovize bei den Jesuiten in Landsberg zwischen 1722 und 1728 erhalten³¹.

Schon vor dem Auftrag in Herrgottsruh hat Cosmas Damian Asam bei der Barockisierung des Freisinger Domes (1723/24) auf der südlichen Empore beim Altar des Hl. Geistes ein Deckengemälde mit dem Thema „Der Geist Gottes schwebt über den Wassern“ aus dem Schöpfungsbericht der Genesis (Gen. 1,2) geschaffen³². Ronig weist mit Recht auf die Vorbildlichkeit für Schefflers Hl.-Geist-Darstellung auf dem Hochaltargemälde in Aulzhausen hin. Die Darstellung des Hl. Geistes als geflügelter Greis mit der Taube vor der Brust variiert den Typ, den Johann Andreas Wolff im Hochaltargemälde der Münchener Dreifaltigkeitskirche geprägt hat. Auch hier bestätigt sich die

29 Hans Albrecht Oehler, „Der Ratschluß der Erlösung“ in südwestdeutschen Deckenfresken des 18. Jahrhunderts, in: JVAB 31, 1997, Abb. 44.

30 Dorothea Forstner OSB, Die Welt der christlichen Symbole, Innsbruck–Wien–München ³1977, S. 361 f.

31 Gode Krämer, Deutsche Barockgalerie. Katalog der Gemälde (= Städtische Kunstsammlungen Augsburg, Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Band II), Augsburg ²1984, S. 213.

32 F. Ronig (wie Anm. 4), S. 254, Abb. 3.

Beobachtung, daß diese Münchener Richtung des ikonologischen Stils, der von der Lindmayrin ausgeht, von Johann Andreas Wolff, Cosmas Damian Asam und ihren Augsburger Schülern bestimmt ist. Die einzige Ausnahme ist Matthäus Günther, der ausschließlich von der Vision Crescentias ausgeht.

Sehr bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang eine Auswirkung des Freisinger Asamfreskos im ehemaligen Bistum Konstanz. Es ist ein Wandgemälde mit dem Thema „Der Geist Gottes schwebt über den Wassern“ im Zusammenhang mit einem Apostelzyklus, den Joseph Esperlin (1707–75) im Jahre 1742 für die Stadtpfarrkirche von Biberach a. d. Riß schuf (Abb. 28)³³. Die Übereinstimmung dieser majestätischen Gestalt mit dem Freisinger Deckengemälde – im spiegelbildlichen Sinne – ist frappant. Die einzigen wesentlichen Unterschiede des Biberacher Gemäldes sind die fehlenden Flügel und die Darstellung des Hl. Geistes als reifer Mann. Ob die Übernahme auf der Grundlage eines Stiches erfolgte, kann weder positiv noch negativ beantwortet werden. Vom Lebensalter her gesehen, könnte Esperlin auf seiner Wanderschaft als Geselle den Freisinger Dom durchaus persönlich kennengelernt haben.

Für die ikonologische Stellung des Biberacher Gemäldezyklus im 5. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts ist die thematische Zusammensetzung der Wandbilder im katholischen Chor der (noch heute) simultan genutzten Stadtpfarrkirche von Bedeutung. Die vier Bildpaare stellen dar: 1. Gottvater und Hl. Geist als Schöpfer der Welt; 2. Verkündigung Mariä und Taufe Christi; 3. Christus mit dem Kreuz und Maria; 4. die Apostel Petrus und Andreas³⁴. Das jeweils zweimalige Auftreten des Gottessohnes, des Hl. Geistes und der Muttergottes bedeutet eine heilsgeschichtliche Zusammenschau des Alten und des Neuen Testaments. Die übergreifende Beziehung vom personifizierten Hl. Geist auf die Verkündigung, d. h. die Überschattung Mariens, und auf die Taufe Christi, d. h. seine Erscheinung als Taube, kennzeichnet seine Wirksamkeit im Neuen Testament. Das nächste Bildpaar mit dem Erlösungsoffer Christi und dem Mit-Leiden seiner Mutter macht deutlich, daß auch hier die wesentlichen thematischen Komponenten des Ratschlusses der Erlösung gegeben sind. Das erste Apostelpaar mit den hll. Petrus und Andreas spricht die Predigt des Evangeliums bei den Völkern der Erde an. Nicht zu übersehen ist auch die Aufgabe der Engel als Boten Gottes, die in Gestalt des Erzengels Gabriel bei der

33 Norbert Lieb, Stadtpfarrkirche Biberach an der Riß (= Schnells Kunstführer 535), München 1950, S. 3.

34 N. Lieb (wie Anm. 33), S. 10.

Verkündigung erscheinen. Es ist höchst bezeichnend für die engen Wechselbeziehungen des ikonologischen Stils, daß dieselbe thematische Gruppierung – zudem im gleichen Jahr 1742 – beim Gemäldezyklus im Franziskanerinnenkloster von Mindelheim erscheint³⁵.

Neuerdings wurde ein Deckengemälde dieses Themenkreises aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in der Kirche von Rettenbach (Kärnten) entdeckt. Christian Hecht gibt folgende Beschreibung: „Hier erscheint der Hl. Geist als weißhaariger Greis, der auf der rechten Hand eine kleine Taube hält, während er mit dem erhobenen Zeigefinger der linken mit Gottvater diskutiert. Links von diesen beiden Personen erscheint Christus, dem Maria gerade die Hand auf den rechten Unterarm legt, um ihn davon abzuhalten, das Schwert des Gerichts zu gebrauchen³⁶.“ Völlig offenkundig handelt es sich hier um eine Darstellung des Ratschlusses der Erlösung.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts vollzieht sich mit Matthäus Günthers Deckengemälde in Altdorf ein entscheidender ikonologischer Stilwandel, der durch die Konzentration auf die Hl.-Geist-Vision von Crescentia Höß und auf das Thema von Maria als Braut des Hl. Geistes gekennzeichnet ist. Auf die Bedeutung der Bulle „Gloriosae Dominae“ des Papstes Benedikt XIV. vom 27. September 1748 wurde bereits hingewiesen³⁷. Es steht aber gleichermaßen außer Zweifel, daß die von der Vision Maria Anna Lindmayrs ausgehende Münchener Stilrichtung die Voraussetzung für die Bildwelt ist, die der Vision Crescentias folgt.

Einen hervorragenden Rang nimmt die Ausmalung der Hl.-Geist-Kapelle im Schloß Augustusburg zu Brühl ein, die der aus Stadtamhof (Regensburg) gebürtige Johann Adam Schöpf (1702–72) um 1750 im Auftrag des Kurfürsten Clemens August, Erzbischof von Köln (1723–61), schuf³⁸. Leider haben verschiedene Irrtümer zur Verunklärung der Entstehungsgeschichte und des Bildprogramms beigetragen. Die Verwirrung hinsichtlich der Datierung – nach 1761 – hat offenbar ihre Ursache im falschen Todesjahr Schöpfs 1759, das von

35 Heinrich Habel, Landkreis Mindelheim, Kurzinventar (= Bayerische Kunstdenkmale XXXI), München 1971, S. 273.

36 Christian Hecht, Katholische Bildertheologie im Zeitalter von Gegenreformation und Barock. Studien zu Traktaten von Johannes Molanus, Gabriele Paleotti und anderen Autoren; Berlin 1997, S. 363.

37 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 293.

38 Wilfried Hansmann – Gisbert Knopp, Schloß Brühl. Die kurkölnische Residenz Augustusburg und Schloß Falkenlust, Köln 1982, S. 61, Tafel 31.

Max Gruber auf 1772 richtiggestellt wurde³⁹. Im übrigen ist schon die Annahme illusorisch, daß die Ausmalung nach dem Tod von Clemens August im Jahre 1761 ausgeführt wurde. Der mit Recht betonte Einfluß von Cosmas Damian Asam auf die Farbigekeit der Fresken begründet die Korrektur der Datierung in die Zeit um 1750 vollauf⁴⁰.

Das ikonologische Programm ist durch die ausschließliche Konzentration auf das Pfingstfest gekennzeichnet. Die Herabkunft des Hl. Geistes auf die Apostel ist an den beiden Seitenwänden dargestellt. Dieses Programm basiert auf den Worten der Pfingstsequenz, die in Schriftbändern und Kartuschen wiedergegeben sind. Der Anfang über dem Altar: „Veni Sancte Spiritus/Et Emitte Caelitus/Lucis Tuæ Radium.“ In der Altarbekrönung das Ende: „Da/Virtutis Meritum/Da Salutis Exitum/Da Perenne/Gaudium.“ Das Deckengemälde stellt Gottvater mit den himmlischen Heerscharen der Engel dar. Der ikonologische Streitpunkt ist die Deutung des Hochaltarfreskos, die nach Walter Schulten folgendermaßen lautet: „Im gemalten Altaraufbau erscheint eine weißgekleidete Frau mit der Taube des Heiligen Geistes, nach Schulten als Ecclesia-Maria, ferner als Tempel und Braut des Heiligen Geistes zu deuten (Abb. 29)⁴¹.“ An der Gesamtbedeutung „als Bild der hl. Kirche“ ist nicht zu zweifeln, nachdem das Pfingstfest als Geburtsstunde der Kirche gilt. Aber die sieben Flammen um das Haupt schließen eine Identifikation mit Maria aus. Die Stiche von Johann Heinrich Störcklin und Simon Thaddäus Sondermayr nach Vorlage von Gottfried Bernhard Göz liefern durch ihre detailgetreue Übereinstimmung mit Schöpfs Altarfresko – mit Ausnahme der Taube auf der Brust – den endgültigen Beweis, daß es sich um eine Darstellung des Hl. Geistes handelt (Abb. 30)⁴². Die Erscheinungsform des Hl. Geistes in der lichtstrahlenden Wolke, welche die Konturen der Figur teilweise verwischt, entspricht völlig der Pneumatologie der Visionen der Marina von Escobar und von Crescentia Höß. – In Anbetracht der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Clemens August und Crescentia dürfte es ihm ein Herzensanliegen gewesen sein, die Ausmalung der Kapelle nach Crescentias Tod (1744) vollendet zu sehen. Johann Adam Schöpf ist seit 1744 als kurkölnischer Hofmaler nachgewiesen⁴³.

39 Max Gruber, Die Herren von Schöpf, in: *Amperland* 19, 1983, S. 394.

40 Wie Anm. 38.

41 Wie Anm. 38.

42 K. Pörnbacher (wie Anm. 5), Abb. XVI, XVII.

43 Christine Riedl, Artikel „Johann Adam Schöpf“, in: R. Bäumer und L. Scheffczyk (Hg.), *Marienlexikon*, 6. Band, St. Ottilien 1994, S. 54.

Es erscheint daher durchaus möglich, daß Schöpf die Ausmalung der Kapelle bereits vor 1750 ausführte. Ihre singuläre Bedeutung in der Barockikonologie ist unzweifelhaft⁴⁴.

Die Ausmalung der Pfarrkirche von Fischbach-Göslikon (Kanton Aargau) schuf der aus Sigmaringen gebürtige Maler Franz Anton Rebsamen (1715–90) im Jahre 1757⁴⁵. Das Hauptdeckengemälde stellt die Himmelfahrt Mariens und ihren Empfang durch die allerheiligste Dreifaltigkeit dar, wobei der Hl. Geist in menschlicher Gestalt erscheint⁴⁶. Der Darstellungstypus des Hl. Geistes entspricht detailgetreu dem Gemälde Joseph Ruffinis, das dieser im Jahre 1728 im Kaufbeurer Kloster nach den Angaben Crescentias ausführte. Nach diesem Gemälde schuf der Augsburger Stecher und Kunstverleger Joseph Sebastian Klauber den hier wiedergegebenen Kupferstich „Spiritus Sanctus Deus“ (Abb. 31)⁴⁷. Der einzige wesentliche Unterschied der Darstellung Rebsamens zum Ruffini-Typ ist wieder die Taube auf der Brust des Hl. Geistes. Die Häufigkeit der Verbindung des von Crescentia ausgehenden Ruffini-Typs mit dem Lindmayr-Typ, der durch die Taube auf der Brust gekennzeichnet ist, beweist, wie noch zu zeigen sein wird, die Wirksamkeit der ikonographischen Tradition, die auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Münchener Gruppe ausgeht. Die Verlagsadresse „Stephan Meistetter Seel. Erben“ belegt die Entstehung des Stiches vor der Gründung des Klauberschen Verlages im Jahr 1740⁴⁸. Die Benützung dieses Stiches als Vorlage durch Rebsamen ist insofern symptomatisch, da der größte Teil der Göslikoner Deckengemälde auf Stichvorlagen aus dem Verlag Klauber basiert. Edith Raeber-Züst hat in ihrer außerordentlich gründlichen Studie über die Göslikoner Fresken nachgewiesen, daß Rebsamen die bei Klauber verlegten Kupferstichillustrationen des im Jahre 1749 veröffentlichten Andachtsbuches „Lauretan. Litaney, so zu Lob u. Ehr der ohne Mackel empfangenen, von aller Sünd befreysten, Unbefleckten Jungfrauen und Glorwürdigsten Himmelskönigin MARIAE In dem Wunderthätigen Hause Loreto ...“ von Franz Xaver Dorn, Dekan und Stadtprediger in

44 Wie Anm. 38.

45 Edith Raeber-Züst, Die Fresken in Fischbach-Göslikon und ihre Vorbilder. Eine ikonographisch-ikonologische Studie, in: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte 33, 1976, S. 119.

46 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 132–136, Abb. 16.

47 R. Gläser (wie Anm. 15), Abb. S. 112.

48 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 121.

Friedberg, als Vorlagen benützt hat⁴⁹. Der Stich „Sancta Trinitas Unus Deus“ aus dem genannten Werk bietet das motivische Material für die Dreifaltigkeitsgruppe des Göslikoner Freskos (Abb. 32)⁵⁰. Wie ersichtlich, benützt Rebsamen die Vorlage sehr freizügig. Die Umsetzung der Vorlage in die monumentale Deckenmalerei charakterisiert Raeber-Züst an Hand der Gestalt Gottvaters folgendermaßen: „Großartig ist die magische Gebärde seiner Rechten, mit der er Maria emporzuheben scheint und die eigentlich den vertikalen Zug der Himmelfahrtskomposition auslöst, im Gegensatz zu dem statischen Aufbau des Stiches⁵¹.“ Die als Immaculata dargestellte Muttergottes, mit den zwölf Sternen um ihr Haupt, bildet den Mittelpunkt der Gesamtkomposition und wird von zwei Engelsgruppen betont. Der oberste der zwei Kinderengel zu ihren Häupten trägt die Krone herbei, um den Krönungsakt zur Himmelskönigin vorzubereiten. Zu Füßen der Muttergottes trägt ein großer Engel ein Purpurkissen mit der Zackenkrone und dem Zepter als den Insignien der weltlich-kaiserlichen Macht⁵². Ein zweiter Engel oberhalb des Insignienträgers ist durch sein purpurnes Gewand und die blauen Flügel als Seraph gekennzeichnet. Die Komposition dieser Engelsgruppe zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit der gleichen Gruppe in Matthäus Günthers Altdorfer Deckengemälde⁵³. Es ist zwar nicht völlig auszuschließen, daß Rebsamen Günthers Deckengemälde im Original kennengelernt hat, wahrscheinlicher ist aber in Anbetracht der intensiven Benützung von Augsburger Druckgraphik, daß dies auch für die Engelsgruppe zutrifft. Matthäus Günther hat die Hauptgruppe seiner Deckengemälde in Altdorf und Schongau in einer Radierung wiedergegeben, die aber wegen der päpstlichen Anordnung und der daraus folgenden Einziehung nur in geringer Anzahl erhalten ist⁵⁴. Die Verbreitung dieser Hl.-Geist-Darstellung nach 1748 läßt den Schluß zu, daß auch Rebsamen einen Abdruck dieser Radierung erhielt.

Die beiden noch zu behandelnden Deckengemälde in Schwennenbach und Eglofs gehören einem anderen Bildtyp an, nämlich dem Ständebild. Johann

49 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 120.

50 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 120, 136, Abb. 17.

51 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 136.

52 E. Raeber-Züst (wie Anm. 45), S. 135.

53 K. Kosel (wie Anm. 1), Abb. 28.

54 Rolf Biedermann, Druckgraphik, in: Matthäus Günther 1705–1788. Festliches Rokoko für Kirchen, Klöster und Residenzen. Gedächtnisausstellung zum 200. Todesjahr. Gemälde – Entwürfe – Zeichnungen – Druckgraphik, München 1988, S. 350 f. m. Abb., Kat.-Nr. 135.

Anwandlers Langhausfresko von 1758 in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria Immaculata zu Schwennenbach ist, dem Kirchenpatrozinium entsprechend, dem Thema der Unbefleckten Empfängnis gewidmet (Abb. 33)⁵⁵. Im Zentrum erscheint die allerheiligste Dreifaltigkeit mit Maria als Braut des Hl. Geistes nach dem Vorbild von Günthers Altdorfer Fresko. Die vier Szenen rings um den Deckenrand stellen die Verteidigung der Unbefleckten Empfängnis durch die geistlichen und weltlichen Stände dar. Im Osten erscheint die Personifikation der Kirche in Gestalt von Papst Alexander VII. (1655–67), der mit dem Breve „Sollicitudo omnium ecclesiarum“ vom 8. Dezember 1661 die öffentliche und private Lehre erlaubte, Maria sei ohne Erbsünde empfangen⁵⁶. Der Engel zu Häupten des Papstes weist im aufgeschlagenen Buch der Zeit, das auf dem Rücken des Chronos liegt, auf das Datum des 8. Dezembers (= VI. Idus Decembris) hin. Zu beiden Seiten des Papstes knien und stehen Bischöfe und Kardinäle als Vertreter der hohen Geistlichkeit. Links vor einer Phantasiearchitektur sitzt nachdenkend der Franziskaner Johannes Duns Scotus, der als erster die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariens begründete.

Auf der Nordseite gruppieren sich um die Personifikation der göttlichen Weisheit die Beschwörer (= Juramus) der Unbefleckten Empfängnis: der Rektor der Dillinger Jesuiten-Universität sowie die geistlichen und weltlichen Scholaren. Die Gruppe und die Inschrift erinnern an den Immakulaten-Eid, der seit 1659 Voraussetzung für die Aufnahme in die Dillinger Hohe Schule war.

Gegenüber auf der Südseite erscheinen um die Personifikation der Religion als die Verteidiger (= Defendimus) der Unbefleckten Empfängnis die höchsten weltlichen Stände des Heiligen Römischen Reiches. Die Religion überreicht dem Kaiser Ferdinand I. den Katechismus des hl. Petrus Canisius. Zu ihrer Rechten kniet Kurfürst Karl Albrecht von Bayern als Großmeister des Georgiritterordens, der diesen marianisch verpflichteten Verteidigungsbund wiederbegründete.

Die heilsgeschichtliche Zusammenfassung dieser Szenenfolge ist auf der Westseite dargestellt. Ausgangspunkt ist die Vertreibung aus dem Paradies als Folge des Sündenfalles. Sehr eindrucksvoll ist die Bedeutung der Engel als

55 Hans Sing, Wallfahrtskirche der allerseligsten Mutter Gottes zu Schwennenbach, Schwennenbach 1981, S. 30–33. – K. Kosel (wie Anm. 1), S. 299.

56 Remigius Bäumer, Artikel „Alexander VII.“, in: R. Bäumer und L. Scheffczyk (Hg.), Marienlexikon, 1. Band, St. Ottilien 1988, S. 92.

Boten und Vollstrecker des göttlichen Willens vergegenwärtigt. Dies beginnt mit dem Engel bei der Vertreibung im Bildhintergrund. Im Bildzentrum weist der Erzengel Gabriel mit mächtiger Geste auf das Kreuz hin – eine seltene, wenn nicht einmalige Darstellung. Die zentrale Stellung Gabriels ist durch seine Bedeutung als der Bote Gottes schlechthin im Alten und Neuen Testament bestimmt. Im Zusammenhang mit dem Ratschluß der Erlösung wird er durch die thronende Dreifaltigkeit oder durch Gottvater allein ausgesendet⁵⁷. Die Bildquelle für die Darstellung des Ratschlusses ist die Vision der hl. Mechtild von Magdeburg (3. Viertel 13. Jh.)⁵⁸. Die Gestalt des Erzengels Gabriel mit dem Kreuz beinhaltet daher eine Anspielung auf den Ratschluß der Erlösung.

Die zweite thematische Komponente Gabriels aus dem Alten Testament basiert auf der großen Vision Daniels, die in den drei letzten Kapiteln des Buches Daniel (Dan. 10, 11, 12) dargestellt ist. Gabriel, „ein Mann in Leinen gekleidet“ (Dan. 10,5), erscheint hier in geradezu kosmischer Größe als Engel der Prophetie und als Hüter des Buches der Geschichte, der die Tore des Himmels öffnet⁵⁹. Die Beziehung zum Buch Daniel wird durch das Auftreten des Engelsfürsten Michael bestätigt (Dan. 12,1), welcher der Heerführer der globalen Endschlacht sein wird⁶⁰. Das Auftreten Michaels, der die Irrlehrer stürzt, an der Seite Gabriels und der gestürzte apokalyptische Drachen beweisen den Zusammenhang mit der Vision Daniels, in der wesentliche Themen der Geheimen Offenbarung präfiguriert sind. Die Erscheinung der beiden Engelsfürsten umfaßt daher den Ablauf der Welt- und Heilsgeschichte. Michael steht auf der Seite der Gruppe mit den weltlichen Reichsständen, d. h. als Patron des Heiligen Römischen Reiches. Gabriel, der die künftige Geschichte ankündigt, erscheint als Bote des Ratschlusses der Erlösung in kompositioneller Beziehung zu Maria, der er die Menschwerdung des Erlösers verkündet. In der Mittelachse steht das Kreuz, auf das Gabriel hinweist, und in der Dreifaltigkeitsgruppe. Mit der Gruppe der Kirche, die den Gekreuzigten verkündet, schließt der Zyklus von Welt- und Heilsgeschichte. Die Einbeziehung der Engel als Zeit- und Geschichtsmächte bildet durch ihrer Mittlerfunktion zwischen Gott

57 Hans Martin v. Erffa, *Ikonologie der Genesis. Die christlichen Bildthemen aus dem Alten Testament und ihre Quellen*, 1. Band, München 1889, S. 53.

58 Wie Anm. 57.

59 Alfons Rosenberg, *Engel und Dämonen. Gestaltwandel eines Urbildes*, München 1986, S. 110 f.

60 A. Rosenberg (wie Anm. 59), S. 111.

und den Menschen die Brücke zwischen der Kirche im Himmel und auf Erden, deren Mittlerin und Fürbitterin Maria als Braut des Hl. Geistes ist⁶¹.

Das Langhausfresko der Pfarrkirche von Eglofs (Lkr. Ravensburg), das um 1770 von Joseph Jakob Spieler aus Lindenberg (Allgäu) geschaffen wurde, stellt die Verehrung der allerheiligsten Dreifaltigkeit durch die Heiligen sowie durch die kirchlichen und weltlichen Stände dar (Abb. 34)⁶². Der thematischen Gliederung entspricht die klare Dreiteilung der Bildkomposition. Die himmlische Region beherrscht die Dreifaltigkeitsgruppe mit dem Hl. Geist in Jünglingsgestalt; unterhalb davon die verklärten Heiligen in zwei Chören, die von der Muttergottes und dem Erzengel Michael angeführt werden. Zwischen der himmlischen und irdischen Szenerie erscheint der Kuppelbau als Symbol der Kirche mit den Armen Seelen im Fegfeuer. Auf der irdischen Ebene treten die kirchlichen und weltlichen Stände mit Papst und Kaiser als ihren höchsten Repräsentanten auf: Die Stände des Heiligen Römischen Reiches mit dem Kaiser als Oberhaupt sind der Seite des Erzengels Michael, dem Reichspatron, zugeordnet. Dementsprechend stehen die kirchlichen Stände unter dem Schutz der Muttergottes. Das hierarchisch gegliederte Ständebild entspricht daher völlig der ikonologischen Struktur des Schwennenbacher Deckengemäldes. Im thematischen Aufbau ist aber eine unverkennbare Abhängigkeit vom Deckengemälde Johann Jakob Zeillers im westlichen Querarm der Klosterkirche Ottobeuren (1758) zu beobachten, das die Reichsstände sowie Maria und Christus als Fürbitter bei Gottvater, die sog. Gnadentreppe, darstellt⁶³. Spieler zitiert in Eglofs nicht Figuren aus dem Ottobeurer Fresko, sondern übernimmt in vereinfachter Form die dreiteilige Komposition in der himmlischen und irdischen Sphäre. Diese spätesten Denkmale des „Reichsstils“ in Schwaben, der mit den Zeiller in Ottobeuren nochmals großartig auftritt, sind im Falle von Eglofs darin begründet, daß die Einwohner dieses Dorfes als Freibauern den verfassungsmäßigen Status von Bürgern einer Reichsstadt innehatten, die nur dem Kaiser untertan waren⁶⁴. Mit diesen Deckengemälden in Schwennenbach

61 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 293.

62 Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg II: Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen, bearbeitet von Dagmar Zimdars u. a., München-Berlin 1997, S. 154.

63 Max Seidel – Christian Baur, *Unbekanntes Barock: Ottobeuren*, Stuttgart-Zürich 1976, Abb. 32. – P. Rupert Prusinovsky OSB, *Benediktinerabtei Ottobeuren. Basilika St. Alexander und Theodor, Ottobeuren* 1990, S. 11, 30.

64 Hugo Bilger/Ludwig Scheller, *Ein Baumeister des Allgäus am Ende der Barockzeit: Johann Georg Specht* (= Allgäuer Heimatbücher, 79. Band), Kempten 1977, S. 35.

und Eglofs wird nochmals die Einheit von kirchlicher und weltlicher Herrschaft im Abendrot des Heiligen Römischen Reiches heraufbeschworen. Die ideelle und spirituelle Einheit in dieser Bildwelt des süddeutschen Spätbarock beruhte nicht zuletzt auf einem hochsensiblen Gleichgewicht von Theologie und Politik.

Die Wechselbeziehungen zwischen der monumentalen Kunst der Deckenmalerei und den populären Kunstgattungen, z. B. der Andachtsgraphik, läßt sich an Hand der Dreifaltigkeitsgruppe des Eglofser Deckengemäldes veranschaulichen (Abb. 35). Joseph Jakob Spieler übernimmt hier genauestens den Stich „Festum SS: Trinitatis“ von Gottfried Bernhard Göz (Abb. 36), allerdings ohne die Weltkugel mit Adam und Eva im Paradies. Die vollständige Darstellung nach diesem Stich von Göz finden wir im Bronzerelief auf der sog. Irseer Glocke von 1755, die aus der säkularisierten Irseer Klosterkirche im Jahre 1807 auf den Turm der Stadtpfarrkirche St. Martin zu Kaufbeuren kam (Abb. 37)⁶⁵. Die Ausführung dieses Glockenreliefs zeigt eine hervorragende künstlerische Qualität.

Bei den oben behandelten Beispielen und bei den nachfolgenden Werken ist als durchgehendes gemeinsames Merkmal die Taube auf der Brust des als Jüngling dargestellten Hl. Geistes festzustellen. Die damit gegebene Wirksamkeit der ikonographischen Tradition, die mit dem Lindmayr-Typ zusammenhängt, beruht im wesentlichen auf der Vermittlung durch die Stichgraphik, vor allem von Gottfried Bernhard Göz. Es handelt sich um folgende Werke:

1. Drei Gemälde: Hl. Dreifaltigkeit mit Hl. Geist als Jüngling; Brustbilder. Öl/Lw. Franz Anton Erler zugeschrieben, um 1740–45. Ottobeuren, Klostermuseum (Abb. 38)⁶⁶.
2. Gemäldezyklus: Gottvater, Hl. Geist als Jüngling, Immaculata, Hl. Michael und Heilige. Öl/Lw., 142,5 × 92,5 cm o. R. Franz Anton Germiller 1742. Mindelheim, Franziskanerinnenkloster Hl. Kreuz, Refektorium (Abb. 39)⁶⁷.
3. Zwei Gemälde: Maria als Unbefleckte Empfängnis; Oberbild, Hl. Geist als Jüngling. Hl. Familie mit Gottvater; Oberbild, Schutzengel. Aquarelle. Durchbrochen geschnitzte Ornamentrahmen. Joseph Anton Hafner zu-

65 Freundliche Mitteilung von Herrn Wolfgang Sauter, Kaufbeuren.

66 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 279, Anm. 20.

67 Wie Anm. 35.

- zuschreiben, um 1740/50. Klosterbeuren (Lkr. Unterallgäu), ehem. Franziskanerinnen-Klosterkirche (Abb. 40–42)⁶⁸.
4. Zwei Gemälde: Hl. Geist als Jüngling, Schutzengel (Raphael und Tobias). Vermutlich aus Klosterbeuren. Öl/Lw., je 117,5 × 73 cm. Unbekannter Meister, Mitte 18. Jh. Winterrieden (Lkr. Unterallgäu), Pfarrkirche (Abb. 43, 44)⁶⁹.
5. Skulptur: Hl. Geist als Jüngling. Holz gefaßt, Höhe 40 cm. Niederbayern, Stilkreis von Joseph Matthias Götz, um 1750. München, Kunsthandel (Abb. 46).

Die Dreifaltigkeitsgemälde von Erlers in Ottobeuren sind zwar wahrscheinlich unter Abt Anselm Erb (1740–67) entstanden, dem Crescentia im Oktober 1741 einen Besuch abgestattet hatte⁷⁰. Die Voraussetzung bildet aber die großartige Trinitätstheologie und -ikonologie, die sein Vorgänger, Abt Rupert II. Neß (1710–40), im Kloster- und Kirchenbau grundgelegt hatte. Die physiognomische Abhängigkeit von den Stichen Johann Heinrich Störcklins und Simon Thaddäus Sondermayrs nach Vorlage von Gottfried Bernhard Göz ist offenkundig⁷¹. Bemerkenswert ist aber der Unterschied bezüglich der Interpretation des Visionären, die vom Ruffini-Typ völlig abweicht. Die dunkeltonige Malerei Erlers betont deutlich die mystische Komponente.

Das Hl.-Geist-Gemälde von Franz Anton Germiller in Mindelheim zeigt eine völlige Übereinstimmung mit dem Stich von Johann Heinrich Störcklin. Der einzige Unterschied ist die Vermehrung der zwei Engelsköpfchen zu Füßen des Hl. Geistes um einen dritten. Wie bereits oben erwähnt, tritt eine eng verwandte thematische Gruppierung beim gleichzeitigen Wandgemäldezyklus Joseph Esperlins im Chor der Stadtpfarrkirche von Biberach a. d. Riß auf⁷². Die thematische Zusammensetzung Dreifaltigkeit, Maria und Erzengel zählt zu den grundlegenden Konstanten der Barockikonologie, die auch für die Darstellung visionärer Themen maßgeblich ist. Wesentlich ist hier vor allem die regionale und zeitliche Verdichtung dieser Darstellungen aus dem unmittelbaren Lebens- und Ausstrahlungsbereich Crescentias.

68 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 279.

69 Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern III: Schwaben, bearbeitet von Bruno Bushart und Georg Paula, München–Berlin 1989, S. 1093.

70 K. Pörnbacher (wie Anm. 5), S. 53.

71 Wie Anm. 42.

72 Wie Anm. 33.

Dies belegt auch das köstliche Bilderpaar aus Klosterbeuren. Als Meister kann der Türkheimer Maler Joseph Anton Hafner (1709–56) in Betracht gezogen werden, der um 1740 die Deckengemälde der Klosterkirche ausführte⁷³. Vor allem die enge zeichnerische und koloristische Verwandtschaft der hl. Familie mit dem Deckenfresko „Anbetung der Könige“ in der Klosterkirche spricht für diese Zuschreibung. Das Immakulatabild stellt die Überschattung Mariens durch den Hl. Geist dar. Die Darstellung der hl. Familie mit Gottvater bezieht sich ohne Zweifel auf die im Barock häufig auftretende Bezeichnung der „Trinitas terrestris“, d. h. der Dreifaltigkeit auf Erden. Die Einbeziehung der Dreifaltigkeit erklärt sich selbstverständlich aus der Nähe Klosterbeurens zum Reichsstift Ottobeuren.

Das heute in Winterrieden befindliche Bilderpaar ist durch den figürlichen Typus des Hl. Geistes und das Schutzengelthema unmittelbar mit den Visionen Crescentias verbunden. Die Darstellung des Hl. Geistes stimmt mit dem Gemälde Ruffinis überein, das uns durch eine Kopie im Kaufbeurer Kloster überliefert ist (Abb. 45)⁷⁴. Bezüglich der Schutzengelvisionen Crescentias ist auf die Ausführungen von Ignatius Jeiler zu verweisen⁷⁵. Die Einziehung der Hl.-Geist-Darstellungen des Ruffini-Typs nach 1745 hat diese im Bistum Augsburg sehr selten gemacht. Ein kleinformatiges Exemplar befindet sich im Franziskanerinnenkloster Mindelheim, auf dessen Vorderseite die Auferstehung Christi dargestellt ist⁷⁶. In der ehemaligen Diözese Konstanz hat sich mit einem Deckenfresko in der Herz-Jesu-Kapelle der ehemaligen Zisterzienserinnen-Klosterkirche Gutenzell von einem unbekanntem Meister namens Jakob (1769/70) ein spätes Beispiel des Ruffini-Typs erhalten⁷⁷.

Die 1954 im Münchener Kunsthandel aufgetauchte Hl.-Geist-Skulptur entspricht in Physiognomie und Gestik mehr dem Hl. Geist Johann Andreas Wolffs im Hochaltargemälde der Münchener Dreifaltigkeitskirche⁷⁸. Trotzdem muß der Bildhauer den Stich von Johann Heinrich Störcklin gekannt haben, da

73 Hans Ruf, *Schwäbischer Barock. Die Türkheimer Werkstätten. Schreiner, Bildhauer und Maler des 17. und 18. Jahrhunderts*, Weißenhorn 1981, S. 142, Farbtafel 12.

74 K. Pörnbacher (wie Anm. 5), Abb. 26.

75 I. Jeiler (wie Anm. 12), S. 190–193.

76 Bei Heinrich Habel, *Kurzinventar Lkr. Mindelheim*, nicht genannt.

77 Otto Beck/Ludwig Haas (Hg.), *Gutenzell. Geschichte und Kunstwerke. Festschrift zur 750-Jahr-Feier der einstigen Frauenzisterze 1238–1988* (= Schnells Große Kunstführer 155), München–Zürich 1988, S. 39, Abb. S. 74.

78 Wie Anm. 5.

er die beiden Engelsköpfchen zu Füßen des Hl. Geistes exakt wiederholt; den rechten spiegelbildlich. Dies beweist aber nur die wiederholt festgestellte Synthese der Darstellungsformen nach den Visionen von Anna Maria Lindmayr und Crescentia Höß.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß ein erheblicher Teil der behandelten Darstellungen noch zu Lebzeiten von Crescentia Höß entstanden ist. Dies gilt vor allem für die Gemälde in Ottobeuren und Mindelheim – letztere 1742 datiert – und die Augsburger Druckgraphik nach Entwürfen von Gottfried Bernhard Göz, die als Vorlage diente. Der Stich von Joseph Sebastian Klauber, der noch vor der Gründung des Klauberschen Verlages (1740) entstand, beweist, daß man bereits in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts mit Darstellungen nach den Visionen Crescentias zu rechnen hat – und zwar nicht nur mit solchen des Hl. Geistes. Für diese Tatsache läßt sich ein bemerkenswerter Beweis beibringen. In der Leonhardskapelle von Balzhausen (Lkr. Günzburg) befindet sich ein mit 1725 datierter Gemäldezyklus von einem unbekanntem Meister⁷⁹. Die Darstellung der Immaculata als Braut des Hl. Geistes zeigt im Gesichtstyp und durch den Blumenkranz auf ihrem Haupt eine völlige Identität mit dem Wessobrunner Gnadenbild „Mutter der Schönen Liebe“ (Abb. 47)⁸⁰. Dieselbe Thematik erscheint auch beim ehemaligen Gnadenaltar in der Wessobrunner Klosterkirche, der 1723/24 von Franz Schmuzer geschaffen wurde und der uns durch einen Stich des Augsburgers Jakob Andreas Fridrich d. Ä. überliefert ist⁸¹. Die historischen und stilistischen Zusammenhänge veranschaulichen die schnelle Ausbreitung der Verehrung des Wessobrunner Gnadenbildes in Schwaben, was sich auch durch die Nachbarschaft zum kur-bayerischen Territorium um Türkheim und Mindelheim erklärt. Die eigentliche Ursache für diesen Exkurs ist aber die frappante Verwandtschaft der Gewanddrapierung der Balzhausener Immaculata mit derjenigen des Hl.-Geist-Gemäldes von Joseph Ruffini (1728) im Kaufbeurer Kloster. Die Zuschreibung des Balzhausener Gemäldes an Ruffini ist daher durchaus denk-

79 Heinrich Habel, Landkreis Krumbach, Kurzinventar (= Bayerische Kunstdenkmale XXIX), München 1969, S. 40.

80 Gerhard P. Woeckel, *Pietas Bavarica. Wallfahrt, Prozession und Ex voto-Gabe im Hause Wittelsbach in Ettal, Wessobrunn, Altötting und der Landeshauptstadt München von der Gegenreformation bis zur Säkularisation und der „Renovatio Ecclesiae“*, Weifßenhorn 1992, S. 267–279, Abb. 201.

81 G. P. Woeckel (wie Anm. 80), S. 279–282, Abb. 204 a.

bar, nachdem ein Gemälde gleichen Themas in der Sakristei der Mindelheimer Jesuitenkirche ihm zugeschrieben wird⁸². Unabhängig von der Meisterfrage kann festgestellt werden, daß im Bereich der volkstümlichen Frömmigkeit des Barock, die sich in Gnadenbildern und visionären Darstellungen manifestiert, die Grundlagen für die großartige Entfaltung dieses ikonologischen Stils in der monumentalen Deckenmalerei um die Mitte des 18. Jahrhunderts geschaffen werden.

Schließlich ist noch zu vermelden, daß der nicht angenommene Entwurf Matthäus Günthers für das Chordeckengemälde der Pfarrkirche von Großaitingen (1754) im Museum Allerheiligen zu Schaffhausen identifiziert wurde⁸³. Da mir das Bildmaterial noch nicht zur Verfügung steht, erfolgt die Veröffentlichung später. Der Vergleich zwischen der Ölskizze Günthers und dem ausgeführten Fresko von Balthasar Riepp erscheint vielversprechend und erfordert daher eine ausführliche Behandlung.

Die Bildwelt, die aus den Visionen der Lindmayrin und Crescentias hervorgegangen ist, umfaßt die ganze Spannweite des süddeutschen Spätbarocks und Rokokos. Die großartige Einheit des ikonologischen Stils, der sich vor allem in der Deckenmalerei entfaltet, beweist auch einen herausragenden theologischen Rang dieser Werke und ihrer Bildprogramme. Die theologische und historische Vielseitigkeit dieser Bildprogramme wirkt sich bis in die kleineren Werke aus, wie die Dreifaltigkeitsthematik im Umkreis der Reichsabtei Ottobeuren verdeutlicht. Diese Durchdringung von hoher Kunst und volkstümlicher Frömmigkeit ist auch als Voraussetzung dafür anzusehen, daß erst nach dem päpstlichen Bildverbot von 1745 dieses visionäre Thema in der Deckenmalerei seine größte Verbreitung fand. Der religiösen und geistesgeschichtlichen Substanz dieses Phänomens und seiner Auswirkungen, die bei Hohen und Niedrigen verwurzelt waren, konnte mit den repressiven Methoden des aufklärerischen Rationalismus und der absolutistischen Bürokratie nicht der Boden entzogen werden. Die ganze Vergeblichkeit dieses Aufwands erhellt allein aus der Tatsache, daß Kurfürst Clemens August von Köln die Darstellung des Hl. Geistes

82 H. Habel (wie Anm. 35), S. 263.

83 K. Kosel (wie Anm. 1), S. 298. – Mein herzlicher Dank für vielfache Hilfe gilt Herrn Professor Dr. Bruno Bushart, Herrn Hubert Erben, Herrn Richard Harzenetter, Herrn Dr. Christian Hecht, Herrn Erwin Holzbaur, Hwst. Herrn Prälat Professor Dr. Franz Ronig, Herrn Professor Dr. Hans Rudolf Sennhauser, H. H. Pfarrer Hans Sing und H. H. Pfarrer Heribert Stiegler. Nicht zuletzt sei der fruchtbaren und harmonischen Atmosphäre bei der Crescentia-Höß-Tagung in der Schwabenakademie Irsee dankbar gedacht.

als Jüngling in seiner Brühler Schloßkapelle mindestens duldete, wenn nicht sogar wünschte. Die Bedeutung der Vision als persönliche Gottes- und Glaubenserfahrung ist aus dem Christentum und seiner Kunst nicht wegzudenken. Die selige Crescentia von Kaufbeuren hat wie ihre geistliche Schwester, die Lindmayrin, als mystisch Begnadete der Religion und der Kunst unserer Heimat vielfältigen Segen gebracht. Nach all den Irrwegen und Verwirrungen der Vergangenheit wäre die angemessene Antwort unserer Kirche die Erhebung Crescentias zur Ehre der Altäre.

Franz Anton Rebsamen (1715–1790) – |/ Zur Wiederentdeckung eines Freskantens

H. A. ~~Oehler~~

Zwischen der alten vorderösterreichischen Stadt Saulgau und den eidgenössischen „freien Ämtern“ im Aargau gibt es in fünf Orten Deckenfresken aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die von einem tüchtigen Maler stammen, der fast ganz in Vergessenheit geraten ist. Manche von ihnen sind erst um die Jahrhundertmitte wieder ans Tageslicht gekommen, nachdem sie Jahrzehntlang unter weißem Putz verborgen waren. Doch die Gestalt ihres Schöpfers blieb im Dunkeln. Franz Anton Rebsamen: Die Sammelwerke über die Kunstdenkmäler seiner heimatlichen Region führen den Namen des Malers nicht auf¹. Das Künstlerlexikon von Thieme und Becker reserviert ihm wenige Zeilen und weiß nur von einer einzigen, der frühesten bekannten Arbeit des Freskantens, von der in Fahr bei Zürich. In diesem Aufsatz soll ein erster Überblick über das erhaltene Werk von Franz Anton Rebsamen versucht und dieses vor allem unter ikonographischen und ikonologischen Gesichtspunkten behandelt werden.

Franz Anton Rebsamen ist 1715 im hohenzollerischen Sigmaringen geboren, drei Jahre nach seinem später in der Region als Freskant und Altarmaler so erfolgreich gewordenen Landsmann Andreas Meinrad von Ow, und 1790 als Bürgermeister in Saulgau gestorben. Aber Geburtsstadt und Region haben ihren tüchtigen Sohn weder in seiner Wirkungszeit als Maler noch später wirklich zur Kenntnis genommen. Es ist nur ein einziger, lächerlich geringer Auftrag aus dem Umkreis seiner hohenzollerischen Heimat bekannt geworden. In der Schweiz muß die Suche nach seinen Spuren beginnen.

Väterlicherseits stammte der Maler von dort. Die Verhörprotokolle der Stadt Sigmaringen berichten, daß sein Großvater Martin Riebsamen (Riebsom) 1676 aus der Schweiz einwanderte, ohne daß dessen Heimatgemeinde genannt

1 Pfeifer, B.: Die Malerei der Nachrenaissance in Oberschwaben. In: Württembergische Vierteljahreshefte. NF 12. Jg. 1903. S. 58. Frühe Namensnennung und Hinweis auf Saulgauer Grabstein, nicht aber auf Werke!

wird². In der Schweiz begegnen wir auch erstmals Arbeiten von seiner Hand, und dort sind seine Hauptwerke entstanden und erhalten.

Kloster Fahr (1746/47)

Das Benediktinerinnenkloster Fahr, das im zwölften Jahrhundert von Einsiedeln aus an einer alten Limmat-Fährstelle nordwestlich von Zürich angelegt worden war, besaß später eineinhalb Jahrhunderte lang, von 1636 bis 1807, die einzig katholisch gebliebene Kirche in diesem Raum. Man konnte 1743 bis 1746 sogar einen Neubau erstellen, der außen und innen ungewöhnlich aufwendigen Schmuck an Wand- und Deckenmalereien erhielt, mit dem Fahr „die meisten Nonnenklöster nördlich der Alpen hinter sich läßt“³. Der von Einsiedeln bestellte Propst war damals Joseph von Roll. Den Löwenanteil der Ausmalung übernahmen die Brüder Giuseppe und Gianantonio Torricelli, die dem Propst wohl von seiner Lehrtätigkeit im Tessin her bekannt waren. Aber auch der Bodenseeraum trug bei. In jenen Jahren war Joseph Anton Feuchtmayer in Fahrs Mutterkloster Einsiedeln tätig. In seiner Werkstatt entstanden „vermutlich nach seinem Modell“ die beiden Statuen der Ordensgründer Benedikt und Scholastika, die die Nonnenempore im Westen der Klosterkirche bekronen⁴. Vielleicht ergab sich hier eine Beziehung zu dem jungen Meister Franz Anton Rebsamen. Jedenfalls fiel ihm der Auftrag zu, die Westwand über dem Nonnenchor und die Vorderwand der Nonnenempore zu bemalen – ein im Umfang bescheidener, aber doch nicht unbedeutender Teil des gewaltigen Gesamtprogrammes.

Da die Seiten der Emporenfront, der Wölbung der Unterkirche folgend, nach unten gezogen sind, ergab sich die Möglichkeit, das schmale langgestreckte Mittelfeld zwischen zwei trapezförmige Seitenfelder einzuspannen, die dann Raum für größere Bilder boten. Die Gründungsgeschichte des Klosters und eine Habsburger-Legende sollten hier ihren Platz finden.

2 Raeber-Züst, Edith: Die Fresken in Fischbach-Göslikon und ihre Vorbilder. In: Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Bd. 33, 1976. S. 119–157. Hier: S. 152 u. Anm. 55 mit dem Vermerk über den Hinweis von Superior Johann Gresser, Kloster Sießen auf diesen Protokoll-Eintrag.

3 Hoegger, Peter: Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau Band VII. Der Bezirk Baden II. Basel 1995. S. 278.

4 Boeck, Wilhelm: Feuchtmayer Meisterwerke. Tübingen 1963. S. 25.

Die Feuchtmayer-Figuren auf der Emporenbrüstung sind goldgefaßt, das Gitter der Nonnenempore gleißt mit viel Gold, so sollte auch das mittlere Bildfeld darunter kräftige Metall-Effekte bekommen. Im Zentrum dieses Feldes erscheint die schwarze Madonna, das Einsiedler Gnadenbild, in einem Oval in mattem Goldton: *Splendida sicut fulgur*, „strahlend wie der Blitz“, ist es überschrieben. Die Gottesmutter scheint auf einem Knäuel aus plastischem Silbergewölk zu stehen, dem leichtere Silberwölkchen über ihrem Haupt entsprechen. Nach beiden Seiten geht von dem Medaillon ein stuckierter goldener Strahlenkranz aus. Engel und Puttenköpfe begleiten das Gnadenbild. Der stattliche Engel rechts, dessen Gewänder das Rot und Blau von Marias Kleidung aufnehmen, hält ein Pergament mit der Bestätigung der Stiftung von „Fahr mit allem, was dazugehört, samt den Untertanen beiderlei Geschlechtes“ aus dem Jahre 1130 (Abb. 48).

Im rechten Bild wandert das Stiftungspergament sozusagen von Stufe zu Stufe, es wird von der Stifterfamilie dem Abt Werner von Einsiedeln überreicht und wieder eine Stufe höher von Papst Victor und Kaiser Lothar bestätigt. Das Kirchenmodell, das für die Klosterstiftung steht, ist auf einer Rokoko-Konsole abgestellt, die auf ihrer Frontseite den dazugehörigen Text trägt. Es entspricht genau dem Modell auf dem Gründerbild von 1587, das in Fahr bis heute verwahrt wird⁵.

Links kann die Äbtissin von Fahr dem Grafen Rudolf von Habsburg ein *Felix omen*, das glückliche Vorzeichen seiner Wahl deuten: ein kleiner Engel zeigt im Himmelsausschnitt über dem Garten die goldene Krone; und die Aufschrift, diesmal an der Balustrade, erläutert die Szene.

An der Unterseite der Nonnenempore ist für die gläubigen Laien und dabei wohl vor allem für die Beichtkinder der Gemeinde die büßende und erhobene Maria Magdalena dargestellt, allerdings in einer ganz anderen Malerhandschrift als die biedereren und ein wenig steif aufgereihten Figuren der Rebsamenschen Emporenwand. Das Bild scheint mit seinen kräftig modellierten Körpern, den Gesichtern mit geschürzten Lippen, mit betont gemalten Lidschatten und schwärmerisch aufwärts gerichtetem Blick vielmehr der malerischen Welt der Torricellis zu entstammen. Die Zuschreibung an Rebsamen kann – selbst wenn die Feststellung einer Signatur sich bestätigen sollte – wohl nicht aufrecht erhalten werden⁶.

5 Hoegger, P., wie Anm. 3, S. 277, Abb. 290.

6 Simmen-Kistler, Gabriela: Das Kloster Fahr AG. Schweizerische Kunstführer. Bern 1988. Nachdruck 1995. S. 3.

Die Hauptleistung Franz Anton Rebsamens ist leider hinter der Orgel verschwunden: ein Wandbild, das „eine wichtige Funktion im kompositorischen und ikonographischen Kontext des Fahrer Freskenprogramms“⁷ zu erfüllen hatte. Dort spannte sich im Fresko eine Balustrade über die ganze Breite des Kirchenschiffs. Sie trägt im Mittelteil eine Inschrift, die unter einer *Benedicatur*-Formel Namen und Titel der Bauherrschaft, des Priors Josephus von Roll, und der Äbtissin Victoria einer Liste der Ordensfrauen voranstellt. Hinter der Balustrade und unter einem breitgestreckten gemalten Gewölbe musizieren rings um diese beiden Kloster-Oberen Engel und Klosterfrauen gemeinsam, und sogar der Beichtvater streicht offenbar die Fidel in diesem Konzert. Dabei ist es hübsch zu beobachten, wie sich die Klosterfrauen sittsam hinter der Balustrade drängen, während die leichter gekleideten Engel mit Gambe und Harfe auf den Eckpodesten Platz genommen haben, und vor allem der linke ganz unbefangen sein nacktes Bein in den Kirchenraum baumeln lässt (Abb. 49).

Die Solothurner Familie der von Roll wird dann Franz Anton Rebsamen später in Hilfikon beschäftigen.

Pfullendorf (1748)

Zunächst begegnen wir Franz Anton Rebsamen nach dem Aufenthalt in Fahr im deutschen Südwesten wieder, oder eigentlich nicht wieder, sondern ein erstes Mal im Raum seiner engeren Heimat. Allerdings mußte er sich in diesen Jahren offenbar mit kleineren Arbeiten über Wasser halten. Nach der Rechnung der Bruderschaft von der Unbefleckten Empfängnis in der Reichsstadt Pfullendorf wurden ihm 1748 4 Gulden und 16 Kreuzer für ein Bild für die Wallfahrtskirche Maria Schray bezahlt⁸, genau genommen: für die Bruderschaftsfahne mit der Immaculata. Größere Aufgaben scheint seine Heimat nicht für ihn gehabt zu haben. Den Auftrag für die Ausmalung der Wallfahrtskirche mit einem großen, im wesentlichen marianischen Programm, mit zwei großen Deckenfresken und zahlreichen emblematischen Darstellungen, trug sein drei Jahre älterer Sigmaringer Landsmann Andreas Meinrad von Ow

7 Hoegger, P., wie Anm. 3, S. 314. Herrn Hoegger gilt der besondere Dank des Verfassers für die Ermöglichung der Einsichtnahme in die photographische Dokumentation der kantonalen Aarauer Denkmalpflege.

8 Pf[effer], [Franz Xaver]: Notiz in Hohenzollerische Hefte. Jg. 10, 1960, S. 56.

davon, und er hat ihn bis 1751 ausgeführt⁹. Wenn es stimmt, daß er für die ganze Arbeit nur 150 Gulden kassiert hat, war er dafür schlecht bezahlt¹⁰. Aber von Ow gelang es in diesen Jahren, seinen Ruf zu festigen. Er heimste Auftrag um Auftrag ein. Offenbar blieb neben ihm in der Gegend wenig Raum für andere Maler. Für Rebsamen jedenfalls ist aus dem späteren, größeren hohenzollerischen Gebiet kein einziger weiterer Auftrag bekannt geworden!

Schloß Hilfikon (1752)

Im Aargau hatte der junge Maler mehr Erfolg. Vielleicht halfen dabei dem Künstler auch verwandtschaftliche Bindungen zur Schweiz, eher aber waren es wohl die in Fahr angeknüpften Beziehungen zur Familie des dortigen Propstes von Roll, die ihm zu dem nächsten Schweizer Auftrag verholfen haben.

Auf halbem Wege von Zürich nach Aarau liegt, ein wenig von der Hauptstraße entfernt, das Schlößchen Hilfikon auf einem Rebenhang über seinem Dorf. 1749 kaufte es Franz Viktor Augustin Freiherr von Roll zu Emmenholz. Er war der Stadtvenner von Solothurn, also der Militärbeauftragte „Fähnrich“ der Stadt. Die ortsfremden Zeitgenossen konnten sich, etwa in Schramms Reiselexikon, darüber informieren, was das bedeutete, und daß der Inhaber dieses Titels eine Stelle im kleinen Rat der Stadt „von besonderem Ansehen“ einnahm¹¹. Die Familie Roll hatte dort in Kreuzen eine Grabkapelle, in der das Heilige Grab in Jerusalem nachgebildet war, und der neue Herr von Hilfikon trug den päpstlichen Orden vom Heiligen Grab. In dem neuerworbenen Schloß ließ er unverzüglich die alte gotische Schloßkapelle abreißen und an ihrer Stelle eine barocke Kapelle errichten. Deren Chor sollte das Nachbild des Solothurner Heiligen Grabes aufnehmen, auch wenn das in dem schmalen Raum nur mit Not zu verwirklichen war. Aber vor allem sollte der ganze Kapellenraum ausgemalt werden, wohl vergleichbar mit der Fahrer Kir-

9 Buck, Ingeborg Maria: Studien zu Andreas Meinrad von Au (1712–1792). Magisterarbeit Tübingen (Typoskript). S. 60f.

I. M. Buck: Zur Ikonographie der Wallfahrtskirche Maria Schray in Pfullendorf. In: Eugen Buri und I. M. Buck (Hg.): Andreas Meinrad von Au 1712–1792. Katalog Sigmaringen 1992. S. 75–85.

10 Wagner-Würz, Auguste: Meinrad von Au. Hechingen 1936. S. 28.

11 Schramm, Carl Christian: Neues Europäisches Historisches Reise-Lexikon. Leipzig 1744. Nachdruck Heidelberg 1984. Spalte 1965.

chenausmalung: mit einem christologischen Programm im Schiff und einer großen Allerheiligen-Glorie mit Maria als Immaculata im Chor. Dieses Projekt war um so erstaunlicher, als das aargauische Freiamt, das zur selben Konstanzer Diözese gehörte, eine „um die Mitte des 18. Jahrhunderts an umfassenden Kirchendekorationen eher arme Gegend“¹² war und hier nicht, wie in Franz Anton Rebsamens Heimat, die ihn und seine Kunst geprägt hatte, in Hohenzollern und in Oberschwaben, zu dieser Zeit der barocke Himmel des Deckenfreskos zu Hause war.

Franz Anton Rebsamen erhielt den Auftrag. Die Bilder entstanden im Sommerhalbjahr 1752. Im von Rollschen Familienarchiv fand sich noch der Beleg für eine Restzahlung von 103 Gulden¹³. Die ganze Herrlichkeit wurde allerdings von einem späteren Besitzer, und einem späteren Geschmack folgend, 1901 übertüncht und bei der Gelegenheit offenbar zum Teil auch zerstört¹⁴. Als man ein halbes Jahrhundert später renovierte, konnte man nicht den ganzen Bestand retten¹⁵. Die Decke des Kirchenschiffs blieb weiß. An den Wänden des Langhauses wurden wenige Szenen des Christus-Lebens restauriert, so die Fußwaschung und der Einzug in Jerusalem, und in den Nischen über den Seitenaltären Darstellungen mit der Geburt Christi und mit der Ausgießung des Heiligen Geistes, zwei ohne Rücksicht auf ihre Position im Raum in diese Muscheln projizierte kleinformatige Galeriebilder. Auch im Chor wurden einzelne isolierte Wandbilder wiedergewonnen. Aber glücklicherweise gelang es, die ganze Bemalung der Chor-Schale wieder ans Tageslicht zu holen. Wenn man heute die Kirche betritt, so ragt die plastische Kreuzigungsgruppe auf dem Altar mit den weiß polierten Figuren des Einsiedler Meisters Johann Baptist Babel in diesen Rokoko-Himmel, und mildert so den Kontrast zwischen dem Weiß der getünchten Wände und dem Goldton des Gewölbes (Abb. 50).

Unten bleibt zwischen dem Heiligen Grab und der Außenwand ein schmaler Gang, den man durchwandern muß, wenn man das mächtige, figurenreiche Fresko am Gewölbe lesen will.

Am unteren Bildrand läuft eine buntsandsteinfarbene Balustrade, vor der sich da und dort gelbliche und rötliche Wolken ballen und einzelnen heiligen

12 Raeber-Züst, E., wie Anm. 2, S. 151.

13 Felder, Peter: Die Kunstdenkmäler der Schweiz. Aargau, Bd. IV. Der Bezirk Bremgarten. Basel 1967. S. 271 und Anm. 3 und 4.

14 Felder, P., wie Anm. 13, S. 280.

15 Pfeffer, Franz Xaver: Franz Anton Rebsamen ein Sigmaringer Freskenmaler des 18. Jahrhunderts. Hohenzollerische Hefte Jg. 10, 1960, S. 31. Hinweis auf den Restaurationsbericht von Linus Birchler in der Neuen Züricher Zeitung vom 29. 10. 1959.

Zeugen des Geschehens einen Vorzugsplatz bieten. Deren Hervorhebung durch die Körpergröße überkreuzt sich auffallend mit dem eigenwilligen Perspektive-Prinzip, das den Maler die Flügelfiguren an den Nord- und Südseiten größer zeichnen läßt als die im östlichen Scheitel des Heiligenrunds. Vielleicht sollte auf diese Weise der perspektivische Sog des Raumes noch verstärkt werden. Es lohnt sich, die Reihe der Heiligen abzuschreiten und wenigstens die wichtigeren zu bestimmen. Die im zweiten und dritten Glied müssen ohnehin oft die Köpfe recken, um sich ins Bild zu bringen, und sind so nicht bestimmbar. Aber auch dort begegnet uns die seit dem Frühwerk in Fahr entwickelte Kunst Franz Anton Rebsamens, Gesichter zu charakterisieren, manchmal fast zu karikieren, sie auch in der Untersicht zu geben.

Das halbe Hundert von Heiligen ist in Gruppen eingeteilt. Im Osten nehmen die Apostel die ihnen zustehenden Ehrenplätze ein. Allerdings sind offenbar nur sieben von den zwölf erschienen. Zur Rechten schließen sich die Bekenner und Märtyrer an, zur Linken die heiligen Märtyrerinnen und Jungfrauen, und dann noch die Zeugen des Alten Testaments. Allerdings wird diese Ordnung in Einzelfällen durchbrochen.

Der Mittelplatz zu Füßen der Immaculata ist Petrus, dem Stellvertreter Christi eingeräumt. Der goldene Schlüssel zum Himmelreich in seiner gereckten Rechten berührt die Wolke, auf der Maria schwebt, der silberne, für die irdische Gewalt, hängt nach unten. Bei diesem Fürsprecher hat der Maler seine Signatur angebracht: F. Anton Rebsamen invenit et pinxit 1752 (Abb. 62). Rechts davon hat Lukas ein ähnliches Wolkenpodest bekommen. Sein Attribut, der Stierkopf, ist zu seinen Füßen abgelegt. Lukas hält beim Schreiben oder Malen inne und schaut aus dem Bild, so wie das oft geschieht, wo der Freskant ein Selbstbildnis gibt. Möglicherweise hat uns hier der Maler ein Selbstporträt hinterlassen.

Der linke Flügelmann der Apostelgruppe ist Johannes mit seinem Evangelienbuch. Über ihm schwebt ein mächtiger Adler, der das Tintenfaß im Schnabel hält. Rechts schließen sich an die Apostelgruppe an: Johannes der Täufer und dann – auf dem nächsten Wolkenballen – der Nährvater Joseph. Dahinter drängen sich Bischöfe mit Inful und Hirtenstab. Ihr Anführer ist der heilige Augustin mit dem Herzen auf der Brust. Die anderen scheinen die Hälse zu recken, um etwas vom himmlischen Geschehen zu erhaschen. Es folgen Ordensheilige. Die ersten Plätze nehmen drei Jesuiten ein, Franz Xaver, durch kräftige Farbgebung hervorgehoben, und dahinter die Heiligen Aloysius und Simon Kostka. Dann kommen die Franziskaner mit dem heiligen Antonius, auch er mit einer Lilie.

Mit besonderer Anteilnahme hat der Maler sicher die Figur hinter ihm eingebracht, den Sigmaringer Landsmann Rebsamens, den heiligen Fidelis mit dem Kreuz in der Hand, den ersten Blutzeugen der Kapuziner, 1746 erst durch Papst Benedikt XIV. zur Ehre der Altäre erhoben. Der nächste Wolkenknäuel ist für den Karmeliter Simon Stock reserviert, der das segenspendende Skapulier anbietet. Zwei heilige Märtyrer-Krieger mit Kreuz-Panzer und Kreuz-Schild geben noch einmal einen kräftigen Akzent. Sicher sind es Mauritius und Viktor. Paul Felder hat hier die Gruppe mit dem Stifter und seinen Namenspatronen erkannt.

Im Norden haben sich heilige Jungfrauen versammelt. Hier präsidiert die heilige Margaretha, den „Wurm“ zu ihren Füßen. Dann folgen Heilige, die offenbar den Verpflichtungen und den Neigungen des Stifters den Einzug ins Deckengemälde verdanken. Da kniet der heilige Nikolaus von Tolentin in schwarzer Augustiner-Eremitentracht und mit dem Stern auf seiner Brust, ähnlich wie ihn Franz Joseph Spiegler in der Bischofsstadt Konstanz in die Augustins-Glorie gesetzt hat¹⁶. Constantin und Helena, die dahinter das Kreuz Christi erheben, müssen für den Stifter als Ritter vom Heiligen Grab natürlich besondere Bedeutung gehabt haben. Zeugen des Alten Testaments bilden eine letzte Gruppe. David gibt hier, mit elegant übereinander geschlagenen Beinen die Harfe spielend, den Ton an. Rechts von ihm zückt Isaak das Opfermesser über dem jungen Jakob, links weist Mose, wohl begleitet von seinem Bruder Aaron, auf die Gesetzestafeln. Am Ende der langen Reihe hält ein Krieger mit einer Art Pickelhaube die Fahne mit dem weißen Kreuz in Rot, wie sie die Malteser Kreuzfahrer führten, über einem letzten Soldaten-Märtyrer.

Über dem Chorbogen, wo das Deckenfresko mit einer geraden Linie ansetzt, spannen Putten einen purpurfarbenen Vorhang. Unter ihm entwickelt sich – vom Heiligenkreis durch einen Wolkensaum klar geschieden – das eigentliche, das überirdische Geschehen. Da thront die Dreifaltigkeit in der üblich gewordenen Anordnung: Gott Vater mit der Erdkugel an seiner Seite, zu seiner Rechten Christus, hinter dem Engel das leicht quergestellte Kreuz haltend, zwischen beiden das strahlende Dreieck als Trinitäts-Symbol und die Taube des Heiligen Geistes. Auf grauer Wolke wird Maria heraufgehoben, als Immaculata steht sie auf der Mondsichel, ist weiß und blau gekleidet, ihr Haupt in einem Kranz von zwölf Sternen. Engel begleiten sie und halten zu

16 Kirchgässner, Bruno: Dreifaltigkeitskirche Konstanz. Schnell und Steiner Kleine Kirchenführer 159. 3. A. 1988. Abb. auf S. 11.

ihren Seiten Symbole ihrer jungfräulichen Reinheit aus der Lauretanischen Litanei: den Spiegel und die Rose und dazu die Lilie.

Für Mittelgruppe und Heiligen-Kranz gibt es im Ganzen und im Einzelnen zahlreiche Vorbilder. Aber Franz Anton Rebsamen, der in Fahr noch vorsichtig seine Figuren zusammensetzte, ist hier – unter räumlich schwierigen Bedingungen – eine großzügige Komposition gelungen. Und seine Personen haben freie Bewegung und lebendige Physiognomien gewonnen.

An den Chorwänden sind wenigstens Spuren der illusionistischen Raumdekoration übrig geblieben: links und rechts von der Geschichte des Gnadenbildes, die im Scheitel des Chores zu berichten war, schmachten Seelen im Fegefeuer, Michael, der Seelenwäger und der Schutzengel sind ihnen zugeordnet. Eine schöne Weihe-Inschrift schließt an der Südwand die Chorbemalung ab. Da sie ein Steindenkmal vorspiegeln soll, ist sie Ton in Ton in Sepia- und Rosa-Tönen gemalt. Auf einer Art Altar-Ädicula sitzt Papst Benedikt XIV., den Rücken an Muschelwerk angelehnt. In seiner Rechten hält er den Kelch mit der Hostie, dem Attribut der Fides, des personifizierten Glaubens (*a fide [clarus ?]*), zu seiner Linken präsentiert ein Putto den Ablassbrief (*INDULG[ENTIA]*). Die Inschrift hält fest, daß die drei Altäre am 23. September 1753 durch den Konstanzer Bischof Franz Konrad dem Heiligen Kreuz, dem heiligen Joseph und Maria Magdalena geweiht worden sind. Auf den abschließenden Steinstufen des gemalten Denkmals stehen und sitzen die Gestalten der drei theologischen Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung, wobei Fides nur das Kreuz trägt, da der Kelch ja dem Papst überlassen wurde.

Kloster Hermetschwil (1757)

Auch die zweite Kirchengemäldeausmalung Franz Anton Rebsamens im Aargauer Freiamt, in Hermetschwil, war jahrzehntelang unter Putz verborgen. 1938 hat man die Ausmalung teilweise freigelegt, dann aber erneut übertüncht¹⁷. Erst seit 1975 ist sie wieder hergestellt. Farbwerte und Konturen des heutigen Zustandes lassen, vor allem im Vergleich mit den gleichzeitigen Fresken im nahen Göslikon, den Verlust an Glattflächigkeit und Leichtigkeit ermessen, den die Restauration wohl unvermeidlicherweise mit sich brachte.

In Hermetschwil bekam der Maler den Auftrag, die Klosterkirche, das Ton-

¹⁷ Felder, P., wie Anm. 13, S. 225–229.

nengewölbe des Kirchenschiffes und die Flachdecke des Chores auszumalen. Da dafür vierzehn Bilder vorgesehen waren, wobei sich im Schiff acht, im Chor vier Nebenbilder um die durch gebrochene Bogen begrenzten hochovalen Hauptbilder schließen, ergaben sich keine großen Felder.

Graue Stuckrahmen schneiden die Bildräume aus dem Weiß der getünchten Decke aus, altrosa getönte Kartuschen, deren Rahmen mit Blattträgern und bescheidenen Ranken die harten Linien ein wenig auflockern, verbinden in beiden Räumen das Mitteloval in allen vier Himmelsrichtungen mit den Seitenbildern. Diese Kartuschen fügen sich auch farblich gut ein, denn der Maler hat seine Farben so gewählt, daß blaue und rote Töne vorherrschen.

Mariä Himmelfahrt steht im Zentrum des Kirchenschiffs. Der Maler hielt sich an die traditionelle Darstellung, bei der Gott Vater im dunklen Gewand den auferstandenen Sohn Christus zu seiner Rechten hat. Das wie vom Wind bewegte rote Tuch, das dieser umgelegt hat, läßt den Blick auf die Seitenwunde frei. Das Kreuz wird zu seiner Seite von Engeln gehalten. Darüber schwebt im Strahlenkranz die Taube des Heiligen Geistes. Die Trinität thront in einem altgoldfarbenen Raum, in den hinein Maria von Engeln der dunkelblauen Erdatmosphäre enthoben wird. Die einzige ikonographische Besonderheit ist, daß der weißgekleidete Engel, der, den Blick aus dem Bild heraus gewandt, als wolle er die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich und seine Aktion ziehen, von der Seite her auf Maria zufliegt, auf einem Kissen gleich zwei Kronen herzutragt: eine Bügelkrone und eine Zackenkrone (Abb. 51).

Im Westen bezeichnen David mit der Harfe und die heilige Cäcilia an der Orgel, wie üblich, den Raum der Kirchenmusik für die Gemeinde. Neben dem König David wird an der südlichen Seite des Kirchenschiffs für die bäuerliche Gemeinde die Geschichte des heiligen Wendelin erzählt.

Die Verbindung zwischen dem Maria gewidmeten Programm des Kirchenschiffs und dem Christus-Programm des Chores schaffen die flügelartige Zwickelbilder am Ostende des Schiffes, die zusammen die Verkündigung der Geburt Christi darstellen: links die knieende Maria, rechts der schöne Erzengel Gabriel, der auf die Geist-Taube über ihm weist.

Dem Marienprogramm in der Gemeindekirche folgt nun also im Nonnenchor das Christusprogramm: das Abendmahl ist Gegenstand des großen Chor-Freskos. Es ist in seiner Farblichkeit zurückhaltender als sein Gegenstück mit Mariä Aufnahme in den Himmel. Der Raum ist ganz auf Grau und Altrosa gestellt. Säulen, nur die rechte ist sichtbar, die linke von einem Samtvorhang verdeckt, und Pfeiler tragen Gebälk und Gewölbe. Eine Art Chorapsis mit Kronleuchter und Gesetzestafeln schließt den Raum ab, eher einen Kirchenraum als

einen Speisesaal, wenn auch eine Anrichte am rechten Bildrand große Teller und goldfarbene Gefäße bereit hält. Und so sitzt hier auch keine Tischgemeinschaft von Meister und Jüngern um die Tafel, sondern Christus hat vor dem Tisch, der hier für den Altar steht, Platz genommen und reicht über den goldenen Kelch weg Petrus, der andächtig mit gefalteten Händen vor ihm kniet, das Brot. Ein solches Abendmahl in Gestalt der Apostelkommunion ist in ähnlicher Form schon um 1720 von Carlo Innocenzo Carlone auf Grund italienischer Anregungen für die Ludwigsburger Hofkapelle gemalt worden: Der Zugang über Stufen, der gewölbte Raum, ja selbst die Anrichte am rechten Bildrand und die Form der Gefäße sind dort vorgegeben, der Entwurf und seine Motive seitdem immer wieder verwendet worden¹⁸ (Abb. 52).

Im Chor, der im Gegensatz zum Schiff mit einer flachen Decke geschlossen ist, deuten die seitlichen Kartuschen Segmente einer kassettierten Wölbung an, vor der sich – nach Gabriel am Chorbogen – die zwei übrigen großen Erzengel, pausbäckig, mit ihrem Geleit bewegen, Michael mit der Seelenwaage im Norden, Raphael als Schutzengel im Süden. Außerdem liegen von dem Oratorium her gesehen, das vom Konvent her in den Chorraum ragt, noch zwei schmetterlingsförmig geflügelte Kartuschen mit Bildern von Heiligen im Blickfeld, die den Nonnen offenbar besonders am Herzen lagen: Im Osten sind es die jungfräulichen Gestalten der hochverehrten „*Virgines Capitales*“ (vulgo die heiligen Madl), die jungfräulichen Märtyrinnen: Katharina mit dem Radl, Margaretha mit dem Kreuz und mit dem „Wurm“, Barbara mit dem Kelch, hier sind die drei noch verstärkt durch Agatha mit Zange und Kerze. Im Westen schwebt die Taube des Heiligen Geistes über den Ordensgründern Benedikt, dem das Regelbuch hier eher als Rückenstütze zu dienen scheint, und seiner Schwester, der heiligen Scholastica. Die Figuren im Chor sind ebenso nach ihrer Bedeutung für ihre Klientel ausgesucht, wie draußen im Schiff der bäuerliche Wendelin, der Helfer in allen Sorgen mit dem Vieh für die Landleute, oder König David mit seiner Harfe und die heilige Cäcilie, die über der Orgelempore schweben.

Göslikon (1757)

Ganz nahe bei Hermetschwil erhielt Franz Anton Rebsamen gleich noch einen dritten Schweizer Auftrag, und diesmal eine Aufgabe, die nicht nur un-

18 Katalog Barock in Baden-Württemberg. Karlsruhe 1981. Band 1, S. 77, Abb. 18.

gewöhnlich umfangreich war, sondern auch von ihrem ikonographischen Programm her aus dem Rahmen fiel (Abb. 53).

Schon vor vierzig Jahren hat man wiederentdeckt, daß hier im Hauptfresko in der Darstellung der Trinität die Heilig-Geist-Vision der Kaufbeurener Franziskanerin Crescentia Höß gestaltet wurde¹⁹; und vor zwanzig Jahren hat Edith Raeber-Züst in ihrem großen Aufsatz, einer ersten bedeutenden Arbeit zu Franz Anton Rebsamens Werk, gezeigt, wie hier die Marienverehrung der Lauretanschen Litanei nach Augsburger Andachtsbildern umgesetzt wurde. Auf doppelte Weise ist hier also geistiges und künstlerisches Gut aus der Augsburger Diözese lebendig geworden.

Franz Anton Rebsamen hatte hier in Göslikon ein vielschichtiges und vieligedriges marianisches Programm auszuführen, das Decke und Wände des Kirchensaales überziehen sollte. Edith Raeber-Züst hat gezeigt, wie die Kupferstiche zur Dornschen Lauretanschen Litanei, die die Brüder Klauber in Augsburg verlegt hatten, für einen Großteil der Göslikoner Fresken die Vorbilder gaben. Diese Stiche zeichnen sich dadurch aus, daß sie randlos ins weiße Blatt gesetzt sind. Der große Zeichner und Maler Gottfried Bernhard Göz hatte diese „ganz neu erfundene freye Manier ohne viereggigter Raehm oder Fassung des Bildes“ erfunden und ihn sogar durch ein Privileg patentiert bekommen²⁰. Seine Hand war hier spürbar, aber erst vor wenigen Jahren sind im Kunsthandel seine Vorzeichnungen aufgetaucht und haben es möglich gemacht, genau festzustellen, wo er selbst die Feder geführt hat²¹.

Das Mittelbild der Decke, das rechts unten Rebsamens Signatur trägt, nimmt eines der wichtigsten und häufigsten Themen des barocken Freskenhimmels auf: die Aufnahme Mariä in den Himmel. Rebsamen hatte es ja schon im nahen Hermetschwil bearbeitet. Für Göslikon zog er andere Vorbilder heran. Sein Werk ist da das Glied einer langen Bildtradition, für die unter anderem Cosmas Damian Asams Marien-Himmelfahrt in Weingarten wichtig ist. Ganz deutlich sind die Beziehungen vor allem zu dem Hochaltarblatt, das der große Meister der Konstanzer Diözese, Franz Joseph Spiegler, 1734 für die

19 Küng, O.: Eine bemerkenswerte Darstellung in der Dreifaltigkeit in der Pfarrkirche zu Göslikon. In: *Freiämterkalender* 1956. S. 45f. zitiert bei P. Felder: *Die Kunstdenkmäler der Schweiz*. Aargau Bd. IV, S. 195.

20 Ispording, Eduard: Gottfried Bernhard Göz 1708–1774. Ölgemälde und Zeichnungen. Textband. Weissenhorn 1982. S. 344 das Bittgesuch des Künstlers und Verlegers um Schutzprivileg.

21 Ispording, E.: Die Zeichnungen des Gottfried Bernhard Göz (1708–1774) zur Lauretanschen Litanei. In: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums*. Nürnberg 1993. S. 274–299.

Schweizer Klosterkirche in Engelberg gemalt hat²². Da beginnen die Übereinstimmungen mit der Repousoir-Figur des am linken vorderen Bildrand kauernenden Apostels und enden in der Figur der Maria. Beim Vergleich der Marien-Gestalten fällt zunächst auf, wie sich bei beiden Bildern die Zeichnung des linken Beines in den Gewandfalten und der Verteilung von Licht und Schatten darauf entsprechen. Wie genau sich die beiden Figuren gleichen, wird augenfällig, wenn man die Neigung der Göslikoner Marienfigur Rebsamens nach hinten zurücknimmt (Abb. 55).

Überraschend ist die Darstellung der Trinität, die im Begriff ist, Maria aufzunehmen, mit dem Heiligen Geist in Jünglingsgestalt. Trotz der päpstlichen Bedenken gegen diesen Bildtyp hatte Matthäus Günther 1748 in Altdorf und in Schongau in Marienkrönungen diese visionäre Vorstellung der Kaufbeurer Franziskanerin Crescentia Höß verarbeitet. Sechs Jahre später, 1754, hielt sich Balthasar Riepp in seinem Deckenfresko in Großaitingen in der Darstellung der Heilig-Geist-Figur enger an die Crescentia-Überlieferung. Auch Rebsamens Sigmaringer Landsmann Andreas Meinrad von Ow hatte inzwischen den Heiligen Geist in der Gestalt eines Jünglings in eine Komposition mit der Dreieinigkeit aufgenommen, so wie ihn die Franziskanerin Crescentia Höß von Kaufbeuren in ihrer Vision gesehen hatte. Dabei handelte es sich allerdings um ein Andachtsbild, das wohl für den geschlossenen Raum eines Nonnenklosters, nicht aber für einen weiteren Kreis bestimmt war. Die ganze Gemeinde aber war mit dem zentralen Deckenfresko in Göslikon angesprochen²³.

Seit dem Aufsatz von Edith Raeber-Züst kennen wir die Abhängigkeit des Göslikoner Fresken-Programms von den Kupferstichen zu Klauber-Gözschen Lauretanischen Litanei, die auch die Darstellung des Heiligen Geistes als Jünglingsgestalt vorgibt. Die Anrufungen dieser Litanei setzen nach der Bitte um Erbarmung, die sich an den Herrn Christus wenden, mit dem vierfachen Gebet zum dreieinigen Gott ein: zum Vater vom Himmel, zum Erlöser-Sohn, zum Heiligen Geist und dann zur Dreifaltigkeit. Das letztere ist bei Dorn-Klauber

22 Kolb, Nanette und Raimund: Franz Joseph Spiegler. Passau 1991. Abb. S. 29.

H. Hosch: Franz Joseph Spiegler (1691–1757). Zur Entwicklung und zum Einfluß des Barockmalers. In: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees u.s.U. 111. Heft. Friedrichshafen 1993. S. 144, Anm. 66 vermutet, daß Rebsamen hier dieselbe Vorlage nutzte, die auch der Werkstatt Andreas Meinrads von Ow für dessen Chorfresko im ehemaligen Kloster Laiz bei Sigmaringen diente.

23 Oehler, H. A.: Die Heilig-Geist-Vision der seligen Crescentia von Kaufbeuren in der Kunst Südwestdeutschlands. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte. 29. Jg. S. 160–174.

mit einem großen A oder Alpha, dem Anfang aller Dinge, illustriert, das gleichzeitig das Dreieck der Dreifaltigkeit bildet, mit Gott Vater an der Spitze, dem Sohn Christus und dem Heiligen Geist an den Schenkeln dieses Dreiecks. Maria ist ihm eingeschrieben, mit einem Beta, das dem andächtigen Leser und Betrachter ihre Nähe zum Alpha der Dreieinigkeit sozusagen vorbuchstabiert. Der Heilige Geist wird hier nicht nach frommem Brauch und nach dem Willen der Kurie einfach durch eine Taube oder durch Pfingstflammen dargestellt, sondern durch eine flügellos schwebende Jünglingsgestalt, um deren Haupt ein Kranz von sieben Flämmchen mit den sieben Gaben des heiligen Geistes strahlt, wie das der Vision der seligen Crescentia entspricht. Und der Regel wird Genüge zu tun versucht, indem man vor der Brust des Geist-Jünglings eine Geist-Taube einzeichnet, wie das im Umkreis von Kaufbeuren und Augsburg immer wieder gehandhabt wurde.

Mit diesen Gestalten sind die Hauptfiguren des zentralen Freskos vorgegeben. In den vier Ecken der Kirchendecke sind nun sechs Figuren eingesetzt, die mit den Zeilen, die von ihnen zur Mitte hin ausgehen, in das Marienlob der Litanei einstimmen. Bei einer von ihnen muß die bisherige Deutung berichtigt werden. Der Vergleich mit den drei Kupferstichen zu den Anrufungen der drei Personen der Dreifaltigkeit weist dafür den Weg. Alle drei Blätter sind nach eigenhändigen Vorzeichnungen von Gottfried Bernhard Göz entstanden²⁴. Im Westen, in der Tiefe des Kirchenraumes, knien zur Linken und zur Rechten die vier Erdteile, so wie sie im Kupferstich Christus zugeordnet sind. Ihre Bitte lautet, wie im Kupferstich: *FILI, REDEMPTOR MUNDI, DEUS*: Gott Sohn, Erlöser der Welt, und: *MISERERE NOBIS*, erbarme Dich unser. Vorne links und damit auf der Ehreseite zur Rechten der Dreifaltigkeit und des Altars, der Evangelienseite, betet die personifizierte Kirche ihr *AVE FILI DEI PATRIS*, sei begrüßt, Sohn Gott Vaters. Ihr gegenüber links kniet eine ältere weibliche Figur, mit im Gebet ausgebreiteten Armen. Ihr Haupt ist mit einem Schleier-tuch bedeckt. Und ihr ist die Anrufung der Engelskönigin zugewiesen: *AVE REGINA ANGELORUM*. Kein Attribut entschlüsselt ihre Identität. Edith Raeber-Züst sah in ihr die Personifizierung des Alten Bundes, der ja in der Ikonographie der barocken Kirchenkunst tatsächlich oft dem Neuen gegenübergestellt wurde. Aber wie sollte die Synagoge, das Alte Testament in diesen Kreis der Marienverehrung und wie zur Verehrung als Engelskönigin kommen (Abb. 56, 57, 59)?

²⁴ Isphording, E., wie Anm. 17, S. 282 und Abb. 3.

Die dritte Person der Dreifaltigkeit, der heilige Geist, schwebt in der entsprechenden Zeichnung von Gottfried Bernhard Göz und damit auch auf dem Kupferstich der Dorn-Klauberschen Lauretanischen Litanei als Geisttaube über dem Marienmedaillon und über der knienden Anna, der Mutter der Maria. Anna ist, wie üblich, als Greisin dargestellt. Ihr Haupt ist bedeckt. Sie wird vom Rücken her gesehen, aber sie hat den linken Arm ausgestreckt, und sie schaut nach oben, gerade wie ihr Gegenbild in Rebsamens Deckenfresko. Es ist kein Zweifel möglich. Das Programm für den Maler hat auch die sechste der Begleitfiguren der drei Trinitätsstiche übernommen. Hier ist die heilige Mutter der Maria dargestellt. Und der beigegebene Text belegt auch, warum sie hier stehen muß. Maria ist die Braut des Heiligen Geistes. Im Andachts-Stich bittet die Geisttaube die Mutter Anna um ihre Tochter Maria als Braut. Zeilen aus dem Makkabäer-Buch werden dafür eingesetzt. Der Heilige Geist bittet: *Da mihi filiam tuam uxorem*, gib mir deine Tochter zur Frau, und die Mutter Anna gewährt sie ihr: *Dabo tibi filiam meam*, ich gebe dir meine Tochter. Wenn wir die Fresken der Göslikoner Kirchendecke also richtig lesen, so finden wir dort nicht nur, worauf schon Edith Raeber-Züst hingewiesen hat, zahlreiche Anregungen aus der Augsburger Litanei-Ausgabe verarbeitet, sondern deren erste Hauptgruppe systematisch wiedergegeben. Und damit ist auch in der dortigen Marienverehrung der Mutter Anna der Platz eingeräumt, den sie im Zeitalter der Rokoko-Kirchenmalerei einzunehmen pflegte (Abb. 58).

Dazu kommt ein wichtiges formales Element. Rebsamen übertrug nicht nur die in der Litanei vorgegebenen Figuren an die Kirchendecke, sondern er fand für die Transponierung dieser rahmenlosen Stiche nach Gözscher Erfindung eine rahmenlose Form, bei der Stuck-Ranken die frei auf die Decke gesetzten Figuren tragen und umspielen, während die übrigen Fresken die üblichen Stuckrahmen im Geschmack der Rocaille-Zeit erhielten.

Der Stuckrahmen des Hauptfreskos an der Decke ist mit acht Rocailles besetzt, die ihn „wie Blumen in einem Kranz“ (E. Raeber-Züst) schmücken und dabei weitere Marien-Symbole und Anrufungen der Lauretanischen Litanei aufnehmen: im Westen die Prophetenfigur aus dem SANCTA-TRINITAS-Stich, an dem sich schon die Wiedergabe der Dreifaltigkeit im Hauptfresko orientiert hat, im Osten Moses vor dem brennenden Dornbusch, im Süden und Norden zwei emblematische Darstellungen. Hier ist die aufgehende Sonne und der vor ihr fliehende Löwe nach dem Stich STELLA MATUTINA dargestellt, dort als Gegenstück die untergehende Sonne. Dazwischen stehen kleinere Medaillons mit Stadt und Leuchtturm als Symbole der Zuflucht (im Osten) und als Zeichen der Tröstung das Schiff im

Sturm und der Wanderer in der Landschaft aus dem Stich CONSOLATRIX AFFLICTORUM (im Westen).

Dieser Stich gab auch die Vorlage für die südliche der großen Deckenkartuschen zwischen Hauptfresko und Deckengesims. Esther, alttestamentlicher Typus für Maria, sitzt hier zu Tische und bittet dabei für ihr Volk. Gegenüber, im Norden, kniet die bittende Abigail vor König David (Abb. 54).

Die Fresken an den Wänden führen die Thematik der Deckenbilder weiter. Judith und Jael – in schön geschwungenen Stuckrahmen – begleiten an der Westwand über der Empore das Bild des gnadenspendenden Brunnens der MATER DIVINAE GRATIAE. Dieses gibt im wesentlichen den rahmenlosen Stich der Litanei wieder und ist dementsprechend auch rahmenlos auf die Wand gesetzt.

Im Osten des Kirchenraumes führen links und rechts vom Hauptaltar zwei Türöffnungen zur Sakristei. Sie sind bekrönt von Fresken in prächtiger Stuckrahmung mit der Engelserscheinung, die den Nährvater Jesu im Traum von seinem Zweifel an Maria befreit, und einer Szene, in der Maria die Fürbitten der Ordensgründer Franziskus und Dominikus an Christus weiterleitet, so wie das im Stich CHRISTE ELEISON der Litanei vorgebildet war.

Die beiden kleinen Fresken in der Tiefe über der Chorgalerie links und rechts vom Hauptaltar behandeln Christus-, nicht Marienthemen. Sie schließen sich damit an das ältere Kreuzigungsbild des frühbarocken Hochaltars an, das von Rebsamen durch ein Auszugsbild mit Gott Vater und der Taube des Heiligen Geistes zum Gnadenstuhl erweitert worden ist. Gegenstand der im Dunkel liegenden Fresken links und rechts davon sind die Passionsthemen des letzten Abendmahls und von Gethsemane.

Das allerletzte der vielen Fresken schließlich führt über der Kanzel mit seiner Pfingstdarstellung mit Maria im Kreise der Apostel die beiden Themenkreise zusammen.

Mit der vielgliedrigen Kirchengausmalung in Gösslikon, zu der sich weitere Aufschlüsse bei Raeber-Züst finden, dieser eindrucksvollsten Leistung seines Lebenswerks, scheint Rebsamen seine Schweizer Schaffensperiode abgeschlossen zu haben.

Saulgau

Einen Geistlichen in einflußreicher Stellung zum Verwandten zu haben, war für einen Kirchenkünstler der Barockzeit das beste Geschick, das ihm bereitet

sein konnte. Franz Anton Rebsamen hatte dieses Glück. In Saulgau, der vorderösterreichischen Stadt, wirkte bis zum Jahr 1747 der kunstverständige Dekan D. Maximilian Rebsamen²⁵. Er war ein Onkel unseres Malers, und er muß ihm den Weg nach Saulgau geebnet haben, das damals eines der kleinen oberschwäbischen Kunstzentren war. Kurze Zeit nach der Vollendung des großen Werkes in Gösslikon tauchte Franz Anton Rebsamen hier auf. Noch im Jahr 1758 heiratete er eine Saulgauerin, eine Schwester Anton Störcks. Das Haus in der Pfarrstraße, das er bezog, war ein Malerhaus. Es hatte dem Maler Johann Caspar Koler (1698–1747) gehört. Dessen Witwe hatte dann, um ihre fünf Kinder zu versorgen, den ein Dutzend Jahre jüngeren Maler Franz Joseph Zürcher (1719–1770) zum Mann genommen – eine Fehlkalkulation, wie sich bald zeigen sollte, denn die Firma geriet in Konkurs, und die Zürchers setzten sich nach Stockach ab. Nun zog Rebsamen hier ein.

Der geistliche Onkel segnete ein Jahr, nachdem der Neffe versorgt war, das Zeitliche²⁶. Franz Anton Rebsamen brachte es zu Ansehen in der Stadt. Zehn Jahre später, 1768, wurde er zum Bürgermeister gewählt und er blieb das bis zu seinem Todesjahr 1790²⁷.

Inzwischen war die Antonius-Kirche des Saulgauer Franziskaner-Klosters umgebaut worden. 1763 wurde die Decke von Langhaus und Chor stuckiert und ausgemalt²⁸. Franz Anton Rebsamen erhielt den Auftrag für die Deckenfresken. Erhalten ist das Chorfresko (Abb. 60).

Die lang-ovale Grundform des Freskos ist durch C-Bogen des Stuckrahmens mehrfach gebrochen, seine Ränder durch Blatt-Zungen auf diesen Stuck-Bogen ausgefranst. Das Bild soll den Titelheiligen Antonius von Padua und die wunderbare Macht der Eucharistie feiern. Ein hoher Torbogen, dem rotmarmorne Säulen mit goldfarbenen Kapitellen vorgelegt sind, die Gebälk tragen, gibt die Szene vor.

Unten zeigt der heilige Antonius, begleitet von einem Ministranten, der die Hände gefaltet hat, vor einem Altar mit Kruzifix und Kerzenpaar die Hostie, die er über einer Patene hält. Sieben Menschen drängen sich davor, und ein Esel. Hier wird die Geschichte erzählt, wie der Heilige einem Esel die Hostie

25 Flad, Max: Johann Caspar Coler. In: Saulgauer Hefte. Jg. 7, 1987. S. 11.

26 Raeber-Züst, E., wie Anm. 2, S. 157, Anm. 53.

27 Flad, M., wie Anm. 25, S. 25, Anm. 13.

28 Spahr, Gebhard: Oberschwäbische Barockstraße. Bd. IV. Weingarten 1982. S. 41. Georg Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg II. Bearbeitet von Dagmar Zimdars. München 1997. S. 644.

vorhält, der seit drei Tagen kein Futter mehr bekommen hatte, und wie dieser Esel nun das vorgelegte Futter verschmäht und zu dieser Hostie aufschaut. Nach der Legende geschah das, um den Albigenser Guiald von seinem Irrglauben zu bekehren²⁹. Guiald hat man in der Gestalt mit dem seltsam gefransten gelben Tuch zu erkennen, die hinter dem Esel kniet und gebannt auf die Hostie schaut. Die Handschrift Rebsamens ist in diesen Figuren, am deutlichsten in dem glatten Rundkopf des Heiligen, unverkennbar. Doch der Maler hat unter dem verschmähten Heubündel auch in großen Goldbuchstaben signiert: *REBSAMEN in: [venit] et: pi: [nxit]* (Abb. 63).

Von der Hostie steigt ein Rauchfaden auf, der sich schnell zur Rauchsäule auswächst, die senkrecht nach oben steigt und sich fort zu einem Wolkenknäuel ballt, der das Gebälk verdeckt, wie das an der Balustrade des Allerheiligenhimmels von Hilfikon geschieht. Auf und an diesem Wolkenknäuel hocken und schweben zwei lebhaft, langgliedrige Engel in fliegenden braunroten und blauen Gewändern. Aber die Bildmitte zwischen der Menschen- und der Engelsgruppe bleibt seltsam leer.

Vielleicht fand Franz Anton Rebsamens Leistung in St. Antonius in seiner neuen Heimatstadt keinen ungeteilten Beifall. Als im Folgejahr 1764 der Auftrag für Fresken in der Stadtkirche vergeben wurde, da trug der Saulgauer Konkurrent Johann Georg Mesmer den Sieg davon³⁰. (Die Ausmalung ist später der Regotisierung zum Opfer gefallen.) Die Geschicke der Saulgauer Maler überkreuzen sich auch sonst. Der Vater Johann Georg Mesmer (1715–1798) teilte fast Rebsamens Lebensdaten. Er wirkte, unterstützt von seinen Söhnen. Der Sohn Joseph Anton Mesmer (1747–1827) malte später vor allem in der Schweiz³¹.

Von Rebsamens Deckenmalerei aus den Saulgauer Jahren ist nur noch ein größeres Werk, die Ausmalung der Dorfkirche des nahen Mieterkingen bekannt. Im Westen des Kirchenschiffes versteckt sich dort jetzt halb über der Orgelempore ein hochformatiges Fresko. Da schwebt die Dreifaltigkeit über dem Runddeckel, durch den man früher beim Pfingstgottesdienst ein Abbild der Geisttaube absenkte. Von unten her dringt ein Engel, der etwas voluminöser ausgefallen ist, als wir es sonst bei Rebsamen gewohnt waren, nach oben.

29 Spahr, G., wie Anm. 28. K. Zimmermanns: Artikel Antonius von Padua. Lexikon der christlichen Ikonographie. Freiburg 1973. Bd. 5. Sp. 222.

30 Hosch, H.: Andreas Brugger (1737–1812). Sigmaringen 1987. S. 25, Anm. 173.

31 Flad, M., wie Anm. 25, S. 8.

Das Rot und Blau der Gewänder seiner Saulgauer Genossen vereinigen sich bei ihm in einem changierenden Tuche.

Ein schmales Queroval vor dem Chor bringt eine Abendmahlsdarstellung. Der Bildaufbau³² gleicht der des Chorfreskos in Hermetschwil, nur vereinfacht und ins Breitformat gestreckt. Für den Abendmahlsraum verwendete Rebsamen einen Ausschnitt seiner Hermetschwiler Bogen-Architektur. Unter ihr sind die Häupter Jesu und der Apostel, die in Hermetschwil einen Bogen bilden, zu einer waagerechten Linie gestreckt, um dem anderen Bildformat gerecht zu werden. Der Vergleich der Figuren zeigt, wie die glattflächige Darstellungsweise der Rebsamschen Freskentechnik hier besser erhalten ist, als im übertünchten und wieder hervorgeholten Vorbild in Hermetschwil, wo die Farbflächen der Gesichter und Gewänder, ohne Zweifel durch die Schicksale der Ausmalung, einen brüchigen, porösen Charakter angenommen haben. Der entscheidende Bereich des Bildes, vom knieenden Apostel Petrus, über Christus, der ihm das Brot der Eucharistie reicht, bis zu Judas, der sich am linken Bildrand mit gebeugtem Rücken geduckt davonmacht, ist im Ganzen und in vielen Einzelheiten Wiederholung der einst für Hermetschwil gefundenen Formen. Das ist besonders deutlich ablesbar an den für Rebsamen typischen Gewandfalten, etwa an der doppelten S-Kurve, die sich am Obergewand der Christusfigur abzeichnet (Abb. 61).

Der alternde Maler schwang sich nicht mehr zu neuen Bildideen auf, sondern zehrte vom Bestand. Die Höhe seines künstlerischen Schaffens hatte er in seinen Schweizer Werken erreicht und nun längst überschritten. Die beiden Darstellungen der Herrenkommunion in Hermetschwil und in Mieterkingen begrenzen wie eine Klammer fast alles, was uns von den Leistungen des Freskant Franz Anton Rebsamen bekannt ist, und was hier im Zusammenhang sichtbar gemacht werden sollte.

32 Hosch, H., wie Anm. 22: „carlonesk oder österreichisch anmutend“ und ebenda, S. 143, Abb. 22 mit Fragezeichen, (das jetzt wohl wegfallen kann), bei der Zuweisung zu Rebsamens Werk.

Der Enderle-Zyklus im Pfarrhof zu Zaisertshofen (Unterallgäu)[†]

//^e Ein didaktisches Kunstwerk barocker Rhetorik mit ethischem Imperativ

Rudolf G. Weißenhorn

1 „Johann Baptist Enderle (1725–1798) – Ein schwäbischer Maler des Rokoko“

Unter diesem Titel publizierte Karl Ludwig Dasser² im Jahre 1970 seine Monographie über Johann Baptist Enderle als erweiterte Fassung seiner Dissertation aus dem Jahre 1965. Seither gilt dieses Werk von K. L. Dasser als die umfangreichste und gründlichste Arbeit über den schwäbischen Maler und Freskant Johann Baptist Enderle. Die Arbeiten Dassers sind sowohl für den forschenden Kunsthistoriker als auch für den kunstinteressierten Laien eine unverzichtbare Quelle. – Für den Laien wäre der vorliegende Aufsatz ohne die Bestandsaufnahme des Opus von Johann Baptist Enderle und die Würdigung seines Schaffens durch Karl Ludwig Dasser, wenn überhaupt, dann nur unter erheblichem Mehraufwand möglich. Mehr noch:

Dassers Arbeit liefert die These für einen mehrschichtigen, analytischen Dialog. Der Dialog führt – ex opere – über Thesen und Antithesen zu Synthese und Interpretation des Enderle-Zyklus im Pfarrhof zu Zaisertshofen. Wir verfolgen das Ziel über eine detaillierte Interpretation der Bilder im geschichtlich-biblischen Kontext. Dabei werden wir zu neuen Sichtweisen mit Realitätsbezügen gelangen, die zeitlos sind, weil das Thema zeitlos ist. Das in Zaisertshofen ausgeführte Thema schlägt die Brücke zwischen dem Ideal (Ziel) und der

1 Anhang: Wiederentdeckte Ölskizze zum Thema ‚Anbetung der Hirten‘ in der Stadtpfarrkirche Burgau. Rudolf Georg Weißenhorn, „Chemie und Freskomalerei“, Praxis der Naturwissenschaften (Chemie), 7/37 (1988), S. 1–3 und 10–31

2 Karl Ludwig Dasser, Johann Baptist Enderle (1725 – 1798) – Ein schwäbischer Maler des Rokoko, H. Konrad Verlag Weißenhorn 1970

Wirklichkeit (unsere Welt). Ein didaktisches Meisterwerk, zeitgebunden zwar in der stilistischen Ausführung, zeitunabhängig indessen in seiner inhaltlichen Aussage. Diese ist zielgerichtet in der Psychologie der Darstellung und Handlung auf der Basis religiös-ethischer Normen mit Aufforderungscharakter („Ethischer Imperativ“).

Die Arbeit von Karl Ludwig Dasser gibt ferner Hinweise bei der Zuordnung der Ölskizze „Anbetung der Hirten“ in der heutigen Stadtpfarrkirche zu Burgau.

2 Johann Baptist Enderle – Lebensdaten und Wirkungskreis

Johann Baptist Enderle wurde am 15. Juni 1725 in Söflingen (heute Stadtteil von Ulm) geboren. Er starb am 15. Februar 1798 in Donauwörth (Abb. 65), wo er seit den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts als Kunstmaler ansässig war. Seinen ersten Auftrag als selbständiger Freskant erhielt Enderle 1753 in Kirchdorf (Bad Wörishofen/Unterallgäu), unweit von Zaisertshofen. Dem schwäbischen Raum blieb Enderle zeitlebens verbunden. Auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens berief man ihn nach Mainz und Umgebung. Dort schuf Enderle nach Karl L. Dasser² in den Jahren 1772–1774 seine bedeutendsten Werke. In den Jahren 1777–1779 folgte die Ausmalung der Augustiner-Chorherren-Kirche zu Oberndorf am Neckar.

Im heutigen Regierungsbezirk Schwaben konzentrieren sich die Arbeiten Enderles auf das Gebiet zwischen Donau, Günz, Lech und dem schwäbischen Voralpenland. Schwerpunkte seines Schaffens liegen in den Landkreisen Günzburg (einschließlich Altkreis Krumbach), Unter- und Ostallgäu bis nach Seeg im Süden sowie im Umkreis von Donauwörth, Wertingen und Augsburg. Die zahlreichen, zum Teil sehr gut erhaltenen Zeugnisse Enderles in diesem Raum lassen es angemessen erscheinen, in Johann Baptist Enderle nicht nur einen „Schwäbischen Maler des Rokoko“ (Dasser³), sondern den herausragenden schwäbischen Freskanten des 18. Jahrhunderts zu sehen. Beispiele der viel bewunderten Fresken Enderles findet man in Donauwörth, Fünfstetten, Buggenhofen, Genderkingen, Welden, Großanhausen, Gottmannshofen, Eggelhof, Herbertshofen, Rehling, Graben, Großkitzighofen, Lauingen, Gundelfingen, Hammerstetten, Burgau, Allerheiligen, Deisenhausen, Unter- und Oberram-

3 Dasser, Enderle, s. Fußnote 2

mingen, Hausen, Oberauerbach, Sontheim, Mussenhausen, Dirlewang, Ketterschwang und Seeg, um nur einige Orte seines Wirkens zu nennen (vgl. Dasser⁴).

3 *Zaisertshofen – Auftragegeber, ausführende Künstler, Bilder und Inhalte*

Sechs Jahre nach seinem eigenständigen Erstlingswerk im nahegelegenen Kirchdorf (Bad Wörishofen) erhielt Enderle 1759 von der Pfarrgemeinde Zaisertshofen unter Pfarrer Johann Maria Gelb den Auftrag zur Freskierung der Pfarrkirche. Die Fresken sind nicht mehr erhalten. Sie wurden im Rahmen der Umgestaltung des Kircheninneren in den Jahren 1864/65 zerstört. Zwei Jahre vor der Aufnahme seiner Arbeit in Mainz und auf dem Höhepunkt seines künstlerischen Ausdrucks angelangt (Dasser), kehrte Enderle noch einmal nach Zaisertshofen zurück. Gemeinsam mit Andreas Henckel aus Gottenau (Markt Rettenbach), der später in Mindelheim ansässig war, folgte Enderle 1770 einem erneuten Ruf des Pfarrers J. M. Gelb. Die Zusammenarbeit Enderles mit Henckel dauerte über Jahrzehnte und vereinigte beide Künstler zu einer fruchtbaren künstlerischen Einheit. Sie begann in der Klosterkirche zu Mussenhausen (Markt Rettenbach) im Jahre 1756. Henckel begleitete Enderle auch nach Mainz und wurde dort zum Hofstukkateur⁵ ernannt.

Im Pfarrhof zu Zaisertshofen (Abb. 64) schuf Enderle sein „Kabinetstück“ (Dasser⁶). Scheinbar losgelöst von den Fresken im Tafelzimmer stellte er im Treppenhaus das Thema „Mariae Heimsuchung“ dar. Im Tafelzimmer selbst gibt Enderle ein Zeugnis seiner Kunst mit dem Hauptbild „Salome tanzt vor Herodes“. Programm, Ausführung und Erhaltungszustand würdigt Dasser⁷:

„Im Tafelzimmer sind in fünf Fresken biblische Gastmähler mit tödlichem Ausgang geschildert, ausgehend von Prov. 14,13 >Extrema gaudij luctus occupat< (Leid ist aller Freude Ende): Im Deckenbild die tanzende Salome vor Herodes und seiner Frau, in den vier Supraporten das Gastmahl des Königs Balthasar, Esther und Assuerus, Judith und Holofernes, und die Ermordung

4 Dasser, Enderle, 171

5 Dasser, Enderle, 45

6 Dasser, Enderle, 52

7 Dasser, Enderle, 52

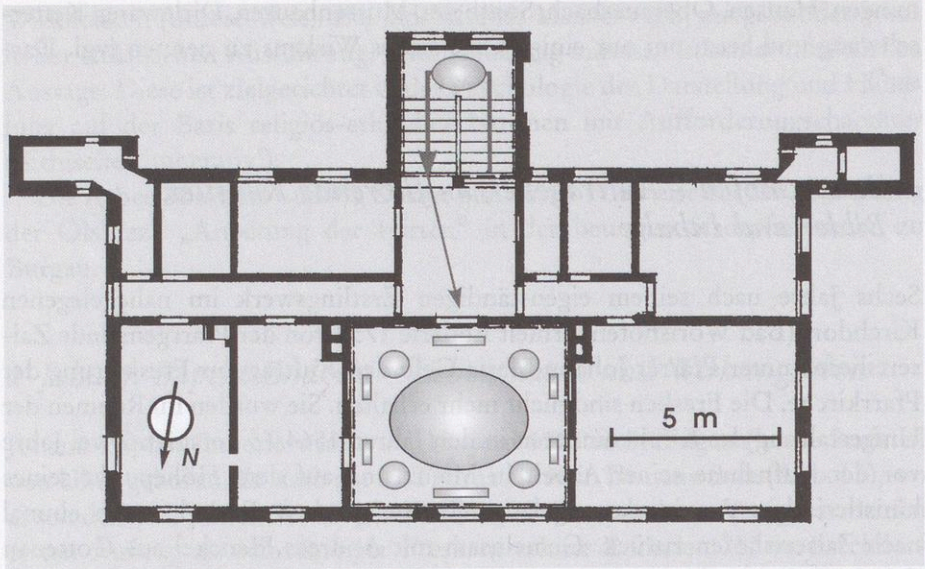


Abb. a: Pfarrhof Zaisertshofen, Plan mit Fresken im Treppenhaus und Tafelzimmer.

des Amnon. Die Fresken sind in hervorragendem Zustand, die Farben in ihrer originalen Frische. Hier ist es dem Betrachter möglich, aus allernächster Nähe die Malweise Enderles auf dem Höhepunkt seines Schaffens zu studieren. Mit einer Liebe zum Detail ist alles bis in die feinste Einzelheit durchgeführt, ohne jedoch kleinlich zu wirken. Gekonnt in der Zeichnung wie in der nuancenreichen Farbgebung werden mit überlegener Sicherheit die Glanzlichter aufgesetzt, und in dem wechselvollen Spiel von Licht und Schatten, vereint mit einer hellen, zarten Farbgebung in den verschiedensten Spielarten der Grundtöne, haben wir schönstes Augsburger Rokoko vor uns. Man kann sich gut vorstellen, daß ein Maler, der so völlig in den Stil des Rokoko hineingewachsen ist, sich schwerlich mit der aufkommenden klassizistischen Malweise anfreunden kann. Und in der Tat geht mit dem Eindringen der neuen Ideen in Enderles Kunstschaffen der zauberhafte, lockere Schwung seiner Malweise verloren“, vgl. Stadtpfarrkirche Burgau (Anhang).

Unter dem Stichwort „Bemerkungen“ gibt Dasser⁸ Hinweise zu einer möglichen Interpretation der Pfarrhof-Fresken (vgl. unten):

⁸ Dasser, Enderle, 155

„Im Tafelzimmer soll das Programm des Freskoschmuckes den Gast auf die Vergänglichkeit alles Irdischen hinweisen. Versinnbildlicht wird der Leitspruch ‚Leid ist aller Freude Ende‘ im Hauptfresko und den vier Supraporten, wo in biblischen Gastmählern durch plötzlichen, gewaltsamen Tod den irdischen Freuden ein jähes Ende gesetzt wird. Die vier Kartuschen mit der jeweiligen Inschrift ‚sic vos non vobis‘ (So seid ihr, nichts gehört euch.) sollen ebenfalls als Mahnung verstanden werden. Wir Menschen sorgen uns ängstlich um unser Wohlergehen (sic vos), um Essen (pflügender Bauer, Imker, Taubenzucht) und Kleidung (Schafscherer), und doch gehört nichts uns (non vobis). Die Kartusche mit dem Vogelbaum ist sicher ein Hinweis auf das Evangelium, Lukas 12, 24: ‚Betrachtet die Vögel des Himmels: sie sähen nicht, ernten nicht, haben nicht Vorratskammern noch Scheunen, aber Gott ernährt sie. Wie viel mehr wert seid ihr als die Vögel.‘ Die Beispiele Ackerbau, Imkerei, Schaf- und Taubenzucht waren damals in der Gegend übliche landwirtschaftliche Betriebszweige.

Die Kartusche am Fenster, gegenüber vom Eingang, ist eine Allegorie auf das priesterliche Hirtenamt. Hier hat sich der damalige Pfarrer Gelb wohl selbst ein Denkmal gesetzt. Der noch ungedeutete Wappenhorn war vielleicht sein Familienwappen? Der ‚Pastor bonus‘, der gute Hirte, führt seine Schafe an den Gnadenfluß, der von Wolken des Himmels ausgeht, im ‚Kelch des Heiles‘ gesammelt wird und zur Erde herniedersprudelt. Im Hintergrund die Kirche als Mittlerin zwischen Himmel und Erde, die den Gnadenstrom (bildlich das treibende Mühlrad) über den Priester (Hirten) an die Menschheit heranführt. In der Darstellung dieser Kartusche findet das übrige Programm mit dem Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen einen tröstlichen Ausgang, in der Hinwendung zur Gnadenquelle der Kirche.“

4 Inhalt und Form – Grundsätzliche Fragen im Hinblick auf die Fresken im Pfarrhof zu Zaisertshofen

Die „Bemerkungen“ Dassers erheben nicht den Anspruch einer Interpretation. Eine ausführliche Deutung an dieser Stelle hätte den Rahmen seines Gesamtwerkes gesprengt. So bleibt es im wesentlichen dabei, die allegorischen Darstellungen unter dem biblischen Leitthema aus Prov. 14,13, „EXTREMA GAUDII LUCTUS OCCUPAT“, zu hinterfragen und nach Verbindungen zu suchen, da archivalische Quellen nicht vorliegen.

Umso mehr stellt sich im vorliegenden Falle die Kernfrage nach den tieferen ikonologischen Beziehungen, die sich aus den allegorischen Darstellungen im Hinblick auf Programm und Gesamtkomposition ergeben.

Leitthesen aus der kunsthistorischen Literatur

Anhaltspunkte für eine Interpretation der Fresken im Pfarrhof zu Zaisertshofen sind so nur die bildlichen Darstellungen selbst. Hilfen kann man aus der allgemeinen kunsthistorischen Literatur erwarten. Einen Hinweis gibt zum Beispiel Adolf Feulner⁹ in der Abhandlung „Ikonologie der barocken Deckenmalerei“ von Wilhelm Mrazek¹⁰, wonach in der barocken Freskomalerei „der Inhalt der Fresken alles“ bedeutet und „erst in zweiter Linie die künstlerische Form“ wesentlich ist.

Dieser Leitthese fühlt sich die vorliegende Abhandlung verpflichtet und den Fragen von Wilhelm Mrazek¹¹:

„Gibt es eine Möglichkeit, das Inhaltliche der großen allegorischen Deckenkomposition der Barockzeit vollgültig zu erschließen, und welches sind die Kriterien hierfür?“

Mrazek¹² plädiert für zeitgeistunabhängige und weitestgehend vorurteilsfreie¹³ Bestandsaufnahmen ohne Wertung darüber, was aus der Sicht des Betrachters „künstlerisch wesentlich oder unwesentlich“ ist. Interpretationen sind nach Mrazek¹⁴ immer das Produkt dessen, was man mehr oder weniger „zufällig (und wer weiß wie lange noch)“ kennt und was „dem heutigen Bewußtsein einigermassen geläufig ist, und dem, was wir uns erst durch das Freilegen heute verschütteter Quellen wieder aneignen müssen“. Und er begründet weiter: „Es ist durchaus denkbar, daß Menschen im Jahre 2500 die Geschichte von Adam und Eva genau so fremd geworden ist, wie uns die-

9 Adolf Feulner, *Süddeutsche Freskomalerei*, Münchner Jahrbuch für bildende Kunst, Bd. X, 1916/18

10 Wilhelm Mrazek, *Ikonologie der barocken Deckenmalerei*, herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte, 228. Band, 3. Abhandlung, in Kommission bei Rudolf M. Rohrer, Wien 1953, S. 15

11 Mrazek, *Ikonologie*, 16

12 Erwin Panofsky, *Zum Problem der Beschreibung und Inhaltsdeutung von Werken der bildenden Kunst*, *Logos* XXI, 1932, S. 106 ff. und *Studies in iconology, humanistic themes in the art of the renaissance*, New York, Oxford University Press, 1939; vgl. Fußnote 6, Mrazek, *Ikonologie*, 16

13 vgl. Fußnote 22

14 vgl. Mrazek, *Ikonologie*, 16

jenigen Vorstellungen, aus denen etwa die religiösen Allegorien der Gegenreformation oder die humanistischen Allegorien des Dürerkreises hervorgegangen sind ...“

Der Auslegung, Deutung und Interpretation von Sachverhalten gleich welcher Art, welches Inhaltes oder Sachgebietes, sind Grenzen gesetzt. Einerseits erfordert die Interpretation Phantasie, „exakte Phantasie“, wie wir später sehen werden, auch Kreativität und, andererseits, die Einhaltung von Grenzen, innerhalb derer ein Beziehungsnetz aus Einzelelementen aufgebaut und im weitesten Sinne sichtbar werden kann. Das gilt gleichermaßen für den schaffenden Künstler wie auch für den Betrachter des Kunstwerkes. Dabei hat jede Disziplin, ob geistes-, naturwissenschaftlicher oder literarisch-künstlerischer Natur, ihre eigenen Darstellungs- und Ausdrucksmittel.

Kritische Diskussionen zur Enderle-Zeit

Die kritische Diskussion hierüber hat zur Zeit Enderles im 18. Jahrhundert eine neue Qualität und auch Standortbestimmung erfahren. Gegen die undisziplinierte Vermischung, etwa von darstellender Kunst und Dichtkunst, wandte sich sein kritischer Zeitgenosse der Aufklärung, G.E. Lessing¹⁵, der Autor des revolutionären 17. Literaturbriefes (Hamburgische Dramaturgie):

„Völlig aber als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Übereinstimmung der Malerei und der Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engen Schranken der Malerei, bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen ... voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Ton die seichtesten Urteile ... Ja, diese Afterkritik hat zum Teil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, in dem man jene zu einem redenden Gemälde machen wolle, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.“

In dieser Kritik nimmt Lessing Bezug auf eine lange Tradition der Malerei, die ihre Modelle aus Darstellungsmethodiken (Allegorien-, Emblem- und Symbol-Literatur) bezog. Und auch der eher gemäßigte Johann Gottfried Her-

15 vgl. Mrazek, *Ikonologie*, 27

der¹⁶ stellte kritisch fest, „daß man ,häufig dem Auge darstellen wollte, was ihm nicht darzustellen war, sinnreiche Gedanken, Gleichnisse, selbst Phrasen und Formeln der Rede, Sprichwörter, politische Maximen“.

Maßstäbe für den Freskenzyklus in Zaisertshofen

Die zeitgenössische Kritik des 18. Jahrhunderts kann ein Gradmesser für das Verhältnis ikonographischer Darstellung und ikonologischer Aussage der Fresken im Tafelzimmer des Pfarrhofes zu Zaisertshofen bei der Interpretation des Gesamtwerkes sein. Aber ebenso die Gegenargumente jener Zeit¹⁷ (1756) sollen Berücksichtigung finden:

„Die Malerei, welche eigentlich eine stumme Poesie ist, muß mithin, um uns zu gefallen, dieses poetischen Stiles sich bedienen.“

Und im Jahre 1774 erscheint ein Werk von Franz Christoph von Scheyb¹⁸ in Wien, darin heißt es:

„Die Malerkunst sowohl als die Dichtkunst nähret sich von erdichteten Sachen (vgl. z. B. die Geschichten von → ‚Esther‘ und ‚Judith‘¹⁹). Daher haben die Maler sich die Muster der Poeten zu Nutzen gemacht, wenn sie Tugenden, Laster oder Leidenschaften vorzustellen bekamen.“

*Johannes Maria Gelb: Seelsorger, Theologe, Pfarrherr, Bauherr,
Repräsentant seiner Zeit – Umfeld und Wirkungen*

Das Amt des Pfarrers spielt bis heute eine herausgehobene gesellschaftliche Rolle. Polyfunktional war und ist das Amt seit jeher. Zu seinen vornehmsten und edelsten Aufgaben zählt auch heute noch die Seelsorge. Aber es ist unübersehbar, auch hier hat es im Vergleich zum 18. Jahrhundert ‚Akzentverschiebungen‘ gegeben. Ohne im einzelnen darauf einzugehen, kann indessen als sicher gelten: Das Amt eines Pfarrers im 18. Jahrhundert hat einen festen, hochgeachteten Rang im gesellschaftlichen Miteinander. Entsprechend vielgestaltig sind die Einflüsse und Funktionen mit allen Schattierungen, wenn auch die Basis religiös-theologischer Natur ist. Und so geht es in dem Freskenzyklus von Zaisertshofen nicht nur um den Zusammenhang zwischen Poesie

16 s. Mrazek, Ikonologie, 28–29

17 Dictionnaire iconologique ..., Paris 1756, Mrazek, Ikonologie, 30.

18 Franz Christoph von Scheyb, Orestrio, von den drey Künsten der Zeichnung, Wien 1774, Bd. 1, S. 244

19 Heinrich A. Mertens, Kleines Handbuch der Bibelkunde, Patmos-Verlag Düsseldorf 1969, S. 52 f.

und Malerei, sondern um biblische Inhalte mit theologischem Gehalt und um deren Vermittlung, um eine Didaktik im weitesten Sinne. In Zaisertshofen handelt es sich dabei um die Übersetzung in die Bilder-Sprache des Rokoko-Malers Johann Baptist Enderle.

Der Auftraggeber Johannes Maria Gelb ist Seelsorger. Er pflegt Beziehungen zum nahen Pfaffenhausen, wo er sich über seinen Tod hinaus in seinem Testament als Mäzen bei der Finanzierung einer neuen Orgel einen Namen macht²⁰. Es ist anzunehmen, daß Johannes Maria Gelb studierter Theologe ist. Er kennt die Schriften des Aristoteles²¹. Man darf ferner vermuten, daß Pfarrer Gelb Verbindungen hat mit dem Priesterseminar in Pfaffenhausen unter der Leitung des Kurfürsten von Trier und Augsburgs Fürstbischofs Clemens Wenzeslaus, ein Verwandter des Hauses Wittelsbach. Der Zaisertshofen benachbarte Ort ist so ein geistig-theologisches Unterzentrum mit Vorbildcharakter. Es ist ein Ort der Vorbereitung auf das geistliche Amt und eine Übungsschule der Rhetorik für angehende Priester. Eine solche Nähe wirkt innovierend, offenbar auch auf den Seelsorger von Zaisertshofen. Das Bild von Pfarrer Gelb nimmt Konturen an. Johannes Maria Gelb erscheint als ein Mensch seiner Zeit mit barocken Zügen in einer Zeit der literarischen Aufklärung und *expressis verbis* als ein vielseitiger Pfarr- und Bau-Herr des bau- und repräsentationsfreudigen 18. Jahrhunderts. Auf persönliche Kosten und nach eigenen Entwürfen (auch Vorbild?) schafft er sich eine kleine Residenz ganz im Geiste und im Spiegel seiner soziographischen Umgebung, unweit der Fugger von Kirchheim und Babenhausen, der Wittelsbacher (Maximilian Philipp und Nachfolger) von Türkheim und der Einflußsphären von Irsee, Otto-beuren und sogar Rottenbuch (Wiedergeltingen). Offenbar nicht ohne Selbstwertgefühl, läßt er seine hervorragenden materiellen Möglichkeiten und geistigen Gaben in sein Projekt einfließen. Sich und seine Welt repräsentiert er im Sinne des ‚Schwäbischen Cicero‘ aus Weißenhorn, Sebastian Sailer²², also nach den klassischen und aristotelischen Elementen barocker Rhetorik, durchaus ‚mundartlich gefärbt‘.

Die rhetorische Aufarbeitung mit dem Ziele der Außenwirkung, die innere Wirkungen nach sich ziehen soll, setzt eine intensive Beschäftigung mit den In-

20 Heinrich Habel, Landkreis Mindelheim, Deutscher Kunstverlag, München 1971, S. 404

21 Aristoteles, 2. Buch der Rhetorik, 5. und 8. Kapitel; vgl. G. E. Lessing, Hamburgische Dramaturgie, fünfundsiebzigstes Stück.

22 Lydia L. Dewiel, Bayrisch Schwaben, Kultur, Geschichte und Landschaft zwischen Ries und Lechfeld, DuMont Buchverlag Köln 1990, S. 197.

halten voraus, beim planenden Auftraggeber (Gelb) ebenso wie beim ausführenden Künstler (Enderle). In der Barockpredigt fallen die didaktischen Entscheidungen streng gegliedert nach dialektischen Kriterien²³: „Exordium (Eingang), narratio (Erzählung), confirmatio (Beweisführung) und conclusio (Schlußfolgerung)“. Das Bild rundet sich in der „Schlußfolgerung“. Sie schließt den Kreis, indem sie notwendigerweise wieder auf die Einleitung („Eingang“) zurückgreift. Man kann davon ausgehen, daß Johannes Maria Gelb diese Kriterien nicht nur kannte, sondern von dem festen Willen beseelt war, diese Maßstäbe bei der Ausschmückung des Pfarrhofes auch durchzusetzen.

Der Pfarrhof war nicht nur Wohnung, sondern zugleich Amtssitz, in dem Johannes Maria Gelb sein Amt als Pfarrherr wahrnahm. Man kann davon ausgehen, daß Gelb seinen Auftrag, die ‚Botschaft‘ zu verkünden, engagiert und mit Ernst umsetzen wollte. Weniger als ein ins Amt gesetzter Seelsorger, sondern als selbstbewußter Vollblut-Theologe, -Seelsorger und -Sozialpolitiker sieht Johannes Maria Gelb seine Eigenverantwortung. Er trägt Verantwortung für die Einhaltung religiös-ethischer Normen im gesellschaftlichen Leben und im Miteinander der Pfarrgemeindemitglieder. Diese (ver-)sammelt er zu einer soziologisch-politischen Einheit unter dem Vorzeichen seines Amtes. Das Gemeinwohl hatte er offenbar in jenem übertragenen Sinne im Auge wie in der heutigen Zeit der Produktmanager sein Produkt, das er ‚an den Mann bringen‘ will. Welche Wirkung Bilder und ‚Rhetorik‘, eingesetzt am ‚richtigen‘ Ort und im ‚richtigen‘ Kontext, haben, wissen wir aus der aktiv-provokativen Werbung unserer Zeit. Hierfür gelten ähnliche Maßstäbe, wie wir sie bei W. Mrazek²⁴ über das Zusammenwirken von Kunst und Poesie nachlesen: „Beide Künste ... zeichnen sich durch die Kraft der Phantasie aus. Ihr Vermögen unterstützt der Maler und Dichter und gibt ihnen die Freiheit, den Dingen neuen Schwung zu geben. Und nur bei jenen nachahmenden Künsten, die von der Kraft und Phantasie unterstützt werden, scheint trotz des tatsächlichen Ringens und Mühens alles mit der größten Leichtigkeit (vgl. ‚Salome‘) erlangt zu werden. Sie erst gibt die Möglichkeit, auf den Betrachter unmerklich und gewaltlos einzuwirken“ (vgl. ‚fünf biblische Gastmähler mit tödlichem Ausgang‘/ ‚EXTREMA GAUDII LUCTUS OCCUPAT‘/ ‚Non Vos Sic Vobis‘).

Über die Wirkung von Bild und bildender Kunst urteilt der Philosoph der Aufklärung, Immanuel Kant²⁵, in diesem Zusammenhange:

23 Mrazek, Ikonologie, 32

24 Mrazek, Ikonologie, 23

25 Immanuel Kants sämtliche Werke, Kritik der Urteilskraft, S. 341; Mrazek, Ikonologie, 40

„Unter den bildenden Künsten würde ich der Malerei den Vorzug geben, teils weil sie als Zeichnungskunst allen übrigen bildenden zugrunde liegt, teils weil sie weit mehr in die Region der Ideen eindringen und auch das Feld der Anschauung, diesen gemäß, mehr erweitern kann, als es den übrigen verstattet ist.“

5 Die Anforderungen an den Freskantem – „Akzentverschiebungen“

1768, zwei Jahre vor der Ausmalung des Tafelzimmers im Pfarrhof zu Zaisertshofen durch Johann Baptist Enderle, hält der Staatsrechtler und Professor Baron Joseph von Sonnenfels²⁶ in Wien in seiner Eigenschaft als Protektor der dortigen Kupferstecherakademie eine bezeichnende Rede. Darin fordert er ganz im Sinne von Gérard de Lairese:

„Gleichwie in allen Künsten und Wissenschaften feste Grundregeln seyend, nach welchen sich ein jeder richten muß, und ohne deren genaue Beobachtungen, niemand zu der Ausführung viel weniger zu gründlicher Erkenntnis der Sache gelangen kann; also muss man solche absonderlich in der Mahler-Kunst und zumal in dem Ordinieren wahrnehmen ...“ Freiherr von Sonnenfels begründet:

„Denn zu der von ihm als Ideal hingestellten und geforderten Kunst gelangt man nicht, ohne daß der Geist durch die Lesung der besten Schriften des Altertums und der neueren Zeit genähret, ohne daß die Einbildung durch die Dichter erhitzt, mit Bildern bereichert, ohne daß die Gewohnheiten der Völker, ihre Sitten, die merkwürdigen Begebenheiten und Taten durch die Geschichte bekannt geworden.“

Und aus einer „Anweisung zur Mahlerkunst“ aus dem Jahre 1756 zitiert W. Mrazek²⁷ weiter:

„In vier Gruppen teilt der Verfasser seine Lektüre für den Künstler. An erster Stelle werden die ‚Erzählung und Gedenk-Schriften sowohl heiliger, als heydnischer und weltlicher Geschichte der Griechen, Römer und anderer mächtiger Völker‘ genannt. Es folgen die ‚gedichteten und ausgezierten‘ Er-

26 Joseph von Sonnenfels, Gesammelte Schriften, 8. Bd., Wien 1786, S. 273 ff., Mrazek, Ikonologie, 40

27 Willem Goeree, Anweisung zur Mahlerkunst, Leipzig 1756; Mrazek, Ikonologie, 41

zählungen der Poeten, Philosophen und dergleichen. Zum dritten dann die Schriften über die Sitten, Gebräuche und Künste der alten Völker und an vierter Stelle alle jene Autoren, die von ‚einiger nöthiger Kunst oder preißwürdigen Wissenschaft‘ geschrieben haben. . . . Für die Allgemeinbildung am nützlichsten erscheinen die Bibel, die Geschichte der Juden . . .“

Das sind Vorgaben, die auf die ‚Bildgeschichten‘ von Zaisertshofen voll zu treffen, da sonst auch kein „Kabinetstück“ (Dasser über Enderles Meisterwerk in Zaisertshofen) möglich erscheint. Mrazek²⁸ unterstreicht:

„Ist die Kenntnis der Alten eine Forderung, die zu allen Zeiten gegolten hatte, so ist die Vorbildlichkeit des Neueren unter den Kunstliteraten einem gewissen Wandel unterworfen, der mit der allgemeinen historischen Akzentverschiebung in Europa weitgehend übereinstimmt.“

Diese von Wilhelm Mrazek im Jahre 1951 formulierte Erkenntnis ist von brisanter Aktualität im Jahre 1998, dem 200. Todesjahr J.B. Enderles, rund 230 Jahre nach Schaffung seines Meisterwerks in Zaisertshofen.

6 Schlüsselqualifikationen bei Malern des 18. Jahrhunderts

Der zwanzig Jahre jüngere Zeitgenosse Enderles, der Tiroler Maler und Schüler von Martin Knoller, Josef Schöpf (1745–1822), gibt uns einen Einblick in persönlich-charakterliche Eigenschaften und Schlüsselqualifikationen des kunstschaffenden Malers²⁹:

„Ich erinnere mich . . . Als mir damals mein ältester Bruder, des Caesari Ripa Buch (*Iconologia* oder *Ausdrückungen des Verstandes* genannt . . .) welches mir zuvor unbekannt war, oder so es gleich jemand hatte, doch als ein Geheimnis verwahret blieb, aus Italien mitgebracht, fieng die Begierde, welche vorherho gleichsam unter der Asche erstiecket war, wieder aufs Neue an zu brennen.

Ich übte mich also aus diesem Buche, verfertigte viele Sachen und fremde Gedanken, welche wegen ihrer Seltsamkeit von anderen theils aus Neid, und theils aus Unwissenheit vor Gespenster oder Träume angesehen wurden; nichtsdestoweniger gelange ich so weit, daß es mir jährlich einen guten Ge-

28 Mrazek, *Ikonologie*, 41–42

29 Gérard de Laïresse, *Großes Mahler-Buch*, I. Teil, Nürnberg 1728, S. 112 ff., Mrazek, *Ikonologie*, 43 f.

winst brachte, sintemahlen mir von den Jesuitenschülern mehr als 150 Theses jährlich bestellt, worein entweder Sinnbilder, Geschichten oder Fabeln mit Wasserfarben zu mahlen waren.“

Soweit die reflektierten Bekenntnisse eines ‚Berufenen‘³⁰ des 18. Jahrhunderts, der ‚innovativ‘, ‚kreativ‘, ‚originell‘ und ‚produktiv‘ schafft. Das sind die aktuellen Vokabeln der jungen Generation an der Schwelle zum 21. Jahrhundert.

Dieser kurze Einblick spricht für sich selbst und bedarf keines weiteren Kommentars über die persönlichen Eigenschaften als notwendige Voraussetzung und Schlüsselqualifikation des kunstschaftenden Malers.

W. Mrazek ergänzt u. a. aus Orestrio³¹, einer Schrift von 1774:

„Der bei allen Autoren aufscheinende Hinweis auf die Funktion der Lektüre für den Maler läßt die Bedeutung, welche die Zeit dem intellektuellen Elemente in der Malerausbildung zumißt, klar hervortreten.

Es ist ein immer wieder beigebrachtes Argument, daß der Künstler dadurch nicht nur anders denken lernt, sondern sogar ein anderer Mensch zu werden vermag³². So finden wir im Orestrio die köstliche Anekdote von dem Maler Bouchardon, der die alten griechischen Geschichten des Homer >las, fraß und kaute<, um schließlich in die Worte auszubrechen:

„Seitdem er den Homerus gelesen habe, so kommen ihm alle Menschen und die ganze Welt viel größer, alles anders und verwunderungswürdiger vor.“

Weiter zitiert Mrazek aus dem Vorwort zum Ikonologischen Wörterbuch³³ von 1759: „Und was bei Rubens Gültigkeit hatte, sollte das nicht auch für andere Maler gelten²⁵? Denn ‚dieses fruchtbare Genie war von den Hülfsmitteln, welche die reichste Erfindungskraft aus der Poesie nehmen kann, so überzeugt, daß er sich eine Sammlung von den schönsten Stellen der Dichter gemacht hatte, ... er las sie, ehe er sich an sein vorhabendes Werk setzte, durch; er ver-

30 Hinichtlich dieses Begriffes hat es in den vergangenen Jahrzehnten „Akzentverschiebungen“ gegeben. Dergestalt, daß abschätziges Gelächter sich einwirbt, wer in einer öffentlichen Diskussion, bis hin zur „Talk-Show“, ihn („Beruf“/„Berufung“) laut bekennt. Hinter der vorgehaltenen Hand wird er indessen noch immer, wenn auch als hehrer Begriff, angenommen. Eine Aufgabe mit hohem Anspruch rechtfertigt indessen auch den adäquaten Begriff zur Bezeichnung jenes Anspruches. Dies scheint eine Frage des Komplexes Aufrichtigkeit, Bekenntnis und Opportunismus zu sein und damit eine Frage des Mutes zur Öffentlichkeit und zum Bekenntum. (→ „sic vos“ vel „non vobis“?)

31 Franz Christoph von Scheyb, Orestrio, Bd. 1, Wien 1774, S. 112 ff., Mrazek, 44

32 „Bildung“ 1998?

33 Ikonologisches Wörterbuch. Aus dem Französischen, Gotha 1759

glich sie mit den Schildereien des Raphael und anderer Meister, welche vor ihm eben dieses Verwüßte ausgearbeitet hatten. Diese Beschreibungen sind in der Tat die beste Dichtkunst, welche man den Künstler vorschlagen könnte.“

Anforderungen an die Malkunst

Die aktuellen Anforderungen an die Malkunst zur Wirkungszeit Enderles sind klar und unmißverständlich, und es gibt Gliederungsprofile, nach denen ein geschätzter Maler wie Johann Baptist Enderle sich zu richten hatte. Auch hier gibt uns W. Mrazek³⁴ aufschlußreiche Einblicke, die in den folgenden Punkten kurz angesprochen werden sollen mit Blick auf den Enderle-Zyklus von Zaisertshofen.

Sujet, Invention, Disposition – Verantwortlichkeiten und Arbeitsweisen

Mit Bezug auf diese Stichpunkte verweist W. Mrazek auf den französischen Literaten, Kunsttheoretiker und Dichter-Maler Charles Alphonse Dufresnoy³⁵ (1611–1668):

„Dufresnoy bringt die Invention in Beziehung mit der Vorschrift über den Gegenstand sowie mit der über die Disposition und Ökonomie des gesamten Werkes. Das Sujet muß schön und edel sein, denn nur die Schönheit eines Gegenstandes erweckt die Liebe und Bewunderung für das Werk, gleichwie das schöne Bild erst das Interesse wachruft für den Gegenstand und sich auch tiefer dem Geist und dem Gedächtnis einprägt. Darüber hinaus aber muß das Sujet ‚plein de sel, propre à instruire et à éclairer les esprits‘ sein.

Die Invention gleicht daher einer Muse, sie wird durchglüht und entflammt vom Feuer des Apolls, sie belehrt die Künstler, ‚tout la machine de tableau‘ in der rechten Weise anzuordnen. Die Disposition oder Ökonomie des Ganzen ist Sache des Malers. Um eine gute Invention zu machen, genügen Esprit und Wissen, um zu zeichnen, die Kenntnis der Anatomie.

Aber für die Ökonomie des Ganzen ist einzig und allein der Maler verantwortlich. Mangelt es ihm daran, wird er nie das Ziel der Malerei, die Augen auf eine angenehme Art zu täuschen, erreichen. Sie erfordert vor allem große Urteilskraft, denn sie ist die richtige Anwendung aller anderen Regeln. Zwar stehen Invention, Disposition und Ökonomie in einem Abhängigkeits- und

34 Mrazek, Ikonologie, 51 ff.

35 Charles Alphonse Dufresnoy, *De arte graphica (L'Art de Peinture)*, 5. Auflage, Paris 1783, S. 13 ff., Mrazek, Ikonologie, 49 ff.

Verwandtschaftsverhältnis, doch dürfen sie nicht miteinander vermengt werden.

Die Invention trifft allein die rechte Auswahl im Hinblick auf ein darzustellendes Thema. Die Disposition jedoch verteilt das Erfundene auf seine Plätze und bringt sowohl die Teile untereinander wie auch mit dem Ganzen in Übereinstimmung.

Die Ökonomie aber bewirkt für die Augen den gleichen Effekt wie ein musikalisches Konzert für die Ohren.

Für de Piles³⁶ ist die Erfindung nur für den Maler, der bereits seine Kunst beherrscht, und nicht für den Lernenden, der erste Teil in der Ordnung der Malerei. Als Teil der Komposition versteht er darunter die Wahl der Themen. Diese sind dreifacher Art: historisch, allegorisch oder mystisch.

Unter historischer Erfindung sind solche Vorwürfe zu verstehen, die nichts anderes als den Gegenstand vorstellen wollen. Die getreue Nachahmung aller wahren und erdichteten Umstände, die Verständlichkeit und die gute Wahl, sofern der Maler freie Hand hat, sind hier das Entscheidende.

Die allegorischen Erfindungen dienen dazu, in einem Gemälde ganz oder zum Teil etwas anderes vorzustellen, als sie in der Tat sind. Jedoch muß die Allegorie verständlich, bekannt und notwendig sein.

Die mystischen Erfindungen nehmen ihre Thematik aus der Religion, sie unterrichten über die Geheimnisse der heiligen Schriften und der Kirchenväter. Hier hat jede fremde Einmischung etwa aus dem Bereich der Fabel zu unterbleiben.

Hagedorn³⁷ ... unterscheidet die Invention nach einer ‚malerischen‘ und einer ‚dichterischen Erfindung‘.

Und bei Gérard de Lairesse³⁸ lesen wir: „So ist zunächst bei der Konzipierung einer Historie, einer Dichtung oder eines Sinnbildes ein flüchtiger Entwurf zu machen. Im Anschluß daran muß der Maler die besten und ausführlichsten Autoren hierüber nachlesen, damit er den Gegenstand völlig beherrsche und bis in die Details seinem Gedächtnis einprägen.“

Wird dann der erste Entwurf gemacht, so muß das Land, die Jahres- und Tageszeit, der Ort, ob in freier Luft oder im geschlossenen Raum, die Eigenschaften und die Würde der Personen beachtet werden.

36 Roger de Piles, *Mahlerey aus Grundsätzen*, aus dem Französischen des Herrn R. v. Piles, Leipzig 1760, S. 39 ff., Mrazek, *Ikonologie*, 50

37 C. L. Hagedorn, *Betrachtungen über die Malerey*, Leipzig 1762, S. 161 ff., Mrazek, *Ikonologie*, 50

38 Lairesse, 2. Buch, 48 ff., Mrazek, *Ikonologie*, 51

„Die allmähliche Verfertigung der Gedanken...“³⁹ – Anordnungen

An den Maler des 18. Jahrhunderts werden also hohe handwerkliche Forderungen gestellt. Erst auf einer soliden handwerklichen Basis aufbauend, so die Kunstlehre des 18. Jahrhunderts, kann er zum optimalen künstlerischen Ausdruck und zu einer „allmählichen Verfertigung der Gedanken“ beim Malen gelangen, welche das Bild zum Kunstwerk erheben kann. Diese Anforderungen finden ihren methodischen Niederschlag bei Laïresse:

„Mit allen Personen muß sich der Maler identifizieren können, und seine Gedanken müssen bis zu dem Orte des Geschehens hinwandern können. Im Anschluß daran ist der eigentliche Kern der Sache zu überlegen. Und so muß das wichtigste Objekt in die Mitte oder auf einem erhöhten Platz angeordnet werden. Das erfordert die Überlegung des Standpunktes, die Stellung des Ausgangspunktes und die Ordinierung des Lichtes.

Die Bildgruppen sind in Verbindung von zwei bis drei oder mehr zu ordnen. Die vornehmste Gruppe wird ansehnlicher im Vordergrund ordinert und erhält das größte Licht und die kräftigsten Farben. Geringere Objekte werden niedriger gestellt, Kolorit und Licht bescheidener aufgesetzt. So soll der zweite Grund im Schatten sein oder mit dunklen Objekten ausgefüllt; dem dritten aber, der wieder hell sein soll, werden die geringsten Objekte, an denen am wenigsten gelegen ist, anvertraut.

Jetzt erst wird der zweite Entwurf gemacht. Das Nackte wird nach dem Leben gezeichnet und das Bekleidete nach dem Gliedermann.

Bewegung und Affekt müssen beachtet werden. Ist dies alles geschehen, so wird die ‚Ordinanz überhaupt‘ gezeichnet. Sie wird als letzter Umriß auf das Tuch oder den Holzgrund gesetzt.

Ist dies alles geschehen, so holt man sich neuerlich Rat bei den großen Meistern, wie sie ihre Objekte gewählt und was für Beiwerk sie hinzugefügt haben, denn ‚das kann gute und neue Gedanken wecken‘.

Alle Objekte müssen der Wahrscheinlichkeit nach ordinert werden. Der Maler muß sich klar sein über den Rang der Personen, ‚ob sie gering oder hoch an Rang oder gar vermengt seien‘. Denn solches muß ja in ihrem Wesen, an der Gestalt, den Eigenschaften, Manieren und Farben zum Ausdruck kommen.

So ist der König immer von seinen Räten, Kavalieren und Leibwachen umgeben, Philosophen von anderen Gelehrten oder von Schülern, Bacchus aber

39 Heinrich von Kleist, *An Rühle von Lilienstern, Sämtliche Werke*, Deutsche Buch-Gemeinschaft Berlin, Darmstadt, Wien 1962, S. 1032 ff.

mit Satyrn und Bacchanten. Wie der König an seinem königlichen Mantel, Krone und Reischszepter erkenntlich ist, so der Philosoph an seinem langen und bescheidenen Kleid, der Mütze auf dem Haupte, den vielen Büchern, Pergamenten und Instrumenten, Bacchus aber an den Weintrauben und den mit Efeu bekränzten Thyrsen und Spießern.

Was aber die Bewegung anlangt, so befiehlt der König, der Philosoph ist nachsinnend und Bacchus in wilder Ausgelassenheit.

Hierauf aber folgt die ‚Auswirkung der Affekte‘. Das heißt, was die Hauptpersonen bewegt, spiegelt sich im Verhalten der Nebenpersonen wider. Befiehlt der König, so hat sich das Gefolge nach seinen Worten und Winken zu richten. Obliegt ein Gelehrter seinem Studium, so sitzt er und denkt nach oder schreibt. Wenn Bacchus ein Fest begeht, so laufen die Menaden und Satyrn um seinen Wagen herum, schreien und rasen und schlagen auf die Trommeln und Klapperhölzer. Ruhn die Wassergötter, so ruhen die Nymphen auch.

Werden aber Fabeln und Sinnbilder erwählt, deren Erfindung meistens aus Tugenden und Lastern bestehen, so darf der Tugend keinerlei Gebrechen anhaften. Das Laster jedoch muß in allem als das Gegenbild hiezu erscheinen.“

Die allgemeine Funktion der Bilder – Kriterien für Zaisertshofen

Nach Mrazek⁴⁰ unterscheidet Lairese „historische, poetische, moralische und hieroglyphische“ Bilder.

„Die historischen Bilder (sind) solche, die eine einfache wahre Geschichte darstellen. Poeten und Maler haben sich ganz der Wahrheit zu unterwerfen und dürfen nichts hinzufügen noch wegnehmen.

Die poetischen Bilder haben ein Doppelantlitz; sie sind erfundene Geschichten, Fabeln, die Götter und Menschen durcheinandergemengt darstellen. Sie zeigen nichts anderes als den Lauf der Welt durch die Elemente. Und obwohl es auf historische Weise geschieht, so sind es doch nur Bilder, deren Sinnbedeutung sich oftmals aus ihren Namen erschließen läßt. Fabeln der Alten, die moralisiert als Spiegel dienen, um der Tugend zu folgen und das Böse zu meiden.

Die moralischen Bilder sind zwar wahre Geschichten, aber mit erbaulichem und lehrhaftem Endzweck. Sie stellen die Sittenlehren dar, die uns über unser Verhältnis zu Gott, dem Nächsten und uns selber aufklären. → Durch beigegebene ‚Sinn-Bedeutungsbilder‘ ... werden Neigungen und Triebe sichtbar gemacht.

40 Mrazek, Ikonologie, 58

Die hieroglyphischen Bilder enthalten die drei vorherigen in sich, jedoch unter einem verborgenen Sinn. Sie stellen die Tugenden und Untugenden, die Leidenschaften der Seele und des Leibes dar. Indem sie aber Belohnung und Strafe, Glückseligkeit und Verdammnis aufzeigen, mahnen und treiben sie zur Tugend an, führen die Seele zur Betrachtung von der Vergänglichkeit des Leibes und der Eitelkeit der Welt, insofern es heidnisch ist. Sie werden aus Emblemen, Hieroglyphen und allegorischen Figuren komponiert, um einen bestimmten Gedanken mit aller Kraft darzustellen.

Die angeführten Beispiele zeigen, daß dem Teilgebiet der Malerei, das sich mit der inhaltlichen Frage, deren Voraussetzungen und Unterteilungen beschäftigt, eine besondere Stellung zukommt. Die Bedeutung, die ihr die Zeitgenossen beimessen, läßt die inhaltliche Komponente gleichrangig und gleichwertig gegenüber der praktischen Durchführung erscheinen. Inhaltserfindung und Formgebung, gedankliches Konzept und handwerkliche Durchführung, Praxis und Theorie sind in gleicher Weise betont, um mit Hilfe der exakten Phantasie zum vollkommenen Kunstwerk vereinigt zu werden.“

Die Verbindung: Auftraggeber und ausführender Künstler

Zu der Verbindung von Auftraggeber und ausführendem Künstler bezieht sich Mrazek⁴¹ weiters auf Lairese⁴²: „... es ist ohne Zweifel, daß überall dort, wo im Auftrage gemalt wird und wo das Werk, wie Lairese ausführt, nach der Malerregel den Ort, den Besteller, dessen Charakter, Neigungen und Absichten berücksichtigen muß, die Anspielung (Allusion) auf den Auftraggeber ein selbstverständliches Erfordernis ist. Dieser Grundsatz der Allusion war besonders bei den großen repräsentativen Konzepten von entscheidender Bedeutung.

Alludiert wird gleich der allegorischen Erfindung immer über ein tertium comparationis⁴³, das für Vorbild und Auftraggeber in gleicher Weise gelten kann.

41 Mrazek, Ikonologie, 85

42 vgl. Fußnote 18. Gerard de Lairese (1641–1711), niederländischer Maler und Radierer; Vertreter des akademischen Klassizismus. Seine theoretischen Schriften, zum Beispiel >Het groot Schilderboek< (1707), hatten großen Einfluß auf die Malerei des 18. Jahrhunderts, s. „Künstler Lexikon“ von Robert Darmstaedter, © Philipp Reclam jun., Stuttgart 1979, Lizenzausgabe 1986 für Manfred Pawlak Verlagsgesellschaft mbH Herrsching.

43 Das Dritte des Vergleichs; in der Logik: Das Gemeinsame, unter dem zwei Dinge miteinander verglichen werden; der Vergleichspunkt.

Unter solchen Gesichtspunkten sind den Künstlern alle Möglichkeiten offen, in ihren Konzepten die Kräfte des Verstandes und der Phantasie im vollen Ausmaße spielen zu lassen. Trotz bestimmender Ordinantien ist dem Künstler durch die Gestaltungsprinzipien des *sensus allegoricus*, der Allegation und Allusion die allergrößte Freiheit gelassen, einen bestimmten Gedanken durch geeignete und überzeugende Beziehungen und Übereinstimmungen kraftvoll und wirksam zu entfalten.

Diesem faszinierenden Spiel im Verstande ... entstammt die Vorliebe des barocken Menschen für alle Äußerungsweisen des Ingeniums, der Phantasie oder des Witzes. Die Allegorie ... ist ein echtes Kind jener exakten Phantasie, die der Malerkunst erst die Würde einer *ars liberalis* verleiht.

Versucht man den Ursprung einer Erscheinungsform, wie es die barocke Allegorie im weitesten Sinne darstellt, zu finden, so läßt sich als wirkende Basis die Übereinstimmung der Künste nach dem Grundsatz des *ut pictura poesis* anführen. Darüber hinaus aber kann nur ein religiös tingiertes Bewußtsein, dem die innige Beziehung und Übereinstimmung der großen und kleinen Welt eine Erkenntnis- und Erlebnisgrundlage ist, den Mutterboden abgeben, auf welchem solche Kunstformen erwachsen konnten.

Dem allegorischen Prinzip erscheint eben nichts isoliert, überallhin bestehen Relationen, allen Erscheinungsformen kommt symbolische Bedeutung zu, die Natur und die Schöpfung selbst sind nur ein Gleichnis für das Göttliche.

Dieses religiös-weltanschauliche Urverhalten des barocken Menschen entspringt und mündet letztlich in dem von einer theologischen Philosophie hierfür geprägten Philosophen der *analogia entis*, der begrifflich letzten Aussage über das Verhältnis Gott und Schöpfung.⁴⁴

7 *Allgemeine Interpretations-Grundsätze zur barocken Wandmalerei*⁴⁴ – *Elemente für die Interpretation des Enderle-Zyklus von Zaisertshofen*

Über das Studium und aus der Kenntnis des Kunstschaffens des 18. Jahrhunderts arbeitet Wilhelm Mrazek allgemeine Grundsätze für die Interpretation der ‚barocken Wandmalerei‘ heraus, denen man sich auch bei der Interpreta-

44 Mrazek, *Ikonologie*, 67

tion des ‚Kabinetstückes‘ im Pfarrhof zu Zaisertshofen (Dasser) von Enderle, des „Schwäbischen Malers des Rokoko“ (Dasser), als Interpretationsleitlinie verpflichtet fühlen kann:

„1. Für die barocken Kunstäußerungen ist das religiös-weltanschauliche Grundverhalten nach dem Modus einer universalen Analogie eine bestimmende Grundlage.

2. Die daraus entstammende Kunstform der Allegorie im weitesten Sinne ist kein bloßes Kuriosum, sondern die konsequente Weiterbildung und Ausschöpfung des Symbolischen mit Hilfe einer exakten Phantasie. Die Allegorie ist Wesensausdruck der barocken Künste, insbesondere der Monumentalmalerei.

3. Die exakte Interpretation der großen, repräsentativen Themenkreise barocker Deckenwerke erfolgt mit Hilfe der Ikonologie. Sie gibt die Mittel an die Hand, die Bildgedanken im vollen Umfange zu erschließen.

4. Bei der inhaltlichen Erschließung sind aber auch die aus dem didaktischen Lehrgut der ars pictoria stammenden Ordinantien zu berücksichtigen. Sie zeigen, daß der Deckenmalerei als vornehmster und höchstrangiger Form eines Ausschmückungssystems der inhaltliche und gedankliche Primat zukommt, dem sich die übrigen plastischen und malerischen Details im Sinne einer künstlerischen Übereinstimmung unterzuordnen haben. In gleicher Weise aber zeigen sie auch, daß das Deckenthema in Übereinstimmung gebracht werden muß mit außermalerischen, d. h. architektonischen Gegebenheiten und außerkünstlerischen, das sind psychologische und soziologische Faktoren.

5. Im einzelnen ist das Thema nach den Bestimmungspunkten des sensus allegoricus, der Allegation zu analysieren. Die dem sensus allegoricus eigene Polyvalenz vermag aber durch Allegation und Allusion zu einer eindeutigen und gültigen Aussage präzisiert zu werden.

6. Da die malerische Aufteilung eines Deckenfreskos nach qualitativen Gesichtspunkten erfolgte, so hat die inhaltliche Auflösung bei den konzentrischen Kompositionsschemen von der Bildmitte, bei den vertikalen Schemen (Tafelbildstruktur mit einem Oben und Unten) aber, von der obersten Figur oder Gruppe auszugehen. Von diesen ideellen Zentren der Bildgedanken ist die Aufhellung der Beziehungen bei jenen, sphärisch gegen den Rand zu, bei diesen, nach unten hin durchzuführen. Dieser Modus gilt auch für die außerhalb der eigentlichen Decke befindlichen Dekorationselemente, die ja gemäß der Übereinstimmung in Beziehung zur Decke, als der ornamentalen Mitte einer Raumausschmückung, stehen.“

8 „J. B. Enderle inven. et p. 1770“⁴⁵ in Zaisertshofen – Anordnungen, Inhalte und Interpretation

Die vorangegangenen Abschnitte geben Einblick in die Bedeutung der Signatur Enderles: „J. B. Enderle inven. et p. 1770“, die mit den Begriffsinhalten von „invenit“⁴⁶ und „pinxit“⁴⁷ verbunden ist. Die Voranstellung des „invenit“ vor „pinxit“ fällt ins Auge. Häufig ist bei Bildsignaturen „pinxit“ vor „invenit“ gestellt, manchmal wird auch nur mit „pinxit“ signiert, auch bei Enderle, z. B. in Burgau. Man kann sich fragen, ob diese Abfolge zufällig oder bewußt gewählt wurde. Im letzteren Falle könnte dies ein Hinweis auf den Schwerpunkt sein, den Enderle seiner Arbeit beimißt. Die Ausführung der Themen, die Charakterisierung der Situationen und Personen, einschließlich ihrer Handlungen und der psychologischen Wirkungen, läßt auf das intensive Studium der biblischen Textstellen auf seiten des Enderles schließen. Das unterstreicht die Art der gewählten Signatur.

Die Anordnung der Bilder und die Hauptfiguren

Schwer einschätzbar ist, ob die Anordnung der Bilder allein auf Enderle oder allein auf den Auftraggeber Gelb zurückgeht. Wahrscheinlich erscheint es bei den persönlichen Eigenschaften des Pfarrherrn, daß die Anordnung auf gemeinsame Überlegungen von Künstler und Auftraggeber zurückgeht. Zu bedenken sind indessen die Ausführungen in den Abschnitten 5–7 (→ „invenit“).

Die Hauptbilder und ihre Inhalte

Die Fresken lassen sich grob in zwei Abteilungen gliedern: In die Gruppe der Hauptbilder mit den dargestellten fünf Gastmählern und in das Ensemble der Nebenbilder, ausgeführt in Ton-in-Ton-Malerei mit allegorisch-emblematisch-hieroglyphischem Charakter. Weitere Unterteilungen folgen aus der Ikonologie. Diese wird einer detaillierten Analyse unterzogen.

45 Signatur Enderles im Deckenfresko „Gastmahl des Herodes“ in Zaisertshofen

46 invenit = er hat erfunden (sich ausgedacht)

47 pinxit = er hat gemalt

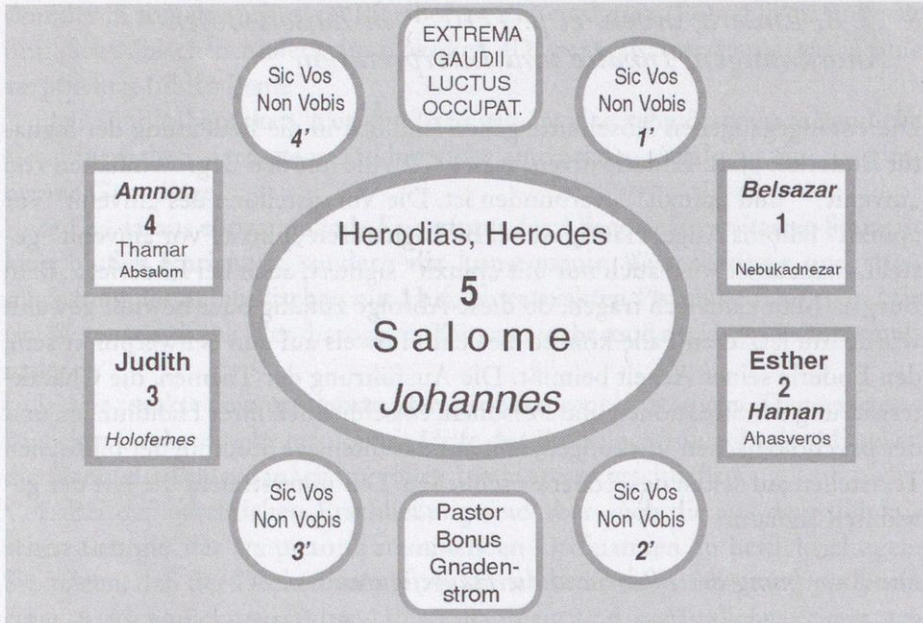


Abb. b: Pfarrhof zu Zaisertshofen, Freskenzyklus im Tafelzimmer

*Die biblischen Textstellen zu den Hauptbildern in Zaisertshofen –
 Ikonologie, biblische Textstellen und Darstellung der Gastmähler*

Das Gastmahl des Belsazar (Abb. 66 oben)

Hauptpersonen: Nebukadnezar (nicht dargestellt, → Vorgeschichte, Dan. 4), Belsazar

Dan. 4,17: (Nebukadnezar) „Der Baum, den du gesehen hast, der groß und mächtig wurde und dessen Höhe an den Himmel reichte und der zu sehen war auf der ganzen Erde, dessen Laub dicht und dessen Frucht reichlich war, so daß er Nahrung für alle gab, unter dem die Tiere des Feldes wohnten und auf dessen Ästen die Vögel des Himmels saßen – das bist du, König, der du so groß und mächtig bist; denn deine Macht ist groß ...“

Dan. 4,22: „man wird dich aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßen, und du mußt bei den Tieren des Feldes bleiben, und man wird dich Gras fressen lassen wie die Rinder ... , bis du erkennst, daß der Höchste Gewalt hat über die Königreiche der Menschen und sie gibt, wem er will.“

Dan. 4,31–34: „Nach dieser Zeit hob ich, Nebukadnezar, meine Augen auf zum Himmel, und mein Verstand kam mir wieder, und ich lobte den Höchsten. Ich pries und ehrte den, der ewig lebt, dessen Gewalt ewig ist und dessen Reich für und für währt, ... Darum lobe, ehre und preise ich, Nebukadnezar, den König des Himmels; denn all sein Tun ist Wahrheit, und seine Wege sind recht, und wer stolz ist, den kann er demütigen.“

Dan. 5,1–10: König Belsazar machte ein herrliches Mahl für seine tausend Mächtigen und soff sich voll mit ihnen. Und als er betrunken war, ließ er die goldenen und silbernen Gefäße herbringen, die sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel von Jerusalem weggenommen hatte, damit der König mit seinen Mächtigen, mit seinen Frauen und mit seinen Nebenfrauen daraus tränke. ... Und als sie so tranken, lobten sie die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter.

Im gleichen Augenblick gingen hervor Finger wie von einer Menschenhand, die schrieben gegenüber dem Leuchter auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal. Und der König erblickte die Hand, die da schrieb. Da entfärbte sich der König, und seine Gedanken erschreckten ihn, so daß er wie gelähmt war und ihm die Beine zitterten. ... Darüber erschrak der König Belsazar noch mehr und verlor seine Farbe ganz, und seinen Mächtigen wurde angst und bange. ...

Dan. 5,23,30: „Den Gott aber, der deinen Odem und alle deine Wege in seiner Hand hat, hast du nicht verehrt. Darum wurde von ihm diese Hand gesandt und die Schrift geschrieben. So aber lautet die Schrift die dort geschrieben steht:

Mene mene tekel u-parsin. Und sie bedeutet dies:

Mene, das ist, Gott hat dein Königtum gezählt und beendet.

Tekel, das ist, man hat dich auf der Waage *gewogen* und zu leicht befunden.

Peres, das ist, dein Reich ist zerteilt und den Medern und Persern gegeben.

Aber in derselben Nacht wurde Belsazar, der König der Chaldäer getötet.“

Das Gastmahl der Esther mit Ahasveros (Abb. 66 unten)

Hauptpersonen: Esther, Haman, Ahasveros (Mardochai, nicht dargestellt)

Esther 5,6,8: „... so komme der König mit Haman zu dem Mahl, das ich für sie bereiten will.“

Esther 5,6,12: „... Auch sprach Haman: Und die Königin Esther hat niemand kommen lassen mit dem König zum Mahl, das sie bereitet hat, als nur mich. ... Da sprachen zu ihm seine Frau Seresch und alle seine Freunde: Man mache einen Galgen, fünfzig Ellen hoch, und morgen früh sage dem König,

daß man Mardochai⁴⁸ daran aufhänge. ... Das gefiel Haman gut, und er ließ einen Galgen aufrichten.“

Esther 7.5 ff.: „... Ahasveros antwortete und sprach zu der Königin Esther:

Wer ist der oder wo ist der, der sich hat in den Sinn kommen lassen, solches zu tun? Esther sprach: Der Feind und Widersacher ist dieser niederträchtige Haman!

Haman aber erschrak vor dem König und der Königin. ... einer der Kämmerer vor dem König, sprach: Siehe, es steht ein Galgen beim Hause Hamans, fünfzig Ellen hoch, den er für Mardochai aufgerichtet hat. ... Der König sprach: Hängt ihn daran auf! So hängte man Haman an den Galgen, den er für Mardochai aufgerichtet hatte.“

Das Gastmahl bei Holofernes (Abb. 67 oben)

Hauptpersonen⁴⁹: Judith, Holofernes

48 vgl. Mardochai war der Onkel Esthers. Nach dem Tode von Esthers Eltern wurde er deren Vormund. Im Buch Esther geht es um die Abwendung der drohenden Judenverfolgung im persischen Reich unter König Ahasveros (syn. Asuerus, Ahasverus, Artaxerxes, Xerxes). Durch die Aufdeckung einer Verschwörung hat der Pflegevater Esthers, Mardochai, dem König, Esthers Ehemann, das Leben gerettet. Aus Neid, Mißgunst, Eifersucht und Argwohn haßt Haman, der zweitmächtigste Mann im Perserreich, Mardochai. Diesen Haß überträgt er auf alle Juden, das Gottesvolk, dem Mardochai und Esther angehören. Er faßt den Plan, alle Juden des Reiches auszurotten und erhält die Zustimmung des Königs Ahasveros. In letzter Minute geht Esther auf Veranlassung ihres Pflegevaters Mardochai zum König, ihrem Mann, und findet Gehör. Haman wird entlarft, gestürzt und gehenkt. Mardochai tritt an Hamans Stelle. Der Erlaß Hamans wird aufgehoben. Esthers Einfluß geht weiter: Sie erreicht des Königs Zustimmung für die Erlaubnis der Juden, sich ihrer Feinde zu erwehren. Die ursprünglich auf Haman zurückgehende Ausrottung der Juden wurde durch das Los (= pûr) festgesetzt auf den 13. Februar. Auf diese Festsetzung geht das von den Juden gefeierte „Purimfest“ zurück (vgl. Die Bibel, das Buch Esther).

49 Das Buch Judith (Altes Testament): Der assyrische, heidnische Feldherr Holofernes bedroht das Gottesvolk der Juden, die in Betulien leben. Er beschließt (auch aus verletzter Eitelkeit, s. Haman) deren Ausrottung. Die Juden selbst sind untereinander uneins unter dem Druck der politischen Herrschaft. Das führt unter ihnen zu einer Glaubenskrise. Aus dieser führt sie die gesetzestreue, sitt- und ehrsame, keusche und gottergebene Witwe Judith. Sie fleht um Gottes Beistand (Supraporte 3) und Hilfe in dieser bedrohlichen Situation, und sie erhält Gottes Hilfe. „Die Bedeutung des Buches besteht darin, daß sowohl die entartete heidnische Weltmacht als eine übergeschichtliche Wirklichkeit wie auch die Glaubenshaltung des bedrängten Gottesvolkes in Anfechtung und Bewährung deutlich vor Augen gestellt werden. Das Hauptgewicht liegt dabei auf der Darstellung der rettenden Hilfe Gottes, der seine universale Königsherrschaft nicht erst am Ende der Zeiten, sondern schon vorher durch das Gericht über seine Feinde und die Feinde seines Volkes offenbart.“ (Die Bibel, Einheitsübersetzung, Altes und Neues Testament, Lizenzausgabe für den Verlag Herder, Freiburg im Breisgau (© 1980 Katholische Bibelanstalt GmbH, Stuttgart.)

Judith, 12,20: „Holofernes wurde ihretwegen immer fröhlicher und trank so viel Wein, wie er noch nie zuvor in seinem Leben an einem einzigen Tag getrunken hatte.“

Judith, 13,1–10: „... Judith blieb allein im Zelt zurück, wo Holofernes, vom Wein übermannt, vornüber auf sein Lager gesunken war. ...“ „Judith trat an das Lager des Holofernes und betete still: Herr, du Gott aller Macht, sieh in dieser Stunde gnädig auf das, was meine Hände zur Verherrlichung Jerusalems tun werden. Jetzt ist der Augenblick gekommen, daß du dich deines Erbesitzes annimmst und daß ich mein Vorhaben ausführe, zum Verderben der Feinde, die sich gegen uns erhoben haben. (Dann ging sie zum Bettpfosten am Kopf des Holofernes und nahm von dort sein Schwert herab. Sie ging ganz nahe zu seinem Lager hin, ergriff sein Haar und sagte: Mach mich stark, Herr, du Gott Israels, am heutigen Tag! Und sie schlug zweimal mit ihrer ganzen Kraft auf seinen Nacken und hieb ihm den Kopf ab.“)

Das Gastmahl des Absalom (Abb. 67 unten)

Hauptpersonen: Amnon, Absalom (Thamar: nicht dargestellt/Vorgeschichte)

2 Sam. 13,12: (Thamar): „Nein mein Bruder, entehre mich nicht. ... Begeh keine solche Schandtat!“

2 Sam. 13,14: „Amnon ... packte sie und zwang sie, mit ihm zu schlafen.“

2 Sam. 13,23–29: „Zwei Jahre später ließ Absalom in Baal-Hazor, ... seine Schafe scheren und lud alle Söhne des Königs ein. ... Absalom befahl seinen jungen Leuten: Gebt acht: Wenn Amnon vom Wein guter Laune ist, werde ich zu euch sagen: Schlagt Amnon tot! Dann tötet ihn! ...“

Das Gastmahl des Herodes u. der Herodias (Abb. 68)

Hauptpersonen: Salome, Herodias, Herodes, Johannes der Täufer

Matth. 14,3–5: „Herodes hatte Johannes gegriffen, gebunden und in das Gefängnis gelegt wegen der Herodias, der Frau seines Bruders Philippus. Denn Johannes hatte zu ihm gesagt: Es ist nicht recht, daß du sie hast. Und er hätte ihn gerne getötet, fürchtete sich aber vor dem Volk; denn sie hielten ihn für einen Propheten. ...“

Matth. 14,6 ff.: „Da aber Herodes seinen Geburtstag beging, da tanzte die Tochter der Herodias vor ihnen. Das gefiel Herodes wohl. Darum verhiess er ihr mit einem Eide, er wollte ihr geben, was sie fordern würde. Und wie sie zuvor von ihrer Mutter angestiftet war, sprach sie: Gib mir her auf einer Schüssel

das Haupt des Johannes des Täufers! ... Und sein Haupt ward hergetragen auf einer Schüssel und dem Mädchen gegeben; und sie brachte es ihrer Mutter.“

Die Übersetzung von Prov. 14,13 (Abb. 69 oben)

„EXTREMA GAUDII LUCTUS OCCUPAT“

In den verschiedenen Bibel-Ausgaben findet man zwar sinnliche bzw. -ähnliche Übersetzungen. Die wörtliche Übersetzung des lateinischen Textes lautet⁵⁰:

Extrema (im äußersten, an der Grenze, auf dem Gipfel, auf dem Höhepunkt), gaudii (der [inneren] Freude, des Vergnügens, der Wohllust, Ausgelassenheit), luctus (das Leid, die Trauer), occupare (Besitz ergreifen, in Besitz nehmen, sich bemächtigen, erfassen). Zusammenfassende (einfachste) Übersetzung:

„Im äußersten der Freude ergreift das Leid Besitz.“

Diese Übersetzung trifft die dargestellten Situationen nahezu punktgenau, den Wendepunkt zwischen einander antithetisch gegenüberstehenden Situationen.

Gegenübergestellt werden:

These: Freude, Ausgelassenheit, Maßlosigkeit, Frevel, Hochmut, Übermut, Lebenslust;

Antithese: Trauer, Schrecken, Erschrecken, Vernichtung, Tod, Todesangst

Zusammenfassend ergibt Prov. 14,13 das Leitthema für die fünf Gastmähler.

Diese Gastmähler sind in jeder Hinsicht Höhepunkte: Für alle biblischen Gestalten, die daran teilhaben, wie auch für die Besucher und Betrachter der Bilder. Für die unmittelbar Betroffenen wie für die Gäste am Rande. Inhaltlich-thematisch kommt es bei den Darstellungen zur (Ent-)Scheidung nach ethisch-moralischen Kategorien, zwischen Gut und Böse, Moral und Unmoral, Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, Lüge und Wahrheit, Hochmut und Demut, Gottesfurcht und Gotteslästerung, Glaube und Unglaube ...

⁵⁰ Michael Petschenig, Franz Skutsch, *Der kleine Stowasser*, G. Freytag Verlag München 1969

Zuordnung von Prov. 14 zu den einzelnen Darstellungen der Gastmahle
– Szenen an der Nahtstelle („extrema“) zwischen „gaudium“ und „luctus“ –

EXTREMA GAUDII – These – Synthese – Antithese – LUCTUS OCCUPAT	
Gastmahl des Belsazar (Supraporte 1, Abb. 66 oben)	
Belsazar treibt seinen Frevel bis zum Exzeß	Es erscheint die Schrift. Belsazar und Gäste fallen in Angst und Schrecken. Das Todesurteil Belsazars ist besiegelt.
Gastmahl Esther / Ahasveros (Supraporte 2, Abb. 66 unten)	
Haman wähnt sich aufgrund der Einladung durch Esther und Ahasveros auf dem Gipfel seiner Macht; er hat den Galgen für seinen (gerechten) Widersacher Mardochai vor seinem Hause errichten lassen, den er von seinem Platz aus am Tische von Esther und Ahasveros sehen kann.	Esther deckt vor Ahasveros das Verbrechen Hamans auf. Haman ist überführt und erschrickt. Er erkennt, daß sich nun seine Machtbesessenheit und Willkür plötzlich gegen ihn richtet im Anblick jenes Galgens, an dem er seinen Intimfeind (Motiv: Neid), den gerechten, besonnen-schweigsamen Mardochai hängen lassen wollte. Es wird Haman zur Gewißheit: Der Galgen gilt nun ihm selbst.
Gastmahl Holofernes / Judith (Supraporte 3, Abb. 67 oben)	
Holofernes wähnt sich am Ziel seiner Begierde und betrinkt sich.	Judith beschließt Holofernes' Todesurteil.
Gastmahl Absalom / Amnon (Supraporte 4, Abb. 67 unten)	
Amnon ist Gast bei Absalom. („wenn er guter Dinge ist ...“)	Amnon wird erdolcht. ... dann tötet ihn.“)
Gastmahl Herodes / Herodias (Deckenfresko, Gastmahl 5, Abb. 68)	
Geburtstag Herodes' (Herodes: rechte Bildmitte/hinter dem Tisch). Salome tanzt (linke Bildmitte/vor den Tisch). Herodias und ein Teil der Gäste wenden verzückt ihren Blick auf die anmutig tanzende, schöne Salome.	Todestag Johannes'. Das Haupt des Johannes auf einem Teller (Diener, rechter Bildrand). Diener wendet entsetzt und schreckerfüllt seinen Blick von der ‚Belohnungsgabe‘ ab. Herodes und ein Teil der Gäste blicken erschreckt auf den Kopf des Johannes.

Die allegorischen Darstellungen und Zuordnungen (Nebenbilder)

Mit Ochsen pflügender Bauer auf dem Feld (Abb. 66 oben, rechts)

Zuordnung: Gastmahl des Belsazar; Supraporte 1

Interpretation: Allegorie auf die Geschichte Nebukadnezars und dem Komplex Demut/Hochmut – Schuld/Sühne (Ochsen, Feld, Dan. 4,30,31,34 und 5,2; Dan. 4,22: „man wird dich aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßen, und

du mußt bei den Tieren des Feldes bleiben, und man wird dich Gras fressen lassen wie die Rinder ..., bis du erkennst, daß der Höchste Gewalt hat über die Königreiche der Menschen und sie gibt, wem er will.“).

Schafschur (Abb. 66 unten, rechts)

Zuordnung: Gastmahl des Ahasveros und der Esther mit Haman; Supraporte 2
 Interpretation: Allegorie auf Mardochai und Haman (Schaf(e), Jes. 53,7–8: „Wie ein Lamm, das man zum Schlachten führt, und wie ein Schaf angesichts seiner Scherer, so tat auch er seinen Mund nicht auf.“ / Hes. 34/17 „Ich will richten zwischen Schaf und Schaf.“)

Baum mit Tauben beim Nestbau, Taubenschlag mit Tauben (Abb. 67 oben, rechts)

Zuordnung: Gastmahl des Holofernes mit Judith; Supraporte 3
 Interpretation: Allegorie auf Judith (Tauben): Symbol der Gattenliebe, Tauben stiften Frieden im Krieg der Vögel^{51/52})

Imker, Bienen, Bienenstöcke (Abb. 67 unten, rechts)

Zuordnung: Gastmahl des Absalom; Supraporte 4
 Interpretation: Allegorie auf Thamar (Biene: Symbol der Jungfräulichkeit, diese wurde durch Amnon verletzt)

Die Übersetzung von „Sic Vos Non Vobis“ (Abb. 66–67, rechts)

Angesichts der These von Adolf Feulner⁵³: „... der Inhalt der Fresken alles“ und „erst in zweiter Linie die künstlerische Form“, ist es nach dem Gebot der „exakten Phantasie“ zwingend, die Aussage der Inschrift in den allegorischen Darstellungen sprachlich genau zu analysieren^{54, 55}:

51 Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden, Bd. 18, F. A. Brockhaus Wiesbaden 1973, S. 497

52 Brockhaus, Bd. 2, 705

53 Feulner, Süddeutsche Freskomalerei, a. a. O.

54 Stowasser

55 vgl. Karl Rahner in H. A. Mertens, Kleines Handbuch der Bibelkunde, Patmos-Verlag Düsseldorf 1969, S. 31: „Man sollte die Redeweise, als habe man früher in der alten Exegese den Genesisbericht ‚wörtlicher‘ verstanden und tue dies nun nicht mehr, absolut vermeiden, weil sie eine Aussage um so wörtlicher, d. h. voller und genauer, je deutlicher und reflexiver man das genus litterarium der betreffenden Aussage erkennt. Wenn wir dieses heute besser vermögen als früher, verstehen wir, nicht die Exegeten des 19. Jahrhunderts, den Text ‚wörtlicher‘“

„Sic“:

- a) rein modal: 1. So, auf diese Weise; 2. Folgendermaßen; 3. Unter solchen Umständen; 4. Nur so.
- b) Folgesätze determinierend, „sic → non“: 1. So → nicht so; 2. Dergestalt → nicht so; 3. dermaßen → nicht so; 4. Derart → nicht so.

„vobis“:

Ethischer Dativ (euch), zu übersetzen im Nominativ (ihr).

Für die Übersetzung von „Sic vos non vobis“ ergibt sich nun ein ‚ethischer Imperativ‘: So sollt ihr sein (leben, euch verhalten/wie diese), nicht so (wie jene). Eine Aufforderung zu ethisch-moralisch gebotennem Handeln, also.

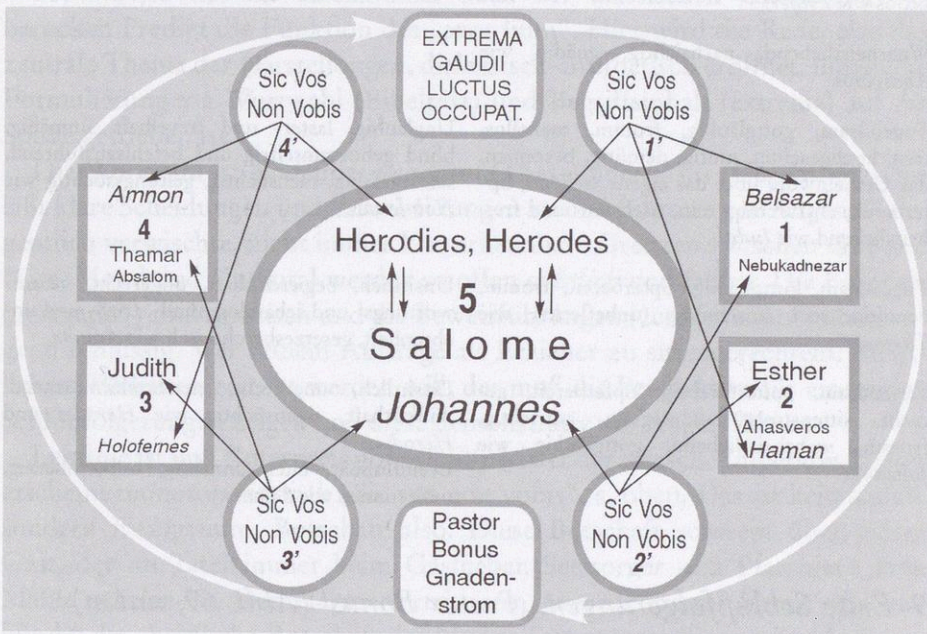


Abb. c: Pfarrhof zu Zaisertshofen, Freskenzyklus im Tafelzimmer.

Zuordnung der allegorischen Darstellungen mit ‚Ethischem Imperativ‘. „sic vos non vobis“, zu den Personen der Handlung.

Zuordnungen des ethischen Imperativs zu dargestellten Personen in These und Antithese

Sic Vos (These)

Zwar sündenfällig, aber bußfertig und belehrbar zur Demut, gottgläubig wie *Nebukadnezar*.

Aufrichtig, gottgläubig, opferbereit, sittenstreng, unbeugsam, verantwortungsbewußt, wie *Mardochai*;

Tugendsam, opferbereit, demütig, mutig, aufrichtig, besonnen, nächstenliebend, geachtet, das Gemeinwohl über das eigene stellend, makellos wie *Esther*;

Wahrheitsliebend, nachsichtig, gnädig wie *Ahasveros*.

Tugendsam, gottgläubig, fromm, makellos, treu, hochgeachtet, mutig, demütig, besonnen, das Gemeinwohl über das eigene stellend, opferbereit, ehrfürchtig, rein, nächsten- und freiheitsliebend wie *Judith*.

Tugendsam, gottgläubig, opferbereit, fromm, demütig, rein, unschuldig (unbefleckt), wie *Thamar*.

Tugendsam, gottesfürchtig, opferbereit, gerecht, sittenstreng, unbeugsam, aufrichtig, fromm, wahrheitsliebend, gottgläubig wie *Johannes*.

Non Vobis (Antithese)

Unbelehrbar, hochmütig, lasterhaft, genußsüchtig, gotteslästerlich wie *Belsazar*

Ungerecht, hochmütig, machtgerig, rach- und geltungssüchtig, despotisch, opportunistisch, habgierig, neidisch, materialistisch, rein diesseitsbezogen, negativ beeinflussbar wie *Haman*

Ungläubig, laster- und frevelhaft, unmäßig, blind gehorsamseifrig und befehlsausführend, selbstgefällig, rachsüchtig, geltungssüchtig wie *Holofernes*.

Unsittlich, begierdenhaft, ungerecht, verantwortungs- und schamlos, sünd-, trieb- und unehrenhaft, gesetzesbrecherisch wie *Amnon*.

Unsittlich, ungerecht, machtmißbrauchend, willkürlich, eigensüchtig wie *Herodes* und *Herodias*;

Beeinflussbar, eitel, unmäßig, unbarmherzig, unbesonnen wie *Salome*.

9 Erste Schlußfolgerungen, ‚Pastor Bonus‘ (Abb. 69, unten)

Bei der Beantwortung der Frage nach dem Leitthema der Fresken muß differenziert werden: Prov. 14,13, „EXTREMA GAUDII LUCTUS OCCUPAT“, befindet sich an der Decke direkt über dem Eingang in das Tafelzimmer. Aus dieser ‚Ordination‘ ist man geneigt, Prov. 14,13 die Funktion des Leitthemas der gesamten Thematik zuzuordnen.

Nach der Übersetzung des „sic vos non vobis“, die nach den Kriterien der „exakten Phantasie“ erfolgen muß, kann dies nun nicht mehr gelten, vgl. oben.

„Sic vos non vobis“ ist das Leitthema mit der entschlossen didaktischen Zielsetzung eines ethischen Imperativs. „Sic vos non vobis“ hat eindeutig Aufforderungscharakter. Dem dialektisch-antithetischen Aufbau der barocken Predigt folgend, soll hier überzeugend geworben werden für ein gottgefälliges Leben und Zusammenleben der Menschen nach den Grundsätzen der christlichen Religion.

Überzeugung, nicht vordergründige Überredung ist hier Gebot. Denn es geht um die Sache eines angemessenen religiösen Verhaltens und um ethische Normen, also um die Grundlage eines geordneten, gesellschaftlichen Miteinanders. Das erfordert die Stellungnahme nach dem Grundsatz *verba docent (sed) exempla trahunt* (= Worte belehren [nur], (aber) Beispiele überzeugen).

Prov. 14,13 hat im Tafelzimmer nach der klassischen Gliederung der barocken Predigt die Funktion des „exordium“. Hier wird die Rede, also das zentrale Thema der Darstellungen, dialektisch-antithetisch eröffnet, indem die Formulierung via Wortwahl (Bibeltext) und Begriffsinhalt (*extrema*) auf die Spitze getrieben ist.

Die Wortwahl ist eindeutig: *gaudium* (These) und *luctus* (Gegenthese). Sie läßt klare Scheidungen und Entscheidungen zu und führt sie vor Augen. Gelegentlich verwischte, nicht immer klar erkennbare Grenzen zwischen Gut und Böse, Moral und Unmoral werden so offen *sichtlich* und faßbar. Die Beispiele („narratio“) sind drastisch und die Beweisführungen („confirmatio“) überzeugend schlüssig. Wer seinem Auftrage als Erzieher zu sittengerechtem, christlichem Verhalten gerecht werden will, der muß die Perspektive für eindeutige Schlußfolgerungen zeigen und diese demonstrativ vor Augen führen.

Leitlinie ist und (Interpretations-)Hilfe leistet der ethische Imperativ. Dieser erscheint monoton viermal: „Sic vos non vobis“, s. oben. Das ist kein Zufall, sondern Evangelium, Botschaft also. Diese Botschaft schwebt über jedem Gast, der im Tafelzimmer beim Gastgeber, Seelsorger und Pfarrherrn zum Mahle geladen ist. Der Pfarrer vertritt sein Amt als ‚pastor bonus‘. Er verkündet die christliche Botschaft des Neuen Testaments (Evangelium), darstellt in der Kartusche (monochrom/grün), die dem „exordium“ („*extrema gaudii ...*“/Altes Testament) gegenüber angeordnet ist.

Die dialektisch-antithetische Dramatik wächst ins Extrem:

Thamar („sic vos“), die Schwester Absaloms, wehrt unter Berufung auf das göttliche und das Naturgesetz ihren Vergewaltiger Amnon ab. Das Verbrechen war nach Sam. 2,13 von langer Hand und in der Verwandtschaft unter Mithilfe seines Vetters Jonadab (Sohn von Amnons Onkel Schima, Bruder seines Vaters David) vorbereitet.

Thamar redet (auch unter Hinweis auf das 4. Gebot) Amnon ins Gewissen, und es fruchtet nicht. Der ungezügelter Trieb, gepaart mit physischer Überlegenheit, dominiert Sitte, Gesetz, Moral und Familienehre.

Amnon schändet und verstößt sein Opfer direkt im Anschluß an das begangene Unrecht, den Inzest, und begeht damit neues Unrecht. Das gipfelt in dem Verstoß gegen den gesamten Dekalog. Das verlangt nach Sühne. (Absalom, der von seiner leiblichen Schwester Thamar die Schandtät Amnons erfährt, schweigt. Er bereitet die Vergeltung vor. Er wartet ab, bis sich ein passender Anlaß findet. Das ist das Gastmahl aus Anlaß der Schafschur. Dabei läßt Absalom seinen und Thamars Stiefbruder Amnon erdolchen. Das mag vordergründig die als ‚gerecht‘ empfundene Strafe sein. Zu bedenken ist aber, daß Absalom aus dem Hinterhalt und gegen den Willen seines Vaters eigenmächtig sich zum Richter erhebt und dabei sich selbst schuldig macht.) – Ähnlich, indessen mit umgekehrtem Vorzeichen, ist die Situation im Falle Herodias – Salome – Herodes – Johannes. Herodias verübt ihr Verbrechen unter Zuhilfenahme der weiblichen Reize ihrer Tochter Salome und der Macht des Herodes. Herodes unterliegt der Anmut Salomes. Herodias instrumentalisiert beide. Die erotischen Reize der schönen, anmutig tanzenden Salome, Herodes' Nichte und Tochter seines Bruders, machen selbst den qua Amt zur Besonnenheit berufenen Herodes schwach. Sie verleiten ihn zum Machtmißbrauch. Herodes weiß, daß öffentliche Meinung, Recht, Naturgesetz und göttliches Recht gegen seinen Lebenswandel sprechen, und er begeht in der Extremsituation („extrema gaudii“), dem Höhepunkt seiner Geburtstagsfeier, einen Mord („extrema luctus“). Er („non vobis“) läßt den Propheten und Mahner Johannes den Täufer („sic vos“) aus einer augenblicklichen Laune heraus töten und dessen Haupt auf dem Teller ‚servieren‘.

Das ist nicht nur Inversion und Chiasmus in Darstellung und Handlung, das ist Perversion in extremo.

Thamar verbindet mit Johannes das „sic vos“. Das „non vobis“ vereint Herodias, Herodes und Salome mit Amnon und Jonadab und, wenn auch aus anderem Motiv heraus handelnd, Absalom. Thamar vereint mit Salome Jugend und Anmut. In dieser Einheit liegt aber auch der Gegensatz: „Sic vos“: Thamar und „Non vobis“: Salome. Beide handeln formal nach dem 4. Gebot, nicht indessen inhaltlich. Thamar weist Amnon u. a. unter Berufung auf dieses Gebot zurück. Salome hingegen läßt sich instrumentalisieren, ebenso wie Herodes. Salome „ehrt“ die Mutter nicht im Sinne von „sic vos“, sie ‚gehört‘ bedingungslos formal, nicht inhaltlich im Geiste des 4. Gebotes. Ebenso übt Herodes seine Macht nicht im gemeinten Sinne von „sic vos“ aus. Indem Salome

ihrer Mutter Herodias unreflektiert hörig ist, entehrt sie das Andenken an ihren leiblichen Vater, den Bruder ihres Stiefvaters. Sie handelt unüberlegt wider das göttliche Gesetz. Herodias benutzt ihre Tochter und die illegitime Beziehung zu ihrem mächtigen Schwager Herodes für den Vollzug des Unrechts an Johannes.

An dieser Stelle lohnt es sich, noch etwas zu verweilen, um die Begriffe „Invention“ (Erfindung), „Disposition“ (Gliederung, Anordnung) zu reflektieren. Im Tafelzimmer erzählen fünf Gastmähler eine Geschichte mit tödlichem Ausgang zwischen „extrema gaudii“ und „extrema luctus“. Für die antithetische Demonstration des ethischen Imperativs „sic vos non vobis“ genügen zwei. Daran halten sich „Invention“ und „Disposition/Ordination“. Dramaturgie und Tragödie gipfeln zur Klimax von Geschehen und didaktischer Aussage: Der „tödliche Ausgang“ wird in der ikonographisch-ikonologischen Behandlung des Gesamtthemas ‚nur‘ in diesen beiden Gastmählern coram publico demonstriert: In statu nascendi empfängt Amnon („non vobis“) seinen Tod durch den Dolch. Den Tod als vollzogenes Unrecht am Gerechten (Johannes – „sic vos“) erblickt der Betrachter im Deckenfresko. Im Uhrzeigersinn, beginnend mit Belsazars Gastmahl, erfährt die Dramatik ihren Höhepunkt. Hier dreht sich letztlich alles um die eine Mitte, um das abschreckende Beispiel am Deckenfresko, also um das Gastmahl des Herodes. Was sich im Gastmahl des Belsazar mit Angst und Schrecken via Schrift („mene, thekel ...“) ankündigt, beim Blick auf den Galgen aus dem Gastzimmer Ahasveros' und Esthers für Haman zur Gewißheit wird, steht im Anblick der um Gottes Segen flehenden Judith kurz vor der Ausführung (aus der Scheide gezogenes Schwert). Die todbringende Ausführung vollzieht sich an Amnon. Die ausgeführte Tat, den vollzogenen Mord („non vobis“) am Gerechten („sic vos“), demonstriert das Haupt des Johannes auf dem ‚Servierteller‘. Göttliche Strafe und göttliches Recht permutieren in vom Menschen vollzogenes Unrecht. Das löst im Betrachter Entrüstung und höchste Empörung aus bis zur Abwendung des Blicks (Schüssel mit dem Haupt Johannes). Es beschäftigt den Betrachter und sein Gewissen über seinen Besuch im Tafelzimmer hinaus und ist Ziel von „Predigt“, „Invention“, „Disposition“ und „Ordination“: Wo getötet wird (Amnon) und gemordet wurde (Johannes) geschieht dies gegen göttliches Recht und Ordnung („non vobis“).

Das ist *theatrum sacrum* und ‚Hamburger Dramaturgie‘ (Lessing) in einem. Gleichsam ist es erfahrene Lebensnähe, ‚exakte Phantasie‘ und Realität zum gleichen Thema bis auf den heutigen Tag. Gibt es Lösungen? Auftraggeber und Maler bieten sie an:

Der Weg zur ersten Schlußfolgerung („conclusio“) gabelt sich zur Disjunktion in dem Winkel, der symbolhaft als Wegscheide zwischen „sic vos“ und „non vobis“ gesehen werden kann. Das christliche Lehrgebäude (die Kirche, Abb. 69, unten) setzt die Koordinaten und den Rahmen (Inful und Bischofsstab, nicht abgebildet), vertreten durch den Hirten (Pastor). Die Sittenlehre befindet über Wendepunkte. Sie kann in kritischen Situationen Hilfe gewähren und den ‚rechten Weg‘ (Esther, Judith, „sic vos“) aufzeigen. Stellvertretend weist ihn der kraftvolle, aufrecht stehende, zum (Ein-)Schreiten bereite Löwe mit dem Pfeil in der rechten Pranke, die Spitze nach rechts oben (zum Himmel) gerichtet (Abb. 69, unten). Von dort können göttliche Weisungen empfangen werden (vgl. Judith und Esther, Maria und Elisabeth). Es werden aber, ganz im Sinne der >consecutio< („*confirmatio/conclusio*“), Konsequenzen aufgezeigt im Falle des „non vobis“: „Gleich einem blitzenden Pfeil trifft Gottes Zorn die Frevler“⁵⁶; Hiob, 20,23/25: „Um des Frevlers Bauch zu füllen, ... fährt ... ein Blitz in seine Galle.“ Und Sir. 27,28: „Spott und Schande ist das Los der stolzen Frevler, und wie ein Löwe lauert ihnen die Strafe auf“.

Wer sich, wie der Seelsorger und Pfarrer, glaubwürdig für ein sittengerechtes, auf der christlichen Religion basierendes Zusammenleben der Menschen in der Gemeinde zum Nutzen aller einsetzen und dies auch durchsetzen will, der muß Grenzen und Maßstäbe deutlich machen: „Sic Vos Non Vobis“. Der ‚Pastor Bonus‘ (Neues Testament) schließt den wesentlichen Unterschied zum Alten Testament ein. Neben der Strafe stehen auch Buße und Gnade. Aber es muß Koordinaten geben. Dies zu zeigen, gelingt Pfarrer Johannes Maria Gelb als Auftraggeber in Absprache und Kooperation mit dem ausführenden Maler Johann Baptist Enderle in der bildlichen Darstellung innerhalb des Tafelzimmers in einer nachgeraden emphatischen Dramaturgie „exakter Phantasie“ – streng eingebunden in Bibel und Lehramt ihrer Kirche. – Dieses Lehramt bezieht sich auf beide Teile der Bibel, das Alte und das Neue Testament – mit Übergängen: Der Blick zur Decke erfaßt den Übergang auch ikonologisch. Über dem Eingang erblickt der Besucher Prov. 14,13 (Extrema gaudii ...) aus dem Alten Testament, gegenüber, über dem mittleren der drei Fenster des Tafelzimmers, ist mit dem „Pastor Bonus“ das christliche Lehramt allegiert. Das sind wiederum These und Antithese. Die Synthese und den Übergang auf inhaltlich-ikonographischer Ebene (auch für den Betrachter) bildet wiederum

56 Manfred Lurker, Wörterbuch biblischer Bilder und Symbole, Kösel-Verlag GmbH & Co., München 1990

die „Geschichte“ vom Gastmahl des Herodes, Herodias, Salome („non vobis“) und Johannes dem Täufer („sic vos“). Johannes der Täufer („sic vos“) ist der Sohn von Elisabeth und Zacharias („sic vos“) und Wegbereiter von Jesus Christus („sic vos“), dem Sohn Marias („sic vos“). Hier sind im Zusammenhange einer Gesamtinterpretation noch Fragen offen. Sie betreffen (weitere) „conclusiones“ und Allusionen.

10 Der Freskenzyklus von Zaisertshofen – ethischer Imperativ und Allusionen

Zahlen, Zahlensymbolik und -mystik sind feste Bestandteile der Bibel und auch der Malerei des 18. Jahrhunderts, dies wurde bereits angedeutet.

Kann dieser Gesichtspunkt weitere Einsichten vermitteln? Er kann: An der Decke des Tafelzimmers befinden sich, wie bereits erwähnt, in der Achse Eingang – Fenster die Bilder in der Folge Altes Testament (Prov. 14,13) – Übergang (Herodes) – Neues Testament (Pastor Bonus). Das sind *drei* Bilder (vgl. die Göttliche Zahl 3, 3. Gebot/„sic vos“). Daneben gibt es die *vier* Supraporten, in denen sich der Gastmahl-Gedanke (*fünf* Gastmähler mit tödlichem Ausgang: 5. Gebot/„non vobis“) des *einen* Hauptfreskos (1. Gebot/„sic vos“, *ein* Gott), widerspiegelt. Die Zahl *vier* gilt als Vollkommenheitszahl. Sie symbolisiert die Gesamtheit des Geschaffenen, 4 Winde, 4 Evangelisten, 4 Propheten ..., 4. Gebot/„sic vos“). Diagonal, quasi die Fresken überkreuzend, sind die *vier* allegorischen Darstellungen mit dem Leitgedanken „Sic Vos Non Vobis“ mit jeweils *vier* Wörtern und *vier* großen Anfangsbuchstaben angeordnet. In summa gibt es im Tafelzimmer elf bemalte und gerahmte Flächen mit 10 (10 Gebote/„sic vos“) bildlichen Darstellungen und *einem* Text (vgl. die Zahl *eins* und das *erste* Buch Moses. „Genesis“, „gesollte⁵⁷ Botschaft“/„sic vos“). Die Zahl *zwölf* (12 Stämme, 12 Propheten, 12 Apostel in der Gefolgschaft Jesu) ergäbe sich durch ein „Multiplikationsspiel⁵⁸“: 3 mal 4 Bilder. In der Gefolgschaft Jesu steht die christliche Kirche.

Eine christliche Didaktik, wie sie bisher deutlich geworden ist, kann unter dem Gesichtspunkt der Zahlensymbolik nicht auf die Zahl *zwölf* verzichten. Erzieher, Seelsorger, Pfarr- und Bauherr Johannes Maria Gelb hat dies *offensichtlich* ebenso bedacht wie der (faktisch) studierte Maler Johann Baptist Enderle.

57 H. A. Mertens, Kleines Handbuch der Bibelkunde, Patmos-Verlag Düsseldorf 169, S. 29

58 Mertens, Handbuch, 114

Das zwölfte Bild finden wir als Deckenfresko im Treppenaufgang mit dem Thema „Mariä Heimsuchung“ (Abb. 70). Erst dieses zwölfte Bild vollendet das Werk Enderles im Auftrage von Johannes Maria Gelb in einem mehrschichtig-polyvalenten Sinne zum Freskenzyklus. Es eröffnet und schließt den Kreis zugleich. Das Treppenhausfresko rundet das Kunstwerk und die „conclusio“ der barocken Rhetorik (Predigt) ab (Kreis, Symbol der Vollkommenheit, ohne Anfang und Ende). Dies ist im nächsten Abschnitt noch zu zeigen.

Der Freskenzyklus – Die Botschaft als Programm

Das Thema des Treppenhausfreskos heißt „Mariä Heimsuchung“ (Abb. 70). Nach *Luk.* 1,1-80 besucht Maria nach der Ankündigung durch den Engel Gabriel („Mariae Verkündigung“) ihre Verwandte Elisabeth. Auch diese hat durch den Engel Gabriel, wie Maria, von der Geburt eines Sohnes (Johannes) erfahren. Der biblische Text ist aufschlußreich für das Verständnis des gesamten Freskenzyklus, deshalb muß er an dieser Stelle zitiert werden. Die Ikonologie des Freskenzyklus beginnt mit *Luk.* 1,40–56:

„Sie (Maria) ging in das Haus des Zacharias und begrüßte Elisabeth. Als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leib. Da wurde Elisabeth vom Heiligen Geist erfüllt und rief mit lauter Stimme: Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen (,sic vos‘), und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Wer bin ich, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? In dem Augenblick, als ich deinen Gruß hörte, hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib. Selig ist die, die geglaubt hat, daß sich erfüllt, was der Herr ihr sagen ließ (,sic vos‘).

Da sagte Maria: Meine Seele preist die Größe des Herrn (,sic vos‘), und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter. Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter. Denn der Mächtige hat Großes an mir getan, und sein Name ist heilig. Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten (,sic vos‘). Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten: Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut („non vobis“) sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und läßt die Reichen leer ausgehen. Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unsern Vätern verheißten hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig. ...“

Der Mann der Gastgeberin Mariens, Zacharias, gehörte nach *Luk.* 1,5 zur Priesterklasse. „Beide lebten so, wie es in den Augen Gottes recht ist (,sic vos‘), und hielten sich streng an die Gebote und Vorschriften des Herrn.“ (,sic vos‘).

Hier beginnt und endet das Leitthema für das (didaktische) Programm und den geladenen Gast im Pfarrhof.

Der in den Pfarrhof eintretende Besucher wird vom Pfarrherrn als Gastgeber (vgl. Zacharias/ „sic vos“) im Treppenhaus unter dem Bild „Mariä Heimsuchung“ empfangen (und entlassen). Dort erhält er bereits bei seinem Gang zum Tafelzimmer einen versteckten Hinweis auf das exzessive Gelage beim Mahl der Tausend (Belsazar → „non vobis“). Denn über den angekündigten Sohn Elisabeths und Zacharias' (Johannes) heißt es in Luk. 1,16: „Wein und andere berauschende Getränke wird er nicht trinken, ...“ („sic vos“). Die kommunikative Wechselbeziehung zwischen innen (Tafelzimmer) und außen (Treppenhaus) ist damit nicht erschöpft. Nicht nur ihre Verwandtschaft, sondern auch die Botschaft des Engels Gabriel verbindet Elisabeth („sic vos“, Mutter des für die gerechte Sache geopfertem Sohnes) und Maria („sic vos“, Mutter des für die Erlösung der Menschen geopfertem Sohnes). Kontrastfiguren der beiden sind Herodias und Salome („non vobis“). Diese sind wiederum die dialektischen Gegenpole zu den Hauptfiguren in den Supraporten des Tafelzimmers: Esther, Judith, und Thamar („sic vos“). Der Kreis schließt sich abermals zur ‚Vollkommenheitszahl‘ vier: Die drei opferbereiten, tugend-samen, besonnenen, ehrbaren, aufrichtigen und ‚fürsprechenden‘ (>vermittelnden<, s. Abschn. 8) biblischen Frauen gelten als Vorläuferinnen Mariens (3 + 1 = 4). Bezeichnenderweise sind sie im >Gotteslob< für den Diözesanteil Augsburg in die Marienandachten eingebunden: „Königin des neuen Gottesvolkes, du trittst für dein Volk ein wie Ester („sic vos“).“ ... „Wie Judith („sic vos“) bringst du Rettung in der Not“. Der Geschichte von Thamar ist die Biene als Symbol der Keuschheit (Reinheit) zugeordnet („sic vos“). Sie läßt den Gedanken eines ‚Marienzyklus‘ aufkommen.

Der Aufforderungscharakter des Treppenhausfreskos für den eintretenden wie für den scheidenden Gast ist unverkennbar, ebenso die Reversibilität. Der Kreis schließt sich vom „exordium“ bis zur „conclusio“ zum geschlossenen Programm.

Allusionen im Pfarrhof zu Zaisertshofen

Wie steht es nach Laresses⁵⁹ (vgl. Abschn. 6) im Pfarrhof zu Zaisertshofen damit, „... daß überall dort wo im Auftrage gemalt wird“, es zur feststehenden

⁵⁹ vgl. Fußnoten 18 und 34.

Malerregel (Pflicht) gehört („selbstverständliches Erfordernis“), Anspielungen (Allusionen) auf den Auftraggeber in die ausgeführte Konzeption einzubinden, wenn sie bei „...repräsentativen Konzepten von entscheidender Bedeutung“ sind?

– Eine erste Anspielung ergibt sich bereits im Treppenhaus über das „Priesteramt“, das Zacharias (Treppenhaus) mit dem Priester und Auftraggeber, Pfarrer Gelb, verbindet. Dieses bildet das „tertium comparationis“. Und über ein ‚Drittes Vergleichbares‘ wird nach Lairese (s. Abschn. 6) in der Malerei des 18. Jahrhunderts immer alludiert. Das Priesteramt finden wir wieder im Tafelzimmer dargestellt („Pastor Bonus“). Über dem Pastor und rechts vom Kelch, befindet sich der Löwe (Abb. 69, unten). Als Wappentier ist er Bestand von Herrscherattributen seit jeher. Er wird auch mit Maria in Verbindung gebracht, da sie „Christus als neuen Löwen trägt, weil er aus dem Geschlecht des Löwen von Juda stammt“⁶⁰.

Also auch der Löwe ergibt ein tertium comparationis, und damit eine Anspielung auf den Auftraggeber.

Alludiert wird ferner über die Taufnamen der dargestellten Figuren in Treppenhaus und Tafelzimmer: Der zweite Taufname des Auftraggebers heißt Maria, der erste Johannes. Johannes ist der Sohn von Gastgeber Zacharias (Priester) und Gastgeberin (Verwandte Marias) – Johannes Maria Gelb empfängt in diesem Pfarrhof als Repräsentant der Kirche seine Gäste. Johannes der Täufer (Baptist) taufte Jesus – mit der Taufe des Priesters (Johannes Maria Gelb) gliedert er die Gemeindemitglieder in die Kirche und die Lehre von Jesus Christus ein. Johannes Baptist verbindet schließlich Auftraggeber und den ausführenden Künstler Johann Baptist (Enderle). Eine Allusion auf die Verbindung des Auftraggebers Johann M. Gelb und des ausführenden Malers Johann B. Enderle („invenit et pinxit“). Die Frage, ob dies geplant war oder sich zufällig ergeben hat, ist müßig, aber dies ist im Rahmen einer „exakten Phantasie“ eine Antwort auf das Zusammenspiel von Auftraggeber und ausführendem Künstler.

60 Donat de Chapeaurouge, Einführung in die Geschichte der christlichen Symbole, Wiss. Buchgesellschaft, Darmstadt 1984, S. 43

11 Zusammenfassung: Der Enderle-Zyklus von Zaisertshofen

– Ein Schwäbisches Kunst-Denkmal des 18. Jahrhunderts, zeitlos und interdisziplinär in seiner Aussage –

Karl Ludwig Dasser charakterisierte die Fresken Enderles im Pfarrhof zu Zaisertshofen als „Kabinetstück“ und würdigte damit besonders die künstlerische Arbeit des Malers. Hohe Anerkennung findet das Wirken Enderles als Maler des Rokoko auch bei anderen Kunstkennern. Allgemein charakterisiert Bruno Bushart⁶¹: „... Bildfigur und Bildgrund werden in neuer Abhängigkeit aufeinander bezogen ... Erstmalig wurde die Malerei zum Abenteuer des Pinsels, das Bild zum Gebilde und das Werk zur Selbstverwirklichung des Künstlers ... Johann Baptist Enderle ... entfaltete von Donauwörth aus eine fruchtbare Tätigkeit ...“.

Zweihundert Jahre nach Enderles Meisterwerk in Zaisertshofen urteilt Herbert Schindler im Zusammenhang mit den Fresken in Mussenhausen⁶²: „... Ihr (der Fresken) Meister kam aus der großen Augsburger Schule. Er heißt Johann Baptist Enderle. Über ihn ... wäre zu sagen, daß er zu den besten Malern des schwäbischen Rokoko gehört, in eine Reihe mit Matthäus Günther, Johann Baumgartner, Gottfried Bernhard Göz und Franz Martin Kuen. Die Feinheit seines Kolorits, der Schwung seiner Komposition, das Raffinement in der Wiedergabe der Kostüme und Stoffe lassen vermuten, daß er wie andere seiner schwäbischen Landsleute in Venedig war und das Werk Giovanni Battista Tiepolos und die Schöpfungen Piazzettas dort kennengelernt hat.“

Es wäre vermessen, diese Wertungen zu kommentieren. In den Punkten dieser Abhandlung wurde der Blick auf inhaltlich-ikonologische Details gelenkt. Dabei folgten wir der mehrfach zitierten These Adolf Feulners⁶³ in Wilhelm Mrazeks⁶⁴ Abhandlung: „... in der barocken Freskomalerei (galt), der Inhalt der Fresken alles, erst in zweiter Linie kam die künstlerische Form“^{65, 66, 67}.

61 Bruno Bushart, *Deutsche Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts*, Karl Robert Langewiesche Nachfahren, Hans Köster Königstein im Taunus, 1967, Teil II, S. 13

62 Herbert Schindler, *Barockreisen in Schwaben und Altbayern*, Prestel Verlag München, 1970, S. 80

63 Feulner, *Süddeutsche Freskomalerei*, a. a. O.

64 Mrazek, *Ikonologie*, a. a. O.

65 vgl. R. G. Weißenhorn, „Chemie und Freskomalerei“, *Praxis der Naturwissenschaften (Chemie)*, 7/37 (1988), S. 1–3 und 10–31.

66 R. G. Weißenhorn, in G. Schulze und K. Slusallek, *Archäologie u. Denkmalpflege*, Copy Team GmbH, Berlin, ISSN – 4057, 1997, S. 11f.

Ziel dieser Abhandlung war eine Interpretation des Enderlezyklus von Zaisertshofen nach ikonologischen Gesichtspunkten. Archivalische Daten zu Programm und Ausführung fehlen. Daher wurde auf allgemeine Grundsätze aus der kunsthistorischen Literatur zurückgegriffen. Dabei erwiesen sich die sechs „Gesichtspunkte“ Wilhelm Mrazeks für die Interpretation barocker Deckenmalereien bei der Deutung der Enderle-Fresken in Zaisertshofen als nützlich, obwohl Enderles Malerei von der Kunstwissenschaft bereits dem Rokoko zugeordnet wird. Dabei zeigt sich folgendes: Die Dramaturgie der Darstellung folgt nach den klassischen Prinzipien der barocken Predigt. Sie wirken bis in die Zeit der Aufklärung. Diese überlappt mit der Zeit des Rokoko. Inhaltlich geht es im Pfarrhof um die Darstellung eines Programms und, wie sich gezeigt hat, um eine gezielte didaktische Aussage. Ihr Ziel ist, das Lehrgut des christlichen Glaubens überzeugend zu vermitteln. Wer überzeugen will, achtet nach aller Regel darauf, daß die Argumente und mit diesen die Beispiele eine schlüssige Kette bilden. Glied für Glied muß in reversibler Weise abgetastet werden können, was dargelegt wird, so daß die „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“⁶⁸ ohne Lücken nach- und mitvollziehbar wird. Der Empfänger der überzeugenden Nachricht ist dann zwar prinzipiell immer noch frei in seiner Entscheidung und persönlichen Wertung, indessen macht er die Botschaft eher zur eigenen und lebt diese, wenn die Glieder passen, und wenn die Mosaiksteinchen so einander zugeordnet sind, daß sich daraus ein wohlgeordnetes, sich im Gleichgewicht befindliches, harmonisches Bild ergibt und das Bild als Gesamtwerk so anspricht, daß es mit den Sinnen lesbar ist, mit den Augen, aber auch mit dem Verstand und der Seele. Das war das Ziel der barocken Predigt. Anspruchsvoll, wohl vorbereitet, Realität und Ideal, Himmel und Erde vor Augen. Die barocke Predigt wirkte auf zweierlei Weise: Vordergründig durch ihre Eloquenz („Schwäbischer Cicero“), die den Zuhörer mitreißt. Im Zentrum der Beredsamkeit steht eine feste Grundordnung (der Gedanken), ein strukturiertes System. Denn die Darstellungsform soll über die Inhalte innere Bewegungen auslösen und Wirkungen zeigen. Dies kann dann gelingen, wenn der Gesamtkomplex wohldurchdacht und in den Grundelementen klar analysiert wird. Die Grundelemente lassen sich dann zu einer

67 R. G. Weißenhorn, Öffentlicher Abendvortrag im Archäologiezentrum der Universität Wien. Wien, 25. März 1997: „Freskomalerei – das Zusammenspiel von Kunst und Chemie / Der Enderle-Zyklus von Zaisertshofen“

68 Kleist. Kleist demonstriert dies u. a. am Beispiel der Einleitung der Französischen Revolution.

lückenlos-konsequenten Synthese zusammenfügen, zu einer Einheit aus Inhalt, äußerer Darstellung und Form. Mit den Worten des ausklingenden 20. Jahrhunderts handelt es sich hierbei um angewandte Lern- und Lehrpsychologie, wie wir sie bereits in der „Didactica Magna“⁶⁹ erfahren, ganz nach dem Grundsatz: „Wer gut unterscheidet, lehrt gut.“ (Comenius)

Das ist ein allgemein-didaktisches Problem in allen Bereichen. So leitete der Zürcher Professor und erste Nobelpreisträger für Anorganische Chemie mit koordinations- bzw. komplexchemischer Thematik, Alfred Werner, seine revolutionäre, zusammenfassende Sicht über Phänomene, die man in seiner Wissenschaft bereits über 170 Jahre lang kannte, mit folgender These ein:

„... wir müssen nach einem neuen Einteilungsprinzip suchen, und das ergibt sich mit Leichtigkeit, wenn wir die empirische Zusammensetzung der Verbindungen und gewisse Eigenschaften der zu betrachtenden Körper als leitende Momente der Einteilung benutzen ...“ (Vgl. Lessing/Aristoteles). Mit entsprechender „... Leichtigkeit ergibt sich das Einteilungsprinzip“ der Fresken in Zaisertshofen, „wenn wir die“ (ikonologischen) „Zusammensetzungen der Verbindungen und gewisse Eigenschaften der zu betrachtenden Körper“ – und Textstellen der Bibel – „als leitende Momente der Einteilung benutzen.“ – Die Arbeit Alfred Werners zeigte Wirkung. Sie wirkt bis heute.

Ganz entsprechend läßt sich aus der Gesamtkomposition nicht nur die dialektische Gliederung der barocken Predigt im Pfarrhof zu Zaisertshofen unter dem Leitgedanken „sic vos non vobis“ erkennen. So ergeben sich Allusionen und Schlußfolgerungen über das Zusammenwirken von Auftraggeber Johann Maria Gelb und dem ausführenden Künstler, dem akademischen Maler Johann Baptist Enderle. Beide haben in Zaisertshofen ein Kunstwerk höchsten Ranges geschaffen. In ihm verbinden sich Thema, Inhalt und Form zu einer vollendeten didaktischen Einheit mit interdisziplinärer Aussage.

Der Kreis dieser Abhandlung soll über ein weiteres tertium comparationis geschlossen werden. Es ist das Bild zum Thema „Mariä Heimsuchung“ in Zaisertshofen. Der Vergleichspunkt ist Maria. Er führt zum letzten Abschnitt dieser Abhandlung, zur Darstellung „Anbetung der Hirten“ in der Stadtpfarrkirche zu Burgau (Schwaben).

69 J. A. Comenius, *Didactica Magna*, erschienen in den Jahren 1627–1632

12 *Johann Baptist Enderle – Wiederentdeckte⁷⁰ Ölskizze
zum Thema „Anbetung der Hirten“ in der Stadtpfarrkirche
zu Burgau (Schwaben)*

Vor Beginn seines kreativen und eigenständigen Schaffens hat Enderle nach Dasser⁷¹ unter dem künstlerischen Einfluß und unter Anleitung mit Franz Martin Kuen aus Weißenhorn zusammengearbeitet.

Der Einfluß Kuens wirkt in seinem Erstlingswerk zu Kirchdorf deutlich nach bis zur Kopie, denn im selben Jahre wie Kuen in Fischach bei Augsburg, malt Enderle in Kirchdorf „die getreue Kopie des Chorfreskos in Fischach“^{72, 73}.

Nach Überschreiten seines künstlerischen Zenits trifft Enderle abermals auf einen Künstler aus Weißenhorn: Konrad Huber (1752–1830). Mit ihm zusammen ist Enderle beauftragt, die Kirche zu Burgau im einstigen Vorderösterreich auszumalen.

Dasser⁷⁴ zufolge haben sich für Enderle in Burgau die Vorzeichen geändert⁷⁵. Arbeitet er mit Franz Martin Kuen noch auf dem Wege zur Selbständigkeit, die ihn ad >extremum gaudii< der Kunstkritik des 20. Jahrhunderts führt, malt er in Burgau nach dem Urteil Dassers⁷⁶ die dortigen Fresken nach Entwürfen von Huber, quasi zum Malergesellen degradiert. Dies gilt nach Dasser auch für das Fresko „Anbetung der Hirten“ (Abb. 71, rechts). Als Beweis führt Dasser an, daß „die gesamte rechte Gruppe der Hirten wie die Putten mit dem Schriftband“ eine „genaue Übernahme aus dem Chorfresko (1782) von Wulenstetten“ seien. Diese rechte Gruppe erscheint auch auf dem Bozzetto (Öl auf Holz, vgl. Fußnote 73 und Abb. 71, links), von dem ein Ausschnitt dem ausgeführten Fresko von Burgau gegenübergestellt ist.

70 Vgl. R. G. Weißenhorn, Fußnoten 1 und 65.

71 Dasser, Enderle, 15

72 Dasser, Enderle, 16

73 Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Bayern III: Schwaben; Neubearb./besorgt durch d. Dehio-Vereinigung (Wiss. Vereinigung zur Fortführung d. Kunsttopograph. Werkes von Georg Dehio e. V.); bearbeitet von Bruno Bushart u. Georg Paula. 1989, S. 561.

74 Dasser, Enderle, 60 ff.

75 Dehio, Enderle, 215

76 Dasser, Enderle, 60

Der Augenschein mag, wenn auch nicht ganz im Sinne Mrazeks, das Argument Dassers erhärten. Es muß aber nicht als verbrieftete Tatsache angesehen werden, solange konkrete, schriftliche Zeugnisse nach dem Maßstab der „exakten Phantasie“ aus der Schaffenszeit der Künstler fehlen. Zu bedenken ist die große Ähnlichkeit der Maria (mit dem Jesuskind) mit der Darstellung von Enderle in Oberndorf⁷⁷ (Neckar). Entwurf und Ausführung werden dort Enderle allein zugeschrieben. Archivalisch gesichert sind ferner die Arbeiten Enderles in Auchsesheim⁷⁸ (1792). Dort variiert Enderle wieder: Im Unterschied zu Oberndorf und Burgau blickt Maria nach oben, aber Gewand (Faltenwurf) und übrige Körperhaltung finden ihre Entsprechung in den Darstellungen von Burgau und Oberndorf. Das macht eine eindeutige Zuordnung des Entwurfes für das Bild in Burgau zu einem der beiden Maler schwierig, da das Bild in Burgau Elemente früherer (auch späterer/Enderle) Arbeiten von beiden Malern enthält^{79, 80}. – Hier bleiben Fragen offen.

In einer früheren Publikation wurde über die Wiederauffindung der Ölskizze zu dem Burgauer Fresko berichtet^{81, 82}. Die Skizze war bisher nicht bekannt. Der heutige Besitzer⁸³ fand die Ölskizze zum Deckenfresko Enderles mit dem Thema ‚Anbetung der Hirten‘ auf einem Dachboden (Abb. 71, links). Er ließ das stark verschmutzte und gealterte (Firnis) Bild restaurieren. Im Zusammenhang damit wurde ihm angedeutet, daß die Arbeit mit größter Wahrscheinlichkeit aus der Tiepolo-Schule stamme (vgl. Schindler). Dies scheint den rechten Pfad in Zuordnungsfragen zu weisen auf dem Wege zur Würdigung dieser Kunstwerke.

77 Dasser, Enderle, 60: „Der späteste erhaltene Entwurf ist die Anbetung der Hirten, die in Oberndorf am Neckar 1778 ausgeführt wurde.“

78 Dasser, Enderle, 65, 91, 92

79 Dasser, Enderle, 61: „... Zudem verwendet Enderle einmal festgelegte Kompositionen für ein Thema immer wieder.“

80 Anm. (R. G. Weißenhorn): Die Darstellung in Oberndorf (12 Jahre vor Burgau/Enderle, 4 Jahre vor Wullenstetten/Konrad Huber) weicht in vielem von früheren und auch späteren Weihnachtsdarstellungen Enderles ab, sowohl von den vor Oberndorf liegenden, als auch von den später datierten Werken Enderles aus der Zeit nach Burgau.

81 R. G. Weißenhorn, *Chemie und Freskomalerei*, 27; vgl. Fußnoten 65–67.

82 R. G. Weißenhorn, Wien, 1997

83 Privatbesitz

Bei der Klärung noch offener Fragen könnte das ‚tertium comparationis‘ für ‚Allusionen‘ auf der Leitlinie zwischen den Niederlanden (Rubens), dem Süd-deutschen Raum, Venedig und Rom liegen, vor allem bei Johann Baptist Tiepolo und der Augsburger Schule. Quidquid id est certum est unum ad duum centum annorum post mortem >Johann Baptist Enderle<: Multa nos discere ad multos annos a magistris eo aequo nomine natu *Ioanne Baptisto* et Tiepolo et Gelb Enderleque magistris magnis septem artium liberalium⁸⁴.

84 Was auch immer ist, eines ist sicher im 200. Todesjahr von Johann Baptist Enderle: Wir können noch über viele Jahre hinweg vieles lernen von den Autoren mit den gleichen Vornamen Johannes Baptist, sowohl von Tiepolo als auch von Gelb und Enderle, den großen Lehrern der sieben freien Künste.

Die „*Stella musicae*“ des Benediktiners Veit Bild, // Eine spätmittelalterliche Musiklehre aus Augsburg

Thomas Röder und Theodor Wohnhaas

I

Wie bekannt, erfuhr das Schreiben als Lebensform und Lebensbewältigung am Augsburger Benediktinerkloster St. Ulrich und Afra im Laufe des 15. Jahrhunderts einen neuen Aufschwung. Der Titel einer Studie zu diesem Sachverhalt verweist darauf, daß bei einer Untersuchung dieser Schreibtätigkeit zwei Aspekte der Schreibtätigkeit sinnvollerweise zusammengehören: „Schriftsteller und Schreiber“ erzeugen Texte für die Klosterbibliothek und nehmen damit teil am Produktions- und Distributionsprozeß von Wissen¹. Nicht zuletzt sind Autoren wie Johannes Frank, der Annalist, und Wilhelm Wittwer, der Klosterchronist, in Erinnerung zu rufen, oder Abt Melchior von Stammheim, der Anreger zu vermehrter Schreibaktivität². Die wegen ihrer Qualität so herausragende Schreibkunst eines Leonhard Wagner mag als ein gewiß erstaunlicher, wenngleich in der Geschichte der liturgischen Handschriften nicht singulärer Fall eigenschöpferischer Retrospektive gelten.

Daneben erblühte in jener Zeit jedoch auch jenes Schreiben, das den Sinn der Versenkung in Text, Schreibstoff und Zeichen auf eigene „grenzüberschreitende“ Weise erfüllt: nicht mehr nur (ausschließlich) monastisches Tradieren, Umformen und Akkumulieren, sondern Austausch mit der Welt, mit homines letterarii außerhalb des Klosterbezirks: Briefe in alle Himmelsrichtungen.

Wenn es galt, den letztgenannten Schreibertypus für das Kloster Ulrich und Afra zu benennen, so war es immer Veit Bild (1481–1529), der hier einer

1 Nonnosus Bühler O.S.B., Die Schriftsteller und Schreiber des Benediktinerstiftes St. Ulrich und Afra in Augsburg während des Mittelalters. Diss. München 1915, Leipzig 1916.

2 Ebd., S. 48–50, 58–63.

Erwähnung für Wert geachtet wurde³. In der Tat hinterließ Veit Bild ein umfangreiches Korpus an Schriftstücken. Der weitaus größte Teil dieser Sammlung ist die Korrespondenz (Briefe und Gegenbriefe von 1517 an). Da Bild durch einen Teil dieses Schriftverkehrs sowie vornehmlich durch einige Adressaten als „Humanist“ ausgewiesen werden kann, steht die Briefsammlung an erster Stelle, wenn es Bilds literarische Tätigkeit zu beurteilen gilt⁴. In ihrem vollen Umfang freilich vereinigen diese in drei Teile gebundenen *Conscriptio-nes*, wie Bild sie nannte, verschiedene Textklassen⁵. Es finden sich, neben und zwischen den Briefen, religiöse und profane Gedichte, hagiographische Texte, aus dem Lateinischen übersetzte Predigttexte, mathematische Texte, astrologische Texte und weitere Texte, wie zum Beispiel Abhandlungen zum Sonnenuhrenbau⁶.

Unter Briefen und Gedichten fügte Bild ein Traktat über die Musik aus seiner Feder ein⁷. Es handelt sich hierbei um das Manuskript einer der drei Druckveröffentlichungen, die für den Udalrikanischen Konventualen namhaft

-
- 3 Zu Veit Bild ist nach wie vor grundlegend, wengleich in der Tendenz, Bild allzeit zu einem „echten“ Humanisten machen zu wollen, bedenklich: Alfred Schröder, *Der Humanist Veit Bild, Mönch bei St. Ulrich: Sein Leben und sein Briefwechsel*. In: *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg* 20, 1893, S. 173–227. Demnach studierte der aus Höchstädt/D. stammende Bild 1499–1500 in Ingolstadt (u.a. bei Jakob Locher und Johann Stabius), war zunächst Schreiber (bei St. Ulrich sowie an der Augsburger Kurie) und trat 1503 ins Kloster St. Ulrich und Afra ein; er verließ das Kloster nur 1511 für eine Fahrt nach Melk. Vgl. auch Andreas Bigelmair, *Veit Bild*. In: *Neue Deutsche Biographie* 2, Berlin 1955, S.235.
 - 4 Es sind über 600 Briefe erhalten, unter anderem an Otmar Nachtigall, Nikolaus Ellenbog, Jakob Locher, Konrad Peutingen, Willibald Pirckheimer, Johannes Ökolampadius. (Die Zahl aus: *Gelehrtes Schwaben. Wissenschaftler aus und in Bayerisch-Schwaben*. [Katalog zur] Ausstellung der Zentralbibliothek der Universität Augsburg 20. Dezember 1990 bis 2. Februar 1991, S. 19; Bigelmair [Anm. 3] gibt ca. 400 Briefe und ca. 170 Gegenbriefe an.) – Schröder (Anm. 3) gibt 318 Schreiben in Regestenform wieder (S. 191–218), dazu als Anhang 18 in extenso wiedergegebene Briefe (hrsg. von Beda Grundl, ebd., S. 218–227).
 - 5 Der handschriftliche Bestand an jenen Bildiana, die zum Ende des 18. Jahrhunderts vorhanden waren, sowie ein kleiner Lebensabriß des Autors findet sich in: Placidus Braun O.S.B., *Notitia historico-literaria de codicibus manuscriptis in bibliotheca [...] monasterii [...] ad SS. Udalricum et Afram extantibus*. Vol. IV, Augsburg 1793, S. 81–95.
 - 6 Sonnenuhrenbau war eine der gefragtesten Kompetenzen von Bild.
 - 7 Augsburg, Bistumsarchiv Hs. 81/I, f. 60r–79r. Vgl. die bibliographische Aufnahme im Répertoire international des sources musicales [RISM], Serie B, Bd. III³: M. Huglo und Chr. Meyer, *The Theory of Music: Manuscripts from the Carolingian Era up to c. 1500 in the Federal Republic of Germany*. Descriptive Catalogue. München 1986, S.4f.

zu machen sind⁸. Der codicologische Kontext des Traktats zeigt, daß die Schrift ursprünglich einen gänzlich selbständigen Status inne hatte; ihr Titelblatt liest sich folgendermaßen:

Stella musicae juvenibus a me aedita

Auf der Rückseite dieses Blattes wird Näheres zur Entstehungsgeschichte der Abhandlung mitgeteilt, und zwar in einer dem eigentlichen Traktat vorangestellten Notiz:

„Item 1507 16 die Janniarii scripsi infra signatam musicam, quam postea 1508 29 die marcii imprimi preordinavi.“

Wie die Schlußdatierung des Texts (f. 79r) ausweist, fertigte Bild den Text der *Stella musicae* zwischen dem 16. Januar und dem 2. Februar 1507 an; ein gutes Jahr später wurde das Büchlein bei Erhard Öglin und Jeorius Nadler fertiggestellt⁹. Dieser Druck ist das erste gedruckte Musiklehrbuch genuin Augsburger Provenienz und gehört überhaupt noch zu den ersten seiner Art¹⁰. Im Bereich der musikalischen Fachliteratur läßt sich die Augsburger Publikationsfolge klar gliedern: erst einige Zeit nach der *Stella musicae* folgen zwei Drucke, die sich der Musiktheorie im engeren Sinn, nämlich der spekulativen Anschauung, widmen¹¹:

1515 Johannes Foeniseca (Mader), *Opera* [darin eine *Musica Boetius*]¹².

1516 Johannes Aventinus (Turmair), *Musicae rudimenta*¹³.

8 Als weitere Druckveröffentlichungen Bilds zählen (nach dem Katalog 1990, S.20 [s. Anm. 4]) die Herausgabe von: Berno Augiensis: Das Leben, verdienen und wunderwerck der hailigen Augspurger Bistumbs bischoffen, sant Ulrichs und Symprechts [...], Augsburg 1516, sowie die Streitschrift Grund unnd Schriftliche anzaygungen auß hailiger geschrift des aynigen Artickel halber unnsers glaubens. Augsburg 1525.

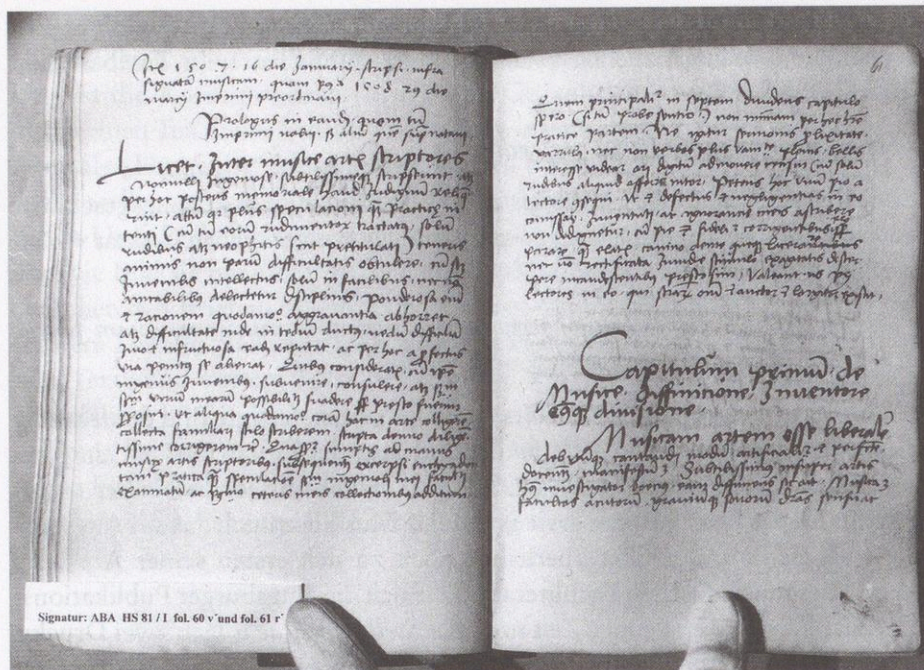
9 Angaben des Kolophons.

10 Bei dem ersten in Augsburg gedruckten Musiklehrbuch handelt es sich um den Nachdruck des 1496 in Basel bei Michael Furter herausgekommenen und mehrfach nachgedruckten *Lelium musicae planae* von Michael Keinspeck (Froschauer 1498).

11 Zuvor erschien bei Erhard Öglin der weitere Nachdruck einer Basler Publikation, nämlich der instrumentenkundlich bedeutenden *Musica getutscht* von Sebastian Virdung (1511; die Erstveröffentlichung erfolgte im selben Jahr bei Michael Furter).

12 *Opera Ioannis Foenisecae Augustani haec in se habent. Quadratum sapientiae continens in se septem artes liberales veterum. Circulos bibliae IIII. in quibus metaphysica mosaica. Commentaria horum. Ad haec libri rubrica inferius signati: necessarii sunt. Sermo grammatica [...] musica Boetius [...].*

13 Eine Neuauflage liegt vor unter dem Titel: Johannes Turmair genannt Aventinus, *Musicae Rudimenta*: das ist: Anfangsgründe der Musik. Im Faksimile hg. und ins Deutsche übertragen, mit Anmerkungen und Nachwort von Michael Bernhard. Tutzing 1980.



Signatur: ABA HS 81 / I fol. 60 v' und fol. 61 r'

Abb. a: Veit Bild, *Conscriptiones*: erste Fassung des Vorworts zur *Stella musicae* (ABA HS 81/1, f. 60v und 61r).

Der Drucker dieser beiden Schriften, Johannes Miller, ist für sein anspruchsvolles Programm bekannt, und auch die beiden Traktate zielen auf eine sprachlich-philosophisch interessierte Leserschaft (für die *Opera* des Foeniseca kommen in Augsburg erstmals hebräische Lettern zur Verwendung). Nach der Umbruchszeit zeigt es sich dann, daß das im deutschen Sprachbereich nunmehr dominierende musikpädagogische Programm der städtischen Lateinschulen reformatorischer Provenienz sich auch im Programm der Augsburger Drucker niederschlägt – oder besser, eines einzigen Druckers, Heinrich Steiner. Dieser druckte einen bestens eingeführten Autor mehrfach: die *Rudimenta Musicae* des Magisters Nikolaus Listenius sowie ihre umgearbeitete Version (unter dem Titel *Musica*), die zwischen 1535 und 1540 zusammen siebenmal unter die Presse kamen¹⁴. Nur ein einziger Autor aus dem altkirchlichen Be-

14 Die *Rudimenta* erschienen erstmals 1533 bei Rhaw in Wittenberg. Steiner druckte sie alljährlich von 1535 bis 1538 und nochmals 1540; die *Musica* 1537 und 1538.

reich, nämlich der in Salzburg wirkende Johannes Stomius, veröffentlichte 1537 bei Uhart seine *Instructio ad musicen*. Stomius' Büchlein hat, wie die *Stella musicae* von Veit Bild, den korrekten Umgang mit dem einstimmigen liturgischen Gesang zum Ziel und schließt nicht, wie die protestantischen Kantoren-Lehrwerke, die Behandlung der mehrstimmigen Musik mit ein.

II

Die Vermittlung musikalischer Kenntnisse und Fertigkeiten war fester Bestandteil eines jeden gehobenen Unterrichts in christlicher Tradition. Im Hinblick auf die Klöster, die der Melker Reform nahestanden, ist jedoch zunächst eine gewisse Zurücknahme der Musikpflege zu vermuten¹⁵. Wie die musikalischen und schulischen Verhältnisse in St. Ulrich und Afra im 15. Jahrhundert waren, ist nicht bekannt¹⁶. Der Klosterchronist Wilhelm Wittwer berichtet immerhin von einem sieben- oder achtjährigen Knaben namens Leo, der 1485 dem Kloster anvertraut wurde und eine erstaunliche Begabung zur Musik gehabt hatte. Er lernte die *fistula* (Flöte oder Schalmei) sowie Tasteninstrumente (Clavichord und Orgel); auf Grund der letztgenannten Fertigkeit war er instande, die notwendige Unterstützung zur Liturgie zu geben¹⁷.

Veit Bild lehrte wahrscheinlich, wie es üblich war, Grammatik und Musik und unterrichtete die Älteren darüber hinaus in Philosophie und Theologie; er galt, wie der Klosterbibliothekar Placidus Braun gegen Ende des 18. Jahrhun-

15 Nach Joachim Angerer war „totaler Verzicht auf Mehrstimmigkeit, Orgelspiel und Beteiligung der Knaben und weltlichen Sänger beim Gottesdienst“ das musikalische Ideal der Melker Reform. Die liturgisch-musikalische Erneuerung der Melker Reform. Studien zur Erforschung der Musikpraxis in den Benediktinerklöstern des 15. Jahrhunderts. Wien 1974 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Sitzungsberichte 287, 5. Abhandlung, Veröffentlichungen der Kommission für Musikforschung 15), S.105.

16 Paul Joachimsen, Augsburgs Schulmeister in vier Jahrhunderten. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg 23, 1896, S. 177–247, insbesondere S. 180 f. Zweifellos besteht auf diesem Gebiet noch weiterer Forschungsbedarf.

17 Er lernte, „ita ut omnia potuit cantare in organis, que choro nostro fuerunt necessaria ...“. Die Pointe der von Wittwer erzählten Geschichte zielt darauf hin, daß der Knabe, trotz einer gewissen intellektuellen Beschränkung, und deshalb wohl gerade aufgrund seiner musikalischen Fähigkeiten, im Kloster behalten (und 1494 in den Konvent aufgenommen) wurde. – Fr. Wilhelmi Wittwer Catalogus Abbatum monasterii SS. Udalrici et Afrae Augustensis. Hrsg. von A. Steichele. In: Archiv für die Geschichte des Bistums Augsburg 3, 1860, S. 323.

derts vermerkt, offenbar als „*musicus expertus*“¹⁸. Dieses posthume Urteil über Bild bedarf indessen einer genaueren Würdigung, die hier ansatzweise und vorläufig erfolgen soll¹⁹. Placidus Braun urteilte sicherlich nach den schriftlichen Hinterlassenschaften; hierzu gehören die hier im Mittelpunkt stehende *Stella musicae* sowie eine weitere, kürzer gefaßte Lehrschrift zur Musik²⁰. Ferner ist eine kleine Abhandlung zur Monochord-Teilung überliefert²¹.

Wir sollten uns unter Bild jedoch wohl nicht jenen von der Muse geküßten tonkünstlernden Mönch vorstellen, einen Typus, wie er zweihundert Jahre später durch den Oberfranken Valentin Rathgeber (1682–1750) repräsentiert wird²². Was nämlich die schöpferische Seite betrifft, so fühlte sich Bild, wie es scheint, durchaus unsicher. Denn als es 1507 um die Musikalisierung der von ihm gedichteten *Historia S. Hieronymi* ging, ersuchte er Johannes Ziegler darum, daß dieser ihm die *Historia* in Noten setzen möge²³. Bild kam vielmehr von der Seite der universitären Bildung in den Fächern der sieben *artes liberales*. Musik hatte hier ihren Platz unter den mathematischen Fächern Arithmetik, Geometrie und Astronomie; ihr Hauptgegenstand war die Demonstration

18 Braun (Anm. 5), S. 95 („*musicus*“ = griechischer Genetiv Singular).

19 Veit Bilds geistige Welt bestand offenbar aus einer komplexen Gemengelage, durchaus entsprechend der Epoche. Dem ist methodisch nicht, wie es bislang zu beobachten ist, mit einer Optik, die vornehmlich auf den „humanistischen“ Anteil fokussiert ist, beizukommen. Hierzu neuerdings: Klaus Graf, Ordensreform und Literatur in Augsburg während des 15. Jahrhunderts. In: J. Janota und W. Williams-Krapp (Hrsg.), *Literarisches Leben in Augsburg während des 15. Jahrhunderts*. Tübingen 1995, S. 100–159.

20 Diese Abhandlung existiert in zwei Varianten: Augsburg, Bistumsarchiv Hs. 81/II, f. 71v–73v (RISM [siehe Anm. 7] S. 5) sowie Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek 8° Cod. 103 (RISM, S. 8 f.). Auf diese Schrift wird weiter unten eingegangen.

21 Augsburg, Bistumsarchiv Hs. 81/II, f. 1 (RISM [siehe Anm. 7], S. 5) sowie Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek 8° Cod. 207, f. 254v–255 (RISM S. 5 f.). Ein weiteres Manuskript aus dem Besitz von Veit Bild, welches *Musicalia* enthält (Staats- und Stadtbibliothek 8° Cod. 100; RISM S. 8), harret noch der Untersuchung.

22 Eine Kunstreise brachte Rathgeber bekanntlich nach Augsburg, wo er unter vielem andern zwei Bände („Trachten“) des volkstümlichen Ohren-vergnügenden und Gemüth-ergötzenden *Tafel-Confect* (1733, 1737) herausbrachte.

23 Vgl. Schröder (Anm. 3), S. 192 f. (Nr. 9 und 12). – Dieses Hieronymus-Offizium wurde 1508, zum Fest des Heiligen, erstmals gesungen. Siehe auch Karlheinz Schlager und Theodor Wohnhaas, *Eine Offizien-Ausgabe von 1512*. In: *Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistums-geschichte e. V.* 29, 1995, S. 292–316, hier S. 295. – Bei Johannes Ziegler handelt es sich möglicherweise um jenen ehemaligen Konventualen, den Wilhelm Wittwer im Jahr 1495 geradezu als „*inimicus*“ des Klosters beschreibt. Vgl. Wittwer (siehe Anm. 17), S. 375–379. Bild ver-spricht im zweiten Brief nun auch, daß er nie verraten werde, von wem die Noten stammen.

von Zahlenverhältnissen, von Proportionen²⁴. Freilich dürfte dies nur die eine Seite von Bilds musikalischer Bildung gewesen sein. Mit Sicherheit hatte er ebenso Berührung mit jener Fachrichtung, die auf die praktische Unterweisung von jungen, brauchbaren Chorsängern zielte. Seit Guido von Arezzo, seit dem 11. Jahrhundert also, ist zu beobachten, daß die Rationalisierung, die Verfeinerung der Methoden, mit denen jenes Ziel den Schülern zu vermitteln ist, ein Eigengewicht bekommt. Hierdurch wird der genuin „theoretische“ Aspekt zum Ballast; die traditionelle Einbindung der Musik in die Vierergruppe der mathematischen Fächer war allenfalls im Rahmen der höheren Studien gegeben.

Es kann allerdings kaum schlüssig nachgewiesen werden, daß der praktische Musikunterricht, entsprechend der Methodik, jemals wirklich befriedigende Ergebnisse gezeitigt hätte, und auch Veit Bild spielt auf ungute kirchenmusikalische Verhältnisse an, wie noch zu zeigen ist. Vor solchem Hintergrund ist jedenfalls die oben angedeutete Erwähnung des begabten Leo, die Wittwer in seine Chronik einfließt, durchaus verständlich: hier war ein Naturtalent, dem es leicht fiel, das Unterrichtsziel zu erreichen. Denn Leo war offenbar unter anderem imstande, jedweden Gesang, der von der Gasse herauftönte, analytisch zu erfassen und einer bestimmten Tonart zuzuordnen²⁵.

III

In der ersten Version seines Vorworts zur *Stella musicae* zeigt sich Bild als ein ganz der Ausbildung junger Menschen verpflichteter Autor²⁶. Explizit spricht er an, wovon er seine Adressaten bewahren möchte: vor Belastungen und Schwierigkeiten, welche die Behandlung der *musica speculativa* mit sich brächte, und vor allem vor dem Etikettenschwindel, den andere Autoren betreiben, indem sie solche schwierigen Stoffe in Schriften behandelten, die an

24 Vgl. etwa die Einleitung zu: *Fundamentals of Music* [Anicius Manlius Severinus Boethius, *De institutione musica*]. [Ins Englische] übers. von Calvin M. Bower. Hrsg. von Claude V. Palisca. New Haven/London 1989.

25 „... *quando audivit aliquos cantare in platea carmen seculare et interrogatus fuit ab aliquo, cuius toni? dixit: primi, secundi, tercii etc., et hoc veraciter probavit et artificialiter.*“ Wittwer (Anm. 17), S. 323.

26 Das erste, nicht zum Druck gelangte Vorwort ist zusammen mit dem Text der *Stella musicae* in Veit Bilds *Conscriptioes* (Anm. 7) erhalten (I, fol. 60v; vgl. Abb. 1).

Neulinge gerichtet seien²⁷. Also bemüht sich Bild, einiges, was er „gewissermaßen unter diesem Aspekt in dieser ars gesammelt“ hatte, „in verständlichem Stil aufzuschreiben“²⁸. Der folgende Satz zeigt ein wenig von den Problemen, die dem gewissenhaften Veit Bild zu schaffen machen: denn ein gänzlich aufs Praktische ausgerichtetes „Enchiridion“ (Handbuch) zu schreiben, kann er sich nicht recht entschließen. Er nahm also „die Schriftsteller der ars musica zur Hand“ und prüfte sie „ebenso auf Praktisches wie auf Spekulatives“²⁹. Gleichwohl überwiegt die praktische Unterweisung (sofern eine solche auf dem Weg des Traktats überhaupt vermittelbar ist), und nur die Siebenzahl der Kapitel könnte an den Ort der *musica* im Rahmen der Sieben freien Künste erinnern³⁰:

- I Von der Definition, Erfindung und Einteilung der Musik
- II Von den Tonstufen insgesamt („*claves*“)
- III Von den Tonstufen-Qualitäten gemäß der Hexachord-Ordnung („*voices*“)
- IV Von den Transpositions-Sklaen („*cantus*“)
- V Von der Praxis des Tonsilben-Gesangs („*mutationes*“)
- VI Von den Intervallen („*modi*“)
- VII Von den Tonarten („*toni*“)

Die einleuchtende und weit verbreitete Darstellungs- und Lehrmethode führt von der Demonstration des gesamten zur Verfügung stehenden Tonraums (Kap. II–IV) zu dessen „Eroberung“ im gesangspraktischen Vollzug, und zwar mittels der traditionellen sechs Hexachord-Tonsilben (*ut-re-mi-fa-sol-la*; Halbtonschritt zwischen *mi* und *fa*). Es folgt die Lehre von den musikalischen Intervallen, die eigentlich auf Vorkenntnisse der *ars musica* aufbaut. Schließlich vermittelt Bild im letzten Kapitel die für den richtigen und verständnisvollen Vortrag des *cantus gregorianus* notwendige Bekanntschaft mit

27 „Licet, Inter musice artis scriptores nonnulli ingeniose subtilissimeque scripserint atque per hoc posteris memoriale haud indignum relinquerint, attamen quia plus speculationi, quam practicae intenti (cum tamen eorum rudimentorum tractatus solum rudibus atque neophitis sint pretitulati) teneris animis non parum difficultatis obtulere [i. e. -runt]. Cum scilicet juvenilis intellectus, solum in facilibus, necnon am[i]cabilibus delectetur disciplinis, ponderosa eum et rationem quodammodo aggravantia abhorret atque, difficultate inde in tedium ductus, nedum difficilima imo et infructuosa eadem reputat, ac per hoc a perfectus via penitus se alienat.“

28 „... aliqua quodammodo coram hac in arte colligerem collecta familiari stilo scriberem.“

29 „Quapropter, sumptis ad manus musicae artis scriptoribus, subsequentem [!] excersi enchiridion tam pra[c]tica quam speculatione secundum ingenio mei facultatem examinatum...“

30 „Quem [!] principaliter in septem dividens capitulo [!] spero (si tamen probe sentio) non minimam per hec habere pra[c]tice partem.“

den Tonarten. Dies erfolgt in der Form eines kleinen, rudimentären Tonars, also einer geordneten Folge von kurz zitierten Musterbeispielen. Es handelt sich hiermit um einen kurzen Lehrgang, der zum praktischen Verständnis des *cantus planus*, des einstimmigen, liturgischen Gesangs führt. Gänzlich ausgeblendet ist dabei der mehrstimmige, zeitmessende Notenwerte verwendende *cantus mensurabilis* oder *figuratus*.

In dem die Druckausgabe einleitenden Vorwort versucht Veit Bild, den bereits im handschriftlichen Prolog angeklungenen Gedanken zu erweitern, daß nämlich ein struktureller Mißstand ihn zur Abfassung der *Stella musicae* motiviert habe. Hier ist es nun nicht allein die Überforderung der Schüler und Chorknaben im Elementarunterricht, sondern auch das im Gottesdienst wahrnehmbare Resultat: die „verletzten Ohren der Gläubigen“³¹.

Bevor der eigentliche Traktat beginnt, fügt Bild noch, zum Beschluß des Prologs, ein traditionelles Lob der Musik ein, das hier jedoch nicht, wie bei bildungsbeftissenen Autoren, anhand von vielerlei Belegstellen aus dem heidnischen und christlichen Altertum ausgeschmückt wird. Vielmehr greift er auf die gängigen Formeln der therapeutischen Wirkung von Musik zurück und verzichtet auf konkrete Beispiele, wie die bekannten Geschichten von Orpheus, David und Saul, Timotheus und Alexander oder anderen. Bild löst also bereits im Vorwort sein Programm ein, auf schnörkellose Weise in die Musik einzuführen. Im folgenden soll nun auf die einzelnen Kapitel kurz eingegangen werden.

IV

Die klassifizierende Einteilung der Musik konnte um 1500 zu komplizierten Schemata führen, welche sich als Summe des in den Jahrhunderten zuvor aufgewandten Scharfsinns verstehen lassen³². Bild greift in seiner „einfachen“ Ein-

31 „... statui vobis vera eiusdem artis principia per familiarem stilum tradere, non presumens hac in arte doctos informare, imo solum vobis qui eisdem carentes veris principis in dies sacris in officiis errores comittitis / piisque audientium aures per tantam vocum dissonantiam non parum offenditis.“

32 So fächert etwa Nicolaus Wollick die Musik folgendermaßen auf (allerdings nicht „symmetrisch“): naturalis / artificialis; naturalis: humana / coelestis (mundana), artificialis: instrumentalis / vocalis; vocalis: vulgaris / regulata; vocalis regulata: simplex / mensuralis; mensuralis: vera / ficta. – Vgl. Die Musica Gregoriana des Nicolaus Wollick: Opus aureum, Köln 1501, pars I/II. Hrsg. von K. W. Niemöller. Köln und Krefeld 1955 (Beiträge zur rheinischen Musikgeschichte 11), S. 11–13.

teilung auf zwei Autoritäten zurück, von denen er eine, nämlich den spätantiken Philosophen Boethius, namentlich erwähnt. Die seit Boethius bekannte Dreiteilung *Musica mundana / humana / instrumentalis* wird unangefochten übernommen³³. Die *musica instrumentalis* wird wiederum eingeteilt in (*musica*) *rhythmica*, *metrica* und *harmonica*. Diese letztgenannte, weitere Dreiteilung geht auf einen Zeitgenossen des Boethius zurück, auf Cassiodor, der wie Boethius im 6. Jahrhundert wirkte³⁴.

Doch zuvor heißt es lapidar: „Daß Musik eine freie Kunst ist, welche die geziemende Art und Weise des Singens kunstvoll und vollendet lehrt, liegt auf der Hand“³⁵. Diese Definition biegt programmatisch die Überlieferung dem Zweck der *Stella musicae* entsprechend zurecht. Die Implikationen der *ars liberalis*, der „freien Kunst“, das heißt: die Teilhabe am System der sieben *artes*, wird ignoriert und auf die bloße Nennung reduziert. Anstelle dessen schleicht sich verdeckt jene andere Definition ein, die auch im Schrifttum von Bilds Zeit überaus beliebt war und die bis auf Augustinus zurückgeht. Dieser formulierte: „Die Musik ist das Wissen vom guten Singen“ („*Musica est ars bene modulandi*“)³⁶. Bei Bild finden sich alle Bestandteile wieder: „*debitum modum cantandi*“ zeigt, daß das Augustinische „*modulare*“ auf das Maß verweist, das Geordnete, welches der Gesang, als kulturelle Tätigkeit verstanden, zur Voraussetzung hat. Das „*bene*“ wird zum „*artificialiter et perfecte*“ gesteigert, der schlichte ursprüngliche Sinn verliert ein wenig seine moralische „Wärme“. Schließlich wird die „*scientia*“ bei Augustinus durch die „*artes liberales*“ vertreten. Als ob ihm diese eigene Umformung nicht ganz seriös wäre, beeilt sich Veit Bild, eine Definition nachzuliefern, die wörtlich auf Boethius zurückgeht und sozusagen Standard ist: „Die Musik ist die Fähigkeit, die Unterschiede hoher und tiefer Töne zu erwägen, und zwar mit Hilfe der Sinne wie der Vernunft“³⁷. Auch bei anderen Autoren der Zeit ist zu beobachten, daß die *artes-*

33 *Musica mundana*: die „Sphärenharmonie“, die Harmonie der zyklischen Prozesse in der Natur; *musica humana*: die Beziehung zwischen Körper und Seele; *musica instrumentalis*: die Musik im heutigen Sinn.

34 Gerhard Pietzsch, *Die Klassifikation der Musik von Boethius bis Vgolino von Orvieto*. Halle 1929, Nachdruck Tübingen 1968, S. 51 f.

35 „*Musicam, artem esse liberalem, debitumque cantandi modum, artificialiter et perfecte docentem, manifestum est.*“

36 *Bibliothèque Augustinienne*. *Œuvres de Saint Augustin*. Hrsg. von G. Finaert und F.-J. Thonnard. Paris 1947. – 1, VII. 4: *La Musique*, S. 24.

37 „*Musica est facultas, acutorum, graviumque sonorum, differentias sensu ac ratione perpendens.*“ – *Anicii Manlii Torquati Severini Boetii De institutione musica libri quinque*. Hrsg. von G. Friedlein. Leipzig 1867, Neudruck Frankfurt/M. 1966, S. 352; dort heißt es allerdings statt „*Musica est...*“: „*Armonica est...*“.

Tradition und der praktische Endzweck der Musik in einen definitiven Zusammenhang gebracht werden³⁸.

Die lakonische Kürze, mit der Bild zum Ziel, nämlich zum eigentlichen „Lehrgang“ kommen will, spiegelt sich auch in der aufs Notwendigste reduzierten Liste der Musik-„inventores“. Mit Tubal, Pythagoras und Boethius nennt er in perfekter Ausgewogenheit Vertreter des jüdischen, griechischen und römischen Altertums. Die christliche Tradition (zu nennen wären etwa Gregor der Große oder Guido von Arezzo) wird nicht genannt; sie ist ja Gegenstand des Büchleins. Hingegen tradiert Bild noch ein typisches mittelalterliches etymologisches Stereotyp: daß „Musik“ sich von einem „*mois grece*“, einem griechischen Begriff „*mois*“ = „Wasser“ herleiten soll. Seine allzu kurze Einlassung hierzu („gleichsam eine Wissenschaft, die beim Wasser erfunden wurde“) deutet, wie anderes in diesem Traktat, darauf hin, daß mündliche Unterweisung die Grundlage des Unterrichts war³⁹. Wie sonst könnte eine Brücke zwischen den Begriffen geschlagen werden?

Auf die mündliche Unterweisung bezieht sich auch das Folgende, das sachlich nicht mehr in das erste Kapitel mit einbezogen werden dürfte: die Darstellung der verfügbaren Tonstufen und ihrer Benennung, und zwar abgebildet auf einer Handinnenfläche („Guidonische Hand“) sowie einer Tabelle des aus 20 Stufen bestehenden Tonraums⁴⁰. Dem im Vorwort dargelegten Programm entsprechend, verzichtet Bild auf die Herleitung der Tonstufen, die „auf der Hand“ repräsentiert sind. Diese Herleitung erfolgte nämlich traditionell mit der eingehenden Beschreibung der harmonisch-proportionalen Saitenteilung auf dem Monochord. Dieses abkürzende Vorgehen ist nicht singulär; es findet sich beispielsweise bereits in einer Handschrift, die um 1405 an St. Ulrich und Afra entstand⁴¹.

38 Gewöhnlich jedoch unverbunden, wie zum Beispiel bei Nicolaus Wollick, *Opus aureum*, S. 11 (wie Anm. 32): „*Musica est liberalis ars harmoniae ex sonorum, vocum modorum tonorumque divisionibus regulariter ac modulative resultans. Aut dicitur recte cantandi scientia.*“

39 „*Musica ... quasi scientia apud aquam inventa dicitur.*“

40 Hinsichtlich „Guidonischer Hände“ bietet reiches Anschauungsmaterial: Joseph Smits van Waesberghe, *Musikerziehung: Lehre und Theorie der Musik im Mittelalter*. Leipzig 1969 (Musikgeschichte in Bildern, III/3), S. 116–143. – Bemerkenswert an Veit Bilds nachfolgendem Schema ist die Wiedergabe der Tonstufe Gamma-ut (unser heutiges G) mit Y-ut (so auch im folgenden Text sowie in der handschriftlichen Version). Dies deutet auf gewisse Schwierigkeiten mit der griechischen Schrift (Verwechslung von „G grecum“ mit „I grecum“?), auf mündliche Tradierung und/oder auf die Abhängigkeit von einer spezifischen Vorlage (hierzu Anm. 57).

41 „*Ex quo omnes universasque regulas ipsius musicae addiscere nequeant*“ in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Clm. 4382; vgl. RISM (siehe Anm. 7), S. 87 f.

Die für die Praxis notwendigen Erklärungen zu Hand und Tonraum erfolgen in den anschließenden kurzen Kapiteln (II–V), welche durchaus dem in diesem Zusammenhang Üblichen entsprechen. Im sechsten Kapitel, das von den Intervallen handelt, wählt Bild jedoch eine vom Gängigen etwas abweichende Darstellung, auf die im folgenden kurz eingegangen werden soll.

Er schließt sich jener späten und kleinen Gruppe von Fachautoren an, die nicht weniger als 15 *modi* (wie die Sukzessivintervalle häufig genannt werden) in einer Oktave unterbringen⁴². In diesem Vorgehen, das bis zur Vorstellung der faktisch niemals verwendeten verminderten Oktave geht, verläßt Bild den Weg des praxisbezogenen Lehrens. Doch fügt er den systematisch vom Einklang zur Oktave fortschreitenden Einzelbeschreibungen den praktischen Stellenwert des betreffenden Intervalls hinzu: sie sind „gebräuchlich“, „ungebräuchlich“ oder „verboten“⁴³. Diese Einteilung findet sich anschließend nochmals als Gliederungskriterium einer Tabelle.

An dieser Stelle tritt nun doch der Konflikt des Gelehrten zu Tage, der ganz um die Ausbildung seiner Schützlinge besorgt ist: er will ein wenig vom quadrivialen Lehrstoff retten, zugleich jedoch, so nebenbei, seine eigene Kompetenz unterstreichen (obschon er in Parenthese einen Bescheidenheits-Topos einfügt). Bild versichert nochmals, daß dies ein Lehrbuch für Knaben sei, daß jedoch durch die Kenntnis der wichtigsten Intervall-Proportionen das Ziel, sich schnell mit „Höherem“ zu beschäftigen, unterstützt werde⁴⁴. Ob dieses „Hörere“ („*altiora*“) nun noch das Fach der Musik betraf, die Mathematik oder die eigentlich im Vordergrund stehenden sprachlichen Fächer bedeutet, sei dahingestellt. Vielleicht fühlte sich Bild, im Gedenken an den eigenen universitären Bildungsgang, der Vorstellung eines nicht hintergehbaren, aus den Sieben freien Künsten hergeleiteten Allgemeinwissens verpflichtet. Zu diesem Allgemeinwissen gehörte eben auch das konkrete, und sei es noch so rudimentäre, Wissen um die Zahlenproportionen, die auf die grundlegenden

42 Folgende Intervalle (k = klein, ü = übermäßig, v = vermindert): 1, k2, 2, k3, 3, 4, ü4, v5, 5, k6, 6, k7, 7, v8, 8. – 15 Intervalle lehren zum Beispiel Nicolaus Wollick (s. Anm. 32) oder Johannes Cochlaeus (*Tetrachordum musices*, zuerst um 1501 gedruckt, vgl. den Nachdruck der Ausgabe Nürnberg 1512, Hildesheim 1971).

43 „*Sunt autem tam usitati quam inusitati atque prohibiti 15 modi.*“

44 „*Ne denique omnino mea theorie indagacione alienare videar deliberavi, quorundam proportionum modorum principalium adiungere hac sola ex causa, ut iuvenilis per eas animus subtilius excitatus ad alciora se eo cicius conferat non enim absoluta ignorancia (cum tamen me ignarum esse non denego) neque monachordi positionem neque proportionum determinaciones omisi. Immo ut prologi ascriptioni ubi me solum puerilia puerilibus tradere asserui satisfacerem.*“

konsonanten musikalischen Intervalle zu beziehen sind und in denen sich die zahlhaft-göttliche Ordnung der Musik widerspiegelt.

Mit dem siebten Kapitel, „*de tonis*“, betritt Veit Bild schließlich das Gebiet der Tonarten und der Psalmtöne. Er folgt in der reihenden Anordnung dem Vorgehen anderer Autoren. Bild verzichtet auf eine deutliche Rubrizierung der folgenden Abschnitte; dies mag wieder auf die Bedeutung, die der mündliche Unterricht spielt, verweisen. Zunächst werden die überkommenen acht Kirchentonarten beschrieben, sodann die Antiphon-Differenzen⁴⁵. Es folgt, gleichsam als Einschub, eine knappe Darstellung der beiden Tonstufen, die in den einzelnen Kirchentonarten die Hauptrolle spielen⁴⁶. Danach schließt sich die Reihe der Psalmtön-Differenzen an, sodann die „deklinablen“ und „indeklinablen“ (zäsurlosen) Mittelteile der Psalmtöne und zu guter Letzt die Psalmtön-Anfänge, die Initien⁴⁷. Daß also mit den Anfängen der Gesänge die Darstellung beschlossen wird, hat seinen Grund wohl darin, daß das Ende eines Gesangs die Tonart definiert und damit, mit dem Bestimmenden, begonnen wird⁴⁸.

Wie erwähnt, ist diese Reihenfolge auch in anderen Lehrbüchern bereits eingeführt, doch häufig in einzelne Kapitel aufgeteilt und dementsprechend überschrieben. Die Vorstellung von modellhaften, nach Tonarten oder „Tönen“ geordneten Modellbeispielen, die Form eines „Kurz-Tonars“ also, führt in die Praxis und erklärt hiermit das Vorangegangene zur Vorbereitung. Auch hier liegt nahe, daß Veit Bild von vorneherein unbedingt mit mündlicher Unterweisung rechnet; wie sonst sollte ein Schüler die Reihe der Hauptbeispiele benennen (Psalm-Tenor mit *Finalis*, dasselbe mit *Mediatio*, fallweise ein Antiphon-*Initium*, schließlich jeweils die *Intonatio* der *psalmi maiores: Magnificat* und *Benedictus Dominus Deus Israel*).

45 Differenzen sind die vom ursprünglichen Schluß eines Gesangs differierenden Tonfolgen, mit deren Hilfe zu einem anderen Gesang passend übergeleitet werden kann.

46 Angegeben sind *Finalis* und die sogenannte *Repercussio*. Bild versteht die „Töne“, so die vorangestellte Beischrift, ausschließlich als Schemata des liturgischen Gesangs: „*Predictorum vero euouae facilis recommendatio in subsequentibus constat versibus.*“ („*Euouae*“ ist die Kurzformel für den Schluß der Doxologie.)

47 Im Druck sind hier die Seiten vertauscht; der die Psalmtön-Reihe einleitende Passus „*Restat adhuc iuvenes amantissimi*“ müßte auf der linken (*verso*-) Seite unten beginnen.

48 Die Standard-Definition der Tonart, die bis ins 10./11. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist, findet sich nicht nur bei Bild (hier nach der *Stella musicae*): „*Tonus ... est regula cantus regularis cursum naturalem in fine determinans.*“

V

Auf welche Vorlagen Veit Bild bei der Abfassung seiner *Stella musicae* zurückgreifen konnte, ist nicht deutlich erkennbar. Die Bibliothek von St. Ulrich und Afra besaß die fünf Bücher *De Institutione musica* des Boethius; die betreffende Handschrift gehört zum ältesten Bestand⁴⁹. Aus etwas späterer Zeit stammt eine Sammelhandschrift mit Musiktheoretica, darunter vier Traktate des Guido von Arezzo, der sogenannte „*Dialogus Oddonis*“ sowie die Musiklehre des Theogerus von St. Georgen⁵⁰. Ferner sind als ehemaliger Klosterbesitz nachweisbar eine fälschlicherweise Guido zugeschriebene „*Summula*“ (Mitte 14. Jh.) sowie zwei weitere Traktate, darunter eine fälschlicherweise Johannis de Muris zugeschriebene Musiklehre (15. Jh.)⁵¹. Schließlich dürfte zu Veit Bilds Zeit noch der in Versen abgefaßte Traktat *Flores musicae* von Hugo Spechtshart vorhanden gewesen sein⁵².

Um es vorweg zu nehmen: es ist recht wahrscheinlich, daß sich Veit Bild bei keiner der ehrwürdigen älteren, aber auch nicht der neueren Schriften bedient hat. Dies legt zumindest ein Vergleich signifikanter Sentenzen (Definitionen, Metaphern) nahe. (Dieses Vorgehen wird indes dadurch ein wenig erschwert, daß Bild öfters auf solche griffig formulierten Erklärungen überhaupt ver-

-
- 49 Wolfenbüttel Cod. 72 Gudianus lat., frühes 11. Jh.; die Handschrift (mit dem Besitzvermerk des ersten Abts von St. Afra, Reginaldus) enthält überdies eine *Musica und Scolica Enchiridias*. Vgl. Norbert Hörberg, *Libri Sanctae Aefrae*: St. Ulrich und Afra zu Augsburg im 11. und 12. Jahrhundert nach Zeugnissen der Klosterbibliothek. Göttingen 1983 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 74), S. 132–135 beziehungsweise ders., *Genius Loci*: Aus dem geistigen Erbe der Benediktiner von St. Ulrich und Afra. Augsburg 1985 (Akademie-Publikation 74), S. 29f., S. 10 (Abbildung). Inhaltsverzeichnis in RISM (siehe Anm. 7), S. 210f.
- 50 Wolfenbüttel Cod. 334 Gudianus lat., aus der Zeit von Abt Udalschalk (12. Jh.). Vgl. N. Hörberg, *Libri Sanctae Aefrae* (Anm. 49), S. 141–152, sowie ders., *Genius Loci* (Anm. 49), S. 30–34 (mit Abbildungen). Ein Inhaltsverzeichnis findet sich auch in: *Aribonis De musica*. Hrsg. von J. Smits van Waesberghe. Rom 1951 (*Corpus Scriptorum de Musica* 2), S. XI–XIII sowie in RISM (siehe Anm. 7), S. 212–217.
- 51 Neuausgabe der *Summula*: E. Vetter, Buren 1988 (*Divitiae musicae artis* A. 8a). – Die beiden anderen Texte befinden sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München: zum einen die unter Anm. 41 erwähnte Schrift sowie: „*Pro presenti opusculi videlicet artis musicalis*“, Bayerische Staatsbibliothek München, in Clm. 4387; hierzu D. von Bartha, *Studien zum musikalischen Schrifttum des 15. Jahrhunderts*. In: *Archiv für Musikforschung* 1, 1936, S. 67–82 und 176–199 sowie RISM (siehe Anm. 7), S. 88–90.
- 52 Placidus Braun führt in seinem Katalog die *Flores musicae* in der Ausgabe Straßburg 1488 auf: *Notitia historico-litteraria de libris ab artis typographicae inventione usque ad annum MD impressis: in bibliothica ad SS Udalricum et Afram Augustae extantibus*. [...] Augsburg 1789, S. 160.

zichtet.) Daß er zur Definition der Musik und der Intervalle jeweils Boethius zitiert, kann ebenso gut auf seine während des Ingolstädter Studiums getätigten Mitschriften oder memorierten Leitsätze zurückgehen⁵³. Auch die Formulierungen des Guido von Arezzo, dem die Erfindung der *voces musicales*, der Tonsilben also („Solmisationssilben“), sowie der „Guidonischen Hand“ zugeschrieben wurde, finden sich nicht in der *Stella musicae*.

Der Aufbau, die Darbietungsfolge des Stoffs, ist bei Veit Bild nicht sonderlich originell; es fällt indessen auf, daß die Intervall-Lehre, eigentlich noch ganz dem Feld des der Praxis vorgeordneten „Tonsystems“ zugehörig, erst im Anschluß an die Behandlung des Tonsilben-Gesangs (der „Solmisation“) erscheint. Vielleicht wollte Bild sich dadurch deutlich von Michael Keinspecks einige Jahre zuvor erschienenen *Lelium musicae* absetzen⁵⁴. Allerdings kann von einer eingehenden Rezeption des *Lelium* nicht die Rede sein; viele Details deuten sogar zwingend auf das Gegenteil. Immerhin schließen beide Traktate mit einem „*Exercitium solmisandi*“ (Keinspeck) beziehungsweise einem „*Vocum exercitium*“ (Bild), die sich recht ähnlich sind. Keinspecks *Lelium musicae* weist acht Kapitel auf, und auch Bild schreibt in der handschriftlichen Vorlage zur Druckfassung, daß er seinen Stoff ursprünglich in acht Kapitel einteilen wollte; wie er später auf die endgültige Zahl von sieben Kapiteln kam, ist nicht zu rekonstruieren⁵⁵.

Was die Übernahme von typischen Definitionen oder Wendungen betrifft, so stimmt der Text der *Stella musicae* hingegen in auffälliger Weise vielfach mit entsprechenden Formulierungen der seit 1503 aufgelegten und weit verbreiteten *Margarita philosophica* von Gregor Reisch, einem Standardwerk der *artes liberales*, überein⁵⁶. Reisch bringt zu Beginn Explikationen des Augustinischen „bene modulandi“: „*bene quidem id est artificiose aut bene id est honesta*“; Bild

53 Das zweite Boethius-Zitat (ein Intervall „est soni acuti gravisque distancia“) findet sich im 8. Kapitel des 1. Buchs (Boethius [siehe Anm. 37], S.195).

54 Vgl. Anm. 10.

55 Dort ist unkorrigiert von „stellam musicae tractatum ... in octo divisum capitula“ zu lesen (Augsburg, Bistumsarchiv, Hs. 81/I, f. 126v). Im ersten Prolog spricht Bild indessen von sieben Kapiteln. Der handschriftliche Text der *Stella musicae* zeigt keinerlei diesbezügliche Änderungen. Die Ungereimtheiten lassen sich nicht auflösen.

56 *Margarita philosophica*. Freiburg 1503. – *MUSICAE PRACTICAE Libri Quinti Tractatus secundus*. [...] (Das fünfte Buch der *Margarita* ist aufgeteilt in eine quadrivial orientierte *Musica speculativa* und eine *Musica practica*.) Der Verf. benutzte das Exemplar der Ausgabe Straßburg 1504 (Germanisches Nationalmuseum Nürnberg; aus dem Besitz des Benediktinerklosters Petershausen).

läßt bei seiner gleichwohl eigenständigen Paraphrasierung das Original gleich weg. Beide schließen die Definition von Boethius an, beide stimmen überein hinsichtlich der „mois“-Etymologie, der drei „inventores“ und der schlichten, an Boethius und Cassiodor anknüpfenden Einteilung der Musik.

Im weiteren Verlauf finden sich bemerkenswert häufig Übereinstimmungen in den Texten von Bild und Reisch (was hier indessen nicht weiter exemplifiziert werden soll). Auch im Bereich der Notenbeispiele sieht es aus, als ob die Gesamtmenge der *Stella* als Teilmenge der *Margarita* zu bewerten ist⁵⁷. Freilich hatte Bild häufig die Dialogform, in der die Vorlage durchgehend abgefaßt ist, entsprechend abzuändern. Des weiteren ließ er es, wie bereits erwähnt, sich nicht nehmen, in eigenständiger Art und Weise zu gliedern.

Es ist allerdings nicht auszuschließen, daß sowohl Bild wie Reisch auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind; immerhin hatten beide in Ingolstadt studiert⁵⁸.

In der *Stella musicae* ist noch ein weiterer Überlieferungsstrang aufgehoben, der sich jedoch nicht an ein konkretes, erhaltenes Schriftstück anknüpfen läßt. Einen Anhaltspunkt bieten jedoch die gereimten Zugaben, jene beliebten Merkverse, die Varianten nur in einem engen Rahmen zulassen. Die Varianten der in der *Stella musicae* zitierten Verse legen den Schluß nahe, daß ihr Schreiber aus dem Gedächtnis zitiert. So fehlt die (wengleich überflüssige) Fortsetzung jenes traditionellen Mahnspruchs, der im 15. Jahrhundert zuweilen der Guidonischen Hand beigegeben wurde:

„*Disce manum tantum si vis bene discere cantum.
Absque manu frustra disces per plurima lustra.*“

Die hier wiedergegebene Variante findet sich auch bei Nicolaus Wollick; Veit Bild genügt, wie gesagt, die erste Zeile.

Anders sieht es bei den Versen aus, die den acht Antiphon-Differenzen beigegeben sind. Hier handelt es sich um jene mnemotechnischen Hilfen, die sich gerade im Umkreis der formel- und tonartabhängigen Formen finden: keine bloße Enumeration, sondern die Verknüpfung von Merkspruch, Zahlenord-

57 Vielleicht entstand Bilds eigentümliche „Gamma“-Schreibung (als „Y“, siehe Anm. 40) durch Fehlesung der bei Reisch überwiegend verwendeten und zum Beispiel im Straßburger Druck durchaus mißverständlich gesetzten Minuskel g.

58 Nach Maßgabe von punktuellen Ähnlichkeiten dürften beide – oder Reisch allein – das weit verbreitete Tetrachordum Musices von Johannes Cochlaeus konsultiert haben (zuerst anonym um 1501 in Nürnberg veröffentlicht; siehe auch Anm. 42).

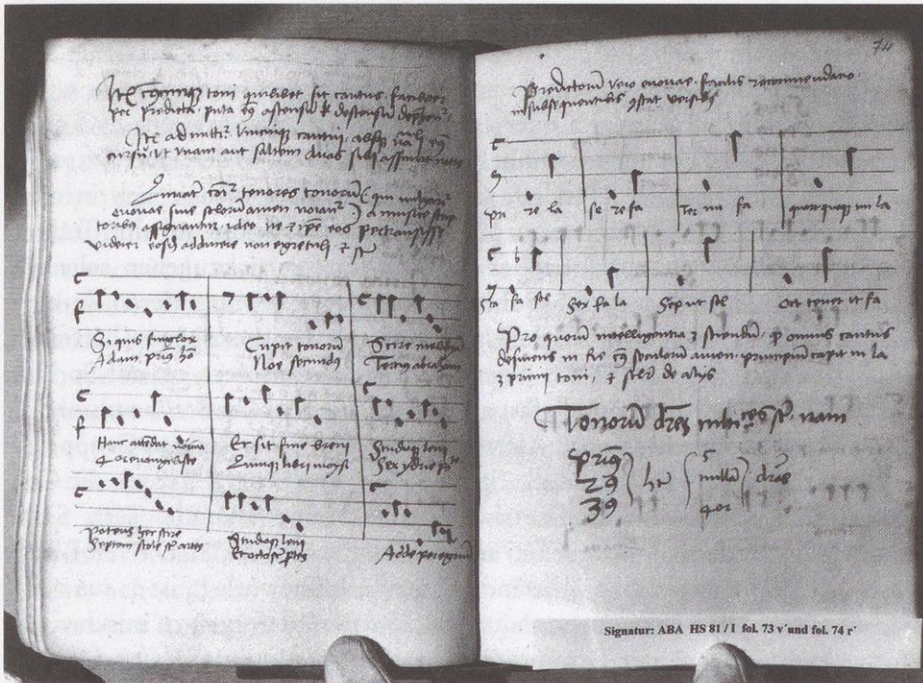


Abb. b: Veit Bild, *Conscriptiones*: aus dem siebten Kapitel (*De tonis*) der *Stella musicae* (ABA HS 81/1, f. 73v und 74r).

nung und konkreter melodischer Gestalt. Veit Bild zitiert gleich zwei Spruchreihen für einen einzigen Gegenstand. Der in traditioneller Weise die Zahlenreihe ausschmückende Spruch wird vollständig und korrekt wiedergegeben⁵⁹. Vom zweiten Spruch scheint Bild die letzte Zeile vergessen zu haben; er lautet vollständig:

„*Si quis singulorum / cupit tonorum
scire melodiam / hanc attendat normam
et sit sine brevi / studioque levi
poteris hoc scire / tonos diffinire.*“

59 „*Adam primus homo / Noe secundus / tercius Abraham / quattuor evangelistae / quinque libri Moisi / sex Hidrie posite / septem scolae sunt artes / et octo sunt partes.*“ (Vgl. Abb. 2)

Statt „tonos diffinire“ wird in der *Stella musicae* nochmals das „studioque levi“ wiederholt.

Sollte Bild diese Sprüche aus dem Gedächtnis abgerufen haben, so würde dies in seine eigene Schulzeit oder Studienzeit zurückverweisen. Es könnte aber auch sein, daß schon eine unbekannte Vorlage diese defekten Texte tradiert. Denn ein gewisser Überlieferungszusammenhang schält sich insofern heraus, als diese Merkverse wie auch andere Besonderheiten auf eine Traktatgruppe verweisen, die auf Johannes Hollandrinus zurückzugehen scheint⁶⁰. Die Schriften jener süddeutsch-böhmischen Gruppe repräsentieren, in einer Frühstufe, den Trend, musikalische Unterweisung praxisbezogen zu betreiben. Sie richten sich dezidiert an die Jugend und greifen insofern oft auf Sprüche oder rhythmische Prosa zurück; fast alle haben, wie auch die *Stella musicae*, als Schlußkapitel ein kleines Tonar. Als weitere Eigenart jener Traktat-Gruppe gilt die Beschreibung der Intervalle als „Sprung“ („... *est saltus* ...“) sowie die Charakterisierung der kleinen Sukzessivintervalle (kleine Sekunde, Terz, Sexte, Septime) als „*debiliter*“, der großen als „*potenter et viriliter*“⁶¹. Da Veit Bild in diesem Zusammenhang eine vollständige Intervallreihe vorlegt, ist er aus systematischen Gründen gezwungen, noch ein „*dulciter*“ darunter zu mischen: die Quarte ist „*debiliter*“, der Tritonus „*potenter*“ [!], die Quinte „*dulciter*“⁶².

VI

Wie die kleine Schrift, der knappe Kurs im Umgang mit dem Gregorianischen Choral, zur Ehre einer Publikation kam, läßt sich nur vermuten. Immerhin spricht Bild im gedruckten Vorwort davon, daß seine Schrift auf die Rezeption durch Lesen, und hier wohl dann: Nachlesen, gerichtet ist; dies kann im Zusammenhang mit der modernen Vervielfältigungstechnik als das Bestreben zu interpretieren sein, die musikalische Elementarlehre optimal zu vermit-

60 Johannes Hollandrinus lehrte um 1355 in Prag. Vgl. Tom R. Ward, *The Theorist Johannes Hollandrinus*. In: *Musica antiqua VII* [Bericht der Tagung 1985]. Bydgoszcz 1985, S. 575–598.

61 Ward (Anm. 60), S. 588.

62 Sinn dieser Zusammenstellung ist nicht zuletzt, die beiden Intervallzählungen gegenüberzustellen: die ältere, konkret distanzmetrische (z. B. *semitonium cum diapente* = kleine Sexte) und die neuere, tonstufenzählende („Sexte“ als Klasse von zwei Intervallspezies). Diese spätmittelalterliche und möglicherweise vornehmlich süddeutsch-böhmische Tradition der Intervallbeschreibung und -bewertung ist bislang noch nicht umfassend gewürdigt worden.

teln⁶³. Es dürfte vielleicht das Interesse der Drucker gewesen sein, ein diesbezügliches Kompendium im Angebot zu haben. Immerhin brachte Erhart Öglin ein Jahr zuvor die vierstimmigen Vertonungen klassischer Odenstrophen heraus, welche der Bozener Schulmeister Petrus Tritonius (Peter Treibenreif) gesetzt hatte⁶⁴. Die *Stella musicae* wäre indessen nur im Hinblick auf einen schulpraktischen Lehrgang die Ergänzung zu jenen Tonsätzen, da nämlich die zur Aufführung mehrstimmiger Musik erforderlichen Fertigkeiten dort gerade nicht vermittelt werden⁶⁵. Die Beziehung zwischen beiden Publikationen erscheint auch von drucktechnischer Seite her befremdlich, da die Tritonius-Drucke im aufwendigen Typen-Doppeldruckverfahren hergestellt worden sind, die Beispiele der *Stella musices* hingegen im Holzschnitt-Verfahren von vergleichsweise bescheidener Qualität⁶⁶.

Auf jeden Fall dürfte der Druck der *Stella musicae* nicht allein durch den Bedarf der an den Konvent angegliederten Schule (von der wir ja im einzelnen nicht allzuviel wissen) motiviert worden sein⁶⁷. Die erhaltenen Exemplare deuten nicht darauf hin, daß das Büchlein Verbreitung gefunden hat, auch nicht in den befreundeten (Reform-)Klöstern Süddeutschlands⁶⁸. Möglicherweise war von der Auflage der *Stella musices* im Jahr 1512 schon nichts mehr greifbar, als Bild auf Bitten auswärtiger Ordensbrüder nochmals einen handschriftlichen Traktat zur Musik anfertigte⁶⁹. In der kleinen Schrift wird die Disposition der *Stella musicae* gleichfalls in sieben Kapiteln nachgezeichnet und die Formulierungen weitgehend übernommen (lediglich das angehängte Tonar

63 „... vos velim diligenti studio hunc quem stellam musicae tractatum nominavi in septem divisum capitula perlegere / Legendo intelligere / Intelligendo memoriae commendare. commendatum denuo tuis in canticis assidue observare.“

64 Melopoie beziehungsweise (eine verbesserte und geänderte Neuauflage davon) Harmonie.

65 Veit Bild war höchstwahrscheinlich der mehrstimmigen Satzkunst nicht mächtig, denn er bittet am 1. 12. 1508 brieflich eben jenen Tritonius, zu einer marianischen Antiphon „contrapuncti positionem quandam efabricare“. Vgl. Schröder (Anm. 3), S. 193 f. – Vgl. auch oben, S. 310 (bei Anm. 23).

66 Holzschnitt-Verfahren war im Bereich der musikalischen Fachliteratur noch längere Zeit üblich, insbesondere in Augsburg; noch 1603 druckte David Franck die Musik (die Lautentabulaturschrift) der *Isagoge in artem Testudinariam*. Das ist: gründlicher Unterricht über das künstliche Saitenspiel der Lauten von Jean-Baptiste Besard im Holzschnittverfahren.

67 Vgl. Joachimsen (Anm. 16).

68 Freiburg in der Schweiz (Bibliothèque cantonale et universitaire); Hechingen (Kapitelbibliothek); München (2 Exemplare: Bayerische Staatsbibliothek, Universitätsbibliothek); Regensburg (Bischöfliche Zentralbibliothek).

69 Rogatu pater supprioris Conradi enipontani et prioris gregorii mellicensium 1512 (siehe Anm. 20; im folgenden wird nur auf die erste der beiden dort genannten Varianten eingegangen).

bleibt weg). Das dritte und vierte Kapitel der *Stella musicae* wird indessen zu einem einzigen zusammengefaßt, während deren einleitendes Kapitel auf zwei Teile verteilt wird⁷⁰.

Der Vergleich beider Texte kann den Unterschied verdeutlichen, den ein Autor hinsichtlich seiner Adressaten machte. So werden zum Beispiel die „inventores“ ihrer jeweiligen Verdienste um die Musik gewürdigt⁷¹. Die Lehre von den Hexachord-Wechseln, der Mutationes, wird verknappt dargeboten; das Tonarten-Kapitel beschränkt sich auf die Wiedergabe der entsprechenden Kapitel-Einleitung der *Stella musicae*; das Tonar fehlt. Einmal nur kommt beiläufig ein Aspekt zur Sprache, der der typischen Quadrivium-Didaktik entstammt⁷².

Ein Vergleich dürfte im vorliegenden Fall mehr noch den Wissenserwerb eines Konventualen enthüllen, dessen Zugang zu den Bildungsmitteln, die heute als „humanistisch“ angesprochen werden, bekanntermaßen vielfach eingeschränkt gewesen sein mußte⁷³. Im Zusammenhang mit den Musik-Definitionen läßt Bild nun die merkwürdige „moys“-Etymologie beiseite und berichtet, daß Fachleuten gemäß das Wort vom (nicht weiter erklärten) μουσικη stamme⁷⁴. Auch die eigentümliche Stellvertreter-Funktion, die das Y gegenüber dem griechischen Gamma (Γ) hatte, findet sich nun beseitigt.

Daß Bild überdies die exzentrische und für eine Einführung nicht sonderlich geeignete 15-Intervall-Lehre in der späteren Schrift wieder auf das am weitesten verbreitete Schema zurückstutzt, verwundert nicht⁷⁵. Bemerkenswerterweise scheint Bild die kleine Selbstrevision zu benennen: er stellt nämlich fest, daß die „erfahreneren Musiker“ die Neunzahl tradieren⁷⁶. Daß Bild, im Zuge

70 „De musicae diffinitione eiusque inventore c. 1“, „De musicae divisione, c.- 2“ (f. 71v).

71 „Eius inventor ... Tubal filius Lamech secundum ge.[nesis] 4 dicitur. Sonorum proportionumque investigator Pythagoras diligentissimus, Boetius vero e greco in latinum interpres et ampliatur acurattissimus credi potest.“

72 Der Hinweis auf großen und kleinen Halbton (Kap. 6, f. 72v).

73 Bild konnte mit seinen Griechisch- und Hebräisch-Studien nicht weit kommen; er war fast auf sich allein gestellt (Schröder [Anm. 3], S. 179f.). Doch waren Griechischkenntnisse um jene Zeit in Deutschland nicht allzu verbreitet.

74 [Musica] „Dicta secundum peritiores grece μουσικη.“ (Bild schreibt den letzten Buchstaben als Majuskel.)

75 Die übliche Lehre ging von neun melodisch brauchbaren Intervallen aus (Sekunde bis Oktave). Hinzu können kommen (so auch bei Bild 1512) zwei „inusitati“ (die beiden Septimen) sowie zwei „prohibiti“ (verminderte Quint, Tritonus). Der Status des Unisonus als „Intervall ohne Intervall“ ist (traditionell) schwankend; hat Bild ihn 1507 unter Vorbehalt unter die modi mit aufgenommen, so gilt er 1512 als Nicht-Intervall.

76 „Modi usitati novem a peritioribus traduntur musicis.“

dieser rigorosen Vereinfachung, sowohl die Bewertung der Intervallspecies aufgibt als auch auf den Ausflug in das Gebiet der musikalischen Intervallproportionen verzichtet, liegt auf der Hand⁷⁷. Ähnlich ist es um das abschließende Kapitel bestellt, das die acht Tonarten vorstellt, ohne auf explizit notierte Beispiele zurückzugreifen. Worauf Bild jedoch abschließend nicht verzichten wollte, war die traditionelle Reihe der Tonarten-Charakterisierung. Diese hatte er in der Stella musices am Ende der Psalmton-Gruppen eingestreut. Solche Charakterzuweisungen waren offenbar ein vielfach für notwendig erachtetes Ingrediens einer Musiklehre⁷⁸. Dies liegt sicherlich an der antiken Tradition, an die hier angeknüpft wird, aber auch an der Faszination einer solchen Verbindung überhaupt, einer Faszination, die bis in unsere Tage anhält, wenngleich die empirischen Grundlagen hierzu eher brüchig sind.

Im zweiten Kapitel seiner kurzgefaßten Musiklehre hält es Veit Bild, im Zusammenhang mit der *Musica instrumentalis*, für angebracht, auf die bei Boethius angelegte Musiker-Typologie einzugehen: der eine betätigt sich als Instrumentalist, der andere komponiert Gesänge, und der dritte, obgleich kein Instrumentenspieler und kein Komponist, ist imstande, über Musik zu urteilen⁷⁹. Legte der unermüdliche „musices peritus“ Wert darauf, auch im Rahmen einer kürzest gefaßten Musiklehre einen Hinweis auf sein Selbstverständnis zu geben?

77 Siehe oben, S. 316 (bei Anm. 44).

78 Die Reihe nach Hs. 81/II, f. 73v: „*Primus morose et curialiter vagatur. Secundus per raucam procedit gravitatem. Tertius per indignantis severam insultationem. Quartus adulationis habere formam. Quintus modestam continet petulantiam. Sextus lachrimosam sonat concinentiam. Septimus per saltus progreditur inimicos. Octavus tenorem decentem et quasi matronalem continet.*“

79 Boethius (Anm. 37), I. Buch, Kap. 34. Bei Bild heißt es: „*Huius artis gnarus vario modulationis genere nominari potest, alius eum tantum circa instrumenta musicalia versatur, alius circa carminum fictionibus, alius et si nec instrumenta nec nervos docte tangere nec carmina fingere nihilominus de iis tum iudicandi peritiam habet.*“

Zum neuentdeckten „Sing-Fundament“ des Dillinger Kirchenmusikers Joseph Anton Laucher

Hans-Bruno Ernst

Einleitung:

„Vater der schwäbischen Lehrerbildung“ hat Adolf Layer den Dillinger Kirchenmusiker und Gesangspädagogen Joseph Anton Laucher genannt.¹ Einen Protagonisten der Kirchenmusik in der Diözese Augsburg könnte man ihn genauso treffend nennen, aber auch einen beispielhaften „Phonascus“ (Gesanglehrer, Fachmann auf dem Gebiet der Stimmbildung)²; in dem Sinne Johann Gottfried Walthers: „*Phonascus, i.e. Magister vocalitatis, ..., ein Sangmeister, der andere im Singen unterrichtet. ... Man findet es auch von einem Music-Directore und Capellmeister manchmahl gebraucht*“.³ „Ludimagister“, „Cantor“, „Schullehrer“, „Tenorist“, „Geiger“, „Organist“ (organista), „Kandidat des Rechtes“, „Präzeptor“ (praeceptor), „Schuelmeister“, „Schullehrer“, „Schulhalter“, „primus magister“, „Chorregent“ (Chori Regens, Chorregens, Korregent, Corregent), „Componist“, „Kapellmeister“, „Musices director“, „Musikdirektor und Lehrer“, nannte sich Laucher auch zeitlebens bzw. wurde er genannt. Wir sehen in ihm aber vor allem einen Komponisten und Lehrer, dessen Wirken in seinem „Sing-Fundament“ („Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst“) und seinem bekenntnishaften Einleitungssatz grundgelegt ist: „Das Lieblichste unter allem, was tönt und schallt und klingt, ist eine gebildete menschliche Stimme.“

1 Layer, Adolf: *Joseph Anton Laucher und seine Familie*. Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben Bd. 8. München (Layer, Laucher) 1961. 310.

2 Riemann Musik Lexikon. Sachteil. Mainz: Schott 1967. 726.

3 Johann Gottfried Walther: *Musicalisches Lexicon oder Musicalische Bibliothec ...* Leipzig 1732.

*Sein Leben*⁴

Josephus Antonius Laucher wurde am 17. Januar 1737 in der Pfarrkirche St. Martin in Ebershausen bei Krumbach getauft.⁵ Er war der Sohn des verdienten Schulmeisters Jacobus Laucher, der über 50 Jahre der Kirche (vermutlich als Lehrer, Organist und Mesner) treue Dienste leistete. Layer⁶ und nach ihm Karl Bosl⁷ vermuteten, daß Joseph Anton Laucher in einem Jesuitengymnasium, etwa in Mindelheim, zur Schule gegangen sei. Nach nicht ganz eindeutig nachzuweisenden juristischen und theologischen Studien in Innsbruck wurde er jedenfalls am 21. Januar 1766 „in Weißenhorn als Chorregent, Cantor und Schullehrer ... angestellt.“⁸ Am gleichen Tag heiratete er die Witwe Antonie Staiger (Steiger), die Stiefschwester des nicht unbedeutenden Malers Franz Martin Kuen (1719–1771). 1768 wurde Laucher für knapp fünf Jahre lang Schulmeister in Wullenstetten, dem in der fuggerischen Grafschaft Kirchberg gelegenen Dörfchen im Ulmer Winkel. Doch schon am 23. Oktober 1772 wechselte Laucher nach Burgau. Dort kam er mit einer für sein weiteres Leben als Lehrer recht entscheidenden pädagogischen Neuerung in Berührung. Am 6. 12. 1774 war nämlich „Die Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen Kays(erlich) Königl(ichen) Erb-ländern“⁹ erlassen worden. Diese neue Lehrart der Normalschulen betraf auch das vorderösterreichische Burgau und Lehrer Laucher.

Deshalb wurde wohl die fürstbischöfliche Residenzstadt Dillingen auf den in den neuen Methoden geschulten Lehrer Joseph Anton Laucher in Burgau aufmerksam. Dillingen und Burgau waren zwar politisch verschiedenen Hoheiten unterstellt, gehörten aber beide zum Bistum Augsburg mit seinem Fürstbischof Clemens Wenzeslaus.

Ein später angefertigtes Schriftstück „Notamina“ spricht den Grund dieser ehrenvollen Berufung in die fürstbischöfliche Residenzstadt an der Donau deutlich aus:

4 Für eine ausführlichere Würdigung insbesondere des Lebens von Joseph Anton Laucher vgl. des Autors Beitrag in: Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 1998. Stuttgart 1998.

5 Pfarrmatrikel der Pfarrei St. Martin Ebershausen, Bd. II, Taufbuch, 52.

6 Layer, Laucher 303.

7 Bosl, Karl (Hg.): Bayerische Biographie. 8000 Persönlichkeiten aus 15 Jahrhunderten. 467.

8 [Laucher, Carl]: Notamina. Pfarrarchiv St. Peter Dillingen 1844. [Auch in einem späteren lateinischen Dokument (Stadtarchiv Lauingen 3707 S. 15) nennt man ihn „J. u: Candidatum“].

9 Eingeleitet und kommentiert von Johann Papouschek, Znaim 1880.

Im Jahre 1774 den 18ten im Jäner wurde derselbe, nachdem Chorregent Riser und Lehrer Geiger in Ruhestand versetzt waren, in gleicher Diensteigenschaft von Burgau hieher mittelst Dekret berufen, um die eben damals in den österreichischen Staaten aufblühende Normalschulmethode in den hiesigen u. den dem Hochstifte Augsburg untergeordneten Landschulen einzuführen. Dieses vollführte er zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ganz vollständig, indem er gleich in den ersten 10 Jahren seines Wirkens über 120 Lehrer des Hochstiftes Unterricht ertheilte. Seine Frau, eine vorzügliche Meisterin im Schreiben, nahm thätigen Antheil daran, und unterrichtete sogleich die 3 aufgestellten Lehrfrauen im Schönschreiben, Rechnen u. d. gl., welchen die von den Knaben getrennten Mädchen in 3 Klassen übergeben wurden ...¹⁰

Laucher war in Verbindung mit seiner Tätigkeit als Normalschullehrer in Dillingen Musikdirektor an St. Peter und als solcher angesehenes Glied der Universitätsstadt Dillingen, z. B. Mitglied der Marianischen Kongregation. Er war „primus magister“ der Knabenschule und Lehrerbildner für die Lehrer im Hochstift. Außerdem war er Komponist, Gesanglehrer, Instrumentenhändler und Verleger.

Dadurch war er auch in das sonstige gesellschaftliche und musikalische Leben Dillingens einbezogen und gestaltete es mit. Impulse gaben dabei nicht nur die Universität und die studentische und bischöfliche Stadt. Auch gastliche Häuser und adelige Salons wie das des Freiherrn und späteren Reichsgrafen Anton Damian Hugo Schenk von Stauffenberg spielten im gesellschaftlichen Leben eine große Rolle. Stauffenberg und seine Frau, Taufpatin der Laucher-Tochter Cäcilie, wurden sogar ausgesprochene Wohltäter für Laucher und sein Schaffen. Aber auch fortschrittliche Professoren wie Johann Michael Sailer und Joseph Anton Schneller können hierzu angeführt werden. Insbesondere Schneller wurde Lauchers Förderer. Möglicherweise datierte diese Verbindung noch vom Studium in Innsbruck her.

Man könnte mit einem gewissen Recht die durch Joseph Anton Laucher und das Dillinger bzw. Lauinger Lehrerseminar angeführte Genealogie von Lehrermusikern und -komponisten hierzu anführen: Von Joseph Anton Laucher (1737–1813) und seinen musikpädagogischen Anfängen lassen sich Bezüge herstellen u. a. zu Carl Laucher (1789–1856), Friedrich Kempfer (1810–1864), Otto Zeitmann (1855–1915), Carl Deigendesch (1839–1911) in direkter Linie, aber auch zu P. Basilius Schwarz (1777–1862), Anton Schmid (1799–18..?), Max Joseph Winkler (1810–1884), Joseph Pilland (1853–1911) und Joseph Haas (1879–1960) in indirektem Zusammenhang.

10 [Laucher, Carl]: „Notamina“. Pfarrarchiv St. Peter Dillingen.

Deutlicher aber noch wurde Lauchers musikpädagogische Wirksamkeit in seinen Töchtern und Söhnen und Schülern. Schon seine Stieftochter Antonia muß ein großes Gesangstalent gewesen sein. Joseph Anton Laucher und die Mutter Antonia (vermutlich die Schriftkünstlerin) setzten der früh verstorbenen jungen Sängerin im sog. Laucher-Epitaph ein eindrucksvolles und außergewöhnliches Denkmal. Wir finden es an der Westseite der südlich an das Wolfgangskirchlein angebauten Seitenkapelle in Dillingen; denn bereits am 21. Juni 1775 – der (Stief-)Vater Laucher war kaum ein Jahr in Dillingen –, starb die 16-jährige Antonia (Antonia I) einen frühen Tod.¹¹

Von Joseph Antons sechs ehelichen Kindern wurden die zwei Töchter (Antonia Juliana, geb. am 20. 6. 1786, und Caecilia Katharina Eleonora, geb. am 15. 11. 1787) berühmte Sängerinnen, zunächst in München, dann u. a. am Hoftheater in Wien. Die Mitwirkung in Haydns Oratorien und in bedeutenden Opern der Klassik und Romantik gerade an diesem Ort, auch die Ehre, z. B. für Antonia Laucher, vor Napoleon singen zu dürfen, sprechen für die herausgehobene sängerische Qualität. Ihre Ausbildung hatten die Laucher-Töchter in München erhalten:

Vater Laucher scheute nunmehr weder Mühe noch Kosten, um seinen beiden Mädchen eine vorzügliche Ausbildung zukommen zu lassen. Im Jahre 1801 vertraute er sie dem Münchner Hof-sänger Laßer, einem erfahrenen Musikpädagogen, „zum Unterricht und weiteren Ausbildung in Gesang und andern nöthigen Kenntnissen“ an. Nach etwa zweijährigem Gesangsstudium erhielten die beiden Schwestern am 4. Januar 1803 vom bayerischen Kurfürsten ein Aufnahmedekret für die Münchner Hofoper. Noch im gleichen Jahr folgten sie einem Ruf nach Wien, wo sie als k. k. Hof-sängerinnen engagiert wurden. In den folgenden Jahren gehörten die Töchter des Dillinger Musikdirektors zu den vielgefeierten Lieblingen des Wiener Opernpublicums.¹²

Der „Musikpädagoge“ Lasser war nicht irgendein Gesangslehrer.

Der gebürtige Niederösterreicher Johann Baptist Lasser lebte von 1751 bis 1805. Nach und während seiner Tätigkeiten als Sänger (Bassist) und Orchesterdirektor der Waitzenhoferschen Theatergesellschaft in Brünn war er zwischenzeitlich auch in Esterhaza tätig und Direktor des Linzer Städtischen Theaters. 1791 wurde er von Kurfürst Carl Theodor nach München berufen.

Lasser war ein ausgezeichnete Sänger, der z. B. dadurch auf sich aufmerksam machte, daß er in einem Konzert je eine Sopran-, eine Alt-, eine Tenor- und eine Baßarie sang, Violine spielte und dirigierte.

11 Zoepfl, Friedrich: *Das Laucherepitaph in Dillingen*. In: JHVD 57/58 (1955/56) 152–157. 1955/56.

12 Lasser, *Laucher*. 317 f.

Lasser war auch Komponist, nicht nur von Theater-, sondern später immer mehr von Kirchenmusik: Eine Oper, mehrere Singspiele wurden aufgeführt, mehrere Messen von ihm bei Lotter in Augsburg verlegt.

Lasser war als Gesangslehrer vielfältig tätig, komponierte nicht nur „Duette e solfeggi“, sondern veröffentlichte 1798 eine „Vollständige Anleitung zur Singkunst, sowohl für den Sopran, als auch für den Alt“, die mehrere Neuauflagen, so 1805, erfuhr.

Lassers bedeutende Schülerinnen waren Antonia und Cäcilia Laucher. Die Verbindungen und Verknüpfungen zwischen Laucher und Lasser waren also gegeben.

Eine Antwort auf die bis heute noch unsichere Frage nach Lassers Stimm- lage (Baß oder Tenor)¹³, aber auch einen deutlichen Hinweis auf die Wertschätzung und Bedeutung Lassers in seiner Zeit entnehmen wir der wiederentdeckten Anstellungsurkunde Lassers in München:

S: Churfürstl: Durchl: haben den Tenoristen Laßer, zu höchstdero Hof-Musicus gnädigt aufgenommen, und ihn jedoch gegen Entrichtung des geheimen Kanzley Taxes Von dem Zweyten heurigen Quartale anfangend den Statusmäßigen Gehalt eines ersten Tenoristen zu jährlichen ein Tausend Gulden mit dem Anhang Verliehen, daß dieser als ein Extraordinarium dermal bestehenden 1000 fl: durch eintretende Gehalts Erledigungen bey der Vocalmusik abgelöst und nach und nach wiederum hinfällig gemacht werden sollen: ... München den 11. Mai aó 1791.

Carl Theodor Churfürst¹⁴

Einer der vier Söhne Joseph Anton Lauchers, Johann Adam Karl, geb. am 2. 11. 1789, folgte dem Vater – wenigstens teilweise – in der beruflichen Tätigkeit als Chorregent, Kantor und Komponist in Dillingen nach. Auch der Sohn Adalbert war Chorregent in Untergünzburg und galt als ausgezeichnete Tenorist.

Mit den beiden berühmten Töchtern wirkte in Wien u. a. der Bassist Carl Friedrich Joseph Weinmüller (Weinmiller) zusammen. Er ist am 8. November 1763[!] in Dillingen geboren und wurde aller Wahrscheinlichkeit nach ab 1774

13 Vgl. z. B. Peter Branscombe in „The New Grove“ (Stichwort: Lasser). Neben den im dortigen Werkverzeichnis und in anderen Lexika genannten Messenveröffentlichungen op. 1 und op. 2 (6. Messe vom Sohn Joseph Lasser!), der Oper und den Singspielen möchte ich auch noch auf zwei Lasser zugeschriebene Instrumentalwerke hinweisen: „Sinfonia in F“ und „Sinfonia in G“. Sie befanden sich unter den Signaturen HR III 4½ 4°683 und HR III ½ 4°684 in der Fürstlich Oettingen-Wallerstein'schen Bibliothek Schloß Harburg und befinden sich jetzt in der Universitätsbibliothek Augsburg. Ursprünglich stammen sie aus dem Besitz der Abtei Kirchheim.

14 Abschrift im Bayerischen Hauptstaatsarchiv unter Nr. 607.

von Joseph Anton Laucher unterrichtet. Mehr als ein Vierteljahrhundert war Weinmüller einer der bedeutendsten sängerischen Repräsentanten des damals so bedeutenden Wiener Musiklebens. Aufgrund seiner Verdienste wurde er k.k. Hofkammersänger und Ehrenbürger der Stadt Wien. Auch vor den Monarchen des Wiener Kongresses durfte sich Weinmüller 1814 hören lassen.

Und Lauchers Enkelin Marie Weiler war ebenfalls Sängerin und ging als solche und als Lebensgefährtin Johann Nestroys in die Theater- und Musikgeschichte ein.

Zahlreiche, meist abschlägig beschiedene Eingaben und Protokolle in den Dillinger Archiven dokumentieren das Bemühen Lauchers um eine fundierte Ausbildung der beiden Töchter und um die Sicherung des Lebensunterhalts. Wir erhalten so einen Einblick in das unter den wechselnden Zeitläuften keineswegs sorgenfreie Leben des Musikdirektors Joseph Anton Laucher in Dillingen. Kurz vor Beendigung seiner hauptamtlichen Berufstätigkeit wurde er gar wegen seiner angeblich bayernfeindlichen Äußerungen denunziert.

Für das Jahr 1813 enthält das Sterberegister der Stadtpfarrei St. Peter und Paul Dillingen die Eintragung über den Tod von „Corregent und Schullehrer“ Joseph Anton Laucher, „verheiratet“, der am „11^{ten} 8^{br} in der Frühe um 3 Uhr“, „77 Jahre alt an Entkräftung“ verstarb und „den 12^{ten} Oktober Nachmittag um 3 Uhr“ beerdigt wurde.

Heute erinnert in Dillingen der Name der Joseph-Anton-Laucher-Grundschule – Grundschule mit erweitertem Musikunterricht – an den Musiker, vor allem aber an den Musikpädagogen und Lehrer Joseph Anton Laucher. Mehr noch wirkt er in seinen musikalischen und musikpädagogischen Werken nach, vielleicht weniger direkt, aber in einer nicht unwichtigen Rolle im musikgeschichtlichen Werden der Kirchen- und Gesangsmusik.

Seine Werke

Kein einziges Instrumentalwerk besitzen wir vom Komponisten, weder für Orgel noch für Soloinstrumente oder instrumentale Kammermusik noch für Orchester. Aber im Bereich der Vokalmusik ist das musikalische und musikpädagogische Werk vielfältig und weitreichend.

Laucher komponierte eine Anzahl seiner Werke in der Dillinger Zeit. Genannt seien das kleine *Dilingische Gesangbüchgen*, das *Sacrificium mortuorum*, bestehend aus drei Totenmessen für drei österreichische Herrscher, die *Vesper-*

Hymne, eine Sammlung von lateinischen Hymnen, die, auch in Abwandlungen, recht verbreitet waren, und das *Sing-Fundament*.

Hymnenkompositionen

Die kleineren Kompositionen, insbesondere die Vertonungen von Hymnentexten, reihen Laucher scheinbar ein in die große Zahl der sog. Klosterkomponisten im ausgehenden 18. Jahrhundert, Kleinmeister, die sich gerade dieser Gattung ziemlich häufig und ausführlich zuwandten. Laucher unterscheidet sich jedoch in manchem durch bestimmte, von ihm auch (im Vorwort seiner Hymnensammlung) benannte, gezielte Absichten, die er auch konsequent durchhielt:

... entschloß ich mich, so wohl dem einten, als dem andern Fehler abzuhelpfen, den maestätischen Kirchen-Gesang beyzubehalten, und einer dem guten Geschmacke anpassender Kürze mich zu befeissen.

Die Hauptsammlung „Vesper-Hymne“ besteht aus 19 Kompositionen für Solisten und Chor mit Orchesterbegleitung, Hymnen auf die wichtigsten Feste des Kirchenjahrs. Ein „Veni sancte Spiritus“ und ein „Te deum“ sind eingeschlossen. Laucher steht hier in einer bestimmten kirchenmusikalischen Tradition, aber doch in einer Übergangssituation. Denn mit dem Streben nach Kürze, zugleich mitwirkend an der Einleitung eines großen kirchenmusikalischen Reduktionsprozesses, weist er schon auf eine Entwicklungslinie hin, die sich über „Josephinismus“ und „Cäcilianismus“ über das ganze 19. Jahrhundert hin verfolgen läßt. Dabei greift er aber nicht so weit nach vorne wie bei dem innovativen Erneuerungsprozeß des Gemeindegesangs, zu dem er durch die deutschen Gesänge des „Dilingischen Gesangbüchgens“ mit-einleitet.

Obwohl in den Hymnenkompositionen meist der vierstimmige Chor die vokale Hauptrolle übernimmt, gibt es nicht wenige solistische Aufgaben. Bei den Soli bzw. Duetten der Frauenstimmen denkt man unwillkürlich an die Ausführung durch Lauchers Töchter, bei den Baß-Soli vielleicht sogar an Weinmiller. Charakteristisch für den formalen Ablauf der Kompositionen ist meist eine kurze Instrumentaleinleitung, dann folgt vielleicht ein Soloteil, zum Schluß ein Tutti. Der mit Ausnahme mancher Soli im allgemeinen leicht ausführbare musikalische Satz bedient sich gerne volkstümlich anmutender Terzen- und Sextenparallelen. Die Außenstimmen dominieren, Tenor und Alt stellen weder vom Ambitus noch von der harmonischen Struktur her besondere Anforderungen. So entsteht ein weitgehend anmutiger und lieblicher Gesamtklang. Auch heute noch sind diese kleinen Hymnen liturgisch angemessen und

integriert, dabei aber ästhetisch durchaus wirkungsvoll. Mit ihren unterschiedlichen Texten und in ihrer unkomplizierten Faktur könnten sie vielfältig eingesetzt werden. Aufführungen wären Laiensolisten-, -chören und -instrumentalisten möglich.

Das Sacrificium Mortuorum

Auch Lauchers bekannteste Komposition ist ein Vokalwerk. Allerdings ist dieses Sammelwerk für 3 ganz bestimmte Anlässe komponiert worden und heute in der Liturgie kaum mehr einzubeziehen.:

Josephi Antonii Laucherii/ Musices Directoris Dilingae ad Danubium/ gloriosissimae Domui austriacae afflictissimo corde parentantis/ **Sacrificium Mortuorum**/ seu/ TRES MISSAE SOLENNES/ breves tamen./ de Requiem/ Occasione Exequiarum felicissimae Memoriae/ JOSEPHI II./ LEOPOLDI II./ Romanorum Imperatorum/ ELISABETHAE IMPERATRICIS/ in insigni Ecclesia Collegiata D. Petri ibidem/ rite persolutarum decantatae./ Nunc vero in lucem publicam editae/ quatuor Vocibus ordinariis/ concinnentibus/ 2 Violinis, Alto Viola et Organo necessariis/ 2. Cornibus vero, 2. Clarinetis vel Obois et Violone/ partim obligatis partim non obligatis/ 243./ Opus II./ Pretium 4ß30x/ Cura et Sumptibus Boßler Cons.Bonis:/ Darmstadii.

Der ausführliche Werkstitel dieses Opus 2 verweist u.a. auf Lauchers Verbindung mit dem österreichischen Herrscherhaus und nach Wien. Dabei ist nicht nur an die Tätigkeit in Burgau, sondern auch an die Karrieren der beiden singenden Laucher-Töchter zu denken: *gloriosissimae Domui austriacae afflictissimo corde parentantis*.

Zum Requiem I, im Gedenken an Joseph II.

Am 20. Februar 1790 starb Joseph II. im 49. Lebensjahr in Wien. Die Regierungszeit war durch zahlreiche Reformmaßnahmen geprägt, die man heute mit dem Begriff „Josephinismus“ zusammenfaßt. Das Steuerdekret mit der Aufhebung der bäuerlichen Zwangsarbeit, das Toleranzedikt mit der Garantie der freien Religionsausübung, das Untertanenpatent mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, die Auflösung zahlreicher Klöster, das Ehepatent mit der Ermöglichung der Scheidung sind nur einige der einschneidenden Neuerungen.

Das in der Haupttonart F-Dur (!) stehende Requiem besitzt folgende Teile: 1. *Requiem*, in das *Kyrie* einmündend [F-Dur], 2. *Sequentia (Dies irae)*, wobei der lange Innenteil von *Quantus tremor* bis einschließlich *Salva me fons pietatis*, auch das *Quaerens me* bis zum *Judicandus homo reus* ausgespart und nicht vertont wurden, ebenso nicht das letzte *Dona eis requiem* [f-moll – c-

moll, F-Dur], 3. Als *Offertorium* zunächst ein *Recitativo ad libitum* (*Responde mihi quantas habeo iniquitates et peccata scelera mea et delicta ostende mihi*) [F-Dur – a-moll], dann eine *Aria* (*Cur faciem tuam abscondis ...*) [F-Dur] und ein *Schluß-Choral* (*Miseremini mei! Saltem vos amici mei, quia manus Domini tetigit me!*) [f-moll], 4. *Sanctus* [F-Dur], 5. *Benedictus* [B-Dur], 6. *Agnus Dei* [F-Dur], unmittelbar nach der letzten Anrufung in den Schlußteil des *Lux aeterna*, in das *et lux perpetua*, überführend.

Insbesondere das ungewöhnliche Offertorium mit seiner beeindruckenden Schilderung des Todeskampfes stellt einen Bezug zum Leben und Wirken von Joseph II. und zu dem her, was einige vom Todeskampf des aufgeklärten Monarchen wohl vermuten mochten. Andererseits war von Josephs II. Ableben manches Detail bekannt gemacht worden, seine Versöhnung mit der Kirche, die Anwesenheit der Freunde in den letzten Stunden, der Schock durch das plötzliche Sterben seiner angeheirateten Nichte Elisabeth Wilhelmine und der Abtransport der ungarischen Krone.¹⁵ All das hat Laucher wohl in seine Komposition hineingenommen und es entstanden beklemmende Stellen.

Wir müssen akzeptieren, daß die Liturgie für eine solche stark individualisierende Vertonung und natürlich auch für eine dementsprechend andere Ausrichtung der Totenfeier einer Aufführung eines solchen Werkes nach dem II. Vaticanum keinen Raum mehr läßt.

Zum Requiem II, im Gedenken an Leopold II.

Auf Joseph II. folgte Leopold II., ein entschiedener Gegner der Reformmaßnahmen seines Vorgängers. Nur 24 Monate Kaiser, starb er schon am 1. März 1792. Seine friedentiftenden Maßnahmen sind vor allem in die Geschichte eingegangen.

Kaiser Leopold II. hatte Damian Hugo Friedrich Anton Reichsfreiherrn Schenk von Stauffenberg, den in Dillingen ansässigen Förderer Lauchers und Widmungsträger der Vesper-Hymne, am 15. 8. 1791 in den Reichsgrafentstand erhoben. Darin könnte ein Grund für das besondere Gedenken liegen: *felicissimae Memoriae*.

In C-Dur steht diese II. der drei im *Sacrificium mortuorum* zusammengefaßten Requiemvertonungen. Sie setzt die 1. und 2. Violine nicht ein, aber die 1. und 2. Bratsche. Mit den Teilen *Requiem* (einschließlich *Kyrie*) [C-Dur],

15 Schmuttermaier, Elisabeth: *Der Tod Josephs II. Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II.* [= Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung Stift Melk 1980²] 279 ff.

Sequentia „Dies irae“ (mit nicht vertonten Textauslassungen) [c-moll, C-Dur, c-moll, C-Dur], *Offertorium „Domine Jesu Christe“* (vollständige Textvertonung mit Hervorhebung der Verheißung an Abraham) [C-Dur], *Sanctus* [F-Dur], *Quartetto „Benedictus“* für ein relativ anspruchsvoll in Läufen und Koloraturen ausgreifendes Solistenquartett [B-Dur] und *Agnus Dei* [Es-Dur mit Halbschluß auf G-Dur] und wiederholtem *Requiem* folgt sie in etwa den gängigen Teilen der Totenmesse.

Zum Requiem III, im Gedenken an Elisabeth Wilhelmine

Franz II. (I.), der älteste Sohn Leopolds, nahm als Erzherzog am 6. 1. 1788 Herzogin Elisabeth Wilhelmine Louise von Württemberg zur (ersten) Gemahlin. Ursprünglich protestantisch, war sie, insbesondere auch unter der strengen Lenkung Josephs II., am 26. 12. 1782 zum katholischen Glauben übergetreten. Nur zwei Jahre war sie mit dem späteren Kaiser Franz II. verheiratet, der sie gegen Ende seines Lebens unter seinen vier Frauen als Geliebte bezeichnete. Sie verstarb am 17. 2. 1790, wenige Stunden nach der Geburt eines Mädchens im Kindbett unter qualvollsten Leiden. Am 20. Februar fand ihr Leichenbegängnis statt, am selben Tag, an dem der ihr sehr zugetane Kaiser Joseph II. verschied.¹⁶

Das III. Requiem des „*Sacrificium mortuorum*“ steht in der Haupttonart Es-Dur. Requiem (Es-Dur), *A capella „Kyrie lux aeterna“* (c-moll), *Sequentia „Dies irae“* (c-moll), *Offertorium* (Es-Dur), *Sanctus* (Es-Dur), *Benedictus* (c-moll), *Agnus Dei* (Es-Dur) und *Lux aeterna ut Kyrie alla Capella* sind die vertonten Meßteile. Das *Lux aeterna* ist eine Wiederholung des zuvor gesungenen *Kyrie*. Dem *Dies irae* ist eine spezielle Kurzfassung zugrunde gelegt.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man in manchen Stellen der drei Requiemvertonungen textliche und kompositorisch gewollte Bezüge zum Leben und der je-individuellen Herrscherpersönlichkeit zu finden meint. Ein von Laucher mehrmals, im Vorwort zu den Vesper-Hymne ausdrücklich, begründetes Bemühen um Kürze wird nicht nur in der kompakten Kompositionsanlage, sondern auch in den Textzusammenfassungen und durch die Textauslassungen erkennbar.

Vermutlich wurden diese feierlichen Totenmessen in Dillingen in St. Peter auch aufgeführt, möglicherweise mit Lauchers Töchtern als Solistinnen. Durch individuelle kompositorische Bezüge, verbunden mit großer Klarheit und Ein-

16 Wertheimer, Eduard: Die drei ersten Frauen des Kaisers Franz. Leipzig 1893. 3–23.

fachheit der Werke, gefolgt von hoher Textverständlichkeit, mögen diese besonderen Totengedenkfeiern nicht ohne Wirkung auf die Zuhörer geblieben sein, zumal schon die eher volkstümliche und zugleich festliche Dur-Grundstimmung aufgefallen sein dürfte. Vielleicht kann man diese ungewöhnlichen Requiemonarten auch der mehrfach positiven Erinnerung und Erfahrung Lauchers mit Österreich zuschreiben: *felicissimae Memoriae*.

Drucke und Abschriften dieser Requiemversionen waren verbreitet, auch in Florenz und in Wien. Aufführungen sind längere Zeit, auch durch das 19. Jahrhundert hindurch, verbürgt. Demnach ist wohl das *Sacrificium* das bekannteste Werk Lauchers, eine durchaus hervorragende Vokalkomposition: für Chor und Orchester nicht zu schwer, für die Solisten schon anspruchsvoller, aber eingeschränkt in seinem liturgischen Einsatz.

Das Sing-Fundament

Das Sing-Fundament ist bisher in der Literatur nicht benannt und daher noch nirgends beschrieben und behandelt; denn es ist ein Unikat aus dem Bestand des Stadt- und Hochstiftmuseums Dillingen (N 2552), das erst seit kürzerer Zeit bekannt ist: „*Joseph Anton Laucher: Sing-Fundament. Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst von J. A. Laucher Kapellmeister in Dillingen. 1820.*“, lautet der Text auf dem Titelblatt. Es handelt sich um ein Manuskript, 21 x 27 cm, vermutlich zum größten Teil von Laucher selbst geschrieben, kalligraphisch, 41 (mit Farbstift) paginierte Seiten, falsch gebunden: Das Titelblatt enthält auf der Rückseite den Vorspruch: „Das Lieblichste unter allem, was tönt und schallt und klingt, ist eine gebildete menschliche Stimme.“ Wir sehen darin in gewissem Sinn ein Motto für Lauchers ganzes künstlerisches und pädagogisches Schaffen.

Es folgen die Seiten 23 bis 41, eine leere Rückseite, dann die Seiten 21 bis 22, jetzt erst die Seiten 1 bis 20. Von anderer Hand auf dem aufgeklebten Etikett ist das dünne Heft mit der Jahreszahl „1820“ und der Signierung „Rittler“ versehen worden. Unter dem Futter der verklebten Einbandinnenseite konnte ich den Besitzvermerk „Georg Wenzeslaus Rittler Chorregent in Grönenbach“ entdecken.

Ein bisher unbekannter Schüler Lauchers? In der Tat läßt sich in den Matrikelbüchern der katholischen Pfarrei Grönenbach ein „Chorigent und Schullehrer“ „Joan. Georg Wenzeslaus Rittler“ auffinden, wohnhaft „Flecken [d. h. Grönenbach] No 91“. Dieser wohl bei Laucher in die Lehre gegangene

Pädagoge und Musiker war verheiratet und hatte drei Kinder. Vermutlich war Wenzeslaus Rittler ein exemplarisches Beispiel der Laucher'schen Pädagogik: Einführung in die neue Lehrart mit der Musik, mit dem Gesang im Mittelpunkt. Und das „Sing-Fundament“ bildete dazu ein Fundamentum.

Dieses Werk kann unter verschiedenen Gesichtspunkten als besonders interessantes musik- und gesangspädagogisches Dokument angesehen werden. Zunächst enthält es Lauchers musikalische und die Musiklehre betreffende Grundlagen für das Singen, also sein vokalpädagogisches Grundmaterial. Gleichzeitig verrät es einiges über Lauchers Einstellungen zur Musik, d. h. zum Gesang. Folgerichtig wurde demnach diesem Gesangswerk das zitierte Motto vom Primat der Stimme vorangestellt.

Charakteristisch ist die Ausrichtung des ganzen Lehrwerks auf die beiden Oberstimmen. „Discant und Alt“ sind immer wieder ausdrücklich mit Einzelübungsbeispielen bedacht. Vor allem im praktischen Anhang, meist aus zwei textierten Zeilen (Diskant und Alt) und einer untextierten Baßzeile (Generalbaß, oft mit Bezifferung) bestehend, fällt diese Ausrichtung auf. Das ist im Bereich der Geistlichen Musik am Ende des 18. Jahrhunderts schon eine Besonderheit. Manches Stück Musik im Sing-Fundament ist für den „Normal“-Schüler nicht bzw. kaum zu realisieren, für musikalisch und stimmlich begabte Knaben in höherem Maße, am besten wohl für begabte Frauenstimmen (Sopran und Alt). Allerdings spricht Laucher im ganzen Werk nur von dem „Sänger“. An Unterricht in der Schule ist also im Sinne von besonderer vokaler Leistungsförderung zu denken, weniger an Klassenunterricht. Das Sing-Fundament gibt eher ein Maß vor, wie es die nachmals berühmten Schülerinnen ermöglichten.

Skalen, aber auch kleine Gesangsstücke in deutscher und lateinischer, nicht italienischer Sprache, Sprichwörter und Sinnsprüche, sowie Ausschnitte aus Gedichten bilden das vokale Übungs- und Einführungsmaterial, inhaltlich ganz den Geist einer milden und noch frommen Pädagogik atmend, die auch schon Gedanken der Aufklärung enthält.

Andererseits steht Laucher mit seinem Sing-Fundament im 18. Jahrhundert am Ende einer langen Ahnenreihe. Vieles spricht zunächst dafür, daß es zwischen 1790 und 1800, eher um 1800 aufgeschrieben, zumindest ausgedacht und -probiert wurde¹⁷. Der Musikhistoriker denkt zurück an die für die Entwick-

17 Dafür sprechen Lauchers Handschrift, die Notationsweise einschließlich Generalbaß, die Einbettung in Lauchers Werk und u. a. auch der Bezug zu Georg Friedrich Wolfs Unterricht in der Singkunst.

lung der Gesangskunst wie des Gesangsunterrichts wesentlichen Traktate, die als die wichtigsten Quellen zur vokalsolistischen Aufführungspraxis des 18. Jahrhunderts gelten können:

- Tosi, Pier Francesco: Opinioni de Cantori antichi e moderni osieno osservazioni sopra il canto figurato. Bologna 1723
- Mattheson, [Johann]: Der Vollkommene Capellmeister. Das ist Gründliche Anzeige aller derjenigen Sachen, die einer wissen, können, und vollkommen inne haben muß, der einer Capelle mit Ehren und Nutzen vorstehen will: Zum Versuch entworfen von Mattheson. Hamburg, verlegt Christian Herold, 1739.
- [Mattheson, Johann]: Die neueste Untersuchung der Singspiele, nebst beygefügter musikalischen Geschmacksprobe, liefert hiermit Aristoxenus, der jüngere. Hamburg, verlegt Christian Herold. 1744.
- Quantz, Johann Joachim: Versuch einer Anweisung, die Flöte traversière zu spielen; mit verschiedenen, zur Beförderung des guten Geschmacks in der praktischen Musik dienlichen Anmerkungen begleitet, und mit Exempeln erläutert. Nebst XXIV. Kupfertafeln. Berlin bey Johann Friedrich Voß. 1752.
- Agricola, Johann Friedrich / Tosi, Pier Francesco: Anleitung zu Singkunst. ... Berlin, gedruckt bey George Ludewig Winter. 1757.
- [Marpurg, Friedrich Wilhelm]: Friedr. Wilh. Marpurgs Anleitung zur Musik überhaupt, und zur Singkunst besonders, mit Uebungsexempeln erläutert, und den berühmten Herren Musikdirect. und Cantoribus Deutschlands zugeeignet. Berlin, bey Arnold Weber, 1763.
- Mancini, Giambattista: Pensieri, e riflessioni pratiche sopra il canto figurato. Wien 1774 (3. Erweiterte Auflage 1777 als Riflessioni pratiche sul canto figurato).
- Hiller, Johann Adam: Anweisung zum musikalisch-richtigen Gesange. Leipzig 1774,²1798.
- Hiller, Johann Adam: Anweisung zum musikalisch-zierlichen Gesange, mit hinlänglichen Exempeln. Leipzig, bey Johann Friedrich Junius 1780.
- (Wolf, Georg Friedrich): Georg Friedrich Wolfs Unterricht in der Singkunst. Halle in Sachsen, verlegt und gedruckt bei Johann Christian Hendel 1784. (123 S. mit Notenbeispielen)¹⁸

Hier schließt Lauchers „Sing-Fundament“ nahtlos an, nicht nur in zeitlicher Folge. Obwohl das zuletzt genannte Buch von Georg Friedrich Wolf heute so gut wie unbekannt ist, spielte es für Laucher eine besondere Rolle. In Lauchers Sing-Fundament findet man erstaunlicherweise z. B. folgende Kapitelüberschriften aus „Georg Friedrich Wolfs Unterricht in der Singkunst“ vom Jahr 1784 wieder: „Von den vier Sing(e)stimmen und ihrem Umfang(e)“, „Von den musikalischen Intervallen“, „Von den verschiedenen Arten der Noten und ihrem Werthe“, „Von den vier und zwanzig Tonarten“, „Von den Manieren“,

18 Bis jetzt war mir als einziges Exemplar das in der Privatbibliothek von Prof. Horst Günter, Au bei Freiburg/ Brsg. bekannt. Inzwischen konnte ich ein weiteres (aus der ehemaligen Oettingen-Wallerstein'schen Bibliothek) in der Universitätsbibliothek Augsburg auswerten (02/III/4. 8. 60).

selbst Beziehungen zu Marpurg und Hiller aufweist, auch an Tosi/Agricola erinnert.

Bei genauerem Vergleich stellt sich heraus: Laucher muß das 1784 erschienene Werk von Wolf gekannt haben. Er nahm es zu Hilfe für die Gliederung der Musiklehre-Abschnitte und zur Definition; z. B. stammen meistens die ersten Sätze der fachlichen Definitionen, insbesondere die Musiklehre betreffend, wörtlich aus dem Wolf'schen Buch. Auch z. B. gewisse markante Punkte (1–4) zu den „Vorschlägen“ und zum „Athemholen“ (a–c) sind übernommen. Allerdings ging Laucher darüberhinaus seine eigenen Wege, gestaltete, ordnete und formulierte eigenständig. Alle Musikbeispiele sind ganz anders als die von Wolf, der wenig Musikbeispiele bringt und auf Hiller verweist. Laucher ist z. T. Zusammenfassung Wolfs, aber eher Reduktion, mit immer eigenen Beispielen, immer wieder auch abweichenden Ansichten. Vor allem in der Zentrierung auf ihm wesentlich erscheinendes und einer subjektiven Exemplifizierung zeigt sich Lauchers persönliche Handschrift.

Laucher nannte sein Werk im Untertitel ausdrücklich „Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst“ und setzte sich damit ab vom wesentlich ausführlicheren „Unterricht in der Singkunst“ von Georg Friedrich Wolf. In wenigen Sätzen skizzierte Laucher z. B. das ihm Wesentliche und Entscheidende zum „Vortrag des Textes“. Wolf hatte dagegen ausführlich „Vom Vortrage eines Stücks, als einer Arie, Rezitativs und Accompagnements“ geschrieben. Wie gefährlich überzogen die Reduktion und Komprimierung u. U. auch werden konnte, zeigt sich z. B. bei Laucher im Abschnitt 7, in dem unsinnigerweise Wiederholungs- und Dehnungsstrich in einem Kapitel zusammengefaßt sind, obwohl sie sachlich nichts miteinander zu tun haben. Es sollte eben alles, wie Laucher auch an anderer Stelle postuliert hatte, möglichst kurz gehalten sein.

Neben musiktheoretischem Wissen („sechs Hauptstücke“) werden im „Sing-Fundament“ Lauchers Hilfen für das kunstfertige Singen („Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst“) vermittelt („Einiges von der Kunst zierlich zu Singen“). Abschnitte zur Kunstfertigkeit („Von den Manieren“), aber auch zu praktisch-technischen Fragen („Von der richtigen Aussprache der Buchstaben, Sylben und Worte“, „Vom richtigen Athemholen“) sind eingearbeitet.

Hier erhalten wir indirekt auch Hinweise zu Lauchers anderen Werken und zur gedachten Aufführung derselben. Jedenfalls ist anzunehmen, daß Laucher mit dem Sing-Fundament die Lerninhalte niederlegte, die er seinen z. T. sehr bekannt gewordenen Schülern mitgeteilt hat. Dazu gehörte eben nicht nur die eigene „Gesangsfamilie“, die Töchter „Antonia I“, „Antonia II“, Cäcilie und Sohn Carl. Auch der bereits erwähnte Hofkammersänger Karl Friedrich Cle-

mens Weinmüller¹⁹ muß dazu gerechnet werden. Des weiteren dürfen nicht die zahlreichen schwäbischen Lehrer und nach ihnen deren Schüler vergessen werden, die unmittelbar oder wenigstens teilweise nach diesem *Fundamentum* unterrichtet wurden. Demnach steht Laucher in dieser Hinsicht auch in einem gewissen Vergleich mit den wichtigen volksbildenden Musikpädagogen, die sich des Gesangs in besonderer Weise bedienten: z. B. Hans Georg Nägeli mit „Die Pestalozzische Gesangsbildungslehre. Zürich 1809“.

Wie bisher die Werksverbindungen zwischen Laucher und Wolf noch nicht bekannt waren, so ist bisher offensichtlich auch noch niemand auf Parallelen der Lasser'schen und der Laucher'schen „Gesangsschule“ aufmerksam geworden. Es gibt nämlich auch vom Gesangslehrer der Laucher-Töchter eine Gesangsschule. Während Lauchers „Sing-Fundament. Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst“ nur im Manuskript überliefert ist, wurde Lassers „Vollständige Anleitung zur Singkunst“ in mehreren Auflagen gedruckt. Es fällt in jedem Fall auf, daß beide Werke auf Sopran- und Altstimme ausgerichtet sind. Frappierend natürlich auch das unübersehbare Verbindungsglied der Laucher-Töchter durch den Gesangsunterricht bei Lasser. Ja, Lasser gibt sogar in seinem Werk eine Zielgruppenangabe, die auch wieder zum Schullehrer Laucher Verbindungen zu schaffen scheint: „für die Stadt- und Landschulen in den Churbaierischen Erbstaaten.“ Doch damit dürften die vordergründigen Parallelen zunächst weitgehend erschöpft sein; denn Lassers Werk ist viel umfangreicher, reicher an Themen und zahlreichen Beispielen. Es greift außerdem in der intendierten sängerischen Praxis weiter aus, sowohl historisch (z. B. in den Manieren) weiter zurück, als auch in den Gattungen und Aufführungsorten durch eine größere Vielfalt der Beispiele.

Lasser wendet sich ausdrücklich an den Schulmann, verlangt aber vom Gesangslehrer, daß er die Erfahrung des Sängers hinter sich habe. Er nennt seine Schüler Scolaren, auffällig oft hat er ausdrücklich die Knabenstimmen im Visier. Er begleitet viel auf der Geige, kennt allerdings auch die bekannte Anordnung der zwei Gesangsstimmen als Oberstimmen und darunter eine Baßstimme, die aber im Gegensatz zur Laucher'schen Notationspraxis unbeziffert ist. Lasser geht weit über den Kirchengesang hinaus, bezieht das Theater mit ein. Lauchers Werk kennt er entweder nicht oder nimmt von ihm keine Notiz, weder in Musikbeispielen noch in Assonanzen. Doch Wolfs „Anleitung zur Singkunst“ muß ihm bekannt gewesen sein. Er übernahm z. B. die 4 Punkte zur Möglichkeit von „Vorschlägen“ (s. o.).

19 Vgl. Eisenberg, L.: Großes Lexikon der Deutschen Bühne im 19. Jahrhundert. Leipzig 1903. 1105.

Demnach kann man davon ausgehen, daß Laucher zur Zeit der Niederlegung seines Sing-Fundaments Lasser und sein gedrucktes und dann ziemlich weit verbreitetes Werk (noch) nicht kannte. Kleinere Bezüge lassen sich vielleicht durch den beiden bekannten „Unterricht in der Singekunst“ von Wolf als *tertium comparationis* erklären.

Wir sehen Lauchers Sing-Fundament noch aus anderen Gründen als wirklich weitreichendes und innovatives Werk an. Dabei verstehen wir den Titel „Fundament“ erst richtig. Vordergründig scheint es sich zunächst nur um eine gut zusammengefaßte Musiklehre für vokal Interessierte, insbesondere Sopranstimmen und Altstimmen zu handeln, zu der ein Anhang mit einigen Gesangsstücken gehört. Aber der innere Aufbau und die Anordnung des Materials ist es, was neu und bewunderungswürdig genannt werden kann.

Laucher legte mit diesem Werk eine echte Gesangsschule in wohlüberlegten Schritten vor. Er hat all seine methodisch-didaktischen Fähigkeiten des erprobten und erfahrenen Lehrers hierbei eingesetzt. Er hat zugleich dabei seine individuellen und durchaus neuartigen Beobachtungen und Erfahrungen über die Stimme, über Stimmen und das Singen niedergelegt, zugegebenermaßen ausgehend von Wolf'schen Gliederungspunkten und Definitionen. Dabei hat er gezielte Hinweise zur Aufführung der Vokalwerke, insbesondere der geistlichen Vokalwerke seiner Zeit und seines Umfelds festgehalten, wie sie für seinen Wirkungs- und Erfahrungsbereich wesentlich schienen. Methodische Gesichtspunkte haben vor allem Auswahl und Anordnung seines Stoffes bestimmt.

Eine Reihe von Unterrichtsgrundsätzen, die im Laufe der Geschichte der Pädagogik entwickelt wurden, finden sich in Lauchers Sing-Fundament auf das schönste angewandt. Die beiden nächsten Beispiele sind etwa Forderungen, die der zeitgenössische bayerische Lehrerbildner Heinrich Braun (1732–92)²⁰ formulierte. Andere sind Allgemeingut aller Lehrer seit langer Zeit:

Vom Leichten zum Schweren

Das Übungsmaterial steigert die Schwierigkeiten Schritt für Schritt, erhöht sachte den Stimmumfang, fügt da und dort eine neue Verzierung hinzu und stellt nach und nach höhere Anforderung im Treffen von Intervallen. Typische Beispiele sind die als Tonleitern auf mehreren Seiten überschriebenen Skalen; in

20 Vgl. Heigenmooser, Joseph und Alfons Bock: Geschichte der Pädagogik. Quellenbuch und Überblick der Geschichte der Pädagogik. München 1912. 136 ff.

Wirklichkeit sind es gezielt fordernde, variierte, ja den Anforderungen nach gesteigert aufgebaute Skalen, die in der Übung nicht nur Geläufigkeit, sondern Intervall-, Rhythmus- und Taktsicherheit steigern und den Ambitus und die Sicherheit der Stimme erhöhen.

Vom Sinnlichen zum Intellektuellen, vom Praktischen zur Theorie

Laucher geht von Musikstücken aus, sowohl im Einzelvorgehen wie bei der Problembehandlung allgemein. Erst am Schluß der Problembehandlung erfolgt die Theorie, die Gesamtschau (Vgl. auch die verdrehte Paginierung). Anschaulichkeit, Veranschaulichung ist angesagt. Ihr dient auch das „Schaubild“ „Geometrisches Verhältnis der Noten“ auf Seite 7, das z. B. weder Wolf noch Lasser kennen. Ist es nicht das typische Produkt eines echten Lehrers, eines Praktikers, eben eines veranschaulichenden Didaktikers?

Weitere ablesbare methodische Prinzipien gehören zum didaktischen Allgemeinut aller Lehrer, so lange man gezielten und geformten Unterricht kennt.

Der ganzheitliche Ansatz

Laucher geht z. B. von wenigen, aber guten Textganzen aus. Es sind dies die Texte:

- Meine Kinder! Seyd der Jugend hold!
- Zittert nun, ihr schlimmen Buben!
- Ach! Lindert!
- Herr! Unser großer Gott! Vater der Menschen, / laß deine Kinder hier und dort glücklich seyn!
- Wer etwas lernt, den hält man werth; kein Tölpel aber wird begehrt.
- Sohn mache dich verdient um andrer Wohlergehen, / und eil' Unglücklichen nach Kräften beizustehen.
- Die Lerche trillert dir; dir, lieber Gott allein / Singt alle Welt, dir will ich dankbar seyn.
- Der Sperber sprach: was machst du Wachtel? / Was machst du Sperber? Sprach die Wachtel.
- Kein Leiden kömmt von ungefähr. / Die Hand des Höchsten schickt es her; / sein Rath hat's so ersehen; / drum bin ich still, was mein Gott will, / laß ich gar leicht geschehen.
- Wenn ich mit freudenvollem Trieb (Blick) das Gute thu, / so bin ich Gott und Menschen lieb / und hab im Herzen Ruh.
- Meine Zuflucht Gott mein Erretter / Zu dir eilet meine Bitte, / Ach! Erquicke mich, ich dürste.

IX. E.dur.

Mei - ne Zu - flucht Gott mein Er - ret - ter

Mei - ne Zu - flucht Gott mein Er - ret - ter

5 6 5 6 5 - 8 7 5
4 # 4 # - 6 5

zu dir ei - let mei - ne Bit - te, Ach! Ach!

zu dir ei - let mei - ne Bit - te, Ach! Ach!

7 6 5
5 # 4 #

ach! er - qui - cke mich, ich dür - ste.

ach! er - qui - cke mich, ich dür - ste.

7 5
5 #

- *Quantum potes tantum aude / Quia major omni laude.*
- *Omni die dic Mariae, / mea laudes anima, / Virginis puerpera.*
- *Ejus festa, ejus gesta cole devotissima.*
- *-Lauda Sion Salvatorem / Lauda ducem et pastorem / In hymnis et canticis.*

Varietas delectat.

Vom Bekannten zum Unbekannten

Repetitio est mater studiorum.

Einige wenige, aber prägnante deutsche und lateinische Texte wechseln sich ab; sie kehren auch als gezielte Wiederholungs- und Erweiterungsaufgaben, mehrmals in leicht veränderter Form, wieder: Laucher bietet ein gezielt ausgewähltes Laut- und Sprachmaterial an; weniger vom Inhalt her ausgewählt, aber in den Aufgaben immer neue Forderungen stellend: erst konsonantische Anfänge, später auch Vokalanlaute, überhaupt die ganze Lautpalette, den Gegensatz zwischen vokalreichem Latein und konsonantisch komplizierter deutscher Aussprache nutzend, dabei immer mehr auf eine verbreiterte gesangliche Linie hin drängend und zugleich rhythmisch variierend, auch vom Ambitus und der Lage her, etwa mit Halbtonrückungen, und damit in der Schwierigkeit gesteigert, – und vor allem in Kleinigkeiten nie so, wie man es analogisierend erwarten könnte. Das bedeutet eine stete Herausforderung in der Aufmerksamkeit und im Lernen.

Überhaupt, die manchmal kaum merkliche Abwechslung ist Gestaltungsprinzip, sicher aus methodisch-didaktischen Gründen. Bestimmte Stufungen und Akzentuierungen und im Lernprozeß des Gesangsschülers immer notwendige Arbeitsgebiete läßt Laucher demnach hervortreten. Zugleich beschränkt sich Laucher auf Weniges, Prägnantes, Wegweisendes:

In der Kürze liegt die Würze.

Markante Punkte, die wir heute im Zeichen sogenannter „historischer Aufführungspraxis“ von Musik des 18. Jahrhunderts zu beachten uns angewöhnt haben, definiert Laucher für seinen Gesichtskreis selbständig und zugleich maßstabsetzend für die Aufführungspraxis in einer süddeutschen Stifts- und Collegiatskirche am Ende des 18. Jahrhunderts. Das so signifikante Thema „Manieren“ (wesentliche und willkürliche) wird am Ende des Jahrhunderts reduziert auf „Vorschläge“, „Nachschlag“, „Triller“, „Pralltriller“, „Doppelschlag“, „Mordant“, und „Schleifer“, – also alles mehr technische Fertigkeiten ohne die ehemalige barocke Verankerung in den Affekten. Gerade noch die so wichtige Kadenz wird – ein letztes Relikt einer einstmals stark von improvisatorischen Elementen durchsetzten Singweise – beim „Rufezeichen“ (Fermate) erwähnt:

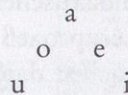
Zeiget es sich bey der Cadenz, oder zeigt auch die Freyheit an, mehrere Töne nach eigenem Belieben hören zu lassen.²¹

Gewissermaßen als Vorläufer auch moderner Stimmbildungsansätze zeigt sich Laucher immerhin durch wenige pointierte, aber eigenständige Aussagen zu einigen (im modernen Sinn) genuin stimmbildnerische Themen:

Zum Lautmaterial geht Laucher unter der Überschrift „Von der richtigen Aussprache der Buchstaben, Sylben und Worte“ im Teilkapitel „Der Buchstaben“ von der Notwendigkeit der gegensätzlichen Trennung bestimmter Laute aus:

Die lauten Buchstaben /: e, i, o, u ~ : / sollen in der Aussprache nicht miteinander vermischt werden.²²

Vokalausgleich bzw. -angleich sind hier also noch kein Thema. Laucher sieht auch noch kein Modell wie etwa z. B. Hellwag (Vokaldreieck) und nach ihm der Schwabe Albert Greiner (1867–1943), auch ein später Nachfahre der schwäbischen Lehrer- und Stimmbildnerlinie, die letzten Endes von Laucher ausging.



Vokaldreieck nach Hellwag, so und in Abwandlungen z. B. auch bei Albert Greiner²³

Laucher sah im Gegensatz dazu folgende Konstellation: Die zwei Vokalpaare e, i und o, u sind untereinander zu unterscheiden. Damit stehen sie getrennt dem (ungenannten) noch ganz anderen Vokal a gegenüber.

Von vokalischen Umlauten und Diphthongen ist in diesem Zusammenhang nicht die Rede. Auch bei den Konsonanten gibt es eine Strukturierung nur durch Ähnlichkeiten (bzw. Gegensätze).

Dies sind wieder Ansätze, die auf Wolf zurückgehen, von Laucher aber durch Reduktion und Neuakzentuierung anders gefaßt erscheinen.

Durchaus nicht nur dem Gedankengut des ablaufenden 18. Jahrhunderts entsprechend, sondern deutlich in die Zukunft weisend ist auch die Betonung

21 Sing-Fundament (Manuskript) 9.

22 Ebda 26

23 Vgl. Greiner, Albert: Stimmbildung. 3. Teil. Eine Lehre von den deutschen Sprachlauten. Mainz 1939. 43.

von Verstand *und* Gefühl beim „Vortrag des Textes“. So kommt es zu folgenden Passagen, die Laucher ebenfalls aus den umfangreicheren Ausführungen Wolfs herausgelöst hat:

Der richtige Vortrag der Worte oder des Textes setzt immer das richtige Verstehen desselben voraus, um ihn den Zuhörern fühlbar machen zu können. Eben so muß man mit Verstand und Nachdruck zu lesen wissen.²⁴

Unter der Überschrift „Vom richtigen Athemholen“ erhalten wir Auskünfte nicht nur zu den Möglichkeiten, an welchen Stellen geatmet werden kann, sondern auch wesentlich zur Atemführung des Sängers:

Uebrigens muß der Sänger ganz kurz und unmerklich Athem holen, und ihn ganz langsam herauslassen.²⁵

Das ist die Forderung nach „Atem-Oekonomie“, aber auch ein dezenter Hinweis auf einen stimmbildnerischen Komplex, der seit langem und bis heute mit „Atem-Verdichtung“ und mit „Stütze“ umschrieben wird.

Zugleich sagt aber der darauffolgende (und den Textteil abschließende) Satz etwas aus zur Tongestaltung durch den Atem, was manchem Vertreter einer gegenteiligen Praxis bei der Aufführung sog. Alter Musik, auch noch der Haydn-/ Laucher-Zeit, zu denken geben sollte:

Bey langen Noten muß man den Ton ganz schwach anfangen und immer mehr verstärken.²⁶

Laucher wird also bis zum Schluß des Sing-Fundaments seiner Rolle als weit ausgreifender vokaler Lehrer gerecht, der sich allerdings in mehrfacher Hinsicht in vokalpädagogische und allgemeinpädagogische Traditionsbezüge einordnen läßt.

Gewissermaßen zugeordnet ist diesem Sing-Fundament das Dilingische Gesangbüchgen. Fast möchte man von zwei Seiten eines bestimmten Ansatzes sprechen; das eine ist eben mehr theoretische Grundlegung, das andere in gewisser Weise eine praktische Ausfüllung.

24 Sing-Fundament (Manuskript) 26.

25 27.

26 ebda.

Das Dilingische Gesangbüchgen

Schon Zoepfl befaßte sich beim Thema „Laucherepitaph“ kurz in einer Fußnote mit diesem Dillinger Gesangbuch aus dem Jahre 1787.²⁷ Auch Bäumker beschrieb es in seinem grundlegenden Sammelwerk.²⁸

Das Büchlein hat folgende Bestandteile: I. den Neuen Meßgesang mit 10 Liedern, II. den Alten Meßgesang mit 9 Liedern, III. 5 Seelenmessenlieder, IV. 4 Christenlehr-Gesänge, V. 7 Gelegenheitsgesänge und VI. eine Wechselweise.

Nur ein einziges Exemplar des Buches scheint derzeit noch vorhanden zu sein, und zwar in der Thurn-und-Taxis'schen Hofbibliothek in Regensburg. Ich kann von einer Verfilmung desselben ausgehen. Das Exemplar, welches sich nach der Angabe Zoepfls (vor 1955/56) im Klerikalseminar Dillingen befinden haben soll, könnte eine Ausgabe des Gesangbuchs ohne Noten gewesen sein, die ich noch 1985 in einem Lauinger Privathaushalt zu Gesicht bekam.

Die Besonderheit liegt wohl nicht so sehr in der Eigenart des Normalschulliederbuchs, auch nicht in dem spürbaren Bemühen, im Sinne der Aufklärung pädagogisches Gedankengut einfließen zu lassen. Der Herausgeber Schneller nannte aus seiner subjektiven Rückschau²⁹ Gründe und Umstände der Veröffentlichung:

Weit entfernt also von den Reihen Babilons, führte ich meine theuren Zöglinge in das schauervolle Heiligthum, in den Tempel Gottes, und nahm aus meinem großen Lieder-Magazin zum Gesangstoffe nicht synkretistische, sondern pur auserlesene Gegenstände der heil. kathol. Religionsübungen, und zwar nur solche Texte, in welchen Salbung, Theologie und Poesie in einer erbaulichen Harmonie stehn. Zum Wohlklange sammelte und wählte ich theils aus dem Kunstvorrathe der Wienerischen, Breßlauischen, Fuldaischen, St. Blasischen, Herr Kohlbrennerischen und anderen Kirchengesangbüchern solche Arien und Melodeyen, welche dergestalt Ohr und Herz ergötzen, daß sie zugleich nach Vorschrift der hh. Kirchengesetze der Heiligkeit des Ortes und des Textes angemessen blieben; theils auch andere, welche mir einige Privat-Musikverständige, vorzüglich der geschickte Componist, Hr. Anton Laucher, Chorregent und Schullehrer zu Dillingen in die Hand geliefert haben.

Einen kleinen Delect davon gab ich An. 1787 mit schönen Leipziger Noten in auserlesenen Singweisen durch den Druck an's Tageslicht:

Und der durch meine unschuldigen Sänger-Chöre gepriesene Allerhöchste segnete meine Arbeit bey dem Publikum dergestalt, daß nicht nur in Schwaben, in Rieß, in vielen Orten Oesterreichs,

27 Zoepfl, *Laucherepitaph*. 154⁴.

28 Bäumker, Wilhelm: *Das katholische deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen von den frühesten Zeiten bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts*. Freiburg 1883–1911. Bd. 3, S. 106, Nr. 355.

29 [Schneller, Joseph Anton]: *Anhang zu der Theorie der Dilingischen Schreibschule ... vgl.: Weitere Quellen.*

Baierns, und Elsaß die Gotteshäuser von eben diesen meinen Liedern wirklich noch erschallen, sondern auch in gewissen Cabineten dieses mein Gesangbuch mit Achtung, auf dem *Forte-Piano* liegt.

Der andere Zweck dieses meines Werckchens und mühevollen Unternehmens war: Aus den Kirchen bey dem feierlichen Gottesdienste den Schlaf des, durch das elende Musik-Werk so mancher Dorfschulmeister oder Meßner, betäubten Volkes, und andere Spielmanns-Possen verbannen; und durch eine hinlängliche Abwechslung der Melodeyen den Eifer der erkaltenden Andacht bey den versammelten Christen-Gemeinden von Zeit zu Zeit wieder aufzuwärmen.³⁰

Schneller reklamierte damit einen großen Teil dieses Werks für sich. Doch in der Untersuchung der Melodien und im Vergleich mit den als Quellen genannten Gesangbüchern konnten zwar tatsächlich viele Text-Übernahmen, aber keine Melodieübernahmen aus vorausgegangenen Gesangbüchern festgestellt werden. Textidentitäten lassen sich finden, z. B. bei Franz Seraph von Kohlbrenner 1777³¹ „Gott soll gepriesen werden“ oder bei Ignatz Franz, Wien 1778.³² Aber die Hoffnung, vielleicht in der in Dillingen gedruckten „Harpfe Davids“³³ von 1780 etwa identische Melodien oder dgl. finden zu können, erfüllte sich nicht. Auch Melodieübernahmen aus Lauchers eigenen Werken fielen mir nicht auf.

Um so deutlicher zeigen viele der Lieder Lauchers kompositorische Handschrift, die Handschrift eines routinierten musikalischen Handwerkers, mit folgenden Merkmalen: der Form nach häufige Dreiteiligkeit; der musikschriftlichen Anlage nach (meist) zwei vom bezifferten Generalbaß begleitete Oberstimmen; die Oberstimmen häufig in Terzen- und Sextenabstand; ariose Melodienführung mit Trillern und Vorhalten; ausgreifende, mehr kunstfertige

30 Ebd. 43 ff

31 [Kohlbrenner, Franz Seraph:] Der heilige Gesang zum Gottesdienste in der römisch-katholischen Kirche. ... Gedruckt zu Landshut bey Maximil. Hagen, Landsch. Und Stadtbuchdruckern, 1777, auch alda, und bey Johann Georg Rueprecht, burgerl. Buchbinder in München im Verlage. (Bäumker 3. Bd. S. 92 ff, 282)

32 Allgemeines und vollständiges Catholisches Gesangbuch, worinn neue geistliche Lieder zu finden sind ... Breßlau 1778, bey Johann Friedrich Korn dem ältern, neben dem Königl. Zoll-Amt. (Bäumker 3. Bd. S. 95, 288).

Franz, Ignaz: Choralbuch oder Melodien zum Gesangbuche. Breslau: Korn 1778. (Bäumker 3. Bd. S. 95, 289)

33 Die Harpfe Davids, das ist: Katholisches Gesangbüchlein. Aus verschiedenen andern theils zusammen getragen, theils verbessert, theils von Neuem verfasst, und eingerichtet auf verschiedene heilige Jahreszeiten, Feste und Andachten usw. – Zum Gebrauche der Christenlehre, und Schulen in der hochfürstlichen Residenzstadt Dillingen, und anderen damit in Gleichförmigkeit stehenden Städten und Oertern. Mit Erlaubniß der Oberrn. Gedruckt 1780, und zu haben bey der löblichen Schulanstalt allda. (Zit. Nach Bäumker a. a. O. S. 97, 298).

16

Zum Vater noster, und Agnus Dei.

VIII.

O Herr o Vater un: ser! Sieh
dei: ne Kin: der an! O
Herr er: barm dich un: ser, wann wir dich
ruf: fen an. O! daß ge: hei: ligt

17

wer: de durch die: ses Sa: fra: ment
dein Nam allhier auf Er: den, an
al: len Ort und End, an al: len Ort und
End.

zur

Melodiebildung in hoher Lage; in der Melodie und in der 2. Stimme häufige Melismen-Ligaturen; der Satz aber eher volkstümlich, wenn auch für Kirchenlieder doch eher bewegt, – allerdings auch mit den bekannten Laucher'schen Satzschwächen gekennzeichnet (falsche Parallelführung, eintönig häufige Sequenzenbildung, Querstände etc.); in der Ausführung eher die geübten Stimmen erwartend als sängerische Beteiligung aller; auffallend häufiges Vorkommen von $\frac{6}{8}$ - und $\frac{3}{4}$ -Takt.

Der mehrmals von Bäumker weitergegebenen Behauptung einer Abhängigkeit des Dilingischen Gesangbüchgens von genannten anderen Gesangbüchern kann also nur in sehr eingeschränktem Sinn beigepflichtet werden. Möglicherweise geht diese Aussage schon auf die Schneller'sche Selbstdarstellung (s. o.) zurück. Die Behauptung Bäumkers in seiner Beschreibung des Dilingischen Gesangbüchgens kann ihrer Einschränkung nach nicht unterstützt werden:

Dann folgen auf 75 Seiten 37 Melodien mit Baß, welche mit wenigen Ausnahmen von dem Chorregenden und Schullehrer Anton Laucher in Dillingen herrühren.³⁴

Wir gehen, nicht zuletzt wegen der aus dem Sing-Fundament ableitbaren Grundlagen von der musikalischen Gesamtautorschaft Lauchers beim Dillinger Gesangbüchgen aus.

Eine bis heute in der allgemeinen oder in der Augsburger diözesanen Praxis lebendige Kirchenmelodie Lauchers sucht man leider vergebens. Viele Lieder sind aber geradezu eine Fortsetzung und Verdeutlichung der im „Sing-Fundament“ ausgebreiteten Grundlagen, insbesondere der Beispiele in dessen Anhang.

Vergleicht man Lauchers Beitrag im Dillingischen Gesangbüchgen z. B. mit dem in den Normalschulen verwendeten Gesangbuch von 1766³⁵, so wird Lauchers Beitrag im Sinne einer Emanzipation der musikalischen Anteile im Werkgefüge wie in der Pädagogik einsichtig: vorher relativ schwerfälliger Schematismus, bei Laucher Bemühen um Auflösung und Abwechslung in den musikalischen Mitteln.

Aufschlußreich ist die wohl auch von Laucher stammende „Erinnerung an die Herrn Musikdirektorn.“ im Vorwort:

Die Melodien sind in Rücksicht auf die verschiedenen Gattungen der Volksstimmen auf den sogenannten Chorton vermeint, und angemessen. Man hat sich also dessentwegen, in so weit es der Wohlklang gestattet, möglichst beflissen, die Arien in dem Umfange, und in die Gränzen des Mitteltones einzuschränken.

Da aber, und besonders auf dem Lande, noch sehr viele Orgeln nach dem sogenannten Cornettone, das ist um einen ganzen Tone höher gestimmt sind; so müßten sich die Herrn Organisten, wo dergleichen hohe gestimte Orgeln sind, gefallen lassen, diese Melodien um einen Ton tiefer anzustimmen.

Hier gibt uns Laucher noch zusätzlich einen Hinweis zur sog. historischen Aufführungspraxis, der bis heute noch oft vergessen wird. Auch die Organisten und Gesangbuchgestalter unserer Zeit täten gut daran, „die Arien in dem Umfange, und in die Gränzen des Mitteltones einzuschränken“ und dabei das

34 Bäumker 3. Bd. S. 106, 335

35 Die Christlich-katholische Lehre in Liedern; das ist: Catechetische Gesänge zum Gebrauche der Saganischen Schulen, mit einer Vorrede von der Absicht und dem Gebrauche dieser Lieder; nebst einem Anhang einiger Lieder bey der heil. Messe, zur Predigt, &c. und bey Begräbnissen. Sagan, im Verlage der kath. Trivialschule. Cum licentia Ordinarii et Privilegio. Gedruckt bey Johann Christoph Lauhen 1766.

Verhältnis „Cornetton“, „Chorton“ und „Mittelton“ zu beachten. *Cum grano salis* heißt das, die Singfreudigkeit und stimmliche Fähigkeit der „Volksstimme“, der singenden Gemeinde, darf vor allem nicht durch die Wahl einer zu hohen Tonart überfordert werden.

Diese und weitere wertvolle Hinweise können wir dem Werk Joseph Anton Lauchers entnehmen, zusätzlich zum ästhetischen Reichtum der Kompositionen, die er uns unter dem Primat der menschlichen Stimme hinterlassen hat. Er war ein wegweisender Kirchenmusiker, ein weitwirkender Gesanglehrer und vielfältiger Gesangskomponist, der in der Diözese Augsburg, vor allem aber in der bischöflichen Residenzstadt Dillingen tätig war. Er verdient es, unter die Zahl der nicht zu vergessenden Musiker- und Pädagogenpersönlichkeiten, zumindest in seiner Heimat, aufgenommen zu werden.

Zur weiteren Einordnung und Würdigung

Lauchers musikalisch und musikpädagogisch vielschichtige Wirkung besitzt ihren Mittelpunkt immer im Gesang. Man möchte für ihn den alten Ehrennamen des „phonascus“ wiederverwenden: Gesanglehrer und Gesangskomponist in umfassendem Sinn. Demnach erübrigt es sich zu betonen, daß die Persönlichkeit Lauchers nur unvollständig erfaßt wäre, wenn man ihn nur als „normalen“ Musiker bzw. Autor musik-schriftlich fixierter Werke würdigte. Sonst wäre er nur einer unter den zahlreichen „Klosterkomponisten“ des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Die Koinzidenz mehrerer Begabungsrichtungen und ihre individuelle Ausfüllung durch eine vielschichtige Persönlichkeit muß bei Laucher ebenso herausgestellt werden, wie die Zentrierung unter einer bestimmten Leitidee. Schon Lauchers Bedeutung als Lehrer, sowohl als praktischer Gesanglehrer durch seine prominenten Schüler, als auch in der für die Geschichte der Pädagogik so wichtigen Normalschule, ist sehr hoch anzusetzen. Als „primus magister“ der Normalschule stand er richtungsweisend zugleich am Anfang einer gezielten Lehrerbildung und Lehrerfortbildung. Seine musikalischen und musikpädagogischen Werke spielten dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Aber auch seine Kompositionen ordneten sich einer bestimmten Idee, ja einem musikalischen und musikpädagogischen Lebensmotto unter, dem des Primats der menschlichen Stimme. Durch den Fund und die Vorlage des Sing-Fundaments kann Laucher somit in die Reihe der (oben aufgeführten) Autoren wichtiger Traktate zum Gesangsunterricht und zur vokalen Praxis im 18. Jahrhundert aufgenommen werden, eine Reihe, die sich mit den Ergebnissen dieser Arbeit erweitert: Auf Tosi, Mattheson, Quantz, Agricola, Marpurg, Mancini, Hiller folgen Wolf, Laucher und Lasser.

Verzeichnis erhaltener Werke

Anonym [Laucher ?]: Hymnus in A dur „**Ave Maris Stella Dei Mater alma ...**“. Hymnus/ a/ Soprano Primo/ Soprano.

{Gegen die Autorschaft Lauchers spricht die Dreistimmigkeit und die Tatsache, daß der gleiche Text schon einmal vertont wurde, auch die Aussetzung des Generalbasses, die Orgelstimme im Satz (zu viele Terzen); dafür scheint die Tatsache des gleichen Schreibers wie in B 102 zu sprechen.} BRD Tsch B 103

Joseph Anton Laucher: Hymnus (in D dur) „**Ave maris stella Dei mater alme ...**“. Hymnus/ de/ B. M. Virgine/ Ave maris stella/ Alto Solo ex D/ Violino I & II/ Cornu I & II/ (beide) oblig./ con/ Violone.

{Abschrift aus dem Druck der Vesper-Hymne unter Weglassung der obligaten Stimmen und des Generalbasses}

BRD Tsch B 102

[Laucher, Joseph Anton und Schneller, Joseph Anton:] **Das kleine Dilingische Gesangbüchgen**, oder Auswahl von Liedern, und Melodeyen von der heiligen Messe, und anderen Gottesdiensten nach dem Brauche der Normalschulen in der hochfuerstlich bischoefl. Residenzstadt Dillingen. Mit Erlaubniß des Hochwuerdigsten Augsburg Vikariats in dieser Form ans Licht gegeben. 1787.

Dign 1787 Rt

Duetto/ de la/ Santissima Vergine/ Maria/ Del Giuseppe Antonio Laucher/ [**Gaude Mater Deo**, B-Dur]

{Entspricht musikalisch der Vesper-Hymne „Caelestis urbs“}

BRD DO Mus.Ms.1213 [Donaueschingen: Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek]

Fracto demum/ für/ 4 Sing Stimmen/ 2 Violin/ 2 Clarinett/ 2 Corno/ et/ Organo/ von/ Jos.Anton Laucher Musikdirektor/ in/ Dillingen an der Donau/ G-Dur]

BRD Dbk K 3 A II 47 [Dettelbach (D-8716) Kath. Pfarrei, Leihgabe Diözesanarchiv Würzburg]

„**Haec templa rex coeli**“ [G-Dur Pro Dedicazione Ecclesiae Di L-chr.]

{Ms. ca. 1810}

BRD TEGha Ms 74

4stimmiges/ Offertorium/ Mit Begleitung von/ 2 Violin./ 2 Flaut: Trav./ 2 Corn./ Viola: obl./ Violoncello./ Di Laucher/

BRD EB [Ebrach: Kath. Pfarramt]

[Layer 313 teilt mit: „Ein Musikinventar aus Kloster Ebrach verzeichnet von ihm ein Offertorium Haec templa und Rex coelestium (für 4 Stimmen, 2 Violinen, 2 Oboen, 2 Hörner, Viola, Orgel), aufgeführt am 15. September 1804.“][Als Nr. 28 auch enthalten in: *XXVIII. Ariae selectissimae praeclarorum virorum*, ... Lotter 1798]

Joseph Anton Laucher: Offertorio/ de la Santissima Vergine/ Maria/ Tutti gli Stromenti obligati./ Del Sig: Giuseppe Antonio Laucher/ **Lingua mea dic trophea**, F-dur

BRD DO Mus.Ms. 1212 [Donaueschingen: Fürstlich Fürstenbergische Hofbibliothek]

Joseph Anton Laucher: **Miserere**/ von/ Laucher/ A/ Soprano, Alto,/ Tenore, Basso,/ Violino I et II/ Alto Viola/ Clarinetto I et II in c./ Cornu I et II./ Organo et Contra Basso./ (F-dur)

{identisch mit Miserere No. 2 in Florenz}

BRD Dbk K 3 A II 48 [Dettelbach]

Joseph Anton Laucher: **Miserere** in F:/ Auth: Laucher/ à/ 4 Voci/ 2 Violini/ 2 Oboe/ 2 Corni/ Viola, Organo e Baßo

{identisch mit dem Requiem I für Joseph II. aus dem *Sacrificium mortuorum*, doch mit dem Miserere-Text}

I Fi [Conservatorio Statale Luigi Cherubini] Litt: E: Nro. VIII

Miserere in Es/ von Laucher/ A// Soprano et Alto/ Tenore et Basso/ Violino Primo et Secundo/ Viola Primo et Secundo/ Clarinetto Primo et Secundo/ Cornu Primo et Secundo/ und/ Organo
BRD Dbk K 3A II 49 [Dettelbach]

Joseph Anton Laucher: **Miserere** in Eb:/ Authore Laucher/ á/ 4 Voci/ 2 Violini/ 2 Clarinetti/ Oboe Solo./ 2 Corni/ Viola/ Organo e Baſo.

{identisch mit Requiem 3 aus dem *Sacrificium mortuorum*, aber mit anderer Textunterlegung}

I Fi [Conservatorio Statale Luigi Cherubini] 533 Litt: E: Nro. X

Joseph Anton Laucher: **Missa Solemnis de Requiem**, / de Canto, Alto, Tenore & Basso/ 2 Violinis, Alto, Viola, 2 Cornibus, 2 Clarinettis/ vel Obois & Violone & Organo/ [in Blei: von Laucheri] {Vgl. Miserere Fi}

Ms. um 1810

BRD B Mus.ms. 12630 [Berlin: Staatsbibliothek]

Joseph Anton Laucher: [Sacrificium mortuorum] III. **Requiem**/ à/ 4 vocibus cant./ 2 Violinis,/ Viola, 2 Clarinettis,/ 2 Cornibus, Violone,/ et Organo/ Autore Ant. Laucher/ 1842.

{Ms auf dem Chor der Basilika St. Peter in Dillingen erhalten. Lauchers Autograph? Der Schreiber ist bei 1 und 3 identisch, nur mit verschiedener Feder und Kalligraphie geschrieben. Schrift ziemlich identisch mit Hymnus de B.M. Virgine „Ave maris stella“ Tsch B 102}

Joseph Anton Laucher [?]: **Requiem** ex Es/ für / Tenori I et II/ Basso I et II/ Violino I et II/ Viola/ Clarinetto I et II/ Corno I et II/ Violon/ v. Laucher

{nicht mit dem Requiem in Es des *Sacrificium mortuorum* identisch. Zweifel an der Autorschaft Joseph Anton Lauchers bestehen.}

BRD BE K4A II 54

Laucher , [Joseph Anton ? :] **Requiem** [Canto; Abschrift des III. Requiems in Es-Dur aus dem „Sacrificium mortuorum“] Misſa Allerſeelen

Ms. ca 1800 3 Bl.

BRD Mſs SANT Hs. 2335

Lauchery [Joseph Anton Laucher]: Es-Dur **Requiem**. {Abschrift/ Bearbeitung/ Particell der Missa III, des III. Requiems von J. A. Laucher mit falscher Komponistenangabe, die vermutlich durch den Genitiv im Originaldruck bzw. die Namensähnlichkeit ausgelöst wurde. Aufführungsdaten von 1848–1903.}

s.m. 2541 [Wien Österreichische Nationalbibliothek]

Josephi Antonii Laucheri/ Musices Directoris Dilingae ad Danubium/ gloriosissimae Domui austriacae afflictissimo corde parentantis/ **Sacrificium Mortuorum**/ seu/ TRES MISSAE SOLENNES/ breves tamen,/ de Requiem/ Occasione Exequiarum felicissimae Memoriae/ JOSEPHI II./ LEOPOLDI II./ Romanorum Imperatorum/ ELISABETHAE IMPERATRICIS/ in insigni Ecclesia Collegiata D. Petri ibidem/ rite persolutarum decantatae./ Nunc vero in lucem publicam editae/ quatuor Vocibus ordinariis/ concinnentibus/ 2 Violinis, Alto Viola et Organo necessariis/ 2. Cornibus vero, 2. Clarinettis vel Obois et Violone/ partim obligatis partim non obligatis/ 243./ Opus II./ Pretium 4ß30x/ Cura et Sumptibus Boßler Cons.Bonis:/ Darmstadii.
1792

[Requiem in F für Joseph II., in G für Leopold II., in Es für Elisabeth]

[Auch A Wn M.S. 39528, CH EN, Fcu, BRD HR, Mbs, Tmi (B 285, D 59, M 30, P27, Z 086), OB MO 601 WS, I Moe Mus. C. 196, YU Lu]

[Handschriftliches Material <Autograph Joseph Anton Lauchers ?> einschließlich zweier Instrumentalstimmen (Trombone und Flauto D) zusammen mit einer teilweise gleichschriftlichen Bearbeitung des Mozart-Requiems „Ruhe den Entschlafenen“ (Text von „Ritter von Seyfried“) aus der Hinterlassenschaft Carl Lauchers im Archiv der Basilika St. Peter in Dillingen; die Generalbaßstimme unterscheidet sich vom Boßler'schen Druckexemplar.]
BRD Mbs Mus.pr.2° 2877

Joseph Anton Laucher: **Sing-Fundament**. Kurzer und deutlicher Unterricht in der Singkunst von J. A. Laucher Kapellmeister in Dillingen.. 1820.

Ms 21 x 27 cm, vermutlich Autograph, 41 (mit Farbstift) paginierte Seiten, falsch gebunden: Titelblatt (Rückseite: Vorspruch), dann S. 23–41, leere Rückseite, dann S. 21–22, dann S. 1–20. Von anderer Hand auf dem aufgeklebten Etikett versehen mit der Jahreszahl „1820“ und der Signierung „Rittler“. Die verklebte Einbandinnenseite enthält den Besitzvermerk „Georg Wenzeslaus Rittler Chorregent in Grönenbach“.

Stadt- und Hochstiftmuseum Dillingen N 2552

Laucher, Joseph Anton: [Te Deum in D]

{für C, Sop.Rip, A, T, B; Ob 1, 2; Clarino 1, 2; Cor 1, 2; Fag; Tp, Vl. 1, 2; Vla 1, 2; Vc; Org.}

Ms. ca 1800

{identisch mit dem Te Deum aus Vesper Hymne}

I Fi [Conservatorio Statale Luigi Cherubini F[ondo] P[ititi] Ch[jiesa] 1072

Joseph Anton Laucher: Die gewöhnlichen/ **Vesper-Hymne**/ Auf die Feste des Herrn/ und der H.H.Gottes/ ins gemein, und ins besondere,/ Mit beygefügetem/ VENI SANCTE SPIRITUS/ und/ TE DEUM LAUDAMUS./ Bestehend in den vier gewöhnlichen Singstimmen,/ zweyen noethigen Violinen und Orgel, nebst einer willkuer-/ lichen Begleitung zweier Waldhorn, Hoboe,/ und Violon./ In die Musik gesetzt/ von/ Joseph Anton Laucher, Musikdirektor/ in der Löbl.St. Peters Stift- und Pfarr-Kirche/ der Hochfürstlichen Residenzstadt Dillingen./ Augsburg,/ In Commission zu haben bey Herrn Hermann Joseph Staiger, Organist/ und Vicelector in dem hohen Domstifte. Wohnhaft in dem aussern/ Pfaffengässel. Lit. E. 213. [nach Fétis und Laucher 1786]

BRD Ew

Weitere Quellen

BayHStA Hochstift Augsburg NA Akten

Lasser, Johann Baptist: Vollständige Anleitung zur Singkunst, sowohl für den Sopran, als auch für den Alt. München, 1798. Zu finden bey dem Verfasser, und in der Falterschen Musikhandlung.

Lasser, Johann Baptist: Vollständige Anleitung zur Singkunst sowohl für den Sopran, als auch für den Alt: für die Stadt- und Landschulen in den Churbaierischen Erbstaaten. München: Hübschmann 1805. [176 S., Notenbeispiele]

Laucher, Carl: Choral-Unterricht, ein Hand- und Hilfsbuch für Priester von ... öffentl. Chorallehrer am Clericalseminar und Chordirektor und Cantor an der Stadtpfarrkirche zu Dillingen. Im Selbstverlage des verfaßers. Lith. von C. Horz. [1839]

Pfarrarchiv St. Peter Dillingen. [Hier u.a. eine erste zusammengefaßte Biographie Lauchers „Notamina“, geschrieben vom Sohn Carl]

Pfarrmatrikeln der katholischen Pfarrei Grönenbach (Diözesanarchiv Augsburg)

Pfarrmatrikeln der Pfarrei St. Martin Ebershausen, Bd. II, Taufbuch, S. 52.

Ibidem Sterberegister S. 54

Ibidem Ehematrikel S. 28

Pfarrmatrikeln Weißenhorn (Diözesanarchiv Augsburg)

Roggenburger Studentenkatalog 1754.

Stadarchiv Burgau [Zur Normalschule, zur Anstellung und Entlohnung]

Stadarchiv Lauingen Akt 3707 [Klagsache Catharina Herbst]

[Schneller, Joseph Anton]: Anhang zu der Theorie der Dilingischen Schreibschule oder historisch-biographischer und chronologischer Zurueckblick auf das alte Trivial-Schulwesen in der ehemaligen fuerstbischoefflichen Residenz-Stadt Dillingen. Eine Schrift zum Nachdenken für Unbefangene, und zur Aufmunterung für angehende Schullehrer. Dillingen, 1810.

J.[oseph] A.[nton] S.[chneller]: Chöre ins biblisch-historische Drama: Die Geburt Jesu, oder: Die Hirten von Bethlehem. Mindelheim, Gedruckt auf Kosten des Unternehmers bey Leonhard Broenner, Buchhändler. 1823. [Die Kompositionen der Gesänge und Chöre sind nicht erhalten; sie dürften von Laucher gestammt haben..]

Schneller, J.[oseph] A.[nton]: Die Normalschule, wie sie seyn sollte. [Dillingen] 1786.

J.[oseph] A.[nton] S.[chneller] D.[octor] S.[cientiarum]: Sammlung Auserlesener Stücke und Verschiedener Leseübungen, für die Schüler der dritten Classe oder Hochfürstlich und Bischöflichen Normalschule zu Dillingen. Gedruckt, bey Johan Leonhard Broenner. Hochfürstlich. Bischöfl. Akademischen Buchdrucker 1776.

[Schneller, Joseph Anton]: Sammlung verschiedener nützlicher Leseübungen für die Schueler der dritten Classe in der hochfürstlich bischöflichen Normalschule zu Dillingen. Zu haben bey der loeblichen Schulanstalt daselbst. Gedruckt bey Joh. Leonh. Brenner Universitätsbuchdrucker 1782/ II. Theil [1782]

(Geschriebene Texte wahrscheinlich von Laucher)

[Schneller, Joseph Anton]: Unmaßgebliche Gedanken über die Einrichtung der Normalschule allhier. [BayHStA]

Verzeichniß des aus dem Rücklaße des sel. Chorregenten Carl Laucher vorhandenen und noch brauchbaren Kirchen-Musicalien u. Musik-Instrumenten welche von der hiesigen Pfarrkirchenstiftung für den Musikchor an der Stadtpfarrkirche übernommen, res. Angeschafft wurden. Aufgenommen, Dillingen den 1ten Oktober 1857. [Pfarrarchiv von St.Peter]

[Wolf, Georg Friedrich:] Georg Friedrich Wolfs Unterricht in der Singekunst. Halle in Sachsen, verlegt und gedruckt bei Johann Christian Hendel 1784. [123 S. mit Notenbeispielen]

Zusätzliche Literatur

Album Marianum Majoris Congregationis Academicæ B.V. Mariae. Dilingae 1797, S.70.

Dennerlein, H.: Musik des 18. Jahrhunderts in Franken. 92. Bericht des Histor. Vereins Bamberg. 1952/53. S. 286.

Eberle, S(ylvester): „Beiträge zur Schulgeschichte der Stadt Weißenhorn“. 2. Fortsetzung. Mitteilungen des Museumsvereins Weißenhorn und Umgebung (1931).

Gerber, Ernst Ludwig: Neues historisch-bibliographisches Lexikon der Tonkünstler (1812–1814). Teil 3. Hg. v. Othmar Wessely. Graz: Akademische Druck- und Verlagsanstalt 1966. S. 191.

Gulielminetti, A.: Das Volksschulwesen im Hochstift und Bistum Augsburg unter dem letzten Fürstbischof. Kempten und München 1912. S. 16,43, 60.

Hampel, B.: Die Familie Nestroy und die Sippe der Gattin des Dichters. Monatsblatt der heraldischen Gesellschaft „Adler“. X. Bd 1928. S. 374 f.

Kolb, F.: Beiträge zur Geschichte der Volksschule in Wullenstetten. Aus dem Ulmer Winkel. Mitteilungen des Hist. Vereins Neu-Ulm 1927. S. 34 f.

Landon, H. C. Robbins: Haydn. The late years 1801–1809. London: Thames and Huson. (Haydn: Chronicle and Works. [dort zu Antonie Laucher S. 280 Fußnote 2, 331, 340, 356, 365])

Layer, Adolf: Joseph Anton Laucher und seine Familie. Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben Bd. 8. München: Max Hueber 1961. S. 301–327.

Röckl, J.: Uiber den Zustand der deutschen Elementar-Schulen in Dillingen. 1808. S. 17.

Rückert, G.: Geschichte des Schulwesens der Stadt Lauingen. Bh. z.d. Mitteilg. d. dt. Gesellschaft f.dt. Erziehungs- u. Schulgeschichte. Berlin 1904. S. 27.

Schmid, Christoph von: Erinnerungen aus meinem Leben. 2.Bändchen. Augsburg 1853. S. 31.

Schreyer, M. Lioba OSF: Geschichte der Dillinger Franziskanerinnen. Dillingen 1982.

Thalhofer, F.X.: Das Volksschulwesen in der Diözese Augsburg nach den bischöflichen Visitationsprotokollen von 1775–1786. Historisch-politische Blätter für das kath. Deutschland. 128. Bd. 1901. S. 85.

Thalhofer, F. X.: Josef Anton Schneller als Direktor der Normalschule zu Dillingen 1774 bis 1781. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 7. S. 66–84.

Weiß, W.: Chronik der Stadt Dillingen. Dillingen 1886. S. 50 f, 393, 408, 421, 427.

Zoepfl, Friedrich: Die politische Stimmung an der schwäbischen Donau 1809. Zs. für bayerische Landesgeschichte 21. 1958. S. 491.

Buchbesprechungen

Alfred Juhl, Institutum Mariae Virginum Anglicanarum. Ein Beitrag zur Geschichte des Englischen Institutes (BMV) zu Augsburg von den Anfängen bis 1830, Verlag Dr. Wißner, Augsburg 1997, 296 S., 15 Abb.

Zu den traditionsreichen Säulen des Augsburger Schulwesens gehört das Institut der Englischen Fräulein mit dem Maria-Ward-Gymnasium und der Maria-Ward-Realschule. Das vorliegende Buch befaßt sich mit der Geschichte des Institutes der Englischen Fräulein in Augsburg von seiner Gründung 1662 bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wobei der Schwerpunkt in der reichsstädtischen Zeit liegt. Es stellt – soviel sei im voraus schon gesagt – nicht nur einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Augsburger Bildungseinrichtungen dar, sondern erlaubt auch bemerkenswerte Einblicke in die Sozial- und Alltagsgeschichte nicht nur des Institutes selbst, sondern auch der Personen und Institutionen, die in vielfältigen Beziehungsebenen mit den Englischen Fräulein in Kontakt standen. In vier Kapiteln und abschließenden Schlußbetrachtungen wird ein differenziertes Bild der historischen, administrativen, wirtschaftlichen und pädagogischen Entwicklung der Anstalt entworfen, wobei sich Kapitel I mit den Schwierigkeiten in der Gründungsphase des 17. Jahrhunderts beschäftigt – immerhin entstand die katholische Einrichtung in einer an strengster Einhaltung der Parität orientierten Reichsstadt, in der es neben naturgemäßen Widerständen gegen die Gründung auch innerhalb des katholischen Lagers nicht nur Förderer und Gönner gab. Kapitel II behandelt Schicksal und Existenz des Institus im 18. Jahrhundert. Anhand umfangreicher archivalischer Studien gelingt es Juhl, einen tiefen Einblick in die wirtschaftliche Situation der Englischen Fräulein zu geben. Akribisch werden Einkünfte und Ausgaben dieser geistlichen Institution mit dem Augsburger Bürgerrecht beschrieben und die ständige wirtschaftliche Krisensituation geschildert, die übrigens während des gesamten Untersuchungszeitraumes zu den gravierendsten Problemen gehörte; trotz enormer Sparsamkeit und Beschränkung in den Ausgaben bewegten sich die Englischen Fräulein immer am Rande der wirtschaftlichen Existenz. Das Kernstück des dritten Kapitels bildet einen Überblick über die Entwicklung der schulischen Bildung und Pädagogik. Es überrascht nicht, daß die Englischen Fräulein zu den erfolgreichsten Bildungsanstalten Augsburgs in reichsstädtischer Zeit gehörten, war doch der Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen kostenlos, zudem wurde eine haus-

wirtschaftliche Zusatzausbildung angeboten, die die Chancen der Mädchen aus der Unterschicht, aus der sich die Schülerinnen zumeist rekrutierten, auf dem Arbeitsmarkt deutlich erhöhte. Für die Zeit ungewöhnlich war der Einsatz von qualifizierten Lehrerinnen, dazu die weitsichtige Einrichtung, daß Fremdsprachenunterricht, wenn dies möglich war, von „native speakers“ gehalten wurde, so der Französischunterricht am Ende des 18. Jahrhunderts von der Französin Nanette Duthailly. Das Ende der Reichsstadt Augsburg und die Eingliederung in das gerade erst entstandene Königreich Bayern brachte auch für die Englischen Fräulein erhebliche Veränderungen mit sich, die in Kapitel IV beschrieben werden. Zwar kam es nicht zur Auflösung des Institutes, doch der Verlust von tradierten Rechten, so zum Beispiel die Autonomie in der Haushaltsführung, und die veränderte politische Situation, die ständige Kompetenzgerangel mit den bayerischen Behörden zur Folge hatte, erschwerten das Leben der Gemeinschaft, die trotz aller Schwierigkeiten die Unterrichtung und Ausbildung der weiblichen Jugend in Augsburg erfolgreich fortführte.

Juhls Buch schließt eine Lücke in der Beschreibung der Augsburger Bildungseinrichtungen, doch geht das von ihm Zusammengetragene weit über diesen Umstand hinaus. Ebenso wichtig ist der Zugewinn an Wissen über das Funktionieren der Einrichtung, die Lebensumstände der Institutsmitglieder und die Beziehung dieser geistlichen Institution zur Stadt und ihren Einwohnern, es leistet somit einen wertvollen Beitrag zur Sozial- und Alltagsgeschichte des alten Augsburg.

Wolfgang Wallenta

Walter Pötzl, Kreuze, Bildstöcke und Feldkapellen, Augsburg 1996 (= Beiträge zur Heimatkunde des Landkreises Augsburg, Bd. 14).

Die Reihe der „Beiträge ...“ ermöglicht thematische Vertiefungen und Erweiterungen zur Heimatkunde des Landkreises Augsburg in Bereiche, die in der großen, auf 8 Bände konzipierten Darstellung dieses in seinen Grenzen relativ jungen Gebildes nur mehr oder weniger kurz angeschnitten werden können. Im 14. Band widmet sich der Autor den „Flurdenkmälern“, ein Begriff, auf dessen eingeschränkte Anwendbarkeit Pötzl im Hinblick auf die Standorte in seinem ausführlichen Kapitel „Begriffliche Klärungen“ hinweist, ohne einen treffenderen Gesamtbegriff nennen zu können, zu verwoben oder verunklärt scheinen die für eine terminologische Einordnung zur Verfügung stehenden, formalen, rechtlichen, funktionalen und lokalen Kriterien auch bei einigen der Einzelbegriffe. Trotzdem ist das weite Feld dieser durchwegs christlich geprägten Denkmäler, von denen die drei im Titel genannten nur als

Ausschnitt im Sinne von Schlagworten verstanden sind, hier in einer klaren Gliederung umfassend dargestellt, wobei im umfangreicheren ersten Teil hauptsächlich formale Merkmale die Gliederung bestimmen (alte Steinkreuze, Bildsäulen und Bildstöcke, Freifiguren und Kreuzigungsgruppen, Tafeln an Bäumen, Kreuze an verschiedenen Standorten, Kapellen), während ein zweiter Teil in zwei Kapiteln auf spezifische Anlässe und religiösen Hintergrund der Entstehung eingeht. Diese Prägnanz im Inhaltlichen erreicht allerdings die optische Aufbereitung in Schriftbild und Abbildungsteil nicht immer, doch ist in diesem Zusammenhang die grundsätzlich sehr enge, leserfreundliche Zusammenbindung von Wort und Bild dankbar hervorzuheben, die neben der Fülle an Abbildungen verschiedenster Vorlagen (auch unterschiedlicher technischer Qualität) Abstriche im Layout des Ganzen bedingt haben mag.

Jeder interessierte Leser wird beeindruckt sein von der Fülle erhaltener Denkmäler in unserem Landkreis, obwohl im Buch bewußt auf die Vollständigkeit eines Inventars verzichtet wurde, um stattdessen typische Erscheinungen in den Vordergrund zu stellen. Dies erreicht der Verfasser durch akribische Beschreibung, um dann aber auch schon bei den Einzelobjekten den historischen Zusammenhang, soweit bekannt, darzustellen. Der Beginn der allgemeinen Entwicklung ist je nach Art des Denkmals unterschiedlich anzusetzen, in keinem Fall jedoch genau zu markieren. Früheste Zeugnisse stellt Pötzl im ersten Kapitel anhand von Augsburger Frühdrucken des letzten Viertels des 15. Jahrhunderts und Holzschnitten von Hans Burgkmair (1473–1531) und des sog. Petrarca-Meisters (Buchillustrator in Augsburg 1516–1522) zusammen, auf denen häufig in die Landschaft (besonders an Wege) gestellte Bildstöcke oder -säulen sowie Steinkreuze zu sehen sind, während Feldkreuze und Feldkapellen fehlen. Wie vom Verfasser geschehen, lassen sich über die Gründe nur Vermutungen anstellen, wobei dem der Bindung an Wege und Wegekreuze besonderes Gewicht zukommt. Im folgenden werden die einzelnen Typen der Flurdenkmale behandelt, wiederum chronologisch geordnet und neben der genauen Beschreibung teilweise aufs Ausführlichste mit den vorhandenen historischen Quellen in Verbindung gebracht. Im Vordergrund stehen naturgemäß die Stifterpersönlichkeiten sowie deren Lebensumstände und Motive zur Setzung dieses Denkmals. Dem Autor gelingt es dabei mit großem Faktenreichtum dem Leser ein lebendiges Bild zu vermitteln, das über die einzelnen Menschen in sozialer Stellung und Religiosität hinaus manche Facetten aus dem allgemeinen Leben zeigt, und uns die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen näherbringt, die auf dem Gebiet des Landkreises vom 17. bis zum 20. Jahrhundert herrschten. Konsequenterweise stellt der Verfasser

auch neueste Flurdenkmäler vor, bis hin zu den auf eines der prägendsten Phänomene unserer Zeit, den Autoverkehr, zurückzuführenden „Unfallkreuzen“, die Zeugnis davon geben, daß auch in dieser materialistisch geprägten Welt die christliche Frömmigkeit nicht ganz verlorengegangen ist, wie Pötzl im vorletzten Kapitel einleitend vermerkt, das sich den Motiven und Anlässen der Errichtung widmet und Gelegenheit gibt, auch Besonderes oder Absonderliches aufzuzeigen. Es sind in der Hauptsache dramatische oder gar tragische Ereignisse, die den Wunsch erwecken, Dankbarkeit auszudrücken oder den Mitmenschen zum „Gedächtnis“, aber auch zur Hinwendung zu Gott aufzufordern, doch drängt die grundsätzlich gegebene Gläubigkeit auch unabhängig von persönlichen Katastrophen bis heute zur Errichtung frommer Denkmale, wie aus dem letzten, mit „Jesus Christus und seine Heiligen“ betitelten Kapitel hervorgeht. Hier wird neben der überall dominierenden christologischen Ausrichtung auf die Bedeutung bestimmter Heiliger in der Aussage der religiösen Flurdenkmale eingegangen, mit dem unerwarteten Ergebnis, daß aus dem Kreis der Heiligen Familie Joseph und Anna größere Verehrung genossen als selbst Maria.

Ein Personen-, Orts- und Sachregister sowie ein Abkürzungsverzeichnis der Literatur runden das Buch zu einem auch wissenschaftlich nützlichen Werk ab.

Norbert Leudemann

Hans Bauer: Schwabmünchen (Historischer Atlas von Bayern, Teil Schwaben I/15), München 1994, 579 S., zahlreiche SW-Abb., 2 Karten.

Die seit 1945 von dem 1986 verstorbenen Münchner Ordinarius für bayerische Landesgeschichte und Herausgeber des Handbuches für bayerische Geschichte (1. Aufl.), Max Spindler, wieder neu initiierte historische Atlasforschung ist in Bayerisch-Schwaben mit dem vorliegenden Band ein gutes Stück fortgeschritten. Nicht nur, daß der engere regionale Herrschaftsträger, das Hochstift Augsburg, nach den Bänden Füssen, Marktoberdorf und Augsburg-Land, jetzt mit Schwabmünchen die Lücke der Straßvogtei schließen konnte, sondern mindestens ebenso erfreulich ist es, daß das Ende der flächendeckend arbeitenden Landesbeschreibung jetzt für diesen bayerischen Regierungsbezirk in greifbare Nähe rückt.

Verf. gliederte seinen Band gemäß der strukturellen Vorgaben der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Akademie der Wissenschaften (München) in 4 Teile: 1. Voraussetzungen, Anfänge und frühe Ausformungen der Herrschaftsstrukturen. 2. Herrschaftsausbau und Herrschaftssicherung.

Die Entwicklung der Grund- und Gerichtsherrschaften bis zum Ende des Alten Reiches. 3. Statistische Übersicht über die herrschaftspolitischen Verhältnisse in diesem Untersuchungsgebiet um 1800. 4. Die Entwicklung seit dem Übergang an Bayern.

Die Ergebnisse des vorliegenden Bandes bestätigen für die Zeit vor 1500, wie wichtig in der Epoche nach dem Übergang des schwäbischen Herzogtums gerade die regionale Erforschung der zahlreichen ministerialen Familien ist, die nach dem Ausscheiden der Stauer als zentraler Herrschaftsdynastie „eigene“ Wege beschritten. Verf. konnte zeigen, daß der Aufbau der Augsburger Kirche, trotz der schlechten Quellenlage für die Frühzeit, gerade deshalb so erfolgreich verlief, weil es gelang, die Institution der alten Dorfmaier in einer herrschaftlichen Gemengelage über Dienstmanschaft und Ministerialität in die eigenen Dienste einzubinden. Die Relikte eines älteren Königsgutes waren hier wohl, entgegen der Darstellung des Autors, weniger entscheidend, als die dynamischen Herrschaftsmittel der Vogtei und der hohen Gerichtsbarkeit. Die Augsburger Bischöfe setzten letzteres, obwohl sie als geistliche Landesherren anzusprechen sind, gezielt zum Aufbau der Landesherrschaft ein.

Die Zeit der Frühmoderne behandelt der Autor mit der gebotenen Differenzierung. „Tiefenbohrungen“ in der Herrschaftsgeschichte, wie sie am Beispiel des Dorfes Langenneufnach vollzogen werden, verdeutlichen, wie wichtig die Instrumente des Appellationsrechtes, der Zoll-, Geleits- und Forsthoheiten, des Religionsbannes, des Judenschutzes, der Gerichte inklusive des gerade für den Bereich der Markgrafschaft Burgau typischen Gassengerichts (Gerichtsbarkeit auf den Gemeindewegen und dem Gemeindegrund) und zuletzt der Grundherrschaften waren. Störend wirken in der Darstellung Wertungen, die, bewußt oder unbewußt, an die kleindeutsch-borussische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts anknüpfen. So erfährt der Leser, daß die Markgrafschaft Burgau als frühmodernes Land „ein schwerfälliges Rechtsmonstrum“ (S. 385) gewesen sei und daß die gewaltsame Auflösung des Alten Reiches auch endlich vor Ort die „verkrusteten Herrschaftsgebilde des Untersuchungsgebietes“ (S. 386) löste. Die zusammenfassende „Erstarrung“ für die Zeit vor 1800 bewertet im Prinzip den 4. Teil der Münchner Dissertation (Betreuer Karl Bosl/Wilhelm Störmer) nach der Auflösung des Alten Reiches über, der nach dem Übergang an Bayern auch quantitativ in der Arbeit lediglich 20 Druckseiten umfaßt. Die Darstellung, die vor allem in der sehr sorgfältig gearbeiteten Statistik - spezifiziert nach einzelnen Anwesen und Orten um 1800 - ein wertvolles Nachschlagemittel schuf, steht diesen pejorativen Wertungen gegenüber. Es ist gerade das Verdienst des Bandes Schwabmünchen, wie

des Historischen Atlases insgesamt, Klarheit in den komplexen Herrschaftsausbau des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit zu bringen. Eine ausführliche Bibliographie, die freilich mit 42 Titeln die Leistungen des Doktorvaters schwerpunktmäßig hervorhob, während andere verdiente bayerische Landeshistoriker nicht vertreten sind, rundet das Bild ab. Ein nach Personen, Ortsnamen und Sachbegriffen erstelltes Register und zahlreiche illustrierende Graphiken, Skizzen und Karten komplettieren den insgesamt positiven Eindruck. In Einzelbereichen sind die Ergebnisse, wie im Falle Bobingen, durch Anschlußprojekte wissenschaftlicher Ortsgeschichten, an denen sich auch der Autor beteiligte, bereits heute weiterentwickelt worden.

Insgesamt bestätigt auch der Band Schwabmünchen die bereits früher gezogenen Zwischenbilanzen zu den Ergebnissen der historischen Atlasforschung, die die wichtigsten Grundtypen der Territorien im Alten Reich analysierten und konkretisierten. Der Band trägt am Beispiel des Augsburger Geistlichen Fürstentums sicher auch dazu bei, die geistliche Staatlichkeit insgesamt wieder neu zu bewerten. Das große Desiderat, die Rolle des niederen Adels im Verfassungswerk des Schwäbischen Reichskreises umfassend darzustellen, bleibt auch nach dem Erscheinen dieses Bandes bestehen. Trotzdem verdeutlicht die Einbeziehung der Reichsritterschaft, zuletzt über die Ämter der Grafen von Stadion-Thannhausen, der Freiherren Imhof zu Untermeitingen oder der Adelherrschaft Igling, eine Forschungsrichtung, die wieder vermehrt aufzugreifen wäre.

Wolfgang Wüst

900 Jahre Benediktinerabtei Neresheim. Redaktion Ottmar Engelhardt und Manfred Schindler. Aalen: MSW-Verlag für Wirtschaft und Kultur 1995, 224 Seiten, 180 Abbildungen.

In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts wurden im schwäbischen Raum zahlreiche benediktinische Klöster gegründet. So konnten allein im letzten Jahrzehnt die 900-Jahrfeier begehen: Zwiefalten (1989), Ochsenhausen (1993), Wiblingen (1993), Neresheim (1995), Isny (1996). Diese Klöster sind in der Säkularisation aufgelöst worden, nur Neresheim konnte 1921 als Abtei wiedererrichtet werden. Die Jubiläen waren Anlaß für die Herausgabe von Festschriften.

Für Neresheim besorgte dies der Verein zur Rettung der Abteikirche, der mit seinen rund 1000 Mitgliedern über vier Millionen Mark zur Erhaltung der Klosteranlage zusammengebracht hat. Zur 900-Jahrfeier erschien eine reich illustrierte Festgabe als 14. Ausgabe der Zeitschrift „pro Neresheim“. Der

Band, keine Festschrift im hergebrachten Sinne, ist opulent ausgestattet und enthält sämtliche Predigten, Festvorträge und Ansprachen, die anlässlich des Jubiläums der Abtei gehalten wurden.

Auf die historischen Beiträge sei besonders hingewiesen, Paulus Weißenberger und Abt Stoffels geben einen geschichtlichen Überblick über 900 Jahre. Ausführlicher berichtet Weißenberger über die Wiederbesiedlung der Abtei 1918–1921. Die Abteikirche ist der bedeutendste Kirchenbau Balthasar Neumanns. Die Pläne lagern im Mainfränkischen Museum in Würzburg. Umfassend stellt Hanswernfried Muth die Herkunft der Pläne, ihre Chronologie und ihre Bedeutung klar (S. 66–111). Die 1995 abgeschlossene Restaurierung des ehemaligen Festsaaus von Dominikus Zimmermann ist das Thema des Beitrags von Restaurator Thomas Wieck.

Zu den denkwürdigen Ereignissen des Jubiläums zählt eine Ausstellung „Tafelsilber aus der Reichsabtei Neresheim“, hergestellt in Augsburg, heute im Besitz des Bayerischen Nationalmuseums in München. Es wurde 1995 am Ort seiner ursprünglichen Verwendung im restaurierten Tafelzimmer des Stifts gezeigt. Zusammen mit dem Tafelsilber stellte Lorenz Seelig auch Goldschmiedearbeiten des 18. Jahrhunderts aus der Abtei vor.

Die vielen Aktivitäten des Konvents beweisen die Anziehungskraft des Klosters als Ort der Besinnung, Begegnung und Bildung.

Theodor Wohnhaas

Rieser Kulturtage. Eine Landschaft stellt sich vor. Dokumentation. Hrsg. vom Verein Rieser Kulturtage e. V. Band XI, 1996. Erarbeitet von Wulf-Dietrich Kavasch, Friedrich Keßler und Günter Lemke. Nördlingen, Verlag Rieser Kulturtage 1997. 640 Seiten mit 183 Abbildungen (Fotos, Karten, Grafiken).

Hauptintention der Rieser Kulturtage, die regelmäßig innerhalb eines zweijährigen Turnus stattfinden, ist die Förderung der kulturellen Identität des Riesgebietes. Die wesentlichsten Ereignisse dieser viel geachteten Einrichtung werden traditionell in einer Publikationsreihe zusammengefaßt, die mittlerweile aus zehn Bänden besteht.

Anlässlich der 11. Rieser Kulturtage, die vom 20. April bis 18. Mai 1996 an verschiedenen Orten und historischen Schauplätzen stattgefunden haben, wurde wiederum ein stattlicher Dokumentationsband publiziert, der einen Überblick über die wichtigsten Veranstaltungen dieses Zeitraumes sowie über die gehaltenen Vorträge bietet.

Dem Bestreben des Vereins, vielseitige Kenntnisse über diese markante Region zu vermitteln, entspricht die breite Palette der behandelten Themengebiete. Die Untersuchungen zu Natur und Landschaft, Archäologie, Geschichte, Kunst- und Musikgeschichte, Architektur und Denkmalpflege, bildende Kunst, Literatur, kirchliches Leben, Handwerk, Industrie, Volkskunde und Landwirtschaft erweitern das Bild und bewirken, daß das Ries über seine regionalen Grenzen hinaus bekannter wird. Wegen der umfassenden Themenvielfalt ist bei der vorzunehmenden Besprechung allerdings eine Auswahl erforderlich. In diesem Falle sollen kirchen- bzw. bistumsgeschichtliche Bezugspunkte von besonderem Interesse sein.

Die Rieser Kulturtage 1996 standen unter dem Motto „50 Jahre Vertreibung“. Aus diesem Grund dominieren geschichtliche Beiträge über soziokulturelle Minderheiten, Vertreibung, Flucht und ethnische Säuberungen. Ein besonderer Höhepunkt war außerdem die Eröffnung der renovierten Hainsfarther Synagoge.

Eine nähere Verbindung zu diesem Ereignis stellt der Aufsatz von Anton Feil über „Die Juden in Kleinerdingen“ dar (96–109). Bereits um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren in diesem Ort eine Gemeinschaft jüdischer Siedler ansässig, die in nationalsozialistischer Zeit – wie fast überall – auseinandergerissen und zerstreut worden ist. Gegenseitige Achtung und Toleranz hatten bis dahin ihr alltägliches Leben mit den christlichen Nachbarn bestimmt.

Der Beitrag von Heinrich W. Grosse, „Die evangelische Kirche und die Judenverfolgung im Nationalsozialismus“ (144–161), beruht auf einem Vortrag, der in der ehemaligen Synagoge von Hainsfarth gehalten wurde. Gegenstand der Untersuchung ist die Rolle der evangelischen Kirche in der Judenfrage, aufgezeigt am Beispiel der Reichsprogromnacht 1938. Eine kurze Abhandlung über die Haltung der Protestanten und die weitere Entwicklung zwischen 1939 und 1945 sowie mahnende Gedanken und Folgerungen für die Gegenwart schließen sich an.

Herbert Immenkötter nimmt unter dem Thema „Das Schweigen des Papstes“ zur Haltung der katholischen Kirche bezüglich der Judenverfolgung im Dritten Reich Stellung. Exemplarisch wird dabei das Schicksal der Juden von Hainsfarth in die kritische Erörterung miteinbezogen (207–218). Hauptanliegen ist es, auf den verbreiteten Vorwurf, Papst Pius XII. (1939–1958) sei durch sein Stillschweigen an der sog. Shoah (hebr. Totale Vernichtung) mitschuldig geworden, eine gerechte Antwort zu geben. Eine strikte Verpflichtung zur Neutralität und eine möglichst Schaden begrenzende Vorgehensweise (modus vivendi) bestimmten damals das Handeln des Heiligen Stuhls.

Lothar Gräser verurteilt das Unrecht menschlicher Prognose mit seiner interessanten Untersuchung zum Thema Hexenjagd. Unter dem signifikanten Titel „... denn sie lassen nit mit dem Martern, bis man etwas sagt ...“ schildert er die Hexenverfolgungen und -prozesse im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts am Beispiel der Stadt Wemding, bei der zwei Prozeßwellen (1609/10 und zwischen 1628–31) zu unterscheiden sind (110–143). In einem allgemeinen geschichtlichen Überblick referiert der Autor zunächst über Ursachen, gesetzliche Grundlagen, Strafen und Foltermethoden. Theologisch reflektiert können dabei allerdings ausgeprägte Frömmigkeitsformen wie Reliquien- und Bildverehrung, Segnungen, Glockenläuten u.ä. – trotz ihrer damaligen zeit-typischen Entartung – nicht stringent und ohne weiteres als Elemente „kirchlicher Magie“ diffamiert werden (116).

Außerhalb des bestimmenden Themenkomplexes, aber in nicht geringerem Maße beachtenswert, ist der Artikel von Winfried Kießling, der im Gedenkjahr an 200 Jahre Schlacht bei Neresheim über „Plünderungen, Requisitionen und andere Greuelthaten im Sommer 1796 auf dem Härtsfeld“ berichtet (219–257). Im ersten Koalitionskrieg gegen Frankreich standen sich im ausgehenden 18. Jahrhundert die österreichische Oberrheinarmee und die französische Rhein-Mosel-Armee in Süddeutschland bei Neresheim gegenüber. Für die Bevölkerung dieses ländlichen Raumes bedeutete das ein großes Maß an Bedrängnis und Leid. Einen wertvollen und interessanten Aufschluß über das Ausmaß der Kriegsfolgen geben die edierten Pfarrberichte aus den betroffenen Ortschaften.

Eine belebte Klostergeschichte, die trotz schwieriger Quellenlage auf wissenschaftlichem Fundament ruht, bietet der Aufsatz von Regina Holzinger „Kloster Kirchheim am Ries und seine mittelalterliche Geschichte von 1267 bis 1505“ (188–206). Die frühe Gründung geht auf Graf Ludwig III. von Oettingen zurück. Die ersten Äbtissinnen haben anschließend das weitere Geschick des Stiftes nachhaltig bestimmt.

Zusammenfassend ist das Werk adaequat zu würdigen. Leider fehlt dem Band nach Bedauern der Herausgeber aus finanziellen Gründen ein Register, das ein wesentliches Instrument für die Erschließung der einzelnen Beiträge dargestellt hätte. Dessen ungeachtet wird dem Buch hoffentlich die verdiente Beachtung geschenkt werden.

Walter Ansbacher

Hellmut Waller (Bearb.), *In Vorderösterreichs Amt und Würden*. Die Selbstbiographie des Johann Baptist Martin von Arand (1743–1821) (Schriftenreihe des Württ. Geschichts- und Altertumsvereins 19) Stuttgart 1996, 248 S., zahlreiche SW-Abb., DM 44,-.

Der Verfasser, selbst ein Nachfahre des vorderösterreichischen Kanzleiverwalters, Bürgermeisters und Landschreibers Martin von Arand (*Kurzform seines Namens*), stieß mit seiner Arbeit in eine schmerzliche Wissenslücke, deren Dimension sich seit den Grundlagenforschungen aus der Feder des Stuttgarter Landeshistorikers Franz Quarthals abzeichnete. Die vorderösterreichischen Beamten in Verwaltung, Justiz- und Unterrichtswesen sind uns zwar durch die Auswertung der gedruckten Behördenschematismen für die 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts namentlich bekannt; auch sind wir über deren Amtszeiten, Versetzungen und Mobilität instruiert; doch fehlte es an umfassenden Lebensbildern.

Die Selbstbiographie von Johann Baptist Martin von Arand, Edler von Ackerfeld, bringt Licht in das dürre Geäst vorderösterreichischer und württembergischer Kanzleitätigkeit. Sie zeigt, wie stark doch auch die Aufklärung in den Amtsstuben Einzug hielt. Und sie beweist, daß sich Fortschritt durchaus mit einer Erziehung im jesuitischen Geist und mit einer Abstammung aus dem traditionellen Umfeld eines bäuerlichen Dorfes (Bierlingen bei Rottenburg am Neckar) paaren läßt.

Der Bearbeiter edierte mit gewissenhafter Hand die autobiographische Überlieferung eines für die Geschichte Südwestdeutschlands wichtigen Protagonisten, die sich außerarchivisch in 4 Heften von jeweils rund 80 Seiten überliefert hat. Mit dem Vergleich einer Abschrift des Originaltextes aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts gelang es, später entstandene Textlücken zu schließen. Der Vergleich des Originals mit der Abschrift ist im Text gekennzeichnet, doch entschloß sich Waller vom Originaltext in Wortform, Orthographie und Zeichensetzung im Sinne moderner Schreibnormen abzuweichen.

Dies ist zwar für die Zeichensetzung und Wortformen zulässig, doch widerspricht das Abweichen von der originären Orthographie allen Richtlinien wissenschaftlicher Textedition.

Der Band ist nicht nur ein wichtiges Zeugnis für die Staatstreue habsburgischer Fürstendiener, sondern übermittelt auch ein anschauliches, kulturelles Spektrum der Zeit. Dies reicht von ausgedehnten Reisen, die weit über die Vorlande hinausführten, zu den Erinnerungen an die Schulzeit im Jesuitengymnasium zu Rottenburg am Neckar und zur Studienzeit in Wien (1768–1771). Die

Quellenedition zeigt, mit welchem Sachverstand sich in katholischen Territorien Toleranz auch gegen kirchliche Autoritäten durchsetzte und Verbesserungen zum Gemeinwohl zur Leitlinie persönlichen Handelns im Amt wurden. Die Wegstationen hießen Kanzleiverwaltung in Saulgau (1771–1782), Bürgermeisterrat in Radolfzell (1782–1788), Tätigkeit als Oberamtsrat und Land-schreiber in Stockach (1788–1793) und schließlich in Altdorf/Weingarten (1793–1805). Mit der Aufhebung der österreichischen Vorlande durch den Preßburger Frieden 1805 verlor Arand nicht Amt und Würden, sondern diente unter der neuen württembergischen Königskrone zunächst als Kreishauptmann und dann als Gesandter Württembergs in der Schweiz. Dort kam es am 31. August 1811 zu seiner Entlassung, der offenbar kein Schuldverhalten seitens des Betroffenen zugrunde lag. Waller interpretiert dies mit einem tief verwurzelten Mißtrauen König Friedrichs I. von Württemberg gegenüber seinen ehemals österreichischen Beamten. Sie waren dem Vorwurf der Illoyalität ausgesetzt. Arand verbrachte seinen Lebensabend in Ravensburg, wo er 1821 verstarb.

Der Band, der in der Reihe „Lebendige Vergangenheit – Zeugnisse und Erinnerungen“ des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins Aufnahme fand, fügt sich inhaltlich gut in das Gesamtprogramm ein. Dort sind mit dem Tagebuch eines Ravensburger Kaufmanns (Ulrich Christoph Gradmann) und mit den Lebenserinnerungen der Freiherren Friedrich und Eugen von Maucler Zeugnisse vertreten, die sich zeitlich vollständig mit der Lebenszeit Arands decken.

Der Band zeichnet sich durch ein sorgfältig gearbeitetes Register und durch eine Stammtafel aus. Zahlreiche Kommentierungen erklären die Selbstbiographie inhaltlich und textkritisch, doch hätten sich hier getrennte Anmerkungapparate empfohlen. Die vom Bearbeiter eingefügten Überschriften sind leserfreundlich und sachlich berechtigt.

Der Band ist ein Beitrag mit einer breiten Themenfülle. Er streift die Kultur-, Verwaltungs-, Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte. Er trägt zur Schul- und Universitätsgeschichte ebenso bei wie zur historischen Kriminologie. Daß das facettenreiche Leben Arands der Nachwelt überliefert wurde, ist den Nachfahren des Verfassers zu danken, die mit dem Bearbeiter keinen Kundigen hätten finden können.

Wolfgang Wüst

Achim Sing, Die Memoiren König Maximilians II. Von Bayern 1848–1864. Mit Einführung und Kommentar. (Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte, hgg. Von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 112). C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1997, 208 S.

Das Leben und die Regierungszeit Maximilians II. verliefen wenig spektakulär, ohne „große“ Taten, skandalträchtige Affären und tragische Lebensmomente. Hierin unterscheidet er sich deutlich von seinem Vater Ludwig I. und seinem Sohn Ludwig II. So ist es nicht verwunderlich, daß er von der Geschichtsschreibung eher vernachlässigt wurde. Um so willkommener ist die nun vorliegende Edition der Memoiren, die einige Korrekturen an dem Bild des mitunter als konstitutionellen Monarchen apostrophierten Königs ermöglicht.

Angeregt zur Niederschrift der Memoiren wurde Maximilian durch seinen von ihm verehrten Lehrer, Leopold von Ranke, mit dem er auch öfters historische, politische und philosophische Gespräche führte. Maximilian bemühte sich, möglichst objektiv zu urteilen, um den Ereignissen, den Zeitgenossen und der eigenen Person gerecht zu werden. Ein Motiv für die Niederschrift war sicherlich auch, daß der geschichtsbewußte Monarch um seinen künftigen Platz in der Geschichte besorgt war. Andererseits kamen gerade die Memoiren der Tendenz des introvertierten, in der Öffentlichkeit oft gehemmt und hölzern wirkenden Monarchen zur bestärkenden Selbstvergewisserung entgegen, mit der er die eigenen Defizite zu überwinden trachtete. Als wissenschaftlich bewandeter, geradezu von einem enzyklopädischen Wissenstrieb beherrschter Regent, der alle aktuellen politischen gesellschaftlichen, kulturellen Entwicklungen kennen wollte, um die anstehenden Probleme seiner Regierungszeit systematisch zu erfassen, bildete Maximilian II. eine Ausnahmeerscheinung unter den zeitgenössischen Fürsten.

Die Fokussierung der Memoiren Maximilians auf die eigene als sehr schwierig erlebte Kindheit veranlaßt den Herausgeber zu einigen sicherlich treffenden Schlüssen bezüglich der Prinzenenerziehung im 19. Jahrhundert, die häufig von einem hohen Erwartungsdruck und einem damit verbundenen Schuld- und Insuffizienzgefühl gekennzeichnet war. Die Distanz in der Vater-Sohn-Beziehung scheint bei den Wittelsbachern mehrere Generationen hindurch prägend gewesen zu sein. Der häufige Wechsel des wenig einfühlsamen Erziehungspersonals wirkte sich darüber hinaus ungünstig auf die Erziehung des Kronprinzen aus.

Der zweite große Themenkomplex der Memoiren sind die Revolutionsereignisse von 1848, wobei Maximilian eine in ihrer kritischen Ausgewogenheit und Beobachtungsgabe beeindruckende Charakterskizze der beiden herausragenden Minister aus der Regierungszeit seines Vaters, Ludwig von Oettingen-Wallerstein und Karl von Abel gelingt. Es wird deutlich, daß sich die revolutionären Ereignisse traumatisch auf den neuen Regenten auswirkten, der die Märzforderungen als Treuebruch ungehorsamer Untertanen interpretierte und in beständiger Revolutionsfurcht lebte. Das Neue in der Regierungszeit Maximilians II. war der Druck der öffentlichen Meinung, den er als bedrohlich empfand. So war ihm sehr daran gelegen, die ihm verhaßte, 1848 erstmals rechtmäßig verbriefte Pressefreiheit durch neue gesetzliche Regelungen gewissermaßen wieder außer Kraft zu setzen. Auch hier zeigt sich, daß er sich in seinem monarchischen Selbstverständnis von seinem Vater kaum unterschied und daß ihm die Rolle des konstitutionellen Monarchen wider Willen aufgezwungen wurde.

„Zwang“ ist überhaupt ein Schlüsselwort dieser Memoiren, die ein Torso geblieben sind und die nach einer etwas abenteuerlichen Editions-geschichte nun in einer mustergültigen, mit einer hervorragenden Einführung versehenen Edition durch Achim Sing vorliegen. Sie vermitteln wesentliche Aufschlüsse über das Selbstverständnis des – mit Ausnahme von Kaiser Franz Joseph – einzigen deutschen Monarchen, der im Zuge der Revolutionsereignisse 1848 auf den Thron gelangt war.

Stefan Miedaner

Norbert Bayrle-Sick: Katholische Aufklärung als staatsbürgerliche Erziehung. Leben und Werk des Volkserziehers Karl Aloys Nack OSB von Neresheim 1751–1828. Mit einer Reihenuntersuchung katechetischer Schriften 1668–1837 / vorgelegt von Norbert Bayrle-Sick. St. Ottilien: EOS-Verlag, 1995, 447 S.

P. Paulus A. Weissenberger hat bereits mehrfach in unserem Jahrbuch (Bd. 10, 15, 16) über den Neresheimer Benediktiner und späteren Augsburger Domkapitular Karl Aloys Nack berichtet. Über sein Leben und Werk verfaßte nun Norbert Bayrle-Sick eine ausführliche Dissertation an der Universität Augsburg, betreut von Prof. Hans-Otto Mühleisen. Die Desiderate der Aufklärungsforschung vor Augen – Ludwig Hammermayer hat sie zuletzt im HBG II zusammengefaßt – hat Verf. mit der vorliegenden quellenfundierten und sozialgeschichtlich orientierten Biographie einen beachtenswerten Beitrag „zur Verminderung der weißen Flecken auf der Aufklärungskarte Süddeutsch-

lands“ geleistet. Das Hauptanliegen ist dabei, „anhand der Biographie des vergessenen Volkserziehers Karl Aloys Nack einen Beitrag zur Aufhellung eines von der Aufklärungsforschung bis heute nahezu ganz vernachlässigten Forschungsfeldes zu leisten, d. i. der Erforschung der Volks(= Bauern)aufklärung seitens der Kirche“ (S. 6). Dies ist dem Verf. mit der vorliegenden Arbeit eindrucksvoll gelungen.

Als Politikwissenschaftler wollte Verf. vor allem eine Antwort auf folgende Antithese in der bisherigen Forschung geben: Haben Predigt, Unterricht und schriftstellerisches Werk zu einer wirksamen Aufklärung der unteren Volksschichten, der Landbevölkerung vor allem, beigetragen, oder war diese sogenannte Volksaufklärung in Wirklichkeit nichts anderes als eine anti-emanzipatorische Pseudo-Aufklärung zur Stabilisierung des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Status quo?

Mit anderen Worten: Wirkten die katholischen Geistlichen, zumal auf dem Lande, systemerhaltend im Sinne des aufgeklärten Absolutismus, oder trugen deren volksbildnerische Bemühungen, wenn auch vielfach unbewußt, nicht doch langfristig zu einer Systemüberwindung bei? Ist Katholische Aufklärung mithin in erster Linie nichtintendierte Aufklärung, also ein unbeabsichtigtes Nebenprodukt volkserzieherischer Bemühungen seitens der Kirche? Verfasser neigt in der Zusammenfassung seiner Ergebnisse der zweiten These zu, wenngleich er zugeben muß, daß die katholische Form von Volksaufklärung „die feudal-absolutistische Gesellschaftsstruktur, deren zentrales Merkmal die Leibeigenschaft der Bauern war, in aller Regel nicht unmittelbar antastete“ (S. 346).

Das Hauptverdienst der Arbeit liegt darin, Biographie, Wirken und vor allem auch Werk eines schwäbischen Geistlichen erforscht und dargelegt zu haben. Und wieder einmal wird damit der Beweis erbracht, daß die katholische Klerisei damals keineswegs so unwissend und verdummt war, wie es von böswilligen Aufklärern nicht selten verallgemeinernd hingestellt wurde, sondern daß diese im Gegenteil die Ideen der Aufklärung rezipiert und sie in christliche Praxis umgesetzt haben. P. Karl Nack ist hierfür ein sprechendes Beispiel. 1751 in Holzheim bei Dillingen geboren, erhielt der begabte Knabe von seinem mütterlichen Onkel, dem Pfarrer von Druisheim, den ersten Unterricht. 1762 kam er zu den Jesuiten (in Dillingen) und trat dann im Herbst 1769 als Novize in das Benediktiner-Reichsstift Neresheim ein. Dort prägte ihn vor allem sein aufgeklärter Novizenmeister und Lehrer in Philosophie und Mathematik Benedikt Maria Werkmeister, ein geborener Füssener, der dann später am württembergischen Hof eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Theologie und

Kirchenrecht studierte Nack im Jahre 1773 zu Dillingen, und nach Aufhebung des Jesuitenordens in Freising, wo Werkmeister eine Professur innehatte. Nach Absolvierung dieser Studien empfing er 1775 im Augsburger Dom die Priesterweihe. Es entspricht dem aus dem Schrifttum Nacks immer wieder hervorstechenden fast grenzenlosen pastoralen Eifer, daß er anschließend eine Vielzahl von Ämtern und Funktionen innehatte, teils gleichzeitig, teils nacheinander: Praktischer Seelsorger als Katechet, Prediger und Beichtvater ohne Entbindung von der klösterlichen Haus- und Chorordnung, Lehrer der Grammatik und Rhetorik in der Neresheimer Lateinschule, Professor in den theologischen Disziplinen, Novizenmeister, Subprior, sieben Jahre Prior, Großkellerer usw. Desweiteren wurde ihm die Aufsicht und Einrichtung aller Landschulen im Reichsstift Neresheim übertragen; daneben amtierte er als Kustos und Unterpfarrer des Klosters. Eine kurze Episode in seinem Leben stellt die knapp einjährige Tätigkeit 1786/87 als Hofprediger am Hofe des aufgeklärten Herzogs Karl Eugen von Württemberg in Stuttgart dar, wohl auf Vermittlung seines seit 1784 dort wirkenden Freundes Werkmeister. Da ihm jedoch das rauschende Hofleben nicht gefiel, kehrte er trotz einer Anstellungsmöglichkeit wieder ins Kloster Neresheim zurück. Nack war zu dieser Zeit gemäßigter Aufklärer, wurde aber nach den revolutionären Ereignissen in Frankreich zu einem Konservativen. Nach der Säkularisation durch das Haus Thurn und Taxis wandelten diese das Kloster Neresheim in eine höhere Lehr- und Erziehungsanstalt um, an der P. Nack Lehrer in Religionslehre und Geschichte wurde. Als 1806 diese bereits wieder aufgelöst wurde, erhielt er 1807 die Pfarrei Druisheim, wo sein 83jähriger Onkel wirkte, von dem er einst seine erste Bildung erhalten hatte. Pfarrer Nack lebte dort 14 Jahre unermüdlich als Seelsorger für seine Gemeinde und Schule, auch für seine Studenten, denen er im Pfarrhaus Privatunterricht gab. Nebenbei verfaßte er Gebetbücher und Erbauungsschriften, die mehrere Auflagen erlebten. Unermüdlich war er für die Wiederherstellung seines Klosters Neresheim tätig; 1814 legte er zu diesem Zweck ein Promemoria dem Nuntius Annibale della Genga vor und setzte damit den Fortbestand des Klosters als Pfarrei durch. Da Pfarrer Nack durch sein Wirken in einem größeren Kreis Beachtung gefunden hatte, wurde er 1821 zum Domkapitular in Augsburg ernannt. Er besuchte im Dom so gewissenhaft den Chor wie ehemals im Kloster. Er wohnte in der Karmelitengasse in dem Hause, in dem später der bekannte Volksschriftsteller und Domkapitular Christoph von Schmid wohnte. Nack starb am 8. Juli 1828 und fand seine letzte Ruhestätte im nördlichen Seitenschiff des Domes, wo über seinem Grab noch heute eine Gedenktafel an ihn erinnert.

Pankraz Fried

Fred Horstmann, Aloys Merz, Dom- und Kontroversprediger von Augsburg als Opponent der Aufklärung. Frankfurt am Main u. a., 1997. Verlag Peter Lang, 254 Seiten.

Diese von der LMU-München als Dissertation angenommene Arbeit gilt einem Augsburger Domprediger, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit über die Grenzen der Reichsstadt hinaus Aufsehen erregte, begeisterte Zustimmung, zugleich aber auch heftigste Ablehnung erfuhr. Aloys Merz, der zwischen 1764 und 1785 das Predigtamt ausübte, wohnte auch nach der Auflösung der Societas Jesu im Jahr 1773 als Exjesuit im Augsburger Kolleg St. Salvator, das bis in die Gegenwart hinein als Zentrum einer antiaufklärerischen und superkonservativen Geisteshaltung gilt. Dieses einseitige Bild, z. T. auch durch die Reisebeschreibungen des Berliner Verlegers Chr. Friedrich Nicolai geprägt, bedarf sicher einer Korrektur. Einen nicht unbedeutenden Schritt dazu übernimmt Horstmann mit seiner Untersuchung, die sich vor allem mit der Auswertung der sogenannten Kontroverspredigten des Augsburger Aloys Merz befaßt. Zur Einführung wird Merz nicht in einem trockenen Biogramm vorgestellt, sondern Freunde und Gegner kommen in ausführlichen Zitaten zu Wort und beleuchten auf ihre Art die Persönlichkeit dieses Jesuiten bzw. Exjesuiten. Anschließend setzt sich der Autor in mehreren Kapiteln mit der Stellung des Dompredigers zum Josephinismus, Protestantismus und vor allem zur Aufklärung auseinander und stellt als Resümee heraus: Merz war ein „entschiedener Gegner und Widersacher der Aufklärung“, der allerdings selbst auch von dieser Geistesströmung beeinflusst wurde. Merz führte z. B. in seinen klar aufgebauten und geschliffen formulierten Kontroverspredigten die Argumentation bewußt „rational“ und übernahm so Zielsetzungen und Methoden der Aufklärung. Obwohl er mit „unerschütterlicher Selbstsicherheit“ die „Alleingültigkeit der katholischen Kirche“ verteidigte und jeglichen Indifferentismus zurückwies, bejahte er dennoch eine bedingte Toleranz.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß Horstmann in bescheidener Art seine Arbeit weniger als eine in sich geschlossene objektiv gültige Aussage, vielmehr als einen Teilbetrag zur Erforschung der Aufklärung versteht. Wenn abschließend der Rezensent darauf verweist, daß das Jesuitenkolleg St. Salvator in Augsburg nicht 1549 durch Petrus Canisius, sondern erst 1582 v. a. durch die Fugger errichtet wurde, so bedeutet das keineswegs eine Schmälerung dieser verdienstvollen Veröffentlichung. Die Beigabe eines Registers allerdings hätte deren Wert gerade auch für die Augsburger Geschichte gesteigert.

Peter Rummel

Abbildungsverzeichnis

- Abb. 1: *Pfarrer Wolfgang Gebhard von Langenmantel, Pfarrhaus in Waal. Foto: H. Erben, Wehringen.*
- Abb. 2: *Wappen derer von Langenmantel. Foto: F. Kaeß, Neuburg a. D.*
- Abb. 3: *Pfarrkirche St. Anna in Waal, Innenansicht. Foto: H. Erben, Wehringen.*
- Abb. 4: *Passionstheater in Waal. 1815. Zeichnung von A. Schropp, in StdA Kaufbeuren, Hs 188, S. 126. Foto: H. Erben. Wehringen.*
- Abb. 5: *Fahne der Bäckerbruderschaft St. Anna, 1824. Foto: H. Erben, Wehringen.*
- Abb. 6: *Fahne der Bäckerbruderschaft St. Anna, 1929. Foto: H. Erben, Wehringen.*
- Abb. 7: *Deutscher Holzschnittkalender 1552 (2. Typ 1526/1528–1567?, 3. Variante; vgl. Abb. 12) Satzspiegel 83,8 × 30,8 cm, Druck von Philipp Ulhart d. Ä., Augsburg Wien, Österreichische Nationalbibliothek.*
- Abb. 8: *Lateinischer Holzschnittkalender 1568 (3. Typ 1553/ 1568–1573?, einzige Variante; vgl. Abb. 13) Satzspiegel 90 × 40 cm, Druck von Philipp Ulhart d. Ä., Augsburg Weimar, Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek.*
- Abb. 9: *Kopfleiste des deutschen Holzschnittkalenders 1519 (1. Typ 1518?–1526/27; 1. Ausgabe, einzige Variante mit Wappen von Fürstbischof Christoph von Stadion), Formschnitt 4,4 × 29,5 cm. München, Bayerische Staatsbibliothek.*
- Abb. 10: *Reduzierte Kopfleiste des deutschen Holzschnittkalenders 1528 (2. Typ 1527/28–1567?, 1. Variante mit Wappen von Fürstbischof Christoph von Stadion), Formschnitt (3 Teile) von Capar Clofigl?, 7,9 × 30,2 cm. London, British Library.*
- Abb. 11: *Rekonstruierte Kopfleiste des lateinischen Holzschnittkalenders vom 2. Typ (1527/28–1567?), Formschnitt von Nikolaus Berschin d. Ä., 7,9 × ca. 36 cm.*
- Abb. 12: *Reduzierte Kopfleiste des deutschen Holzschnittkalenders 1552 (2. Typ 1526/1528–1567?, 3. Variante mit Wappen von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg Abb. 7) Formschnitt (5 Teile) teilweise von Capar Clofigl?, 7,9–8,7 × 30,3 cm. Wien, Österreichische Nationalbibliothek.*
- Abb. 13: *Kopfleiste des lateinischen Kalenders 1568 (3. Typ 1553/1568–1573?, einzige Variante mit Wappen von Fürstbischof Otto Truchseß von Waldburg; vgl. Abb. 8), Formschnitt (7 Teile) ca. 8,3 × 40 cm. Weimar, Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek.*
- Abb. 14: *Kopfleiste des lateinischen Holzschnittkalenders 1576 (4. Typ 1574?–1588?, 2. Variante mit Wappen von Fürstbischof Johann Eglof von Knöringen), Formschnitt (6 Teile) 7,6 × 37,1 cm. Dillingen, Studienbibliothek.*
- Abb. 15: *Reduzierte Kopfleiste des deutschen Holzschnittkalenders 1589 (5. Typ 1588/89–1614/1616, 1. Variante mit Wappen von Fürstbischof Marquard II vom Berg, Formschnitt (3 Teile) vielleicht des Meisters CS, 8,3 × 29,4 cm. Eichstätt, Diözesanarchiv.*
- Abb. 16: *Kopfleiste des lateinischen Holzschnittkalenders 1618 (6. Typ 1615/1617–*

- 1640/1646, einzige Variante mit Wappen von Fürstbischof Heinrich von Knöringen; vgl. Abb. 19), Formschnitt 8,7 × 37,2 cm. Porrentruy, Archives de l'Ancien Evêché de Bâle.
- Abb. 17: *Kopfleiste des inoffiziellen deutschen Holzschnittkalenders 1660 (1. Typ, 1. Ausgabe 1656?–1740?, 1. Variante mit Wappen von Fürstbischof Sigmund Franz von Österreich; vgl. Abb. 20) Formschnitt (3 Teile) 8,2 × 25,7 cm. Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek.*
- Abb. 18: *Kopfleiste des inoffiziellen deutschen Holzschnittkalenders 1776 (1. Typ, 2. Ausgabe 1741?–1803?, 6. Variante mit Wappen von Fürstbischof Klemens Wenzeslaus von Sachsen-Polen), Formschnitt (3 Teile) 8,2 × 25,7 cm. Fürth, Stadtarchiv.*
- Abb. 19: *Lateinischer Holzschnittkalender 1618, Satzspiegel 109,5 × 37,2 cm, Druck von Gregor Haenlin, Ingolstadt (vgl. Abb. 16) Porrentruy, Archives de l'Ancien Evêché de Bâle.*
- Abb. 20: *Inoffizieller deutscher Holzschnittkalender 1660, Satzspiegel 93,4 × 31,2 cm, Druck von Veronika Aperger, Augsburg (vgl. Abb. 17) Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek.*
- Abb. 21: *Johann Georg Melchior Schmittner, Entwurf für das Hochaltarbild von St. Martin in Lamerdingen, 1689. Weiler, Westallgäuer Heimatmuseum. (Sammlung Ignaz Dornach).*
- Abb. 22: *Johann Georg Melchior Schmittner, Hochaltarbild in der Pfarrkirche zu Lamerdingen, 1690. Foto: H. Trieb.*
- Abb. 23: *Christoph Thomas Scheffler, Zwickelfresko „Tripliciter Sol“. Haunstetten, Marienkapelle. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 24: *Christoph Thomas Scheffler, Zwickelfresko „Sponsa“. Haunstetten, Marienkapelle. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 25: *Johann Georg Bergmüller, Hochaltargemälde „Hl. Dreifaltigkeit und Ratschluß der Erlösung“. Landsberg, ehem. Ursulinenkirche. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 26: *Christoph Thomas Scheffler, Deckengemälde „Hl. Dreifaltigkeit und Ratschluß der Erlösung“. Trier, St. Paulin. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 27: *Christoph Thomas Scheffler, Deckengemälde „Hl. Dreifaltigkeit und Ratschluß der Erlösung“, Detail. Trier, St. Paulin. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 28: *Joseph Esperlin, Wandgemälde „Der Geist Gottes schwebt über den Wassern“. Biberach a. d. Riß, Stadtpfarrkirche St. Maria und Martin. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 29: *Johann Adam Schöpf, Altarfresko „Hl. Geist als Jüngling“. Brühl, Schloß Augustsburg, Hl.-Geist-Kapelle. Foto: K. Kosel, Biberbach.*
- Abb. 30: *Johann Heinrich Störcklin nach Gottfried Bernhard Göz, Kupferstich „Hl. Geist als Jüngling“. Foto: J. Mois, Rottenbuch.*
- Abb. 31: *Joseph Sebastian Klauber, Kupferstich „Spiritus Sanctus Deus“. Foto: J. Mois, Rottenbuch.*
- Abb. 32: *Joseph und Johann Klauber, Kupferstich „Sancta Trinitas Unus Deus“. Foto: Staats- und Stadtbibliothek Augsburg.*
- Abb. 33: *Johann Anwander, Deckengemälde „Hl. Dreifaltigkeit und Maria als*

- Braut des Hl. Geistes“.* Schwennenbach, Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria Immaculata. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 34: Joseph Jakob Spieler, Deckengemälde „Hl. Dreifaltigkeit mit Heiligen und Ständen. Eglofs, Pfarrkirche St. Martin. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 35: Joseph Jakob Spieler, Deckengemälde „Hl. Dreifaltigkeit mit Heiligen und Ständen“, Detail. Eglofs, Pfarrkirche St. Martin. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 36: Gottfried Bernhard Göz, Kupferstich „Festum SS: Trinitatis“. Foto: J. Mois, Rottenbuch.
- Abb. 37: Irseer Glocke: Relief „Hl. Dreifaltigkeit mit Adam und Eva im Paradies“. Kaufbeuren, Stadtpfarrkirche St. Martin. Foto: Wolfgang Sauter, Kaufbeuren.
- Abb. 38: Franz Anton Erler, Gemälde „Hl. Geist als Jüngling“. Ottobeuren, Klostermuseum. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 39: Franz Anton Germiller, Wandgemälde „Hl. Geist als Jüngling“. Mindelheim, Franziskanerinnenkloster Hl. Kreuz, Refektorium. Foto: Erwin Holzbaur, Mindelheim.
- Abb. 40: Joseph Anton Hafner, Gemälde „Maria als Unbefleckte Empfängnis und Hl. Geist als Jüngling“. Klosterbeuren, ehem. Franziskanerinnen-Klosterkirche. Foto: R. Harzenetter, Sontheim.
- Abb. 41: Joseph Anton Hafner, Gemälde „Hl. Geist als Jüngling“, Detail von Abb. 40. Klosterbeuren, ehem. Franziskanerinnen-Klosterkirche. Foto: R. Harzenetter, Sontheim.
- Abb. 42: Joseph Anton Hafner, Gemälde „Hl. Familie mit Gottvater; Schutzengel“. Klosterbeuren, ehem. Franziskanerinnen-Klosterkirche. Foto: R. Harzenetter, Sontheim.
- Abb. 43: Unbekannter Meister, Gemälde „Hl. Geist als Jüngling“. Winterrieden, Pfarrkirche. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 44: Unbekannter Meister, Gemälde „Schutzengel (Raphael und Tobias)“ Winterrieden, Pfarrkirche. Foto: K. Kosel, Biberbach.
- Abb. 45: Kopie nach Joseph Ruffini, Gemälde „Hl. Geist als Jüngling“. Kaufbeuren, Crescentiakloster. Reproduktion aus: Karl Pörnbacher, Crescentiakloster Kaufbeuren, Kunstverlag Josef Fink, Lindenberg.
- Abb. 46: Stilkreis von Joseph Matthias Götz, Skulptur „Hl. Geist als Jüngling“. München, Kunsthandel. Foto: J. Mois, Rottenbuch.
- Abb. 47: Joseph Ruffini (?), Gemälde „Immaculata als Braut des Hl. Geistes“. Balzhäusern, Leonhardskapelle. Foto: H. Erben, Webring.
- Abb. 48: Klosterkirche Fabr. Nonnenempore, Mittelteil: Madonna von Einsiedeln – SPLENDIDA SICUT FULGUR. Foto: H.A. Oehler, aus photographischer Dokumentation der Denkmalpflege des Kantons Aargau.
- Abb. 49: Klosterkirche Fabr. Nonnenempore, Westwand (hinter der Orgel). Foto: H.A. Oehler.
- Abb. 50: Schloßkapelle Hilfikon. Chorfresko über dem Heiligen Grab. Foto: H.A. Oehler.
- Abb. 51: Pfarr- und Klosterkirche Hermetschwil. Langhausfresko: „Aufnahme Mariae in den Himmel“. Foto: H. A. Oehler.

- Abb. 52: *Pfarr- und Klosterkirche Hermetschwil. Chorfresko: Abendmahl. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 53: *Pfarrkirche Gössikon: Kirchenraum nach Osten. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 54: *Pfarrkirche Gössikon. Deckenfresko. Nördliche Kartusche: „Abigail vor David“. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 55: *Pfarrkirche Gössikon. Hauptfresko: „Aufnahme Mariae in den Himmel“. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 56: *Aus F. X. Dornn, Lauretanische Litaney (Vorzeichnung G. B. Göz): „Pater de Coelis“. Foto: Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg.*
- Abb. 57: *Gössikon. Nordost-Deckenfresko: „Ecclesia“. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 58: *Aus F. X. Dornn, Lauretanische Litaney (Vorzeichnung G. B. Göz): „Spiritus Sancte Deus“. Foto: Staats- u. Stadtbibliothek Augsburg.*
- Abb. 59: *Gössikon. Südost-Deckenfresko: „Anna“. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 60: *Ehem. Dominikaner-Kirche St. Antonius, Saulgau. Chorfresko: Antonius und der Albigenser Guaid. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 61: *Pfarrkirche Mieterkingen. Deckenfresko: „Abendmahl“. Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 62: *Künstlersignatur (Hilfikon 1752). Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 63: *Künstlersignatur (Saulgau 1763). Foto: H. A. Oehler.*
- Abb. 64: *Pfarrhof und Kirche von Zaisertshofen. Foto: M. Kotonski.*
- Abb. 65: *Johann B. Enderle, Selbstbildnis in der Filialkirche Hammerstetten (Wettenhausen). Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 66: *Tafelzimmer im Pfarrhof zu Zaisertshofen. Gastmahl des Belsazar u. Allegorie (Abb. oben); Gastmahl von Esther und Ahasveros mit Haman u. Allegorie (Abb. unten). Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 67: *Tafelzimmer im Pfarrhof zu Zeiserthofen. Gastmahl: Judith bei Holofernes mit Allegorie (Abb. oben); Gastmahl des Absalom und Allegorie (Abb. unten). Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 68: *Tafelzimmer im Pfarrhof zu Zaisertshofen. Szenen aus d. Deckenfresko: Gastmahl des Herodes. Salome tanzt (Abb. links oben), Herodias und Herodes (Abb. rechts oben), Page mit Früchteteller (Abb. links unten), Knecht mit Haupt des Täufers (Abb. rechts unten). Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 69: *Pfarrhof Zaisertshofen. Über dem Eingang zum Tafelzimmer: Prov. 14.13 (Abb. oben). Pastor bonus (Abb. unten). Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 70: *Treppenaufgang im Pfarrhof zu Zaisertshofen: „Mariae Heimsuchung“. Foto: R. G. Weißenhorn.*
- Abb. 71: *Johann Bapt. Enderle: „Anbetung der Hirten“ (links: Ölskizze, rechts: Fresko in der Stadtpfarrkirche Burgau). Foto: R. G. Weißenhorn.*

Mitarbeiter

- Ansbacher Walter M. A., Am Sportplatz 9, 89407 Dillingen
 Biller Josef H., Ismaninger Str. 78/1, 81675 München
 Dr. Ernst Hans-Bruno, Landesmusikakademie, 88416 Ochsenhausen
 Dr. Fried Pankraz, Paarstr. 6, 86492 Heinrichshofen
 Dr. Kosel Karl, Am Kirchberg 24, 86485 Biberbach
 Dr. Leudemann Norbert, Breitenbergweg 8, 86830 Schwabmünchen
 Merkl Franz Josef, Raiffeisenstr. 31b, 86695 Nordendorf
 Dr. Miedaner Stefan, Pfarrer-Hacker-Platz 3, 86150 Augsburg
 Oehler Hans Albrecht, Desiderius-Lenz-Str. 23, 72401 Haigerloch
 Dr. Röder Thomas, Nibelungenstr. 17, 90461 Nürnberg
 Ronneburger Rasso, Schloßberg 16, 86944 Unterdießen
 Dr. Rummel Peter, Hackenbergstr. 1, 89407 Dillingen
 P. Schaber Johannes OSB, Mag. phil., Lic. theol., Benediktinerabtei,
 87724 Ottobeuren
 Dr. Schiedermaier Werner, Romanstr. 105, 80639 München
 Stoll Ulrich, Carl-Maria-von-Weber-Str. 19, 86157 Augsburg
 Dr. Dr. Tacke Andreas, Metzstr. 21, 81667 München
 Wallenta Wolfgang M. A., Rischgauer Str. 1a, 86450 Altenmünster
 Dr. Weißenhorn Rudolf G., Sibeliusstr. 58, 48147 Münster
 Wellano Hedwig, Goethestraße 2, 89407 Dillingen
 Wenck Renate, Auholzweg 2, 89407 Dillingen
 Dr. Wohnhaas Theodor, Hermannstädter Str. 20, 90480 Nürnberg
 Dr. Wüst Wolfgang, Fuggerstr. 12, 86152 Augsburg
 Ziegelbauer Max, Weihbischof, Karmelitengasse 2, 86152 Augsburg

Verstorbene Mitglieder

Herr Jürgen Wagner, Augsburg	11. 11. 96
Frau Eugenie Huber, Augsburg	24. 03. 97
Herr Josef Schmid, Augsburg	18. 08. 97
Herr Helmut Grotz, Augsburg	07. 09. 97
H. H. Msgr. Heinrich Winterholler, Dießen	15. 09. 97
H. H. GR Georg Koch, Kempten	15. 10. 97
H. H. GR Otto Riedl, Aystetten	17. 10. 97
Herr Dr. Dr. Viktor Sprandel, Krumbach	25. 10. 97
Herr Rupert Gabler, Obergünzburg	22. 11. 97
Frau Maria Wagner, Augsburg	05. 01. 98
Herr Karl Sendlinger, Neusäß	04. 02. 98
Herr Dr. Franz Platzer, Adelsried	12. 02. 98
Herr Anton Reiß, Langerringen	16. 03. 98
H. H. GR Theodor Fink, Augsburg	10. 05. 98
H. H. Msgr. Anton Ohnesorg, Weiler-Simmerberg	29. 04. 98
H. H. GR Winfried Bucher, Augsburg	23. 06. 98
H. H. Pfarrer Walter Haid, Wertingen	24. 06. 98

Vorstandschafft

des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte e.V.
Fronhof 4, 86152 Augsburg, Telefon (0821) 31 66-3 22

1. Vorsitzender: Prälat Dr. Peter Rummel, Professor, 89407 Dillingen
2. Vorsitzender: Dr. Theodor Wohnhaas, Akademischer Direktor,
90480 Nürnberg

Dr. Hans Frei, Museumsdirektor des Bezirks Schwaben, 86459 Gessertshausen

Dr. Pankraz Fried, Universitätsprofessor em., 86492 Heinrichshofen

Pater DDr. Leo Weber SDB, Professor, 83671 Benediktbeuern

Prälat Dr. Eugen Kleindienst, Finanzdirektor, 86152 Augsburg

Dr. Peter Fassel, Bezirksheimatpfleger, 86486 Bonstetten

Dr. Stefan Miedaner, Bistumsarchivar, 86150 Augsburg

Dr. Norbert Leudemann, Diözesankonservator, 86830 Schwabmünchen

Walter Ansbacher M. A., wissenschaftl. Mitarbeiter, 89407 Dillingen

Mitgliederstand

am 31. Juli 1997: 979, davon 54 Tauschpartner

Register

Erstellt von Renate Wenck und Hedwig Wellano

- Aaarau 246
 Aargau 246
 – Freiamt 242, 250
 Ablauf 194
 Ablassbriefe 193
 Absalom 285, 287, 288, 291, 292
 Adelheid II. O.Cist, Äbtissin in Oberschönenfeld 29, 32
 Adelsried, Lkr. Augsburg 153
 Aderlassen 70, 89
 Aderlassmann 75, 86, 95, 100, 106, 109, 121
 Adler, Georg, Vierherr 125
 Afer, hl. 120
 Afra, hl. 87, 93, 96, 101, 103, 104, 113, 120, 129, 185
 Agape, hl. 120
 Agatha, hl. 212, 252
 Agawang, Lkr. Augsburg, Kirchensatz 39
 Agnus-Dei-Bilder 203
 Agricola, Johann Friedrich 338, 340, 352
 Ahasverus 263, 283, 284, 287, 288, 290, 293
 Aichach 141, 150
 Albigenser 12
 Alexander d. Gr. 313
 – VII., Papst 233
 Algeyer, Mathias 110
 Allegorie als Kunstform 280
 Allegorie-Literatur 267
 Allegorische Erfindung 278
 Allerheiligen, Markt Jettingen-Scheppach, Lkr. Günzburg 262
 Allgäu 163
 Almanache 78, 11
 Aloisius, hl. 157, 248
 Alpen 87, 243
 Altdorf, Lkr. Ostallgäu 254
 – Deckengemälde 226, 229, 232, 233
 Altenburg i. Waldviertel/Niederösterreich, Stiftskirche 220, 226
 Altenuster, Lkr. Augsburg, Unteres Gericht 34
 Altertum, griechisches 315
 – jüdisches 315
 – römisches 315
 Altes Testament 197
 Ammon 264, 285, 287, 288, 290–293
 Andachtsgraphik 236
 Andechs 117
 Andreas, Ap. 228
 – Kreuzigung 206
 Anna, Mutter Marias 194, 256
 – Pfalzgräfin 202
 Ansbach, Markgrafschaft 193
 Antiphon-Differenzen 317, 320
 Antonius v. Padua, hl. 248, 258, 259
 Antwerpen 203
 Anwander, Johann 209, 219, 232, 233
 Aperger, Andreas 123–125, 128, 130, 134
 – Veronika, geb. Gottlieb 123, 134
 Apian, Philipp 35
 Apollonia, hl. 212
 Apostelkommunion 252
 Appl, Bruno 83
 Appuhn-Radtke, Sibylle 83
 Aristoteles 269, 301
 Arithmetik 310
 Armut, Ordensgelübde 209
 Arnold, Erwin 82
 Asam, Cosmas Damian 219, 225–228, 230, 253
 Asch bei Waal, Lkr. Landsberg 48
 Astronomie 310
 Astrophysikus 86
 Auchsheim, Lkr. Donau-Ries 303
 Aufklärung 20, 26, 59, 267, 348
 Augenkrankheiten 194
 Augsburg 16, 17, 19, 21, 24, 25, 28, 29, 32, 34, 39–41, 44, 57, 60, 61, 63, 68, 69, 71, 73, 74, 76, 81, 84, 85, 87, 89, 93, 94, 96–100, 102, 103, 109, 110, 112–115, 117, 119, 120, 122–125, 130, 134, 135, 138, 140, 147, 154, 157, 158, 160, 162–164, 180, 181, 183, 184, 200, 214, 216, 228, 239, 255, 262, 269, 307, 318, 327, 330
 – Afra-Jubiläum von 1805, 1500jähriges 63
 – Annafest 62
 – – von 1885, 62
 – – von 1923, 62
 – Arbeiter- und Soldatenräte 158, 160
 – Aschermittwoch der Künstler 183
 – Bäckerchor 62
 – Bäckerverein 64
 – Bäckerzunft 64
 – Bayer. Regierung 53
 – Bayer. Hof 153
 – Betriebsräte 164

- Bischofspalais 160, 163
- Bistum 120, 167, 179, 180, 238, 326, 327, 351, 352
- - Amtsblatt der Diözese 143
- - Archiv 83, 215
- - Gesellenvereine 155
- - Chorproprium, latein. 127–130
- - Domherren-Wappenkalender 83
- - Jugendvereine 144
- - Kath. Burschenvereine 143
- - Kath. Dienstbotenvereine 143
- - Kath. Gesellenvereine 143
- - Kath. Jungmännerverband 136–165
- - Kath. Lehrlingsvereine 143
- - Kirchenzeitung 136
- - männliche Jugendvereine 136–165
- - Ritus 100
- - Schulwerk 183
- Brevier 108
- - von 1584, 114
- Bruderschaftsfest, Besuch des Gottesdienstes 62
- Bruderschaftswesen 59–64
- Chorherrenstifte 45
- Diözesanmuseum St. Afra 182, 184, 185
- Diözesanpatrone 119
- Dom 60, 137, 138
- - Anna-Altar, Altar der Bäcker 61
- - Annakapelle 62
- - Annakapelle, Altar mit der spätgotischen Anna Selbdritt 61
- - Augustinuskapelle 60
- - Canisiusdenkmal 63
- - Martins- und Vitaliskapelle 60
- - Siebenschläferkapelle 61
- Dom-St. Moritz, Lehrlingsverein 138, 139, 142, 145, 161
- Domherrenkalender 67
- Dominikanerkirche 142
- Domizellaren 80
- Domkalenderwesen 72
- Domkapitel 61, 79, 94, 102, 107, 108, 115, 121, 123, 124, 127, 130
- - Allerheiligen-Peremptorium 122
- - Kalenderdruck 98
- - Kalenderführung 67
- - Zusammensetzung 67
- Domkapitelches Bursamt 79, 116, 117
- Domkapitelsprotokolle 78
- Domkapitulare 80, 125
- Domkapitularwappen 95
- Dompfarrei 43
- - Eucharistische Sektion 138
- Domrestaurierung von 1860, 61
- Domschatzkammer 185
- Drucker 308
- Einwohnerwehr von 1918, 163
- Evang. Hl. Kreuz 216
- Evangelische Bürger 61
- Evangelischer Handwerker- und Arbeiterverein 146
- Fürstbischöfe 60
- Generalvikariat 23
- Gesangbüchlein von 1589, 114
- Gesellenhaus 148, 157
- Gesellenverein Zentral 145
- Golddrahtzieher 217
- Gottesdienste 157
- hebräische Lettern, erstmalige Verwendung 308
- Hl. Kreuzkloster 12
- Herzjesukirche 64
- Hochfürstlicher Kirchen- und Hofkalender 77
- Hochstift 34, 96, 101, 110, 111, 117
- - Landschule 328
- - Wappen-Farben 119
- - Wappenkalender 66–135
- - Wappenwandkalender 69
- Hochstiftskalender 67, 68, 73, 122, 127
- Holzschnitt-Verfahren im Notendruck 323
- Infanteriekaserne 151
- Interim 18, 19
- Jesuiten 123, 124
- Jesuitenkirche St. Salvator 120
- Jesuitenkolleg St. Salvator 61
- Jugendbewegung 154
- Jugendkompagnien 149, 150, 153
- Jugendvereine von 1918–1919, 158–161
- Jugendwehrrüfung 154
- Jung-Lätitia 137, 139, 145, 146
- Kaiser- und Bismarckstraße 151, 152
- Kapuzinerkirche 120
- Karmelitenkonvent 16
- Kath. Bäcker 61
- Kath. kaufmännisches Jugendheim 156
- Kath. Jugendkompagnien 151
- Kath. Jugendvereine 151
- Kath. Wesensarchiv 60
- Kirchenkalender 78
- - von 1717, 75, 76
- Kirchgasse bei St. Ulrich 94
- Kleiner Exerzierplatz 149
- Kolpingshaus 57
- Kriegs-Männer-Wallfahrt auf d. Kobel 138
- Kupferstiche 75
- Kurie (Ordinariat) 306
- Lätitia, kath. kaufmännischer Verein 156
- Kuratorium „Kirche und Kultur“ 184
- Lebensmittelversorgung nach dem 1. Weltkrieg 160

- Lehrlingsheim an der Remboldstraße 156
- Lehrlingsvereine 138, 143–155
- Lehrlingsverein von 1918–1919, 155, 158–161
- Lotzbeckwiese 147
- Ludwigsau 159
- Maria Stern, Kloster 25, 63, 151
- Marianische Bäckerkongregation 61
- Marianische Kongregation von St. Stephan, Eucharistische Sektion 137, 161
- Martinsschule am Kesselmarkt 61
- Maximiliansmuseum 185
- Militärische Jugenderziehung 143–155
- Musiklehrbuch, erstes gedrucktes 307
- Naturmuseum 183
- Oberes Kreuz 156
- Offizin „in St. Ulrichs-Garten“ 102
- Otmarsgäßchen 138
- Paritätische Reichsstadt 59
- Pfarreien 157
 - - Kirchenzeitung 136
- Proprium 108, 120
- Proprium von 1597, 114
- Ratsgeschlechter 40
- Reichsstädtische Bruderschaften 61
- Reichstag von 1548, Interim 18, 19
- Rote-Tor-Schule 147, 149
- St. Anna 16
- St. Annabruderschaft 57–65
- St. Anton, Kirche 64
 - - Lehrlingsverein 138
- St. Georg 137, 142, 150, 155, 216
 - - Gesellenverein 151
 - - Kreuzgang 218
 - - Lehrlingsheim 64
 - - Lehrlingsverein 137, 145, 151
 - - Lehrlingsverein, Tambourkorps 150
 - - Lehrlingsverein, Kapelle 140
 - - Vereinshof 148, 151, 153
- St. Johann, Pfarr- u. Taufkirche 60, 61
- St. Joseph 139, 141
 - - Kirche 64
 - - Lehrlingsverein 140, 144, 145
- St. Jürgens Kumpanei 151
- St. Katharinen-Gasse 94
- St. Magnusbruderschaft der Domvikare 60
- St. Max 139, 141
 - - Lehrlingsverein 138, 142, 145, 159
- St. Moritz 137, 214, 215
- - Kollegiatstift 43–46, 74, 78
- - Langenmantel-Kapelle 43
- St. Peter am Perlach, Kollegiatstift 43, 45–47, 214, 215
- St. Salvator, Jesuitenkirche 216
- - Verklärung Christi 216
- St. Stephan 163
 - - Gymnasiasten „Kleine Stephaner“ 146, 155, 161, 162
 - - Gymnasium 161
 - - Kloster 160
 - - Marianische Kongregation 141
 - - Mittelschüler 151
 - - St. Ulrich 137, 139–142
 - - St. Ulrich u. Afra, Benediktinerkloster 305, 306, 309, 315
 - - Bibliothek 318
 - - Kirche 63, 181
 - - Lehrlingsheim 156
 - - Lehrlingsverein 147
 - - Pfingstausflüge 141
 - - Schießstätte am Rosenauerg 149, 157
 - - Schwäbische Bilderfabrik 74
 - - Silberdrahtzieher 217
 - - Staatsarchiv 40, 82
 - - Staats- u. Stadtbibliothek 61, 82
 - - Stadtarchiv 83
 - - Stadtgeschichte 45
 - - Stadthalle am Rosenauerg 147
 - - Stadtrat 74
 - - Städtische Kunstsammlungen 83
 - - Städtische Lateinschulen 308
 - - Steuerbücher 85
 - - Ulrichsgebeine, Translatio 63
 - - Universitätsbibliothek 338
 - - Unserer Frauen Tor 12, 114, 123
 - - Untersuchungsgefängnis, Karmelitengasse 160
 - - Wappenkalenderdruck 124
 - - Wehrkrafttruppen 151
 - - Wiegendruckort 73
- Augsburg-Göggingen 162
- Augsburg-Haunstetten 219, 220, 225, 226
 - - Marienkapelle 219
 - - Marienkapelle, Langhausfresko 221, 223
- Augsburg-Lechhausen 139, 141, 142
 - - Gesellen- und Lehrlingsverein 147
 - - Lehrlingsverein 136, 145, 157, 159
- Augsburg-Oberhausen 139
 - - Gesellenverein 145
 - - Lehrlingsverein 140, 141
 - - Lehrlingsverein, Staudenwanderung nach Klimmach 140
- Augsburg-Pfersee 137, 139
 - - Generalkommunion der Lehrlinge 139
 - - Lehrlingskapelle 142
 - - Lehrlingsverein 138, 140, 141
- Augsburg-Stadtbergen 180, 181
- Augsburger 153
 - - Almosentafel 198
 - - Andachtsbilder 253
 - - Bekenntnis, Confessio Augustana 18, 204
 - - Druckgraphik 232, 239

- Geschmack 74
- historische Literatur 67
- kirchengeschichtliche Literatur 67
- Landsturm-Turner-Kompagnie 151
- Religionsfrieden von 1555, 19
- Rokoko 264
- Sängerkreis 184
- Schule 299
- Augustinerbruderschaft 60
- Augustinereremiten 249
- Augustinus, hl. 314
- Aulzhausen, Lkr. Aichach-Friedberg 219, 225
 - Hochaltargemälde 227
- Aventinus (Turmair), Johannes, Musicae rudimenta 307
- Aystetten, Lkr. Augsburg 141

- Baal-Hazor 285
- Babel, Johann Baptist 247
- Bacchus 277
- Bad Wörishofen, Lkr. Unterallgäu 184
- Bäuerliche Zwangsarbeit, Aufhebung 333
- Bäumker, Wilhelm 348, 350
- Baierlein, Reichsbankkassier 145, 146
- Baisweil, Lkr. Ostallgäu 48, 50
- Balthasar, König 263
- Balzhausen, Lkr. Günzburg, Leonhardskapelle, Immaculata als Braut des hl. Geistes 239
- Bamberg 84, 164
 - Fürstbistum 74, 117
 - Hochstift 74
- Bamberg, Corona OSB 167
 - Lantfried OSB 167
- Barbara, hl. 252
- Barock, Reichsstil 235
- Barocke Wandmalerei 279
- Barockpredigt 270, 300
- Basel 307
- Bauernkriege 29
- Baumgartner, Johann 299
- Baumeister, Johann 134
- Bayerisch-Schwaben 28–30, 33
- Bayerische Benediktinerakademie 169
 - Bischofskonferenz 164
 - Bodenseeregion 181
 - Regierung 59
 - Volkspartei 159, 160, 164
- Bayerischer Wehrkraftverein 143
- Bayerisches Innenministerium, Abtlg. für Schul- u. Kirchenangelegenheiten 143
 - Kriegsministerium 143
 - Wappen 151
- Bayern 157, 158, 342, 349
 - Herzogtum 208
 - Gotische Altäre 195
- Kath. Pfarrgemeinden 184
- Volksschulen 159
- Beck, Johann Philipp, Dekan 21, 22
- Beer, Franz II. von Bleichten, Architekt 30
- Beis, Georg 57
- Bellot, Josef 82
- Belsazar 283, 287, 290, 293, 297
- Benedikt v. Nursia, hl. 37, 243, 252
 - XIV., Papst 229, 249, 250
- Benediktiner 168
- Benediktinisch-zisterziensische Frömmigkeit 36
- Benningen, Lkr. Unterallgäu 12
- Benz, Ernst 222, 224
- Berg, Marquard II. vom, Bischof von Augsburg 60, 103, 110, 113, 115
- Bergsche Wappen 103
- Bergen, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Wallfahrtskirche 196
- Bergmüller, Johann Georg 220, 226
- Bernhard v. Clairvaux, hl. 37
 - Mystische Versenkung 36
- Bernhardin v. Siena 200
- Berno v. Reichenau 307
- Berschin, Nikolaus 97
- Bertoldsheim, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 206
- Bertschi s. Berschin
- Besard, Jean-Baptiste 323
- Betulien 284
- Betz, Ester 175
- Bibel 295
- Biberach a. d. Riß, Stadtpfarrkirche 228, 237
- Bibra, Jörg v. 91
- Bild, Veit OSB 305–325
 - Conscriptioes 306
 - Sonnenuhrenbau 306
 - Stella musicae 311, 313, 323, 324
 - Traktat über die Musik 306
- Bilderverbot 210
- Bilderverehrung 210
- Bildhauer 217
- Birneser, Petrus OSB 137
- Bischofsstädte 66
- Biser, Eugen, Prälats 176, 180
- Bittenbrunn, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 208
 - Marienpatrozinium 208
- Blank, Magnus Benedikt, Dekan, Pfarrer in Ruderatshofen 44
- Blossenau (Blossenawe), Lkr. Donau-Ries 199
- Bocksberger, Hans 197, 205, 210
- Bodenseeraum 243
- Böckenförde, Ernst Wolfgang 173
- Boethius, Amicius Manlius 307, 314, 315, 319
 - De institutione musica 318
- Bonifaz IX., Papst 13
- Bonn 173

- Auswärtiges Amt 170
- Bundesministerium des Innern 170
- Bonsal, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 195
- Bora, Katharina v. 209
- Bosl, Karl 327
- Bouchardon, Edme, Maler 273
- Bozen 323
- Brabant, Gulden 204
- Brauckmann, Rudolf, Domkapellmeister in Augsburg 181
- Braun, Heinrich 342
 - Placidus, Bibliothekar 309, 310, 318
- Braunfels, Wolfgang 211
- Braut Symbolik 222
- Brenz, Johannes 190
- Breslau 66
 - Fürstbistum 74
 - Kirchengesangbücher 348
- Breuner, Franz Xaver Fürst v., Fürstbischof v. Chiemsee 61
- Brixen, Dom 226
- Bruderschaften 57–60
- Bühl, Schloß Augustsburg 219
 - – Hl.-Geist-Kapelle 229
- Brünn, Waitzenhofersche Theatergesellschaft 329
- Bucher, Otto 67
- Buchloe, Lkr. Unterallgäu, Königl. Landgericht 48, 53
- Buggenhofen, Lkr. Dillingen 262
- Burgau, Lkr. Günzburg 262, 281, 303, 327, 328, 333
 - Markgrafschaft 34, 35, 211
 - Stadtpfarrkirche 261, 262, 264, 301–304
 - – Fresko 303
- Burgmannshofen (Burkmanushofen), Lkr. Donau-Ries 199
- Burtenbach, Agnes V. v., Äbtissin von Oberschönenfeld 30
- Bushart, Bruno 216, 299

- Cäcilianismus 332
- Cajetan, Thomas de Vio, Kardinal 16
- Canisius, Petrus, hl. 60, 233
- Carchesius, Valentin 109
- Carlone, Carlo Innocenzo 252
- Cassiodor, Aurelius 314
- Castell, Graf Casimir Schenk zu 49, 52
- Castelli, Antonio 204
 - Pietro 204
- Chaldäer 283
- Chiemsee 61
- Chorkalender 76
- Chorproprium, lateinisches 129
- Chur 120
- Claudius, Matthias 20

- Clavichord 309
- Clemens August, Kurfürst, Erzbischof v. Köln 229, 230, 240
- Clofigl (Clofigl), Caspar 97
- Cochlaeus, Johannes 316
 - Tetrachordum Musices 320
- Codex Halder 216, 217
- Comenius, Jan Amos, Didactica magna 301
- Confessio Augustana s. Augsburger Bekenntnis
- Constantin d. Gr., Kaiser 249
- Corsini, Filippo 10

- Dabertzhofer, Chrysostomus 123, 124
- Daniel, Prophet 234
- Dasser, Karl Ludwig 261, 263, 264, 272, 280, 299, 302, 303
- David, König 252, 291, 313
- Dayg, Sebastian 14
- Deckenmalerei 236, 280
- Decker, Josef, Domkapellmeister in Augsburg 62
- Decker-Hauff, Hansmartin 172, 175
- Deggendorf 12
- Deigendesch, Carl 328
- Deiningen, Lkr. Donau-Ries 25
- Deisenhausen, Lkr. Günzburg 262
- Dekalog 292
- Delaschad, Ignaz, Pfarrer in Baisweil 48, 50
- Denk, Friedrich 182
- Dennich, Christoph 217
- Deutscher Südwesten 245
- Deutschland 69, 173
- Diedorf, Lkr. Augsburg 162
- Dietkirch, Lkr. Augsburg, Kirche, Patronatsrecht 32
- Digna, hl. 87, 92, 93, 96, 101, 103, 113, 120
- Diller, Michael 190
- Dillingen 19, 20, 25, 29, 106, 107, 109–111, 113, 121–123, 204, 327–331, 333, 336, 349, 351, 352
 - Archive 331
 - Domkapitelsches Exil v. 1537–1547, 98
 - Grafen 31
 - – Wappen 87
 - Joseph-Anton-Laucher-Grundschule 331
 - Kirchenmusiker 326
 - Klerikalseminar 348
 - Kolleg St. Hieronymus 106, 107
 - Kulturtage 184
 - Marianische Kongregation 328
 - Musikdirektor 329
 - Offizinen 128
 - Priesterseminar 164
 - St. Peter u. Paul, Stadtpfarrei 331, 335
 - – Musikdirektor 328
 - Stadt- u. Hochstiftsmuseum 336
 - Studienbibliothek 105

- Universität 106–108, 233
- – Immakulaten-Eid 233
- Universitätsdruckerei 110
- Universitätsstadt 328
- Wagnersche Werkstätten 63
- Dinkel, Pankratus v., Bischof von Augsburg 61
- Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach 24
- Diokletianische Christenverfolgung 87
- Dionysius, hl. 91–93, 96, 101, 103, 105, 120
- Direktorium 80, 108, 123
- lateinisches 130
- Dirlwang, Lkr. Unterallgäu 263
- Döisingen, Lkr. Ostallgäu 43
- Domherrenkalender 67, 70, 77, 106
- deutscher 101
- Domherrenwappen 80, 82
- Dominikaner 60
- Domkapitel 78
- Donau 262, 327
- Donaoraum, Dialektwortschatz 211
- Donauwörth, Lkr. Donau-Ries 102, 157, 262, 299
- Donauwörther Kulturwochen 184
- Dopfer, Kosmas Damian, Pfarrer in Oberbeuren 48
- Dornach, Ignaz 212, 213
- Dornn, Franz Xaver 231, 254
- Lauretanische Litanei 256
- Dreifaltigkeit 221
- mit Hl. Geist als Jüngling 236
- Dreißigjähriger Krieg 29, 30, 34, 35, 60, 124, 189, 192, 193, 209
- Druckerverleger 69
- Druckerzeugnisse für die Bevölkerung 68
- Düsseldorf 204
- Dufresnoy, Charles Alphonse 274
- Duft, Johannes, Stiftsbibliothekar v. St. Gallen 169, 170, 172, 175
- Duns Scotus, Johannes OFM 233
- Dyck, Antonys van 203

- Eberhardt, Alois, Reichskassendiener 145, 146, 151
- Eberle, Franz Xaver, Weihbischof 159
- Ebershausen, Lkr. Günzburg, Pfarrkirche St. Martin 327
- Ebentheuer, Franz Xaver, Pfarrer in Asch 48
- Ecclesia-Maria 230
- Eggelhof, Gem. Langweid, Lkr. Augsburg 262
- Eglöfs, Lkr. Ravensburg 219, 232, 236
- Pfarrkirche, Langhausfresko 235, 236
- Ehepatent 333
- Ehinger, Johann 190
- Eichstätt 72, 114, 117
- Bistum, Domkapitelsprotokolle 84
- Diözesanarchiv 83, 112
- Domkapitel 71
- Fürstbistum 122
- Hochstift 74
- Hochstiftskalender 81, 107, 114, 122, 124
- Einblattkalender 111
- Einsiedeln, Benediktinerkloster 243, 247
- Gnadenbild Schwarze Madonna 244
- Einstimmiger liturgischer Gesang 309
- Eisner, Kurt 160
- Regierung 158
- Elchinger, Barbara II., Äbtissin von Oberschönenfeld 30
- Elisabeth, Mutter Johannes d. T. 294–297
- röm. Kaiserin 333
- Wilhelmine Louise, Herzogin von Württemberg 334–336
- Ellenbog, Nikolaus 306
- Ellingen, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen, Deutschordens-Komturei 19
- Ellwangen, Fürstpropstei 101
- Elsaß 349
- Emblemliteratur 267
- Emskeim, Lkr. Donau-Ries, Lamm-Gottes-Relief 196
- Schmied 193
- Enderle, Johann Baptist 261–304
- Engelberg/Schweiz, Klosterkirche 254
- Enhueber, Carl, Ritter v., Major 21, 22
- Karl v., Maler 21
- Ensfield, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 188
- Epp, Freikorps (Detachment Probstmayr) 163
- Eppler, v., Kommissar 44, 45
- Erb, Anselm OSB, Abt von Ottobeuren 237
- Eresing, Lkr. Landsberg, St. Ulrich 216
- Erfurt 85, 86, 89, 90, 134
- Erkheim, Lkr. Unterallgäu 42
- Erlr, Franz Anton 236, 237
- Esperlin, Joseph 228, 237
- Esterhaza 329
- Esther 263, 268, 283, 287, 288, 290, 293, 294
- Eucharistieverehrung im Mittelalter 12
- Eunomia, hl. 104, 120
- Eutropia, hl. 120
- Evangelische Konfession, religiöser Gesang 207
- Territorien, gotische Altäre 195
- Eyer, Hermann 172, 175

- Fahr b. Zürich 242, 246
- Benediktinerinnenkloster 243, 244
- Klosterkirche, Nonnenempore 244
- – Freskenprogramm 245
- Fatschenkind 36
- Felder, Paul 249
- Felizitas, hl. 214

- Ferdinand I., Kaiser 40, 106, 233
 Feuchtmayer, Joseph Anton 243, 244
 Feuerer, Georg 215
 Feulner, Adolf 266, 288, 299
 Fidelis, hl. 249
 Filchner, Sieglinde 51
 Finalis 317
 Finstermünz b. Landeck/Tirol, Kapelle Mariä
 Himmelfahrt 221
 Fischach, Lkr. Augsburg 302
 – Schwäbische Kulturtage in der Staudenhalle 184
 Fischbach-Göslikon/Kt. Aargau 219, 232
 – Pfarrkirche 231
 – – Hauptdeckengemälde Himmelfahrt Mariens
 231
 Fischer, Andreas 91
 – Erich 180
 Flensburg 66
 Flex, Walter 154
 Flöte 309
 Florenz 336
 Foeniseca (Mader), Johannes 308
 – Opera 307
 Foja/Belgien, Notre Dame, spätgotisches
 Gnadenbild 204
 Franck, David 323
 Frank, Johannes, Annalist 305
 Frankfurter Ratskalender von 1856, 75
 Frankreich, Hugenotten 202
 Franz Xaver SJ, hl. 248
 Franz II., Kaiser, Sohn Leopolds II. 335
 Franz, Ignatz 349
 Franziskaner 58, 248
 – Gürtelbruderschaft 60
 Franzosen 35, 47
 Freibauern 235
 Freiburg i. Br. 166
 Freising, Bistum, Domkapitelsprotokolle 84
 – Dom 227, 228
 – – Asamfresko 228
 – Hochstift 74
 Freundorfer, Josef, Bischof von Augsburg 25
 Frey, Andreas, Gemeindevorsteher von Waal 49
 Freyberg, Magdalena v. 56
 Fribourg/Schweiz 172
 – Bibliothèque cantonale et universitaire 323
 Fridrich, Jakob Andreas d. Ä. 239
 Fried, Pankraz 180
 Friedberg, Lkr. Aichach-Friedberg, Wallfahrts-
 kirche Herrgottsruh 219, 220, 225–227
 – St. Afra 142
 Fries, Heinrich 175
 Friesenegger, Joseph Maria, Dompfarrer 67, 97,
 138, 139, 142, 146, 152, 156
 Froidevaux, Ph. 83
 Fronleichnamsfest 12
 Frosch, Johannes OCarm, Prior in Augsburg 16
 Fünfsetten, Lkr. Donau-Ries 192, 262
 Fürstabteien 66
 Fürstbischhofswappen 80, 82
 Fürstpropsteien 66
 Fürth, Stadtarchiv 83
 Füssen, Lkr. Ostallgäu 184
 – Benediktinerabtei 182
 – Stadtpfarrkirche St. Mang 182
 Fugger, Familie 40, 327
 – Anton Frhr. v. 40, 41
 – Karl v. 39
 – Maria Elisabeth v. 39
 – Philipp Eduard 61
 – Oktavian Secundus 61
 Fugger-Babenhausen 269
 Fugger-Kirchheim 269
 Fulda, Kirchengesangbücher 348
 Furter, Michael, Drucker 307
 Gabelbach, Lkr. Augsburg, Höhe Horn 153
 Gabriel, Erzengel 234, 296, 297
 Gamann, Leonhard OCarm, Provinzial 19
 Gandauer, Rittmeister 42
 Gansheim, Lkr. Donau-Ries 198, 201, 206
 – Gotische Madonnen 196
 Garmisch-Partenkirchen 180
 Gebele, E. 67
 Gebetsverbrüderungen 57
 Gegenreformation 189, 192
 – religiöse Allegorien 267
 Gehorsam, Ordensgelübde 209
 Geiger, Lehrer 328
 Geiß v. Gusenberg, Gerold 40
 Geißler, Valentin 69
 Gelb, Johannes Maria, Pfarrer 263, 265, 268–271,
 281, 294–296, 298, 301, 304
 Gemmingen, Johann Konrad v., Domherr in
 Augsburg, Fürstbischof von Eichstätt 114, 117
 – Johann Otto v., Bischof von Augsburg 60, 115
 Genderkingen, Lkr. Donau-Ries 262
 Gentner, Franz, 2. Bürgermeister von Augsburg
 147, 154
 Geometrie 310
 Georg d. Reiche, Herzog v. Bayern-Landshut 198
 Georgi-Ritterorden 233
 Gerhard, Christian, Kammerer 22
 Gerlacher, Theobald, gen. Billicanus 17
 Germania sacra, Bistumsbeschreibungen 67
 Germiller, Franz Anton 236, 237
 Gernlein, Johann Baptist, Domkapitular,
 Diözesanpräses 145, 150, 151, 153–156
 Gerona 87
 Gersthofen, Lkr. Augsburg, Jugendverein 142

- Gerung, Mathias 198, 199
 Gessel, Wilhelm, Prälat 180, 181, 183
 Gessertshausen, Lkr. Augsburg 28, 140
 – Oberes Gericht 34
 Gewittervertreibung durch Kirchenglocken 195
 Gier, Helmut 82
 Gläser, Rupert 221, 222
 Glaser 217
 Glogger, Placidus OSB, Abt von St. Stephan,
 Augsburg 138
 Gnadentreppe 235
 Gnodstadt b. Marktbreit, Lkr. Würzburg 114, 134
 Gössikon/Schweiz 250, 252–258
 Götz, Albert 180
 – Joseph Matthias 237
 Göz, Gottfried Bernhard 230, 236, 237, 239,
 253–256, 299
 Goldschlager 217
 Goppel, Alphons, Bayer. Ministerpräsident 170
 Gottenau/Markt Rettenbach, Lkr. Unterallgäu
 263
 Gottmannshofen, Lkr. Dillingen 262
 Graben, Lkr. Augsburg 262
 Grammatik 309
 Gregor d. Gr., Papst 315
 Gregor v. Melk 323
 Gregorianische Kalenderreform v. 1582/83, 110
 Gregorianischer Choral 322
 Greiner, Albert 346
 Griechen 271
 Grimm, Sigmund 94
 Grönenbach, Lkr. Unterallgäu 336
 – Pfarrei 336
 Großaitingen, Lkr. Augsburg 254
 – Pfarrkirche, Chordeckengemälde 240
 Großanhausen, Lkr. Günzburg 262
 Großkitzighofen, Lkr. Ostallgäu 262
 Gruber, Franz 157
 – Max 230
 Gualfardus, hl. 120
 Guardini, Romano 170
 Günther, Matthäus 226, 228, 229, 232, 233, 240,
 254, 299
 Günz, Fluß 262
 Günzburg 184, 330
 – Landkreis 262
 Guggenmos, Josef 180
 Guido von Arezzo 311, 315, 319
 – Dialogus Oddonis 318
 – Summula 318
 Gundelfingen, Lkr. Dillingen 196, 262
 Gundelsheim, Lkr. Donau-Ries 196
 Gustav Adolf, König von Schweden 124
 Gut, Benno OSB, Abtprimas von Ottobeuren 169
 Gutenberg, Johannes 73
 Gutenzell, ehem. Zisterzienserinnen-Kloster-
 kirche, Herz-Jesu-Kapelle 238
 Haarschneiden, günstige Tage 89
 Haas, Joseph 184, 328
 Habsburgerlegende 243
 Haecker, Theodor 184
 Haemmerle, Albert 42, 67
 Haenlin (Heinlein, Hänle), Gregor 98, 121–124,
 134
 Hafner, Joseph Anton 236, 238
 Hagedorn, C. L. 275
 Hagen, Maximilian 349
 Hailtingen über Riedlingen/Wttbg. 216
 Haimhausen, Lkr. Dachau 226
 – Schloßkapelle 220
 Hainhofen, Lkr. Augsburg, Kapelle 41
 Hall a. Inn 106
 Haman 283, 284, 288, 290, 293
 Hammerstetten, Lkr. Günzburg 262
 Hans, Ulrich 73
 Harpe Davids, Gesangbüchlein 349
 Hartmann, Graf v. Dillingen, Bischof von
 Augsburg 29, 32
 Haslinger, Johann Michael, Domkapitular von
 Augsburg 63
 Hauck, Jacobus v., Erzbischof von Bamberg 164
 Haunsheim, Lkr. Dillingen 210
 Hausen, Gem. Salgen, Lkr. Unterallgäu 263
 Haydn, Joseph 329
 Hechingen, Zollernalbkreis, Kapitelsbibliothek
 323
 Hecht, Christian 229
 Heidelberg 173
 Heiligenbilder, Verehrung 197
 Hl. Geist 220, 223, 228, 230
 – als geflügeltes Wesen 219, 221, 225, 227
 – als Greis 219, 227, 229
 – in Jünglingsgestalt 220, 254, 255
 – in menschlicher Gestalt 219
 – als Taube 231, 236
 – Visionen 239
 Hl. Grab, Orden vom 246
 – Ritter vom 249
 Heilmann, Angela 180, 181
 Heilsbronn b. Ansbach, Zisterzienser 13, 17, 18
 Heinlein (Haenlin), Jeremias 121
 Heinrichmann, Jakob 95
 Heinrichshofen b. Diessen, Lkr. Landsberg 180
 Heintz, Joseph, Architekt 203
 Held, Adolf, Domkaplan 156
 Helena, hl. 249
 Hellweg, Musikerzieher 346
 Henckel, Andreas 263
 Henninger, Klaus, Landrat 181

- Herb, Richard, Diözesanpräses 155, 156
Herbertshofen, Lkr. Augsburg 262
Herder, Johann Gottfried 267, 268
Hermetschwil/Schweiz 253, 260
– Kloster 250–252
– Klosterkirche 250
– – Nonnenchor 251
Hernig, Martin 201, 205
Herodes 263, 285, 287, 290, 292, 293, 295
Herodias 285, 287, 290, 292, 293, 295, 297
Herold, Elisabeth II., Äbtissin von Oberschönenfeld 30, 31, 33
Herstelle, Benediktinerinnenabtei 167
Hieronymus, hl. 310
Hilaria, hl. 91–93, 96, 101, 103, 104, 113, 120
Hildegundiß v. Brennbreg, Äbtissin von Oberschönenfeld 32, 33
Hilfikon/Schweiz 245, 259
– Schloß 246–250
– – Gemälde Hl. Grab 247
Hillenbrand, Arzt in Kaufbeuren 44
Hiller, Johann Adam 338, 340, 352
Hirschvogel, Joseph 162, 164
Hitlerjugend 154
Hochstiftskalender 67, 68, 70, 77, 78
Höchstädt, Lkr. Dillingen 196, 198, 201, 202, 211, 306
– Dekan 203
– Heimatmuseum 196
– Pfarrkirche, Kruzifix 196
– Schloßkapelle 198
Höß, Crescentia von Kaufbeuren, sel. 219–241, 254
– Hl.-Geist-Vision 222, 226, 229, 253
Hößlin, Richard v., Generalleutnant 147, 150, 152
Hoeynck, F. A. 128
Hoffmann, Johannes, Bayer. Abgeordneter, Minister 158–160
– Regierung 164
Hofkalender 68
Hohenlohe, Ludwig v. 91
Hohenzollern 158, 242, 247
„Hoigaländer“ 211
Holbein, Hans d. Ä. 29, 100
Hollandrinus, Johannes 322
Holofernes 263, 284, 285, 287, 288, 290
Holzbaur, Erwin 180
Holzschnitt 68, 81
Holzschnittkalender 76, 83–130
– deutscher von 1656, Einstellung 127
Holzschnitt-Wappenkalender 126
Homer 273
Hornung, Willy, Regierungsbaumeister 169, 172, 175
Hoser, Josef, Prälat 24–26
Hostienwunder 12
Huber (Hueber), Josef Simon 36, 135
– Konrad 302, 303
Hurlach, Lkr. Landsberg, Ritterlehen 39
Hurter, Alois 162, 164
Ikonologie 281
Illerkreis, Kgl. General-Kommissariat 56
Imhof, Patrizierfamilie v. Untermeitingen 39, 40
– Franz Anton Frhr. v. 215
– Joseph Anton v. 45
Immenkötter, Herbert 188
Ingenried, Lkr. Ostallgäu 48
Ingolstadt 98, 106, 121, 122, 124, 134, 306, 319, 320
Innsbruck 172, 327, 328
– Jesuitenhaus 178
– Pfarrkirche, Gnadenbild v. Cranach 206
Irsee, Lkr. Ostallgäu 50, 180, 184, 269
Italien 216, 217, 272
ius calendarii 71
Jakob, Meister 238
Jatromathematiker 86
Jeiler, Ignatius OFM 221, 238
Jerusalem 285
– Grab der hl. Anna 63
– Hl. Grab 246
– Tempel 283
Jesuiten 58, 60, 110, 122, 191
– Marianische Kongregation 60
Jesuitenschüler, Thesen 273
Jochum, Otto 182, 184
Johannes, Ev. 197
Johannes d. T. 285–287, 290, 292, 293, 295–298
Johannis de Muris 318
John-Winde, Helga 188
Jonadab 291
Joseph II., Kaiser 333–335
– freie Religionsausübung 333
Joseph v. Hessen-Darmstadt, Fürstbischof von Augsburg 63
Josephinismus 332, 333
Juden 284
Judith 263, 268, 284, 285, 287, 288, 290, 293, 294, 297
Jugendfürsorge 157
Jugendpflege 157
Jugendvereine 155, 161
Juliana, hl. 120
Justinian, Kaiser 88
Kaisheim (Kaisersheim), Lkr. Donau-Ries, Zisterzienserkloster 19, 32, 34

- – Gründungsakt von 1133/35, 31, 32
- Kalender, deutscher 126, 129
- lateinischer 99, 126
- liturgischer 77
- als Wegwertartikel 69
- Kalvinismus 202
- Kant, Immanuel 270
- Kantz, Kaspar OESA 15, 17
- Kapuziner 58, 60, 249
- Karl V., Kaiser 19
 - IX., König von Frankreich 202
 - Albrecht, Kurfürst von Bayern 233
 - Theodor, Kurfürst von Bayern 329
- Katharina, hl. 252
- Katholiken, Religionsausübung 20
- Katholische Vereine 59
 - Standesvereine 160
- Katholischer Kulturfonds von 1806, 59
- Kaufbeuren 44, 48, 162, 254, 255
 - Kloster 231, 239
 - Landgericht 48
 - Landkapitel 43
 - Lehrlingsheim 162
 - Schulwesen 50
 - Stadtpfarrkirche St. Martin, Irseer Glocke 236
- Keinspeck, Michael, *Lelium musicae planae* 307, 319
- Kellner, Alfons OSB 141
- Kempten 163
 - Kath. Vereinshaus 157
- Kempter, Friedrich 328
- Kerker, Joseph 161, 163, 164
- Kern, Johann Georg 106
- Ketterschwang, Lkr. Ostallgäu 44, 263
- Keuschheit, Ordensgelübde 209
- Kicklingen, Lkr. Dillingen 203
- Kilian, Hans 199
- Kimminich, Otto 176
- Kinderentwöhnen, günstige Tage 89
- Kirchberg, Grafschaft 327
- Kirchdorf, Lkr. Unterallgäu 262, 263, 302
- Kirchenasyl 181
- Kirchenordnung 190
- Kirchentonarten 317
- Klassizismus 278
- Klauber, Gebr., Verlag 74, 124, 231, 239, 253
 - Joseph Sebastian 231, 239, 254, 256
 - – Kupferstich *Spiritus Sanctus Deus* 231
- Klauber-Göz, Lauretansische Litanei 254
- Kleinerdingen, Lkr. Donau-Ries 22
- Klemens Wenzeslaus, Bischof von Augsburg 43, 52, 269, 327
- Klickh, Johann Caspar 35
- Klosterbeuren, Lkr. Unterallgäu 237, 238
- Klosterlechfeld, Lkr. Augsburg 39
 - Franziskanerbibliothek 182
- Knab, Simon 122
- Knappich, Johann Georg 214
- Knebel, Karlheinz 182
- Kneissl, Max 172
- Knöringen, Heinrich v., Bischof von Augsburg 60, 115, 119, 125, 128
 - Johann Eglof v., Bischof von Augsburg 102, 103, 107, 110
- Knöringen-Wappen 103, 129
- Knoller, Martin 272
- Köln 229
 - Fürsterzbistum 74
- Königszeck, Frhr. v. 116
- Kohlbreuner, Franz Seraph v. 348, 349
- Kolb, Aegidius OSB 167, 169, 170, 172, 173, 178
 - Ernst 172, 175
- Koler, Johann Caspar 258
- Kollegiatstifte 66
- Kolping, Adolf 25
- Konfessionalisierung 189–193
- Konfessionalismus 26, 58
- Konfessionsbildung 189
- Konrad v. Innsbruck 323
- Konstanz 135, 249, 250
 - Bistum 228, 238, 247, 253
 - – Domkapitelsprotokolle 84
 - Hochstift 74
 - Petershausen, Benediktinerkloster 319
- Korn, Johann Friedrich 349
- Kostka, Simon, hl. 248
- Kotter, Ludwig 183
- Krämer, Gode 83
- Kriegstein, Melchior 114
- Krück, Kommissair in Kaufbeuren 44
- Krumbach, Altkreis 262
- Kuen, Franz Martin, Maler 299, 302, 327
 - Johann Ev., Pfarrer von Lamerdingen 47
- Künast, Hans-Jörg 68, 82, 85
- Kunstmann, Joseph 63
- Kupferstich 68, 81
 - und Holzschnitt 75
- Kupferstichkalender 76, 80, 124, 126
- Kurbayern 239
- Labhart, Johann Michael 135
 - Josef Anton 123, 135
 - Maria Anna, geb. Schauer 135
 - Maria Barbara, geb. Ineich 135
- Lairesse, Gérard de 271, 275, 277, 278, 287
- Lamerdingen, Lkr. Ostallgäu 44, 45, 47
 - Pfarrei St. Martin 46, 214
 - St. Martin 212–218
 - – Josefs-Altar 214

- - Paulus-Altar 214
- Schloß 215
- Landgerichte 66
- Landsberg a. Lech 48
 - Jesuiten 227
 - Ursulinenkirche 220
- Landshut 20, 134, 349
- Lang, Hugo OSB, Abt 172
 - Sepp 162
 - v. Wellenburg, Matthäus, Fürsterzbischof von Salzburg, Kardinal 89
- Langen, Georg 125
- Langenmantel, Familie 39–42, 54
 - Catharina v. 40
 - David v. 40, 42
 - auf Westheim u. Ottmarshausen, Franz Anton 43
 - Hartmann v. 39
 - Heinrich v. 39
 - Hieronymus Ambrosius, Patrizier in Augsburg, Kanoniker von St. Moritz u. St. Peter in Augsburg 214
 - Ignatz-Wolfgang Franz Sales Rochus v. 42, 43
 - Jakob-Matthäus Wolfgang v. 43
 - v. Westheim, Johann Paul 39, 40
 - Johann Wilhelm v. 43
 - Johann-Wolfgang Andreas v. 43
 - Joseph Anton v. 41
 - Josepha v. 43
 - Karl v. 40, 41
 - v. Westheim u. Ottmarshausen, Leopold Ignaz v. 43
 - v. Westheim, Maria Anna Franziska Walburga 43
 - Maria-Helena Aloisia v. 43
 - Mechthild v., geb. Füll v. Kammerberg 39
 - Rudger v. 40
 - Wolf Heinrich v. 40, 42
 - vom R. zu Westheim, Wolfgang 42
 - Wolfgang Anton v. 43
 - Wolfgang-Anton Lorenz v. 43
 - Wolfgang Gebhard v., Pfarrer in Waal 39–56
 - Wolfgang-Jakob Johann v. 43
- Langerringen, Lkr. Augsburg 47
- Lasser, Johann Baptist 329, 330, 341–343, 352
 - Joseph, Sohn v. J. B. Lasser 330
- Laßtafel 77
- Laucher, Adalbert 330
 - Antonia, Stieftochter 329, 330, 340
 - Antonia Juliana 329, 340
 - Antonia, Mutter 329
 - Cäcilia Katharina Eleonora 328, 330, 340
 - Jacobus, Schulmeister 327
 - Johann Adam Karl 330
 - Karl 328, 340, 355
- Joseph Anton 326–360
 - - Ave maris stella Dei mater alma ... 353
 - - Fracto demum 353
 - - Gaude Mater Deo 353
 - - Gesangsschule 341
 - - Haec templa rex coeli 353
 - - Lingua mea dic trophea 353
 - - Miserere 353, 354
 - - Miserere in Es 354
 - - Miserere in F 353
 - - Missa da Requiem II 334, 335
 - - Missa da Requiem III 335, 336, 354
 - - Missa Solemnis da Requiem 354
 - - Missa da Requiem Es-Dur 354
 - - Missa da Requiem ex Es 354
 - - Pädagogik 337
 - - Sacrificium mortuorum 331, 333–336, 354
 - - Sing-Fundament 332, 336–347, 355
 - - Te Deum 355
 - - Vesperhymne 332, 334, 355
- Laucher, Joseph Anton u. Schneller, Joseph Anton, Dilingisches Gesangbüchgen 331, 332, 347–353
- Laucherepithaph 329
- Lauchertöchter 329, 333, 340, 341
- Lauginger, Markwart 39
- Lauhe, Johann Christoph 351
- Lauingen, Lkr. Dillingen 102, 192, 262, 348
 - Fürstliche Druckerei 200
 - Lehrerseminar 328
 - Zisterzienserinnenkloster 35
- Lauretansche Litanei 204, 250, 253, 254, 256
- Lavater, Johann Kaspar 20
- Layer, Adolf 326, 327, 353
- Lech 262
- Lechner, Odilo OSB, Abt von St. Bonifaz in München 172, 175
- Lehmann, Karl 170, 173, 175
- Leibeigenschaft, Aufhebung 333
- Leitershofen, Lkr. Augsburg, Exerzitienhaus St. Paulus 25, 26
- Leitz, Gastel OCarm 19
- Leo, Knabe in St. Ulrich u. Afra in Augsburg 309, 311
- Leopold II., Kaiser 333–335
- Lessing, Gotthold Ephraim 267, 301
 - Hamburgische Dramaturgie 267, 293
- Lexikon für Theologie und Kirche 67
- Leyen, Fürst Erwein von der 49, 55
- Lichtenau, Heinrich v., Bischof von Augsburg 85
- Limmat 243
- Lindau 25, 180, 184
 - Damenstift 181
 - Stadtmuseum 181
 - Reichsstädtische Bibliothek 181

- Lindenberg, Lkr. Lindau 235
 Lindmayr, Maria Anna OCarm 226, 228, 229,
 231, 236, 239–241
 – Dreifaltigkeitsvision 220
 Lingg, Maximilian v., Bischof von Augsburg 138,
 163
 Link, Alfons 180
 Lins, Bernhardin OFM 39
 Linz, Städtisches Theater 329
 Listenius, Nikolaus 308
 Locher, Jakob 306
 Löweneck, Max v., Stadtschulkommissär 152
 London 67, 72, 95
 – British Library 91, 97
 Lorenz, Matthias 162
 Lorenz-Werthmann-Medaille des Deutschen
 Caritas-Verbandes 177
 Loreto, heiliges Haus 41
 Lothar, Kaiser 244
 Lotter, Verleger in Augsburg 330
 Lucius, hl., König von Britannien 120
 Ludwig I., König von Bayern 21, 35
 – II., König von Bayern 25
 – III., König von Bayern 31
 Ludwigsburg, Hofkapelle 252
 Lüttich 61
 Luible, Anton 155
 Luitgardis OCist, hl. 36
 Lusignan, Herren v., Könige von Jerusalem u.
 Zypern 87
 Luther, Martin 15, 16, 58, 201, 209
 – Kleiner Katechismus 200
 – Psalter deutsch 200
 Lutheraner, Religionsausübung 20
 Lutzingen, Lkr. Dillingen 209
 Luzern, Jesuitenkirche 215
- Madel, Claudia 215, 217
 Magdalena, Erzherzogin von Österreich 106
 Magg (Mackh), Ferdinand 217
 Magnificat 317
 Mahler, Johann Georg 213
 Maierberger, Thaddäus 153
 Maier, Hans 173, 175
 – Vitalis OSB, Abt von Ottobeuren 169, 172, 175
 Mainz 262, 263
 – Fürstbistum 74
 Mair (Mayr), Alexander 117
 Malteser Kreuzfahrer 249
 Mancini, Giambattista 338, 352
 Mangold IV., Graf v. Werd 32, 33
 Mardochai 283, 284, 288, 290
 Margareta, hl. 194, 212, 249, 252
 Maria als apokalyptisches Weib 219–221, 223,
 225, 227
- ohne Erbsünde empfangen 233
 – Immaculata 247–249
 – – als Braut des Hl. Geistes 239
 – Knotenlöserin 214
 Maria Magdalena, hl. 244
 Maria Magdalena, Gemahlin v. Pfalzgraf Wolf-
 gang Wilhelm 207
 Mariä Heimsuchung 296, 297
 – Verkündigung 296
 Marianische Kongregation 204
 Marina v. Escobar, Mystikerin 222, 223, 230
 – Hl. Geist-Vision 222
 Marktoberdorf, Lkr. Ostallgäu 52
 Marmoutier, Kloster 213
 Marburg, Friedrich Wilhelm 338, 340, 352
 Martin, hl., Bischof von Tours 196, 213
 – Aufnahme in den Himmel 213
 – Mantellegende 213
 – Pontifikalkleidung 213
 Marwinski, Felicitas 99
 – Konrad 99
 Mattheson, Johann 338, 352
 Matthias, Kaiser 192
 Mauren, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 194
 Maurer, Otto, Pfarrer 188
 Mauritius, hl. 249
 Maximilian II., Kaiser 110
 Maximilian I. Joseph, König von Bayern 44
 – Philipp, Herzog von Bayern, Bruder Kurfürst
 Ferdinand Marias 269
 Mayer, Anna 110
 – Augustin OSB 169
 – Barbara 110
 – Johann, Dillinger Drucker 113–115, 123, 128,
 134
 – – Leibarzt v. Otto Truchseß v. Waldburg 106,
 108, 110, 111
 – Sebald, 1. Dillinger Drucker 98, 105–111, 134,
 204
 – Wolfgang 82, 85
 Mayinger, Ulrich 11
 Mayr, Moritz, Meister 40
 Mechthild v. Magdeburg, hl., Vision 234
 – Gemahlin v. Volkmar v. Kemnath 32
 Meder, die 283
 Medici, Cosimo III., Herzog von Toscana 10
 Mehrstimmige Musik 309
 Meichelböck, Joseph, Pfarrer in Kaufbeuren 48,
 49
 Meistetter, Stephan 231
 Melhofer, Philippus 94, 100
 Melk 306
 Melker Reform 309
 Meltzer, Adam 122, 132
 Memmingen 42

- Antoniterhaus 184
- Ausstellung des Hauses der Bayer. Geschichte 184
- Memminger Zeitung 176, 178
- Merian, Matthäus 35
- Mering, Lkr. Aichach-Friedberg 180
- Mesmer, Johann Georg 259
 - Joseph Anton 259
- Metter, Anna 31
- Meyer, Johann Anton 218
 - Werner 198
- Michäas, Prophet 10
- Michael, Erzengel 205, 234, 235
 - als Symbol der Gegenreformation 202
- Miedaner, Stefan 83
- Mieterkingen, Lkr. Sigmaringen 259
- Miller, Schulinspektor in Irsee 50
 - Franz R. 180–182, 184
 - Johannes 308
- Mindelheim, Lkr. Unterallgäu 180, 184, 237, 239, 263
 - Franziskanerinnenkloster Hl. Kreuz 229, 236, 238
 - Jesuitengymnasium 327
 - Jesuitenkirche 240
- Mönchsdeggingen, Lkr. Donau-Ries 22
- Monheim, Lkr. Donau-Ries 199
- Monninger, Martin 16
- Mozart, Wolfgang Amadeus 57
- Mrazek, Wilhelm 266, 271–274, 277–279, 299, 300, 303
- Müller, Alois 172, 175
- München 154, 157, 163, 166, 172, 173, 176, 178, 180, 220, 229, 329, 330, 349
 - Bayer. Akademie der Wissenschaften 83
 - Bayer. Staatsbibliothek 82, 86, 323
 - Bayer. Nationalmuseum 14
 - Bayer. Staatsministerium für Unterricht und Kultus 170
 - Dreifaltigkeitskirche, Hochaltargemälde 220, 227, 238
 - Kunsthandel, Hl. Geist-Skulptur 238
 - Landeskomitee der Katholiken Bayerns 184
 - Oberkonsistorium 22
 - Räterepublik 158, 160
 - Residenz, Herkulessaal 172
 - St. Bonifaz 172, 176
 - St. Michael 202, 204
 - Staatliche graphische Sammlung 215
 - Universität, Lehrstuhl f. Christl. Weltanschauung u. Religionsphilosophie 170, 176
 - Universitätsbibliothek 323
 - Zentralinstitut für Kunstgeschichte 83
- Münster, Lehrstuhl f. Dogmatik u. Dogmengeschichte 176
- Münster, Sebastian 35
- Muggenthal, Graf Konrad Sigmund 56
- Mugler, Charles 172
- Murnau, Lkr. Garmisch-Partenkirchen 157
- Mussenhausen, Gem. Markt Rettenbach, Lkr. Unterallgäu 263, 299
 - Klosterkirche 263
- Nachtigall, Otmar 306
- Nadler, Jeorius 307
- Nägeli, Hans Georg 341
- Nägelschneiden, günstige Tage 89
- Napoleon I., Kaiser 329
- Narzissus von Gerona, hl. 87, 93, 96, 97, 101, 103, 113, 120
- Natterer, Placidus, Pfarrer u. Schulinspektor in Ingenried 48, 50
- Nebukadnezar 282, 283, 287, 290
- Ness, Rupert II., Abt von Ottobeuren 167, 237
- Nestroy, Johann 331
- Neuburg a. d. Donau 182, 184, 190, 192, 196, 200, 201, 203, 207, 208, 210
 - Abbruch der Altäre 1555, 195
 - Druckerei 200
 - Hofkirche 202, 204, 205, 208
 - – Stuckprogramm 208
 - Jesuitenkirche Trutz Michel 202, 204
 - Katholische Konfession, Einführung 206
 - 2. Kirchenordnung 201
 - Krautkapelle 206
 - Neuer Calender von 1615, 207
 - Landesherr 193
 - Rektor des Jesuitenkollegs 209
 - St. Peter, Stadtpfarrkirche 205
 - Schloßkapelle 197, 201, 205
 - Studienseminar 204
 - Wiedereinführung der evangelischen Konfession von 1632, 192
- Neuburger Kirchenordnung von 1543, 199
- Neue Augsburger Zeitung 136, 145, 152, 156, 159
- Neues Testament 197
- Neuhaus, Leo 83
- Neuhausen, Lkr. Donau-Ries 196
- Neumann, Balthasar 223
- Neumünster, Gde. Altenmünster, Lkr. Augsburg 29
- Niederbayern 237
- Niederlande 304
- Niedermayer, Franz 180
- Niederösterreich 329
- Niederschönenfeld, Lkr. Donau-Ries 206
- Nikolaus, hl. 193
 - v. Tolentin, hl. 249
- Nizza 172
- Nördlingen, Lkr. Donau-Ries 10, 11, 14–19, 24–26, 210

- Antoniter 13
- Augsburger Konfession 19
- Baldinger Tor 21
- Barfüßerkloster 19
- Barmherzige Schwestern 25
- Confraternitas der Blinden, Armen u. Lahmen 14
- Franziskaner 13, 14, 19
- Franziskanerinnen 14
- Hintere Reimlinger Straße 25
- Gesellenverein 25
- Hostienwunder 13
- Josefskirche 25
- Karmeliten 13, 14
- - Simultaneum 21
- Katholische Pfarrgemeinde 11
- Klösterle 14, 21
- Kollegiatsherren 14
- Konfessionsgeschichte 26
- Magistrat 24
- Pfarrgeistlichkeit 13
- Protestantische Kirchengemeinde 22
- Reimlinger Straße, Rentamt 20
- Salvatorgäßchen 11
- St. Georg 10, 11, 14, 18, 19, 21, 22, 26
- - Daniel 10
- - St. Salvator 10-27
- - Barockmonstranz 23
- - Chorfresken 13
- - Instandsetzung 23
- - Konsekration 14
- - Schmerzensmann 13
- Spital 14
- Spitalkirche 22
- Synagoge (Judenschule) 13
- Wunderbare Hostie 14
- Zisterzienser 14
- Nördlinger Wallfahrt 13
- Normalschule 352
- deutsche 327
- Normalschulmethode 328
- Northfield, Minnesota USA, Carleton College 83
- Nürnberg 39, 69, 73, 87, 197, 199, 320
- Banco publico 66
- Oberammergauer 52
- Oberauerbach, Lkr. Unterallgäu 263
- Oberbeuren 48
- Oberfranken, die 310
- Oberglauheim, Lkr. Dillingen, Wandfresko der Gefangennahme Jesu 196
- Oberillerkreis, Regierung 50
- Oberkirch, Lkr. Ostallgäu 46
- Oberndorf/Neckar 303
- Augustinerchorherrenkirche 262
- Oberrammingen, Lkr. Unterallgäu 263
- Oberschönenfeld, Lkr. Augsburg, Zisterzienserrinnenkloster 28-38
- Äbtissinnenwahlen 34
- Beginen 29, 31
- Gründungsjahr 1168, 32
- Kirche 30
- Konventgebäude 30
- Prager Jesulein 36
- Säkularisation von 1803, 30, 34-36
- Schutzherren 34
- Schwäbisches Volkskundemuseum 38
- Oberschwaben 247
- Ochino, Bernardino 200, 210
- Öglin, Erhard 94, 307, 323
- Ökolampadius, Johannes 306
- Ösel, Insel bei Riga 154
- Österreich 173, 328, 336
- Österreicher, evangelische 193
- Oettingen, Grafschaft 210
- Lkr. Donau-Ries 16, 20
- Olmütz, Fürstbistum 74
- Orpheus 313
- Osiander, Andreas 190, 197
- Osnabrück, Fürstbistum 74
- Ostallgäu, Landkreis 262
- Otmar, Sylvan 94
- Ott, Norbert 83
- Ott Heinrich, Pfalzgraf 188-190, 197, 200
- Ottilia, hl. 212
- Ottmarshausen, Lkr. Augsburg 40-42
- Schloß und Domäne 41
- Ottobeuren, Lkr. Unterallgäu 168, 169, 175, 178, 237, 239, 269
- Benediktinerkloster, barocke Klosteranlage 167
- - St. Alexander und Theodor 167, 238
- - Alexanderfest 169
- - Barockbibliothek 173, 177
- - Dreifaltigkeitsthematik 240
- - Kaisersaal 168
- - Schultheater 52
- Klosterkirche 235
- - Fresko 235
- - Orgel 173
- Klostermuseum 236
- Studienwoche 166-179
- Ow, Andreas Meinrad v. 242, 245, 246, 254
- Paas, Roger 83
- Paderborn, Fürstbistum 74
- Paller, Familie 41
- Wolfgang 41
- Pappenheim, Grafschaft 195
- St. Galluskirche 195
- Paris 72

- Parler, Wenzel 13
 Parlerschule 13
 Passau, Hochstift 74
 – Vertrag von 1552, 19, 190
 Pemler, Anna Katharina 39
 Perser 283
 Persien 284
 Pestalozzi, Adelsfamilie 193
 – Johann Heinrich 341
 Petreius, Johann 199
 Petrus Ap., hl. 214, 228
 Peutinger, Konrad 306
 Pfaff, Carl 173
 Pfaffenhausen, Lkr. Unterallgäu 43, 269
 – Priesterseminar 45, 46, 269
 Pfalz-Neuburg, Herzogtum 1542–1650, 188–211
 – Reformation 193–195
 – status religionis 192
 Pfarrseelsorge 60
 Pfister, Georg 162–164
 – Karl 163
 Pforzheim, Reuchlin-Preis 171
 Pfullendorf, Lkr. Sigmingen 245, 246
 – Wallfahrtskirche Maria Schray 245
 Philipp Ludwig, Pfalzgraf 191, 202
 Philippus, Bruder des Herodes 285
 Piazzetta, Giovanni Battista 299
 Piles, Roger de 275
 Pilland, Joseph 328
 Pillennehmen, günstige Tage 89
 Pirckheimer, Willibald 306
 Pörnbacher, Hans 180, 181
 Polling, Lkr. Weilheim-Schongau 181
 Porrentruy (Pruntrut), Schweiz 72, 119
 – Archives de l'ancien eueché de Bale 83
 Priesteramt 298
 Printmedien 68
 Prunkkalender von Ende 1803, 72
 Psalmtenor 317
 Psalmtöne 317
 Purgieren, günstige Tage 89
 Purimfest 284
 Pythagoras 315

 Quantz, Johann Joachim 338, 352
 Quickborn 161

 Rabus, Michael 199
 Raeber-Züst, Edith 231, 232, 253–256
 Rätien 120
 Rahner, Karl SJ 166–179
 – Ottebeurer Testament 176
 Rain a. Lech, Lkr. Donau-Ries 217
 Rapp, Franz 172
 Ratdolt, Erhard 25

 Rathgeber, Valentin 310
 Ratschluß der Erlösung 223, 225, 226, 228, 234
 Rauch, Johann Andreas 35
 Rebsamen, Franz Anton 219, 231, 232, 242–260
 – Maximilian 258
 Rechberg, Philipp v., Dekan 95
 Rechbergwappen 103
 Reformation 188, 190, 195, 197
 – oberdeutsche 197
 – sächsisch-fränkische 197
 Reformationszeit 210
 Reformierte Religionsausübung 20
 Regensburg 20, 110, 134, 176, 328
 – Bischöfliche Zentralbibliothek 323
 – Bistum 111
 – Thurn- u. Taxis'sche Hofbibliothek 348
 Regensburg-Stadtamhof 229
 Reginbaldus, Abt v. St. Afra in Augsburg 318
 Rehling, Lkr. Aichach-Friedberg 262
 Rehlingen, Melchior Ignaz Peter Alois Joachim v.
 43
 Reichen, Eberhard Truchseß v. 40
 – Elzbeth v. 40
 – Hans Berthold Truchseß v. 40
 – Heinrich Truchseß v. 40
 – Sigfrid Truchseß v. 40
 Reichertshofen, Lkr. Pfaffenhofen/Ilm,
 St. Margaretha 193
 Reichsdeputationshauptschluß 44, 46
 Reichshofrat 19
 Reichsrecht 191
 Reichsritterschaften 66
 Reichsstädte 66
 Reinhard, Wolfgang 210
 Reisch, Gregor, Margarita philosophica 319,
 320
 Reiser, Kassian, Domkapellmeister in Augsburg
 62
 Reth, Karl, Weihbischof von Augsburg 138
 Rettenbach/Kärnten 229
 Reutlingen 85, 134
 Rezatkreis, Regierung 21
 Rhaw, Druckerei in Wittenberg 308
 Richter, Helmut 83
 Riebsamen, Martin 242
 Ried, Lkr. Donau-Ries 199
 Riedmiller jun. 182
 Rieger, Matthäus 181
 Riegg, Albert v., Bischof von Augsburg 21, 24
 Riepp, Balthasar 240, 254
 Ries 10, 18
 Rieser Kulturtage 184
 Rießmann, Familie 13
 Ripa, Cesare 272
 Rischert, Helmut 83

- Riser, Chorregent 328
 Rist, Johanna 180, 181
 Ritterorden 66
 Ritterstifte 66
 Rittler, Georg Wenzeslaus, Chorregent in
 Grönenbach 336, 337, 355
 Rituale Augustanum von 1580, 108
 Rodt, Franz Konrad v., Bischof von Konstanz
 250
 Röder, Gerda 180
 Rögling, Lkr. Donau-Ries 196
 Römer 48, 271
 Römerzinszahl 88
 Römische Reiterei in Gallien 213
 Römisches Reich, Hl., Deutscher Nation 66, 74,
 233, 236
 – Stände 235
 Roesele, Max OSB 172, 173, 175
 – Ludwig, Regens 45, 46
 Rokoko, Dekadenz 74
 Roll v., Familie in Solothurn 245
 – Familienarchiv 247
 – zu Emmenholz, Franz Viktor Augustin Frhr.
 v., Stadtvenner v. Solothurn 246
 – Joseph v., Propst v. Kloster Fahr 243, 245, 246
 Rolle, Theodor 61
 Rom 18, 46, 108, 304
 – Collegium Germanicum 43
 Ronig, Franz 225–227
 Rorschach 97
 Rosenheim 123, 134
 Rottenbuch, Lkr. Weilheim-Schongau 269
 Rubens, Peter Paul 193, 203–206, 208, 209, 273,
 304
 – Engelssturz 208
 – Höllensturz 208
 – Jüngstes Gericht 208
 Ruderatshofen, Lkr. Ostallgäu 44
 Rudolf v. Habsburg, König 244
 – II., Kaiser 110
 Rueprecht, Johann Georg 349
 Ruffini, Joseph 231, 238, 239
 Rummel, Peter 83, 188
 Rundgotische Schrift 88
 Ruoesch, Johann Baptist v., Regierungspräsident
 20

 Sadeler, Johann 206
 Säkularisation 46, 59, 76
 Sagan i. Schlesien 351
 Sailer, Johann Michael, Bischof von Regensburg
 20, 328
 – Sebastian, „Schwäbischer Cicero“ 269
 Sakramentshäuser 196
 Salome 263, 285, 292, 295, 297

 Salzburg 72, 89, 172, 173, 309
 – Erzbistum 111
 – – Domkapitelsprotokolle 84
 – Hochschulwochen 166, 168
 – Hochstift 74
 Sandrart, Joachim v., Teutsche Academie 216
 St. Blasien, Lkr. Waldshut, Kirchengesangbücher
 348
 St. Gallen 169, 172
 St. Ottilien, Lkr. Landsberg 142
 Sartorius, Adam 122
 Satzger, Alphons 162–164
 Saul 313
 Saulgau, Lkr. Sigmaringen 242, 257–260
 – Franziskanerkloster, Antoniuskirche 258
 Saulgauer Maler 259
 Saur, Abraham 35
 Schaffhausen/Schweiz, Museum Allerheiligen 240
 Schaich, Hans 181
 Schalmel 309
 Schaumberg, Johann v. 95
 Schedel, Hartmann 35
 Scheffler, Christoph Thomas 209, 219–227
 Schellenberg, Ignaz v. 214, 215
 Scheyb, Franz Christoph v. 268
 – Orestrio 273
 Schertlin v. Burtenbach, Sebastian 35
 Schindler, Herbert 299, 303
 Schisma 291
 Schlammersdorf, Thomas Sigismund v., Obrist 35
 Schlette, Heinz-Robert 173
 Schmalkaldischer Krieg 1546, 34, 190, 200
 Schmid, Anton 328
 Schmittner, Anna Maria, geb. Beirer 217
 – Johann Georg Melchior 212–218
 – Katharina, geb. Reichlin 217
 Schmölz, Franz-Martin OP 172, 173, 175
 Schmutter 40
 Schmuzer, Franz 239
 Schneider, Anton 181
 Schneller, Joseph Anton 328, 348–350
 – Leipziger Noten 348
 Schön, Erhard 87
 Schönfeld, Johann Heinrich 214–217
 Schönigk, Ulrich 122
 – Valentin 102, 112, 114–117, 121, 122, 134
 Schönmetzler, Franz Xaver 25
 Schönsperger, Hans 85, 94
 – Hans d. J. 73
 Schöpf, Johann Adam 219, 229–231
 – Josef 272
 Scholastika, hl. 243, 252
 Schongau, Lkr. Weilheim-Schongau 232, 254
 Schramm, Reiselexikon 246
 Schreibkalender 108

- Schröder, Alfred 49, 56
 Schröpfen 89
 Schulordnung, Allgemeine 327
 Schulten, Walter 230
 Schuster, Norbert 54
 Schwabacher Schrift 88
 Schwaben 29, 73, 235, 239, 261
 – Regierungsbezirk 262
 Schwaben-Neuburg, Regierungsbezirk 38, 147
 Schwabmünchen, Lkr. Augsburg 181
 Schwäbische Lehrer 341
 – Reichsstädte 16
 Schwäbischer Kreis 47
 – Raum 262
 Schwäbisches Mariensingen 182
 – Rokoko 299
 – Voralpenland 262
 Schwärmer 94, 98
 Schwarz, Albert OSB 141, 163
 – Basilius P. 328
 – Christoph, Hofmaler in München 206
 Schwarzach 29
 Schwarzachtal 28, 32, 35
 Schwedenkrieg 56
 Schwedische Truppen im 30jährigen Krieg 192
 Schweiz 173, 242, 243, 246, 252, 259
 Schwennenbach, Lkr. Dillingen 219, 232, 235
 – Pfarrei 199
 – Pfarreivisitation 203
 – Pfarr- u. Wallfahrtskirche Maria Immaculata 233
 Seeg, Lkr. Ostallgäu 262, 263
 Seelsorge 268
 Seibold, Michael SJ 208
 Seiler, Joachim 67
 Seitz, Joseph, Buchhändler 139
 – Reinhard H. 82
 Seresch 283
 Sieben freie Künste: musica 310, 312
 Sieber, Joseph 43, 46, 48, 50
 Sigmaringen 231, 242, 245, 249, 254
 Sigmund Franz, Erzherzog v. Österreich, Bischof von Augsburg 125
 – Wappen 129
 Simpert (Simprecht), hl. 87, 92, 93, 96, 101, 104, 105, 120, 307
 Sing, Johann Caspar 212
 Söflingen, Stadt Ulm 262
 Solis, Virgil 199
 Solnhofen, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen 193
 Solothurn 246
 – Hl. Grab 246
 Sondermayr, Simon Thaddäus 230, 237
 Sonnenberg b. Feldkirch, Wappen d. Grafschaft 101
 Sonnenfels, Joseph v. 271
 Sonnenjahr 88
 Sonnenzyklus 88
 Sontheim, Lkr. Unterallgäu 262
 Sorg, Anton, Almanachdrucker der Inkunabelzeit 73
 Sozialdemokratische Partei Deutschlands 164
 Spätbarock, süddeutscher 236
 Spanischer Erbfolgekrieg 34, 220
 Spechtshart, Hugo, Flores musicae 318
 Speyer 89
 Spiegler, Franz Joseph 249, 253
 Spieler, Joseph Jakob 219, 235, 236
 Spindeltal 188, 189
 Spindeltalmadonna 196
 Sprengel, Anton 181
 Staatskirchentum 26
 Stabius, Johann 306
 Stadion, Christoph v., Fürstbischof von Augsburg 17, 18, 84, 85, 87, 89, 93, 98
 Stadtgerichte 66
 Ständebild 232
 Staiger (Steiger), Antonie, Witwe 327
 Stammheim, Melchior v. 305
 Staudenlandschaft 28
 Stauffenberg, Anton Damian Hugo Schenk v. 328, 334
 Steichele, Anton v., Erzbischof von München 39, 41
 Steigenberger, Max, Domprediger in Augsburg 63
 Stein (Stain), Gregor vom 95
 – Marquard vom, Propst 89, 95
 – Familienwappen 103
 Steiner, Heinrich 308
 Steinhart, Ignaz 155
 Stephanus, hl. 194
 Steppacher Mäder 40
 Stetten, Paul v. d. J. 216–218
 Stieglmayer, Josef 65
 Stierhof, Horst 204
 Stiftsfähige Familien 95
 Stiller, Michael 215
 Stimpfle, Josef, Erzbischof, Augsburg 184
 Stock, Simon OCarm 249
 Stockach, Lkr. Konstanz 258
 Störck, Anton 258
 Störcklin, Johann Heinrich 230, 237, 238
 Stomius, Johannes 309
 Strahlenfeld, Thomas v. 198
 Straß, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen, Mariahilfbild 206
 Straßburg 172, 320
 Straubing 19
 – Chorherrenstift St. Jakob u. Tiburtius, Kollegiatstiftskalender 122

- Strauß, Hans Caspar 217
 „Strickgürtel Sancti Francisci“ 60
 Stuttgart 85
 Süddeutsch-böhmische Gruppe, praxisbezogene
 Musik 322
 Süddeutscher Raum 304
 – Spätbarock 240
 – Verband kath. männlicher Jugendvereine 159
 Süddeutsches Rokoko 240
 Süddeutschland, Reformklöster 323
 Sulpicius Severus 213
 Sulzer, Familie 42
 Susanna, hl. 194
 Sutor, Caspar 128
 – Xaver, Gemeindepfleger in Waal 49
 Symbol-Literatur 267
 Szigetvár 207
- Täufer 94, 98
 Tagmersheim, Lkr. Donau-Ries 193
 Tanneck, Ursula II. v., Äbtissin von Ober-
 schönenfeld 29, 35
 Tegernsee, Lkr. Miesbach, Klosterdruckerei 110
 Tessin 243
 Tetzl, Johann 15
 Thamar 285, 288, 290–292, 297
 Thamasch, Andreas 221
 Theogerus v. St. Georgen 318
 Theologische Tugenden 250
 Thieme-Becker, Künstlerlexikon 242
 Thierbach, Melanie 182
 Thierhaupten, Lkr. Augsburg 184
 Thoma, Wolfgang 181
 Thomas Ap., hl. 198
 Thomas v. Aquin, hl. 12
 Thum, Beda OSB 172
 Thurnfeld b. Hall/Tirol, Schloß 30
 Tiepolo, Giovanni Battista 299, 304
 Tiepolo-Schule 303
 Tierkreiszeichen 89
 Timotheus 313
 Tiroler, evangelische 193
 Torricelli, Gianantonio 243
 – Giuseppe 243
 Tosi, Pier Francesco 338, 340, 352
 Tours 213
 Treppesch, Franz 168, 172, 173, 175
 Trieb, Josef 214
 Trient 66
 – Konzil v. 1545–1563, 58, 60, 100, 193
 – – Dekret über die Heiligen u. die Reliquien 208
 Trier 219, 220, 225, 226
 – Stiftskirche St. Paulin 223, 225–227
 – – Märtyrerkreuz 223
 Tritonius (Treibenreif), Petrus 323
- Troger, Paul 220, 226
 Tubal, Musikerfinder 315
 Tucher, Familie 39
 Tübingen 122, 134, 172
 Türken 207
 Türkheim, Lkr. Unterallgäu 238, 239, 269
 – Herrschaft 47
 – Landgericht 48
 Tutzing, Evangelische Akademie 166
- Übersfeld, Lkr. Donau-Ries 188, 199
 Ulberg b. Möhren, Lkr. Weißenburg-Gunzen-
 hausen 188
 Ulhart, Druckerei 309
 – Anna 102
 – Philipp d. Ä. 94, 97, 98, 100, 102, 106, 107, 134
 – – Lateinkenntnisse 98
 – Philipp d. J. 94, 98, 102, 114, 134
 Ulm, Reichsstadt 210
 Ulmer Winkel 327
 Ulrich, hl., Bischof von Augsburg 87, 93, 96, 101,
 103, 113, 120, 129, 307
 – Todestag 63
 Unbefleckte Empfängnis 233
 Ungarische Krone 334
 Unterallgäu, Landkreis 262
 Underdießen, Lkr. Landsberg 56
 Unterliezheim, Lkr. Dillingen, Benediktiner-
 kloster 209
 – Pfarrkirche 209
 Unterrammingen, Lkr. Unterallgäu 262
 Unterstall, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen,
 Luther. Altar 198
 Ursberg, Lkr. Günzburg 140
 Ursula, hl. 208
 Utzschneider, Maria Magdalena, geb. Aperger
 134
 – Simon 134
 Utzwingen, Lkr. Donau-Ries 180
2. Vatikanisches Konzil 60, 172, 173, 334
 Veit im Kessel, hl. 206
 Veitel, Thomas 217
 Venedig 299, 304
 Verona 120
 – Dom 120
 Victoria, Äbtissin v. Fahr 245
 Viktor, hl. 249
 Viktor, Papst 244
 Violau, Lkr. Augsburg, Gnadenbild 36
 – Unteres Gericht 34
 – Waldrodung 29
 – Wallfahrten 36
 Virdung, Sebastian 307
 Virgines Capiales (hl. Madl) 252

- Vogelmann, Wolfgang, Stadtschreiber in Nördlingen 18
 Volkmar II. v. Kemnath 29, 32
 Vorderösterreich 242, 258, 302, 327
- Waal, Lkr. Ostallgäu 42–44, 47, 48, 56
 – Bräuhaus 49
 – Frühmeßbenefizium z. d. Hl. drei Königen 55
 – Industriegarten 54
 – Leyen-Archiv 55
 – Mühlen 49
 – Nikolauskapelle 49
 – Ortsgeschichte 48
 – Passionsspiel 51, 52
 – Passionsspielgemeinde 39
 – Passionsspieltradition 49
 – Patrimonialgericht, Fürstlich von der Leyensches 52
 – Pfarrfreithof 49
 – Privattheater-Gesellschaft 53
 – St.-Annakirche 44, 48, 56
 – Schloß 49
 – Waalhaupter Tor 52
 – Ziegelstadel 49
 Waaler 51
 Wagner, Leonhard 305
 – Richard 181
 Waldburg, Truchsessen von 96
 – Wappen 101
 – Otto Truchseß v., Bischof von Augsburg, Kardinal 19, 96, 98, 99, 101–103, 106, 107
 – – Emblem 96
 Waldburg zu Zeil, Fürst Georg v. 170
 Waldenser 12
 Waldshut 134
 Wallerstein, Lkr. Donau-Ries 21
 Wallfahrtsverbot 188
 Walrab, Adelsfamilie 193
 Walther, Johann Gottfried 326
 Wandervogel 141, 161
 Wandkalender, Wappen des Fürstbischofs 77
 Wappenkalender, Holzschnitt 76
 – Kupferstich 76
 Wappen-Wandkalender in deutscher u. lateinischer Fassung 105
 – Entstehungsbedingungen 71
 Warbeck, Paul 16
 Weibliche Jugendvereine 159
 Weichering, Lkr. Neuburg-Schrobenhausen 194
 Weiherhof/Obernhofen b. Oberschönenfeld, Lkr. Augsburg 31
 Weiler, Lkr. Lindau 213
 – Westallgäuer Heimatmuseum 212
 Weiler, Marie 331
 Weimar 72
 – Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek 99
 Weimarer Republik 165
 Weingarten, Lkr. Ravensburg 253
 Weinmüller (Weinmiller), Carl Friedrich Joseph 330–332, 340, 341
 Weinstock, Margaretha 194
 Weiße, Christian Felix 52
 Weißenburg 195
 – Andreaskirche 195
 Weißenhorn, Lkr. Neu-Ulm 302, 327
 Weißenhorn, Alexander 98
 Welden, Lkr. Augsburg 262
 Welser, Familie 39–41
 – Anton SJ 204
 – Markus 120
 Weltin, Johann v., Kustos v. St. Moritz in Augsburg 46
 Weltkrieg, Erster 155, 164
 – Zweiter 220
 Wendelin, hl. 251, 252
 Werlich, Hans 85, 86, 89, 90, 134
 Werner, Abt v. Einsiedeln 244
 – Alfred 301
 Wertingen, Lkr. Dillingen 40, 262
 Wessobrunn, Lkr. Weilheim-Schongau, Klosterkirche 239
 – Gnadenbild „Mutter der Schönen Liebe“ 239
 Westerstetten, Johann Christoph v., Fürstbischof von Eichstätt 122
 Westheim, Lkr. Augsburg 40, 41
 – Kobel 41, 138, 162
 – Urkataster 41
 Wettenhausen, Lkr. Günzburg 35
 Wetterläuten 194, 195
 Wiedergeltingen, Lkr. Unterallgäu 269
 Wien 72, 172, 268, 271, 330, 331, 333, 336
 – Fürstbistum 74
 – Hoftheater 329
 – Kirchengesangbücher 348
 – Kupferstecherakademie 271
 – Musikleben 331
 – Österreichische Nationalbibliothek 94
 – Reichshofrat 66
 – Stadtrat 66
 Wiener Aderlaßkalender 73
 – Kongreß 331
 – Opernpublikum 329
 Wildegger, Michael, Land- u. Reichstagsabgeordneter 24, 25
 Wildenholz, Wilhelm v., Weihbischof von Augsburg 13
 Wildsteig, Lkr. Weilheim-Schongau 180
 Wilhelm IV., Herzog v. Bayern 97
 Willer, Georg, Buchführer 69
 Wilsnack b. Schwerin 12

- Winkler, Max Joseph 328
 Winter, Karl, Geistl. Rat 181
 Winterrieden, Lkr. Unterallgäu 238
 – Pfarrkirche 237
 Winterstetten, Johann Schenk v. 95
 – Philipp Schenk v. 95
 Wittelsbacher 158, 269
 – Neuburger 202
 Wittenberg 16, 308
 Wittwer, Wilhelm, Klosterchronist 305, 309, 311
 Wohlfarth, Wilfried 181
 Wolf, Georg Friedrich 338–343, 352
 – Unterricht in der Singkunst 337
 Wolferstadt, Lkr. Donau-Ries 196
 Wolff, Johann Andreas 227, 228, 238
 Wolfgang, Herzog v. Pfalz-Neuburg 202
 Wolfgang Wilhelm v. Pfalz-Neuburg, Pfalzgraf
 189, 191, 192, 200–204, 207, 208
 Wolfstein, Gotthard v. 95
 Woll, Erna 181
 Wollick, Nicolaus 313, 315, 316, 320
 Worms 85
 Würga, Gräfin v. Werd 32
 Württemberg, Herzogtum 210
 – Kirchenordnung 190
 Würzburg 84, 176
 – Domkalenderwesen 72
 – Fürstbistum 66
 – Hochstift 74
 – – Domherrenkalender v. 1514, 73
 – Hochstiftskalender 73
 – Neumünster 67
 – Synode v. 1970, 177, 178
 – Wandkalender 85
 Wüst, Wolfgang 67
- Wullenstetten, Lkr. Neu-Ulm 327
 – Chorfresko 302
- Zacharias 295–298
 Zahlenmystik 295
 Zahlensymbolik 295
 Zainer, Günther 73
 Zaisertshofen, Lkr. Unterallgäu, Pfarrhof
 261–304
 – – Fresken im Tafelzimmer 268, 289
 Zeeden, Ernst Walter 195
 Zeiler, Johann Jakob 235
 Zeitlmann, Otto 328
 Zett, Paul, Tambourmajor 153
 Zettler, Lothar 181
 Ziegelbauer, Max, Weihbischof von Augsburg
 180–182, 184
 Ziegler, Johannes 310
 Zinsmeister, Willibald, Abt von Mönchsdeggen-
 gen 22
 Zipfel, Severin, Pfarrverweser 21–23
 Zisterzienser 28, 31–33
 Zisterzienserinnen 33
 Zisterzienser-Ordensregel 29
 Zoepfl, Friedrich 67, 348
 Zollern, Friedrich v., Fürstbischof von Augsburg
 85
 Zrinyi, Graf 207
 Zürcher, Franz Joseph 258
 Zürich 20, 243, 246, 341
 Zusameck, Ulrich v. 39
 Zusmarshausen, Lkr. Augsburg 150, 153
 – ehem. Bezirk 152
 – Jugendwehr des Bezirks 153
 Zwiefelhofer, Hans SJ 176

